# Preußische Jahrbücher

Begründet von **Rudolf Haym**,
**Heinrich v. Treitschke** und **Hans Delbrück**

Schriftleitung: **Dr. Walter Heynen** und **Dr. Emil Daniels**

---

## Zweihundertsechsundzwanzigster Band

**Oktober bis Dezember 1931**

**Berlin**
Verlag von Georg Stilke
**1931**

# Inhaltsverzeichnis

des

## 226. Bandes der „Preußischen Jahrbücher"

(Oktober bis Dezember 1931)

---

### I. Aufsätze


Seite

Daniels, Emil. Die Notverordnung von 1863 und die inneren Vorgänge im preußischen Königshause . . . . . 58, 176
Gothein, Georg. Die Katastrophe der deutschen Landwirtschaft . 140
Heyderhoff, Julius. Aus der Werkstatt eines guten Europäers 39
Hönigswald, Richard. Gedanken zur Philosophie Hegels . . . 148
Luckwaldt, Friedrich. Bernhard Fürst von Bülow . . . . 113, 229
Lulvès, Jean. Papst Leos XIII. erste Begegnung mit Wilhelm II. (Oktober 1888) und Frankreichs vatikanische Politik . . . . 295
Madol, Hans Roger. Balkan-Tagebuch . . . . . 253
Neumann, Willi. Schamgefühl und Prüderie . . . . . 280
Schmidt, Paul F. Die Wiedererstehung des Kupferstichs in Deutschland 51
Treuherz, Walter. Reflexionen zur Bankenkrise . . . . . 1
—„— Greater Britain . . . . . 270
Urbas, Emmanuel. Noch einmal Mayerling . . . . . 20
Wesendonk, O. G. von. Einige Gedanken über Staat und Religion 169


### II. Besprochene Werke und Hinweise.


Cronheim, Fritz. Ernst Kantorowicz: „Kaiser Friedrich II." . . 369
Haintz, Dr. Otto. Karl Stählin, „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart" . . . . . 209
Knudsen, Hans. Berliner Theater . . . . . 100, 213, 371
Mauch, Theodor. Georg Schmückle: „Engel Hiltensperger, Der Roman eines Deutschen" . . . . . 208
Rohrbach, Paul. Walther Classen: Eintritt des Christentums in die Welt . . . . . 99

## III. Politische Korrespondenz und kleinere Aufsätze.


Seite

Daniels, Emil. Die Katastrophe des Pfundes . . . . . 105
—„— Nach der Amerikafahrt Lavals . . . . . 222
—„— Die Etappe von Basel . . . . . 377
Heynen, Walter. Inland und Ausland. Zeitschriftenschau. England in französischer Kritik. — Italien und Frankreich. — Die Stärke der Roten Armee . . . . . 77
—„— Valorisation oder Devalvation? — Lord Byrons Tod. — Gab es belgische Franktireure? . . . . . 194
—„— Dreimal Shaw. — Museumsarbeit in Sowjetrußland . . . . 313
—„— Weihnachtsrundschau. Literatur und Kulturgeschichte . . . 329
Grautoff, Otto. Weihnachtsrundschau. Neue kunsthistorische Literatur 352
Meisner, Heinrich Otto. Weihnachtsrundschau. Historische Porträts 338
Stecher, G. Weihnachtsrundschau. Literatur . . . . . 358

# Reflexionen zur Bankenkrise

von Dr. Walter Treuherz

## I.

Die Theoretiker und reinen Wissenschaftler haben in der deutschen Oeffentlichkeit seit der Zeit, da in wachsendem Maße der in Zahlen ausgedrückte Erfolg, die Realistik der Bilanzen, zum Maßstab der Tüchtigkeit gemacht worden sind, ein bescheidenes, bestenfalls von wohlwollendem Lächeln übersonntes Dasein geführt. Es regierte der Spezialist und Praktiker. Seine überbetonte Mißachtung des unentbehrlichen Kollegen aus dem Reiche der Theorie war verständlich durch die Abseitigkeit der Untersuchungen, die vielfach (nicht allgemein) von den Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft geübt worden ist. Kämpferisch veranlagte Professoren, die über den Hörsaal hinaus leidenschaftlich zu den Problemen des Tages Stellung nahmen und — wie Geschichte und Wirken etwa des „Vereins für Sozialpolitik" beweisen — auch meinungbildend und fördernd in die Entwicklung eingegriffen haben, hat es vor dem Kriege in großer Zahl gegeben. Seit dem Friedensschluß ist eine Wandlung eingetreten. Die Nationalökonomie wurde stumm. Während des Krieges und in der Inflationszeit haben die berufenen Lehrer der Volkswirtschaft vielfach geschwiegen, wo sie klärend und führend in den Streit hätten eingreifen sollen. Oder sie haben sich zu offiziell genehmigten Thesen bekannt, von denen sie wissen mußten, daß sie nicht vertretbar waren.

Diese Haltung beamteter Volkswirte hat Mißtrauen gegen die Wissenschaft gesät und in der öffentlichen Meinung den Eindruck erweckt, als seien die Lehren der großen Nationalökonomen praktisch unverwendbar, nicht geeignet, in die Vielheit aktueller Tagesprobleme grundsätzliche Klarheit zu bringen. Selbstverständlich besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen der forschenden, auf allgemeine Erkenntnis schürfenden Gelehrtenarbeit und der Aufgabe des praktischen Volkswirts, der die Tagesfragen meistern und bestmöglicher Lösung entgegenführen will. Aber es gibt auch ein Mittelding; vergessen wurde, daß sich aus der berufsmäßigen Beschäftigung mit theoretischen und praktischen Problemen der Volkswirtschaft eine Uebung des Denkens, Häufung tatsächlichen Wissens ergibt, die den Ueberblick erleichtert, schnellere Orientierung ermöglicht und ein organisch gewachsenes Grundgefühl für Zusammenhänge schafft, das dem nur auf Praxis und Einzelarbeit eingestellten Kaufmann oder Politiker natürlicherweise verloren gehen muß.

Auch nach dem Kriege hat es bei uns und im Ausland an unabhängigen Nationalökonomen, die in den Kampf des

Tages eingriffen, nicht gänzlich gefehlt. Sehr groß war ihre Zahl nicht. Wenn sie vielleicht auch Mitglied irgendeiner Akademie waren oder noch sind, hatten sie doch keine innere Beziehung zu Amtsstuben und der Enge fachlichen Berufs. Freiheitliche Gesinnung und selbständige Meinungsäußerung begründen durchaus nicht den Ruf, nun auch ein Sachverständiger zu sein. Mit einer gewissen Verbitterung hat daher mancher von ihnen sein Outsidertum getragen.

Daneben aber steht das Heer wirtschaftlich tätiger, mehr oder weniger abhängiger Nationalökonomen. Viele von ihnen sind in der Industrie und in den Banken tätig, sitzen in Organisationsbüros, statistischen Abteilungen oder Archiven, beobachten die Märkte, erforschen Zusammenhänge und versuchen sich in Konjunkturdiagnosen. Eine Resorption ihrer Arbeit durch die Praktiker findet nur selten statt. Die Resultate ihrer Tätigkeit bleiben abseitig und verfehlen ihr Ziel, das darin bestände, Stützpunkt praktischen Handelns zu werden. Sie können zwar ihre Erkenntnisse schriftlich oder mündlich, je nach der persönlichen Einstellung der in fast allen Betrieben mehr oder weniger souverän regierenden Spezialisten, darlegen; aber sie behalten immer nur den Charakter von Berichten, zünden nicht, und werden kaum so verarbeitet, daß sie zum Kompaß praktischen Handelns ausschlagen. Geistige Infusion findet fast niemals statt.

Charakteristisch ist die Benennung dieser Abteilungen. Man spricht von „Archiven", „Literarischen Büros" und „Presseabteilungen". Immer bilden sie nur ein Anhängsel der allgemeinen Geschäftsorganisation.

In den „Archiven" wird Material gesammelt, vielleicht auch eingesargt. Die „Presseabteilungen" erschöpfen sich in der Sammlung von Zeitungsausschnitten; sie pflegen den Verkehr mit der Presse, sei es in propagandistischer oder abwehrender Form; aber sie sind ebensowenig wie die Archivleiter über Inhalt und Umfang der Geschäfte des Instituts, dem sie angegliedert sind, unterrichtet und haben häufig sogar Mühe, die notwendigsten Informationen zu erhalten. Infolgedessen sind sie auch nicht in der Lage, ausgleichend, bremsend oder fördernd in die Geschäftsführung einzugreifen. Die Leitung bleibt völlig in der Hand der sogenannten „Praktiker". Wer aber sind diese Praktiker? Ausgezeichnete Fachleute, im Betrieb aufgewachsen; zuweilen verfügen sie über genaueste Kenntnis der Feinheiten des ihnen unterstellten spezifischen Geschäfts, oft sind sie auch mit einem gesunden Sinn für die besondere und geschäftliche Tradition erfüllt, ohne den in der Tat kein Unternehmen auf die Dauer blühen und gedeihen kann. In kritischen Zeiten aber, wie wir sie seit nunmehr zwei Dezennien erleben, können diese positiven Eigenschaften sämtlichst versagen. Elastizität zur Umstellung auf neue Aufgaben

und Ziele werden immer nur Männer haben, die fähig sind, sich im Wirrwarr der Tagesereignisse grundsätzlich zu orientieren. Sie müssen von einem lebendigen Gefühl für die unzerreißbaren Beziehungen zwischen dem großen Fluß der Ereignisse und dem eigenen Unternehmen beseelt sein.

Sowohl in Regierungskreisen als auch in der Leitung großer Konzerne, insbesondere der Banken, trifft man auf körperlich und geistig überbürdete Menschen. Die Gabe, eine gewisse Faulheit zur Schau zu tragen und doch produktiv zu sein, die Fähigkeit, für wichtige Dinge immer Zeit zu haben, ist in Deutschland leider nur selten zu finden. Während in England auf Schulen und Universitäten bewußt eine Schicht herangebildet wird, die Führerqualitäten entwickeln soll und Wesentliches vom Unwesentlichen frühzeitig unterscheiden lernt, fehlt es bei uns allein schon an dem Mut, Verantwortung zu delegieren. Die klare Scheidung zwischen leitender und ausführender Arbeit ist verwischt worden. Unsere geschäftlichen Offiziere wollen gleichzeitig Unteroffiziere sein. Wenn sich zu diesen, die Führerfunktion erschwerenden Eigenschaften auch noch ein mangelhaft entwickelter Instinkt für die richtige Auswahl der Mitarbeiter gesellt, kann Unheil nicht ausbleiben.

Die jetzt oft erhobene Forderung nach Verjüngung der Führerschicht mag im großen und ganzen berechtigt sein. Aber nicht auf das *Alter* der Führer kommt es an. Das Alter verfügt über Erfahrungen, die die Jugend nicht haben kann, und Jugend ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Versprechen auf die Zukunft. Wesentlich ist, daß sich ein gesundes und natürliches *Nebeneinander* von alten und jungen Kräften einstellt, daß eine Zusammenarbeit zustande kommt, die einen Ausgleich zwischen der Erfahrung von gestern und der Voraussicht für morgen ermöglicht, vor allem aber auf gegenseitiger Achtung der Generationen basiert ist. Ueberspannt die ältere Generation, wie häufig bei uns, das Autoritätsprinzip, so sind Schwierigkeiten und Disharmonien unvermeidlich.

In unseren Banken regieren fast souverän die Praktiker. Viele von ihnen sind irgendwann einmal mit der Theorie ihres Betriebes mehr oder weniger intensiv befaßt worden; dann aber haben die Aufgaben des Tages sie eingefangen; zur Weiterbildung verblieb keine Zeit. Der Blick für Zusammenhänge ging verloren, und es kam zu jener Desorientierung und Unsicherheit des zentralen Standpunktes, die jede zielklare Leitung unmöglich machen.

Aus dem Empfinden der Unzulänglichkeit des eigenen Blickfeldes sind dann die Archive und Presseabteilungen geschaffen worden. Leider ergab sich, daß diese Hilfsstellung und Unterordnung der theoretisch und wirtschaftlich geschulten Kräfte — deren Aufgabe es sein sollte, den Blick von der allgemeinen

Entwicklung, innerhalb deren das eigene Unternehmen immer nur ein bescheidenes Einzelglied darstellt, nicht abzuwenden — in der Praxis für produktive Arbeit im allgemeinen untauglich macht und mehr sterilisierend als fördernd wirkt. Erheben sich die Archivleiter, wie es zuweilen geschieht, über ihre Kompetenzen, versuchen sie warnend, bremsend, oder vielleicht auch antreibend einzugreifen, so stoßen sie auf Widerstände, werden geringschätzend als „Theoretiker" stigmatisiert und fallen sehr bald wieder in ihre Grenzen zurück. Bestenfalls werden sie angehört; dann aber ist es gewöhnlich zu spät. Nützliche Arbeit können diese Institutionen nur leisten, wenn sie der Geschäftsleitung fest eingegliedert sind und den Nur-Praktikern in jeder Beziehung gleichgestellt werden. Mehr noch als ein vom Staat bestelltes Bankenaufsichtsamt tut eine Reform der inneren Bankorganisation, eine Ergänzung der leitenden Persönlichkeiten, die interne Bestellung wachsamer Polizisten not.

Man verstehe recht: nichts sei gegen die Techniker der Bankbetriebe gesagt. Festgestellt aber seien die natürlichen Grenzen ihrer Fähigkeit. Zugegeben sei, daß in der Leitung unserer großen Banken auch Persönlichkeiten zu finden sind, die nicht Nur-Praktiker sind und die Voraussetzungen für eine großzügige Führung ihrer Unternehmungen wohl zu erfüllen vermögen; aber sie können sich dennoch gewöhnlich nicht durchsetzen, weil sie mit praktischen Aufgaben mehr als überlastet sind. Daher brauchen auch sie eine Ergänzung.

Es gibt genug Männer in Deutschland, die theoretisch gebildet sind und genügend Verständnis auch für die praktische Geschäftsführung besitzen, um die großen allgemeinen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, die Linie der Geschäftsentwicklung mitzubestimmen und einzugreifen, wenn der Verlauf auf Bahnen drängt, an deren Ende schwer überwindbare Schwierigkeiten zu erkennen sind.

In England ist von jeher ein wesentlich achtungsvolleres Verhältnis von Theorie und Praxis zu beobachten gewesen. Der Zwang, eine Welt zu regieren, hat dort zu der Gepflogenheit geführt, in den Verwaltungsrat der großen Depositenbanken die besten Nationalökonomen hineinzunehmen, die Praxis und Universität zu bieten haben. Sie sind mit allen Rechten eines ordentlichen Vorstandsmitgliedes ausgestattet und haben keinerlei Verpflichtung, sich um das eigentlich praktische Geschäft zu sorgen. So sollten auch wir unter dem Druck der Krise, freiwillig, die interne Bankorganisation ausbauen. Wenn die für allgemeine Werbezwecke und theoretische Ueberwachung delegierten Vorstandsmitglieder genauen Einblick in die Geschäftsführung haben, können sie auch in die vielen Sparten spezifischer Bankgeschäfte, die Rentabilität fördernd, eingreifen und besonders dem Kreditgeschäft hilfreich zur Seite stehen.

Die vielfach vorhandene Gepflogenheit, daß Kredite von einer gewissen Höhe nur gewährt werden dürfen, wenn alle verantwortlichen Vorstandsmitglieder zugestimmt haben, mag in kritischen Zeiten, wo es auf Bremsen und Einschränken des laufenden Geschäfts wesentlich ankommt, ihren Zweck erfüllen. Für Aufbau und Leitung des Kreditgeschäfts reicht indessen eine so formale Bestimmung nicht aus. Immer sollte daher wenigstens ein leitendes Vorstandsmitglied damit beschäftigt sein, die Kreditfähigkeit bestimmter Industriezweige sowie ihre Rentabilitätschancen und Entwicklungstendenzen so eingehend und international umfassend zu studieren, daß es die Möglichkeit hat, die einzelnen, ihm vorgelegten Kreditgesuche auch unter diesen Gesichtspunkten zu bewerten und in die wünschenswerte Verteilung einzugliedern.

Wenn ich nicht irre, war es Professor Moritz J. Bonn, der auf die in unserem Vaterlande allzu häufige Verwechslung der Begriffe „sachverständig" und „fachmännisch" und die gefährlichen Konsequenzen, die sich aus ihrer Vermischung ergeben, aufmerksam gemacht hat. Die vorstehenden Zeilen handeln von dem gleichen Thema begrifflicher Konfusion. Ein „Fachmann" muß nicht immer auch „sachverständig" sein; wohl aber sollte ein „Sachverständiger" implizite „fachmännisch" gebildet sein. Die Grenzlinie zwischen beiden Begriffen ist in jener Sphäre der Sättigung zu suchen, wo das einzelberufliche, mit legalem, privatwirtschaftlich orientiertem Eigeninteresse verknüpfte Blickfeld übergeht in die Weite objektiver, allgemeinwirtschaftlich gedehnter Betrachtung. Da wir in Deutschland fälschlich nur Fachleute für sachverständig halten und sie, deren Bedeutung am privatwirtschaftlich erzielten Erfolg gemessen wird, auch noch mit übermäßiger Wertschätzung bedenken, sie in schwierigen, die Allgemeinheit angehenden Fragen um Rat ersuchen, kann nicht verwunderlich sein, wenn an sich berechtigte Einzelinteressen ungebührlich in den Vordergrund gedrängt werden. Es ist schon zur Binsenwahrheit geworden, daß gesunde Einzelinteressen am besten gewahrt sind, wenn sie in die Linienführung der allgemeinen Interessen irgendwie einmünden. In wohlhabenden Ländern gibt es auch stets eine nicht geringe Anzahl von Männern, die in ihrem Sonderberuf erfolgreich gewesen sind, sich auf der Höhe ihrer Erfolge frühzeitig zurückziehen und unter dem Schutz einer gesicherten Vermögenslage, fernab vom Beruf, nunmehr trachten, ihre Erfahrung und Weisheit neutralisiert in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Bei uns ist diese Schicht freier Männer sehr schmal. Verarmung und innere Bindung verhindern in Deutschland den natürlichen Wachstumsprozeß vom Fachmännischen ins Sachverständige. Es muß aber auch mit aller Deutlichkeit einmal ausgesprochen werden, daß sich daneben eine Camouflage des öffentlichen Auftretens eingebürgert hat, die nicht dazu beiträgt, die auf

beruflichem, wirtschaftspolitischem oder allgemein-politischem Gebiet ausgefochtenen Kämpfe zu entgiften.

Im Vordergrund also stehen die Interessenten. Diese, häufig in akademische, ehrenhalber verliehene Würden gehüllten Experten wandeln geistig durchaus nicht immer auf eigenen Füßen. Die Institution der Archive, Sekretariate, Presseabteilungen liefert ihnen nicht nur (was durchaus natürlich und unanfechtbar wäre) das zahlenmäßige oder tatsächliche Material, auf dessen Ordnung und Durchdringung sich die eigene geistige Arbeit aufbaut; diese vorbereitende Tätigkeit untergeordneter Instanzen stände gewiß außerhalb aller Kritik; wohl aber zeigt sich sehr häufig, daß die gesamte, zuweilen nicht ohne Anmaßung vorgetragene Meinung oder Arbeit in fremder Werkstatt gefertigt ist und sich als ein Rock erweist, der dem Vortragenden weder gut zu Gesicht steht, noch seinem geistigen Format entspricht. Sind Meinungen öffentlich zu vertreten, so ergeben sich in der Diskussion gelegentlich recht merkwürdige Disproportionalitäten, aus denen zu schließen ist, daß fremdes Geistesgut vorgetragen, aber nicht verarbeitet worden ist.

Eigenartig bestellt ist es auch um die Tendenzberichte der Banken. Sie sind sehr oft nicht einfach der Ausdruck sorgfältiger Konjunkturdiagnose, entstanden aus der Abwägung aller positiven und negativen Elemente; häufig sind sie „Tendenz"-berichte im eigentlichen Sinne des Wortes und schildern die Dinge, wie sie von einem vorbestimmten, durch geschäftliche Ueberlegungen bedingten Gesichtspunkt sich dem Verfasser darstellen. Dieser aber ist gewöhnlich nur der Beauftragte der Geschäftsleitung. Wäre er für sie im weitesten Sinne persönlich verantwortlich, so würden manche Berichte eindeutiger, mutiger, wahrhaftiger und damit auch nützlicher sein.

Von welchem Standpunkt immer man die Dinge auch durchdenken mag — stets ergibt sich das gleiche Resultat: neben die Spezialisten gehören in die Leitung unserer großen Institute Männer, die auf die Führung Einfluß nach großen allgemeinen Gesichtspunkten ausüben. Daß auf diesem Wege das eigentlich Geschäftliche, der privatwirtschaftliche Nutzeffekt nicht zu kurz kommen soll, bedarf keiner Erwähnung. Je größer ein Unternehmen aber ist, desto mehr erfordert die Wahrung des Erfolges auch eine grundsätzlich scharf umrissene Gesamthaltung.

Die Banken sind oftmals „das Herz der Wirtschaft" genannt worden, weil sie Kredit an die Stellen, wo er gebraucht wird, pumpen, weil sie Sammelbecken der Kredit- und Geldbeziehungen eines Landes sind und daher in lebendiger Verbindung zu all seinen Teilen stehen. Wenn dieser Vergleich zutreffend ist, welche großen, immer wechselnden Aufgaben sind dann der Leitung unserer Geldinstitute gestellt! Können die

Spezialisten und Banktechniker ihnen, besonders in kritischen Zeiten, gerecht werden?

Die Ereignisse des Monats Juli geben die Antwort; sie waren vorauszusehen. Abwehr war gewiß nur in beschränktem Umfange möglich, aber mildernd und bremsend hätte im rechten Augenblick wohl eingegriffen werden können. Hätten im deutschen Bankgewerbe Männer am Führerrad gestanden, die den weltwirtschaftlichen Ablauf, seinen Rhythmus und seine Gesetzmäßigkeit rechtzeitig erkannten, Männer, deren Gehirn gleichzeitig aber die deutsche Entwicklung mit all ihren von der irrationalen, will sagen politischen, Seite herkommenden Störungsfaktoren registrierte und zu einer Synthese mit dem außerdeutschen Geschichtsverlauf verbinden konnte, — so wäre das Unvermeidliche voraussichtlich in milderer Form, weniger Existenzen vernichtend, über uns gekommen. So weit gesteckten Aufgaben aber können immer nur Führer gerecht werden, die nicht in den Tagesaufgaben ersticken und strategisch, nicht taktisch, denken.

## II.

Alter Gepflogenheit entsprechend versammeln sich die prominenten Vertreter der City täglich beim Gouverneur der Bank von England zum Lunch. Einmalige Einladung verpflichtet zu regelmäßigem Erscheinen. Wer durch unvorhergesehene Ereignisse verhindert ist, läßt sich höflichst entschuldigen.

Der Gouverneur ist bei der Auswahl seiner Gäste äußerst anspruchsvoll. Er bemüht sich, aus jedem wichtigen Spezialgebiet die an Kenntnis und Erfahrung hervorragendsten Vertreter um sich zu versammeln. Da seine Einladung als Auszeichnung gilt, entzieht sich ihr niemand.

Die kurze Zeit täglichen Beieinanderseins gibt dem Hüter der englischen Währung Gelegenheit, in zwangloseste Form Informationen aus allen Gebieten der Wirtschaft entgegenzunehmen oder Ratschläge und allgemeine Direktiven selbst zu erteilen. So bleibt er in enger Fühlung mit der Praxis, teilt die Sorgen der City, wird als Vertrauensmann der Geschäftswelt angesehen und wahrt dennoch die für einen Notenbankleiter erforderliche Unabhängigkeit. Ein Wink von ihm — und die City stellt sich auf seine Wünsche um. Daher ist oft erstaunlich, wie uniform das Urteil der englischen Bankwelt in schwierigen Fragen zum Ausdruck kommt.

Auch in Frankreich gibt es eine zentrale Leitung der öffentlichen Meinung. Dort pflegen die maßgebenden Vertreter der Finanzpresse sich zu bestimmter Stunde im Finanzministerium einzufinden, um Fragen zu stellen, Antwort und Weisungen zu erhalten — immer bereit, eine regierungsoffiziöse Haltung, besonders in den großen Kreditfragen, einzunehmen. Die Bank von Frankreich wiederum ist in steter Fühlung mit der Regie-

rung. In Frankreich beherrscht die Politik viel mehr als in irgendeinem anderen Lande die Geldwirtschaft. Der französische Kapitalist ist gewohnt, sich von der Presse führen zu lassen. Er unterwirft sich bedingungslos der öffentlichen Meinung; also muß diese zentral von der Regierung beeinflußt und geleitet werden.

Bei uns aber entbehrte während der Julikrise die Bankwelt jeglicher Führung. Die Notenbank selbst zeigte unsichere Haltung; unsere Presse war schlecht unterrichtet; sie kritisierte (mit Recht) die Haltung der Reichsbank sowie der großen Banken, formulierte Vorschläge und beeinflußte von sich aus erfolgreich die Politik der Jägerstraße.

Eine intimere Beziehung des Reichsbankdirektoriums zur Geschäftswelt besteht nicht. Der Generalrat wird selten berufen. Zwar ist anzunehmen, daß zwischen dem Präsidium der Reichsbank und den wenigen im Generalrat vertretenen Herren eine gewisse Fühlungnahme dauernd besteht, aber doch nur zu einzelnen Mitgliedern, nicht zu dem ganzen Gremium. Der Zentralausschuß, der viel universeller, nicht wie der Generalrat nur aus Mitgliedern der Haute-Finance, zusammengesetzt ist, wird gewöhnlich nur berufen, um die Entscheidungen des Direktoriums bei Veränderungen des Diskontsatzes entgegenzunehmen. Diskussionen kommen bei dieser Gelegenheit nur sehr selten zustande. Praktisch findet eine Beeinflussung der Beschlüsse des Direktoriums durch den Zentralausschuß nicht statt; sie sind bereits gefaßt, wenn er zusammentritt.

So thront das Direktorium der deutschen Notenbank ein wenig abseits vom Gewimmel der Straßen, und nur von Zeit zu Zeit eröffnet es der aufhorchenden Bankwelt seine in camera clausa gefaßten Beschlüsse.

An der Spitze der deutschen Reichsbank steht der Präsident, auf Vorschlag des Generalrats, in dem fast nur Vertreter der Bankwelt sitzen, für vier Jahre gewählt. In England wählt man den Gouverneur jährlich. Dort ist alte Ueberlieferung, keinen Bankier zu küren. Gewöhnlich wird er aus dem Kreise der „merchant bankers", also einer Gruppe gewählt, die dem Typus des englischen Großkaufmanns viel näher steht als dem Bankier in unserem Sinne.

Wir in Deutschland haben eine Tradition, aus welcher Schicht die Reichsbankpräsidenten zu entnehmen sind, noch nicht entwickelt. Der erste Präsident nach der Stabilisierung der Reichsmark, Dr. Schacht, kam zwar aus einer Großbank — die näheren Umstände sind noch in aller Erinnerung —, aber er war sofort auf Wahrung vollster Unabhängigkeit von den Banken bedacht und hat diese bis zum letzten Tage seiner Amtsführung strengstens einzuhalten gewußt. Dr. Luther, der zweite nach dem neuen Gesetz gewählte Präsident, war ursprünglich Verwaltungsbeamter. Nach kurzer Tätigkeit in einer der größten

deutschen Hypothekenbanken wurde er einstimmig von den im Generalrat vertretenen Bankiers vorgeschlagen. Mit den maßgebenden Führern des deutschen Bankwesens ist er persönlich sicher gut bekannt; aber die überragende Autorität, die z. B. der Gouverneur der Bank von England gegenüber der City besitzt, hat er sich weder vor noch nach seiner Wahl trotz aller Machtfülle, die ihm das Bankgesetz anvertraut hat, erringen können.

Die Mitglieder des Reichsbankdirektoriums, die von dem Präsidenten ernannt und von der Regierung bestätigt werden, sind entweder Juristen, die von der Bank verpflichtet wurden, oder sie stammen aus der Beamtenschaft der Reichsbank, sind also niemals in anderen Berufen tätig gewesen. Ein Volkswirt von Ruf befindet sich unter ihnen nicht.

In England werden die bedeutendsten Nationalökonomen des Landes von der Notenbank zur Mitarbeit herangezogen und mit Spezialaufgaben betraut. Dann aber arbeiten bei der Bank von England ständig auch einige ausgezeichnete Wirtschaftstheoretiker, zur Zeit die Herren Sprague, der zuvor bei dem amerikanischen Federal Reserve Board tätig war, und Professor Clay von der Universität Manchester.

Bei der deutschen Notenbank gibt es dergleichen nicht. Es existiert zwar für statistische Arbeiten und Sammlung von Pressenotizen ein Archiv; aber es gibt niemand von maßgebender Bedeutung, der sich ausschließlich mit den großen grundlegenden Fragen der Volkswirtschaft befaßt. Als die Krise im Anzug war und schließlich die Ereignisse des 12. bis 14. Juli die Welt erregten, machte sich dieser Mangel beängstigend geltend. Es schien, als sei die Reichsbank ohne innere theoretische Vorbereitung in den Strudel hineingeraten. Und dennoch hätte ein Blick in die Geschichte des Notenbankwesens ihr zeigen müssen, daß nach dem Worte Ben Akibas „alles schon einmal dagewesen ist". Ohne Studium der historischen Vergleichssituationen aber kann keine Leitung einer Notenbank die ihr gestellten Aufgaben meistern. Nur ein genialer, die Situation intuitiv erfassender Geist ist in der Lage, von sich aus die geeigneten Maßnahmen sofort zu ergreifen.

Es ist verständlich, daß in Zeiten aktueller Krise, wie wir sie vor kurzem erlebt haben, ein enges und intimes Zusammenarbeiten mit den Großbanken erforderlich ist und infolgedessen die Leiter dieser Institute bemüht sind, die Notenbank für ihre Zwecke weitgehend in Anspruch zu nehmen. Wenn dann nicht eine feste und unabhängige Führung bei der Zentralstelle vorhanden ist, kann nicht ausbleiben, daß der Krise mit halben Maßnahmen entgegengetreten wird und viel mehr Opfer auf der Strecke bleiben, als bei der Anwendung starker Palliativmittel nötig gewesen wäre. Man lese die Geschichte der Krisen in England nach und studiere besonders das

Verhalten der Notenbank während der Panik von 1890, als der damalige Gouverneur Lidderdale den Zusammenbruch des Hauses Baring mit Hilfe aller Depositenbanken abwehrte —, und man wird verstehen, wie notwendig in ernsten Zeiten ein durch sorgfältiges Geschichtsstudium auf alle Möglichkeiten vorbereitetes Bankpräsidium ist. Ohne daß die bedeutendsten Volkswirte des Landes zu fester und praktischer Arbeit in der deutschen Notenbank verpflichtet werden, dürften auch in Zukunft die schweren, noch bevorstehenden Aufgaben nicht zu meistern sein.

Die Zusammensetzung des Direktoriums entspricht nicht der Vielheit der Aufgaben, die einer modernen Reichsbankpolitik gestellt sind. Gewiß ist Deutschland durch die Ereignisse vom Juli in eine finanzielle Blockade hineingedrängt worden. Die Stillhalteverhandlungen in Basel sind nur Ausdruck dieser Tatsache. Dennoch aber bleibt Deutschland ein, wenn auch gefesseltes, so doch wichtiges und lebendiges Glied der Weltwirtschaft. Daher ist notwendig, alle Ereignisse bei den ausländischen Notenbanken sowie in weiterem Sinne die Entwicklung fremder Volkswirtschaften genau zu studieren. Nur aus dieser Beobachtung lassen sich Richtlinien für die eigenen Entscheidungen finden. Gelegentliche Besuche der Bankpräsidenten untereinander sind gewiß ein wichtiges Informationsmittel; zur ausreichenden Unterrichtung über die Zustände und Gedankengänge in den fremden Ländern aber genügen sie nicht. Die Einrichtung besonderer Dezernate bei der Reichsbank für das Studium der ausländischen Geld- und Kreditpolitik würde sich daher als außerordentlich nützlich erweisen.

Es wäre ferner zu überlegen, ob nicht das „Institut für Konjunkturforschung" in engere Beziehung zur Reichsbank gebracht werden sollte. Der außerordentlich rührige Präsident dieses Amtes hat in der letzten Zeit häufig in sehr bemerkenswerter Weise zu aktuellen politischen und wirtschaftlichen Problemen Stellung genommen und die Urteilsbildung durch Beisteuerung gutgeordneten und fundierten Materials wesentlich erleichert. Er hat sich auch zur Frage der Lagerhaltung und Diskontpolitik während der letzten Krise geäußert. Seine Ansichten waren in diesem Falle freilich stark umstritten. Es kommt aber bei einer eventuellen Zusammenarbeit mit der Reichsbank nicht so sehr darauf an, eine Meinungsäußerung des „Instituts für Konjunkturforschung" oder seines Präsidenten zu bestimmten Fragen herbeizuführen; wichtiger ist die Bereitstellung von Material und die Verpflichtung der Referenten des Instituts, ihre Dienste der Reichsbank zur Verfügung zu stellen, falls dies gewünscht wird. Das letzte Urteil muß doch vom Direktorium der Notenbank gefällt werden, das die Verantwortung trägt. Vielleicht wäre auch zu erwägen,

ob nicht die internen Arbeiten des Instituts bestimmten Herren der Reichsbank, die allerdings maßgebend im Direktorium vertreten sein müßten, zur Einsicht vorgelegt werden sollten, gleichviel ob sie zur Veröffentlichung bestimmt sind oder nicht.

Reformbedürftig ist ferner die Zusammensetzung des Generalrats. Auch in normalen Zeiten muß trotz aller lebendigen Fühlungnahme mit den Kreisen des Bankgewerbes und der Wirtschaft darauf geachtet werden, daß die Unabhängigkeit des Präsidenten gegenüber der Bankwelt gewahrt bleibt. Nicht umsonst ist in England Tradition geworden, an die Spitze der Notenbank niemals einen Bankier oder Bankleiter in unserem Sinne zu berufen. Da die Reichsbank durch die Entwicklung des Bankwesens in Deutschland, die immer mehr auf eine enge Verfilzung mit industriellen Interessen hinauslief, zu einer „Bank für die Banken" geworden ist, kann sie ihre Aufgaben nur erfüllen, wenn sie befähigt wird, in voller Unabhängigkeit von den Banken zu handeln. Auf Unpopularität darf es dem Präsidenten nicht ankommen. Seine Stellung muß so hoch über allem Streit der Parteien sein, daß jede Beeinflussung durch Interessentenwünsche ausgeschlossen ist. Einen Pressechef, dessen Aufgabe es wäre, der öffentlichen Meinung die Wünsche und Absichten des Direktoriums und seines Präsidenten zu verdolmetschen, braucht die Reichsbank nicht; ihre Maßnahmen müssen für jedermann verständlich sein, auch wenn sie Interessen verletzen und schmerzlich sind.

Volle moralische, rechtliche und materielle Unabhängigkeit ist Voraussetzung für reibungsloses Funktionieren jeder Zentral-Notenbank. Dieser Grundsatz gilt auch für die angelsächsischen Länder, in denen die Entwicklung des Bankwesens andere Richtungen genommen hat, als auf dem Kontinent. In Deutschland hat die Forderung nach Unabhängigkeit der Notenbank eine ganz besondere Bedeutung. In einem Lande, das vor wenigen Jahren durch eine der schlimmsten Währungskatastrophen, die die Wirtschaftsgeschichte kennt, hindurchgegangen ist und nach einem verlorenen Kriege mit verbissener Energie begonnen hat, seinen Wirtschaftsapparat technisch zu modernisieren und auf neue Aufgaben umzustellen, muß die Notenbank als Hüterin der Währung ganz besonders wachsam sein. Wenn aber, wie bei uns, die Reichsbank noch als Finanzierungsinstitut für die Banken, die sich als Kreditfilter vor sie legen, fungiert, läßt sich die Verantwortung nur tragen, wenn ein Gremium an das Steuer gestellt wird, das aus den „Besten der Besten" zusammengesetzt ist.

Die Aufgabe der deutschen Notenbank ist sehr treffend von Eugen von Philippovich charakterisiert worden, wenn er sagt, daß „sie sich gegen die Großbanken wehren, gleichzeitig

aber sie schützen soll[1])". In diesen Worten ist die ganze Problematik unseres Bankwesens enthalten. Allen Beratungen, eine „Bankenaufsicht" zu errichten, sollte dieser Satz zugrunde gelegt werden.

Die Doppelfunktion, sich gegen übermäßige Inanspruchnahme durch die Großbanken zu wehren und gleichzeitig sie als Verteilerorganisation für die Kreditwirtschaft in Schutz zu nehmen, kann von der Reichsbank nur ausgeübt werden, wenn ihr Einsicht in das Geschäftsgebaren und den Status der Banken weitestgehend gewährt wird.

Eine gewisse Uebersicht über die Lage der Wirtschaft hat die Reichsbank schon jetzt. Die Beobachtung des Privatdiskontmarktes, soweit er an der Berliner Börse zentralisiert ist, läßt sie erkennen, in welchem Umfang die Banken kreditbedürftig sind. Ueber Struktur und Zusammensetzung der Kreditbeanspruchung der Großbanken selbst ist durch Prüfung des eingereichten Materials kaum etwas festzustellen, weil in normalen Zeiten der größte Teil der Aufträge für Verkauf oder Ankauf von Privatdiskonten intern kompensiert wird und nur die Spitzen an den Markt kommen.

Die Banken sind ferner verpflichtet, Zweimonatsbilanzen nach einem von der Reichsbank ausgearbeiteten Schema der Statistischen Abteilung des Zentralnoteninstituts einzureichen. Genauer Einblick in ihre Geschäftsführung aber ist auch auf diese Weise nicht zu gewinnen, weil die im Kreditgeschäft übernommenen Risiken nicht kenntlich gemacht werden können.

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als die industrielle Entwicklung noch im Anfang stand, haben die kontinentalen Notenbanken das Wechseldiskontgeschäft allgemein direkt mit der Kundschaft betrieben. Als dann nach dem Kriege 1870/71 die industrielle Entwicklung, besonders in Deutschland, einen stürmischen Aufstieg nahm und unsere Großbanken ihre charakteristische, noch heute bestehende Prägung als Finanzierungsinstitute für die Industrie erhielten, wurde die Reichsbank bei wachsender Konzentration unseres Bankwesens allmählich vom direkten Diskontgeschäft abgedrängt und auf die Spitzenregulierung am Privatdiskontmarkt verwiesen. Der unmittelbare Einblick in die Kreditbedürfnisse der Wirtschaft ist ihr seitdem verlorengegangen. Je mehr sich das Bankakzept einbürgerte, desto schwieriger wurde für sie die Kontrolle der Wechselbonität. Heute, da mit schnellwechselnden Konjunkturen in Deutschland zu rechnen ist, kann sich die Reichsbank direkt nur noch außerordentlich unvollkommen Einblick in die Geschäftsführung ihrer Diskontkunden verschaffen; schlechter jeden-

[1]) Philippovich, Grundriß der politischen Oekonomie. 2. Band, II. Teil S. 154.

falls als die Großbanken, denen aus der Ueberwachung des Kontokorrentverkehrs mit der Kundschaft zuverlässigere Kontrollmöglichkeiten und Hilfsmittel zur Verfügung stehen.

Damit also die Reichsbank ihrer Aufgabe, sich gegen übermäßige Inanspruchnahme durch die Großbanken zu wehren und gleichzeitig sie in Krisenzeiten zu schützen, gerecht werden kann, muß durch neue Bestimmungen ein Revisions- und Auskunftsrecht für das Zentralnoteninstitut geschaffen werden. Auf Einzelheiten sei in diesem Zusammenhang nicht eingegangen. Grundsätzlich aber wäre zu verlangen, daß besonders ausgebildete, zur Amtsverschwiegenheit verpflichtete Revisionsbeamte von Zeit zu Zeit ohne besondere Anmeldung in die Banken zur Prüfung entsandt werden können. Die auf Grund ihrer Arbeit anzufertigenden Berichte könnten einem Dezernenten bzw. einem Mitglied des Direktoriums der Reichsbank zur Zusammenstellung übergeben werden. Es wird nicht schwer sein, aus ihnen bestimmte Schlußfolgerungen zu ziehen.

Das direkte Diskontgeschäft wieder einzuführen, ist praktisch unmöglich und wäre überdies auch verfehlt. Da in den letzten Monaten zwischen Reichsbank und diskontfähigen Banken als Auffangvorrichtung noch die „Akzept- und Garantiebank" eingefügt worden ist, und Beratungen gepflogen werden, auch das Privatdiskontgeschäft an der Börse in irgendeiner Form neu zu organisieren — sei es, daß eine besondere Diskontgesellschaft der privatdiskontfähigen Firmen errichtet oder der Kreis der bisher privatdiskontfähigen Firmen enger gezogen wird — entrückt man die Reichsbank der direkten Beanspruchung durch die Kunden immer mehr. Die Schutzvorrichtungen für die Reichsbank werden also stärker; wie aber soll sie gleichzeitig ihre Schützerrolle gegenüber den Banken spielen? Das ist nur möglich, wenn ihre Stellung über das Bankgesetz hinaus gestärkt und sie, gestützt auf ein weitgehendes Informationsrecht, in die Rolle eines echten Führers versetzt wird.

Die Aufgaben des Zentralnoteninstituts sind seit dem Kriege und der Markstabilisierung viel mannigfaltiger geworden als je zuvor. Diskont- und Kreditpolitik treiben heißt heute weitgehend Einfluß auf die Wirtschaftsentwicklung ausüben. Damit ist eine Aufgabe umrissen, der gerecht zu werden in den letzten Jahren schon schwierig genug war; jetzt aber, da Deutschland in tiefster Wirtschaftsdepression verharrt, von der man nicht weiß, wie lange sie andauern wird, und gleichzeitig innen- und außenpolitische Probleme als irrationale Momente die klare wirtschaftliche Uebersicht verwirren und erschweren, wird Reichsbankpolitik wahrhaft zu einer umfassenden, ganz großen Aufgabe.

Es ist selbstverständlich, daß eine Steigerung der Autorität der Reichsbank gegenüber den Banken nicht etwa auch die

Möglichkeit der Beeinflussung des einzelnen von den privaten Unternehmungen beabsichtigten oder durchgeführten Geschäfts geben soll. An der Verantwortlichkeit der Bankleiter darf nicht gerüttelt werden. Wohl aber würde allein schon die Möglichkeit eingehender Revisionen durch die Reichsbank das Verantwortungsbewußtsein schärfen und eine gewisse Vorsicht der Geschäftsführung herbeiführen. Wäre der Reichsbank etwa bekannt gewesen, wie groß die umlaufenden Wechselverpflichtungen eines kürzlich zusammengebrochnen Großkonzerns sind, so hätte sie sehr wohl rechtzeitig als neutrales, außerhalb jeden privatwirtschaftlichen Wettbewerbes stehendes Institut die maßgebenden Bankleiter auf die Gefahren dieser übermäßigen Kreditausweitung hinweisen können. Allein solche Fingerzeige des Zentralnoteninstituts sollten in einem wohldisziplinierten Bankwesen genügen, um sofort Korrekturen nach sich zu ziehen.

Ohne Wettbewerb würde die Entwicklung des deutschen Bankwesens wahrscheinlich sehr schnell in Stagnation geraten. Die Konzentration bei den Großbanken hat diese natürliche und wünschenswerte Konkurrenz bereits stark eingeschränkt, ohne daß doch gewisse Spannungserscheinungen verschwunden wären. Wenn diese Reibungen sich auf einem verengten Wirtschaftsraum abspielen, wie in den letzten Jahren, und selbst in Notzeiten klar in Erscheinung treten (man erinnere sich an die verschiedene Haltung der Großbanken anläßlich der letzten großen Börseninterventionen), so entsteht ein Gefahrenfeld für die Wirtschaft, das nur durch den Eingriff überragender Autoritäten verkleinert oder gesäubert werden kann. Auch diese Aufgabe ist nur durch die Reichsbank zu erfüllen. Da bereits lange vor Ausbruch der Julikrise klar sein mußte, daß die im Großbankgewerbe vorhandenen Solidaritätsempfindungen nicht ausreichen würden, um akute Gefahren zu überwinden, hätte die Reichsbank als Wächter über die Banken schon sehr frühzeitig eingreifen können, auch wenn sie als Schiedsrichter nicht ausdrücklich angerufen wurde, und ihre Aufgaben sich selbst über alle bürokratischen Formalitäten hinweg in genügender Reichweite gesteckt hätte.

Man darf im Zweifel sein, ob die Großbanken in den letzten Jahren Industriepolitik oder die Industrie stärker Bankpolitik getrieben hat. Wer ist der Treibende, wo sitzt der Getriebene? Da in Krisenzeiten sehr häufig eine Umkehrung des Verhältnisses von Gläubiger und Schuldner sich ergibt, und der Geldnehmer sich als der stärkere Teil erweist, wird man annehmen dürfen, daß unsere Großbanken gegenüber der Industrie in ihrer Rolle als Gläubiger heute am kürzeren Hebelarm sitzen. Lange Zeit hindurch haben die Banken jede Rücksicht auf ihre Debitoren üben müssen, weil diese nicht in der Lage waren, die gewährten Kredite zurückzuzahlen, und die verschuldeten Unternehmungen besser von den alten Be-

sitzern als den Vertretern der Gläubiger verwaltet wurden. Nun aber, da sich die Konjunktur nicht — wie vielfach angenommen wurde — gebessert, sondern noch wesentlich verschlechtert hat, haben sich zwangsläufig Schicksalsgemeinschaften herausgebildet, die weder in der Absicht des Gläubigers noch des Schuldners gelegen haben. Die Verfilzung von Großbank und Industrie ist heute so eng, daß auf gesetzlichem oder freiwilligem Wege die Umwandlung der Industriebank nach englischem Muster in Depositeninstitute und Geschäftsbanken nicht mehr erfolgen kann. Damit sind auch der Reichsbankpolitik neue Ziele gewiesen. Wirkung und Reichweite ihrer Maßnahmen treffen und umfassen mit den Banken auch die Industrie; sie beeinflussen die deutsche Wirtschaft schlechthin.

## III.

Wir haben uns zunächst mit Mängeln der inneren Bankorganisation in allgemeinster Form befaßt; alsdann mit der Reichsbank und ihrer Stellung zu den Großbanken. Zu erörtern bleibt noch das Verhältnis des Staates zu den privaten Banken...

Die Reichsbank ist durch das neue Bankgesetz von der Beeinflussung durch die jeweilige Regierung in weitestem Umfange freigemacht worden. Die Erinnerung an die Inflationszeit, in der die Reichsbank von der Regierung stark in Anspruch genommen wurde, hat zu kräftiger Betonung des Autonomiegedankens im Bankgesetz geführt. Verblieben sind dem Reiche nur gewisse Kontroll- und Bestätigungsrechte. Umgekehrt aber ist dem Reichsbankpräsidenten die Teilnahme an wichtigen Sitzungen des Kabinetts gewährleistet, sofern Fragen zur Diskussion stehen, die sich auf Finanz- und Wirtschaftspolitik beziehen. Engste Zusammenarbeit zwischen Reich und Reichsbank ergab sich zwangsläufig aus den großen, die Notenbank in ihrer Funktion als Hüterin der Währung angehenden Reparationsfragen. Wie sich diese Zusammenarbeit im einzelnen ausgewirkt hat, sei nicht erörtert; bekannt aber ist, daß gelegentlich starke Meinungsverschiedenheiten theoretisch und praktisch Ausdruck gefunden haben.

In Friedenszeiten unterstand die Reichsbank dem Reichskanzler, dessen Weisungen das Direktorium Folge zu leisten hatte. Obwohl der Kanzler von diesem Recht praktisch fast niemals Gebrauch gemacht hat, war dennoch die Autorität der Reichsbank den Banken gegenüber fest verankert. Allgemein politische Gesichtspunkte, die von ihr vertreten wurden, konnten unmittelbar geltend gemacht werden.

Nach dem Kriege war das Reich bemüht, seinen großen Besitz an den für Zwecke der Kriegführung stark ausgebauten Industriewerken organisatorisch zu vereinigen. Die Entwick-

lung führte in diesem Zusammenhang logisch zur Gründung einer reichseigenen Bank, der „Reichskreditgesellschaft".

Zunächst spielte die Reichskreditgesellschaft im deutschen Bankwesen nur eine untergeordnete Rolle; sie trat still neben die Großbanken und konzentrierte — sehr zum Unbehagen der alten Bankinstitute — einen Teil des allgemeinen Privatgeschäfts auf sich selbst. Im großen und ganzen gelang es den Großbanken aber, ihr Recht der Erstgeburt sowohl nach Inhalt als Umfang des Geschäfts erfolgreich zu verteidigen.

Als der Julikrach kam, trat eine grundlegende Verschiebung ein. Das Reich mußte für einige Banken in die Bresche springen; die Reichskreditgesellschaft trat als Gehilfin der Regierung mehr in den Vordergrund, und es entwickelten sich zwischen ihr und den unterstützten Banken engere Beziehungen. Klar erkennbar ist diese Position zunächst nur in bezug auf die Dresdner Bank, obwohl sie festen, organisatorischen Ausdruck auch in diesem Fall nicht gefunden hat. In Sachsen dagegen hat sich eine sehr enge Verbindung zwischen der Sächsischen Staatsbank und der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt bereits herausgebildet, eine Tatsache, deren große symptomatische Bedeutung nur zu ermessen ist, wenn man sich der innigen Beziehungen beider Banken zur sächsischen Industrie erinnert. Die Darmstädter und Nationalbank ist energisch bemüht, sich selbst zu helfen; sie arbeitet zwar mit Reichsgarantie, wird von Staatskommissaren beaufsichtigt, nimmt aber dennoch durch die Beteiligung der Industrie an ihrem Aktienkapital eine besondere Stellung ein.

Immerhin lassen sich gewisse Gruppierungen schon jetzt deutlich erkennen. Die unterstützten Banken treten mit der Reichskreditgesellschaft in eine Reihe; die nichtunterstützten Banken in die andere. Negativ ausgedrückt wäre festzustellen, daß der in jahrzehntelanger Propaganda aufgebaute Begriff „D-Bank" — der unantastbaren Kredit, ewige Existenz, halboffizielle Funktion einschloß — nicht mehr die alte Stoßkraft besitzt. Jetzt steht der Staat einer sowohl nach Kapitalumfang als Geschäftsweite sehr bedeutenden Bankengruppe viel näher als früher; er stützt sie mit seinem eigenen Kredit und muß sich, um selbst vor Schaden bewahrt zu sein, jede Kontrollmöglichkeit vorbehalten.

Würde ein Aufsichtsamt über die Banken errichtet, so könnten diese aus der Haftung des Reiches abgeleiteten Kontrollrechte auf die neue Behörde übertragen werden. Ein Aufsichtsamt aber könnte immer nur nach allgemeinen Gesichtspunkten handeln und müßte gleichmäßig die nichtunterstützten wie die anderen, in Regierungsnähe gerückten Banken kontrollieren. Es ginge nicht an, mit zweierlei Maß Aufsichts- und Kontrollrechte auszuüben. Die Errichtung eines Aufsichtsamtes ist daher nur richtig, wenn das Reich des

Glaubens wäre, die jetzt unterstützten Banken wieder in ihre alte Unabhängigkeit zurückversetzen zu können. Daran aber dürfte, zunächst jedenfalls, kaum zu denken sein. Wir müssen uns hüten, Illusionen bezüglich der künftigen Wirtschaftsentwicklung nachzujagen. Da die nächste Aufgabe unserer Wirtschaftspolitik die Bildung neuen Kapitals sein muß und zunächst einmal die alten Schuldverpflichtungen abgedeckt werden müssen, kann der Kapitalbildungsprozeß, auch wenn man mit günstigen Voraussetzungen rechnet, nur langsam fortschreiten. Infolgedessen dürfte sich sehr bald erweisen, daß mit unserer Produktionskapazität auch der Kreditverteilungsapparat zu stark ausgeweitet worden ist. Ohne scharfe Kontraktionen wird das Gleichgewicht im Kreditsystem nicht wiederhergestellt werden können. Aber selbst bei günstiger Entwicklung des Prozesses neuer Kapitalbildung wird es in jedem Fall längerer Zeiträume bedürfen, bis die Wirtschaft in die bestehenden weiten Bankmäntel wieder hineingewachsen sein wird. Umfang und Art der Reichsunterstützung waren durch die besonderen Schwierigkeiten der Banken bedingt. Ob es möglich sein wird, die zum Teil recht hoch gegriffenen Hilfskapitalien und die von altersher vorhandenen Aktienkapitalien selbst bei geschicktester und gewissenhaftester Leitung zu verzinsen, ist mindestens fraglich; das hängt nicht nur von den Fähigkeiten der Führer, sondern auch von der allgemeinen Entwicklung ab, an die jede Bank gebunden ist. Größere Risiken einzugehen, durch die bei günstigem Ausgang des Geschäfts höhere Einnahmen zu erzielen wären, dürfte sich mit Rücksicht auf Haftung und Kontrolle des Reiches wohl von selbst verbieten. Damit verengen sich aber auch die Verdienstmöglichkeiten.

Man könnte einwenden, daß ohne Risiken privatwirtschaftliche Betriebe überhaupt nicht geleitet werden können. Das ist gewiß richtig. Es gibt aber mehrere Formen der Geschäftsleitung, die gleich vorsichtig und dennoch verschieden in ihrem Wesen sind. Will man den Sicherheitskoeffizienten so groß wie möglich halten, dann muß im Interesse der eingelegten Hilfskapitalien eine ausgesprochene defensive Geschäftspolitik befolgt, oder — praktisch gesprochen — der größere Teil aller vorgeschlagenen Projekte grundsätzlich ablehnend beschieden werden. Daneben aber gibt es eine vorsichtige und doch konstruktive Art der Betriebsführung. Sie ist auf Entwicklung und schnelleren Aufbau bedacht, wird dennoch alle Vorsichtsmaßnahmen nicht außer acht lassen, im Grunde genommen aber bejahend und zukunftsfreudig eingestellt sein. Diese Methode ist die richtigere, wenn das Reich bestrebt sein sollte, aus der Rolle, in die es zwangsläufig gedrängt worden ist, baldigst wieder herauszukommen; sie kann aber mit Erfolg nur gehandhabt werden, wenn Kaufleute und nicht Beamte an die Spitze der Bankinstitute gelangen.

Das Reich steht vor einer Fülle neuer Aufgaben. Wie es vorzugehen gedenkt, was mit den kontrollierten Banken geschehen soll, ist offenbar noch keineswegs entschieden. Sein Zögern ist wohl verständlich. Es dürfte den Gedankengängen einer Regierung Brüning nicht ganz leicht fallen, die Anwendung staatskapitalistischer Prinzipien ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Dennoch sind sie bei uns in Deutschland schon erstaunlich weitgehend in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Die Existenz der Reichskreditgesellschaft, deren Führerrolle ohne besonderes Zutun immer stärker in Erscheinung tritt, ist ein lebendiger Beweis für die Anwendung dieser Grundsätze. Aber vielleicht ist auch diese Inkarnation staatskapitalistischer Ideen einer Regierung, die prinzipiell die Auffassung vertritt, daß die Rückführung reichseigener Betriebe in die Hände der Privatwirtschaft wünschenswert ist, kein ausreichender Beweis, um das begonnene Experiment fortzusetzen.

In der Tat handelt es sich bei der Frage, was mit den unterstützten Banken geschehen soll, viel weniger um ein Problem der Weltanschauung als der Wirklichkeitspolitik. Die Realitäten bestimmen den Weg; sie stellen die Aufgabe: in einem verkleinerten Wirtschaftsraum so zu manövrieren, daß möglichst große Teile des investierten Kapitals in nicht zu ferner Zukunft aus den unterstützten Banken in die Reichskasse zurückfließen, und das seinen Verpflichtungen enthobene Bankobjekt sich wieder frei unter seinesgleichen bewegen kann. So sähe die Ideallösung aus; sie wird aber voraussichtlich nicht zu erreichen sein, weil bei dem Schrumpfungsprozeß, den unsere Wirtschaft kongruent mit der Weltdeflation zu erleiden hat, das deutsche Banksystem ohne Verkleinerung seiner Kapitalbasis und Verengungen anderer Art nicht davonkommen dürfte. An mehr oder weniger schnelle Rückzahlung der investierten Kapitalien dürfte daher kaum zu denken sein. Wahrscheinlich wird sich das Reich auf langsame Amortisation einzustellen haben und recht zufrieden sein, wenn die Verzinsungen regelmäßig und langsam steigend eingehen. Unter diesen Umständen aber erhebt sich die Frage, ob nicht das Reich am besten täte, aus unfreundlichen Gegebenheiten die Konsequenzen zu ziehen und *positive Bankpolitik* entschlossen zu führen.

Es ist gewiß nicht Aufgabe des Staates, ein Bankgeschäft zu betreiben. Seine Eignung für diesen Zweig wirtschaftlicher Betätigung ist sicher wesentlich geringer, als etwa auf dem Gebiete des Bergbaus, der Aluminium- oder Elektrizitätserzeugung. In einer Zeit aber, da ganz neue Gesichtspunkte in der Kreditpolitik und der internen Bankorganisation auftreten, da die Notwendigkeit sich erhebt, die Kreditberieselung der Wirtschaft nicht nur nach dem mechanischen, leider gar zu sehr von Juristen bestimmten Sicherheitsprinzip, sondern auch der *Kreditwürdigkeit* (in volkswirtschaftlichem Sinne) vor-

zunehmen, könnte das Reich sehr wohl wagen, für eine geraume Zeit praktische, positive Bankpolitik zu treiben. Damit würde es sich eine wichtige Unterstützung für seine wirtschaftspolitischen Maßnahmen schaffen, auf deren Durchführung es in Notzeiten, wie wir sie erlebt haben, ohnehin drängen muß, und vielleicht sogar im Einvernehmen mit der Industrie, die heute einer vorsichtig dosierten Planwirtschaft nicht mehr so ganz abgeneigt ist, handeln können.

Es würde zu weit führen, wenn in diesem Rahmen alle Möglichkeiten aktiver Bankpolitik erschöpfende Behandlung fänden. Erinnert sei lediglich an die Vielheit der Aufgaben, die in den Diskussionen über die Errichtung eines Bankaufsichtsamtes zum Ausdruck kommen. Immer neue Reformideen treten in die Erscheinung. Die uralten, nach jeder Krise diskutierten Fragen, ob von den Banken größere Haftkapitalien verlangt werden sollen, ob eine Trennung in Depositen- und Geschäftsbanken wünschenswert oder möglich ist, ob den Depositenbanken die Zulassung zur Börse verboten werden soll oder nur ein Kompensationsverbot für Börsenaufträge zu erlassen sei —, all diese Fragen würden besserer Lösung entgegengeführt werden, wenn sich die Regierung entschließen sollte, die reichseigenen und kontrollierten Institute in den Dienst dieser Problematik zu stellen, also programmatische Bankpolitik zu betreiben.

An einer Umbildung unseres Banksystems ist doch in keinem Falle mehr vorbeizukommen. Es sei nicht behauptet, daß alles, was in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut wurde, nun plötzlich falsch sein muß, nur weil in der Krise einige Pfeiler zusammengebrochen sind. Aber es darf ebensowenig gesagt werden, daß unser Banksystem gesund ist, weil es sich in früheren Jahrzehnten unter ganz anderen Bedingungen als außerordentlich leistungsfähig erwiesen hat. Täuschen wir uns nicht: in dem Julikrach dieses Jahres ist mit dem Zufälligen auch etwas sehr Prinzipielles, der Glaube an die Richtigkeit der bisherigen Führung und des Systems verlorengegangen. Wer kritisch und aufmerksam die Debatten in der vor wenigen Wochen abgehaltenen Generalversammlung der Dresdner Bank verfolgt hat, wird nicht bestreiten können, daß diesen Empfindungen stärker Ausdruck verliehen wurde, als etwa dem Unmut über im einzelnen erlittene Verluste.

Entschlösse sich die Regierung also, es nicht einfach bei einer vorübergehenden Stützungsaktion zu belassen und praktisch in den in jedem Fall sich als notwendig erweisenden Umbildungsprozeß des Bankwesens (sei es auch nur über die reichseigene Bank) einzugreifen, wobei selbstverständlich schnelle Verabschiedung der Aktienreform nicht fehlen darf, so würde sie voraussichtlich der gegebenen Situation am besten entsprechen, das heißt: für Wirtschaft und sich selbst das Nützlichste zur Durchführung bringen.

# Noch einmal Mayerling

## von Emmanuel Urbas

Man hätte eigentlich erwarten können, daß nach der Veröffentlichung des bisher geheim gebliebenen Berichtes des Grafen Josef Hoyos durch Oskar von Mitis und nach meiner Arbeit im Januarheft 1929 in den „Preußischen Jahrbüchern", in der in prozessualer Form die erdrückende Menge der Argumente für die Selbstmordversion der wenig stichhaltigen Hypothese eines Totschlags gegenübergestellt war, von ernster Seite nicht wieder der Versuch unternommen würde, an jene Legenden anzuknüpfen, die sich um die Tragödie von Mayerling in den Straßen und Salons von Wien im Februar 1889 gebildet haben. Dennoch hat dies Professor Marx der Universität Bonn in einer Artikelreihe getan, die in der „Kölnischen Zeitung" Mitte Mai dieses Jahres erschien. Diese angebliche Enthüllung über einen wüsten Raufhandel, der zwischen dem Kronprinzen und seinen nächsten Getreuen einerseits und Mitgliedern oder Anhängern der Familie Vetsera andererseits in der historischen Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1889 im Jagdschloß Mayerling stattgefunden haben soll, hat in Oesterreich begreiflicherweise einiges Aufsehen gemacht und gab hier den Anlaß zu mehreren neuen Publikationen, die jedoch, wie vorweg gleich bemerkt werden soll, sich alle auf den Standpunkt des Selbstmordes stellen.

Die Veröffentlichung des Professors Marx stützt sich auf die Aussagen von zwei Gewährsmännern: einem staatsanwaltschaftlichen Funktionär, der am 30. Januar 1889 in Mayerling interveniert haben soll, und einem Kurienkardinal. Jenen nennt Professor Marx; es sei Friedrich von Langer, der spätere Wiener Staatsanwalt. Den Namen des anderen kennt Professor Marx selbst nicht, er vermutet nur, daß es Kardinal Rampolla war. Was nun den im Jahre 1927 verstorbenen Friedrich Langer betrifft, so hat dessen heute noch lebender Bruder, Feldmarschalleutnant a. D. Robert von Langer, nach der Publikation der „Kölnischen Zeitung" in den Wiener Blättern die folgende, mittlerweile auch von unbeteiligter Seite überprüfte und richtig befundene Feststellung veröffentlicht: „Am 30. Januar 1889, dem Todestag des Kronprinzen Rudolf, war mein Bruder 28 Jahre alt und als Auskultant bei dem Bezirksgericht Feldberg, daher schon vermöge seiner damaligen dienstlichen Stellung nicht dazu berufen, in der in Rede stehenden Angelegenheit irgendwie einzugreifen oder auch nur von ihren näheren Umständen amtliche Kenntnis zu erhalten, dies um so weniger, als nach den gesetzlichen Zuständigkeitsvorschriften und der Lage des Tatortes nicht die Staatsanwaltschaft Wien, sondern die Staatsanwaltschaft Wiener-Neustadt

zum Einschreiten berufen gewesen wäre. Hinzufügen möchte ich noch, daß mein Bruder weder mir, noch auch seinem, ihm als Berufskollegen nahestehenden Vetter Dr. Alfons Langer jemals Andeutungen über eine nähere Kenntnis von dem Kronprinzentode gemacht hat, und wir beide erachten es für ausgeschlossen, daß er einem Fremden Mitteilungen gemacht haben sollte, wie sie Dr. Marx von ihm erhalten haben will." Außerdem läßt sich in den Wiener Archiven nicht das geringste Anzeichen dafür finden, daß dem Einschreiten der Kommission des kaiserlichen Oberstihofmarschallamtes ein solches irgendeiner staatsanwaltschaftlichen Kommission vorangegangen wäre. Der zweite Gewährsmann des Professors Marx ist noch viel problematischerer Natur, da er seine Aeußerungen nicht unmittelbar Professor Marx, sondern einem Mittelsmann gegenüber getan haben soll. Die Vermutung des Professors Marx, daß es sich um den Kardinalstaatssekretär Rampolla selbst handelte, erscheint durch nichts erwiesen. Vielmehr spricht die Wahrscheinlichkeit dagegen, daß Rampolla in einer so diskreten Angelegenheit, über die zu schweigen er als päpstlicher Beamter wie als Priester verpflichtet war, sich zu einem österreichischen Universitätsprofessor in derart vertraulicher Weise geäußert haben könnte. Wenn es sich aber nicht um Rampolla selbst handelte, sondern um irgendeinen anderen Kurienkardinal, so ist dessen Bemerkung, falls sie überhaupt in richtiger Weise übermittelt wurde, ohne Bedeutung, da man außerhalb der päpstlichen Staatssekretarie über den wahren Hergang ebensowenig etwas Authentisches wußte, wie in den hohen Gesellschaftskreisen Wiens. Ja, es ist möglich, daß die päpstliche Staatssekretarie, als sie ihren ursprünglichen Widerstand gegen das kirchliche Begräbnis auf das Drängen des von Franz Joseph an den Papst in besonderer Mission entsandten Grafen Kuefstein hin aufgeben mußte, in der hohen römischen Geistlichkeit die Version von einem Totschlag durch einen Nebenbuhler absichtlich verbreiten ließ, um das Verlassen eines prinzipiellen Standpunktes nicht zuzugeben.

Abgesehen von dieser Fragwürdigkeit der Quellen, leidet die Darstellung Professor Marx' auch an einem für österreichische Forscher auffälligen Mangel an Augenmaß in der Beurteilung lokaler und gesellschaftlicher Verhältnisse und der hier in Betracht kommenden Charaktere. Es ist hier nicht der Platz, um auf alle Einzelheiten einzugehen, die man in den Ausführungen Professor Marx' kritisieren könnte, wie etwa, daß er das Gespräch zwischen dem Fiaker Bratfisch und dem Leibjäger Wodiczka von Mayerling nach Wien verlegt und dadurch zu unmöglichen Schlüssen gelangt, oder daß er in den Brüdern Baltazzi ganz andere Menschen sieht als sie waren. Diese Baltazzi, für die Marx übrigens auch irrtümlicherweise die österreichische Baronie reklamiert, waren smarte Sportsmänner,

die in dem Umgang mit dem österreichischen Hochadel gesellschaftlich abgeschliffen, in diesen Kreisen aber wegen ihrer bürgerlichen Herkunft trotzdem nur geduldet waren und daher den feudalen Kreisen, vollends aber dem Hofe gegenüber zur Unterwürfigkeit neigten. Was jedoch den Hauptpunkt der Marxschen Darstellung betrifft, daß nämlich bei dem Raufhandel, dem der Kronprinz und Mary Vetsera angeblich zum Opfer fielen, noch drei andere Personen ums Leben gekommen sein sollen, darunter auch der Mörder des Kronprinzen Rudolf und möglicherweise einer der Brüder Baltazzi, so muß folgendes festgestellt werden: Alle vier Brüder Baltazzi: Alexander, Hektor, Aristides und Heinrich haben die Katastrophe von Mayerling um viele Jahre überlebt und sind mit der Wiener Gesellschaft im Kontakt geblieben, wenn ihre soziale Stellung auch durch die Ungnade des Hofes, deren Opfer ihre Schwester, die Mutter der Mary Vetsera, wurde, gelitten hatte; Heinrich Baltazzi gehörte als Offizier der österreich-ungarischen Armee bis in den Weltkrieg an; keiner der Brüder ist nach Mayerling zeitweilig verschwunden oder an einer Verwundung krank gelegen; wohl hielt sich der eine oder andere zeitweilig im Auslande auf, jedoch nur freiwillig, und alle kehrten, wann sie wollten, ohne irgendein Hindernis nach Wien zurück. Sobald sich in Wien die Legende eines Totschlags gebildet hatte, setzte die private Forschung, insbesondere seitens österreichischer wie ausländischer Journalisten, sofort ein. Niemandem und niemals ist es gelungen, hinsichtlich der Person dieses angeblichen Mörders irgendeine Feststellung zu machen, die sich aufrechterhalten ließ. Auch Mitis hat jahrelang alle erdenkliche Mühe darauf verwendet, um irgendeinen Anhaltspunkt zu gewinnen, ob eine Person aus den Kreisen des Kronprinzen Rudolf oder eine solche aus dem Forstpersonal von Mayerling seit dem 30. Januar 1889 verschwunden war. Seine Nachforschungen haben ein durchaus negatives Resultat gezeitigt. Nun behauptet Professor Marx oder der von ihm berufene Friedrich von Langer, es seien in der tragischen Nacht außer dem Kronprinzen und seiner Geliebten noch drei andere Personen ums Leben gekommen. Man müßte annehmen, daß alle diese drei Personen ohne die menschlichen Beziehungen der Familie, der Freundschaft und der Liebe in einer gesellschaftslosen Welt gelebt haben. Denn sonst wäre es doch unmöglich, wie phantastisch man sich auch alle Maßregeln des Hofes zur Vertuschung des Verschwindens dieser drei Personen ausmalen möge, daß nicht auf dem Wege der Angehörigen oder der Freunde dieser drei Getöteten mit der Zeit irgend etwas über ihr Ende bekannt geworden wäre. Genügt schon diese einfache Ueberlegung, um die Marx-Langersche Darstellung von einem Feuergefecht und einem gewaltsamen Einbruch in das Jagdschlößchen von Mayerling auszuschließen, so ist eine solche Hypothese auch mit der

aus den Akten der Wiener Polizeidirektion nachweisbaren Tatsache unvereinbar, daß Kronprinz Rudolf wie üblich auch während seines letzten Aufenthaltes in Mayerling von Geheimagenten der Polizei, wenn auch aus einer schicklichen Entfernung, überwacht worden ist.

Es erübrigt sich also unter diesen Umständen, auf die uns von Professor Marx übermittelte Hypothese im einzelnen einzugehen. Ich muß aber noch in eigener Sache eine Behauptung des Professors Marx hinsichtlich des Verschwindens des amtlichen Protokolls zurückweisen, indem er eine gewisse Stelle meiner Ausführungen in den „Preußischen Jahrbüchern" benützt, um sie mit der phantastischen Erzählung Friedrich von Langers zu verknüpfen. Ich meine damit den folgenden Passus in dem Artikel Professor Marx' („Kölnische Zeitung vom 13. Mai, Nr. 258): „Aus der Veröffentlichung von Urbas, S. 19, 2, ersehen wir, wie schon dargelegt ist, daß dieses Protokoll von Langers beseitigt worden ist." Die Stelle in meinem Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern", auf die sich Professor Marx beruft, lautet wörtlich: „... daß das Protokoll der Kommission, die vom Kaiser zur Aufnahme des Tatbestandes nach Mayerling entsandt wurde, nicht oder nur in fiktiver Weise im Staatsarchiv hinterlegt wurde und jedenfalls heute nicht mehr auffindbar oder nicht mehr zugänglich ist." Es ist deutlich, daß sich diese Worte nur auf das Protokoll der Hofkommission beziehen, nicht aber auf ein Protokoll, dessen Existenz mir bei Abfassung meines Artikels in den „Preußischen Jahrbüchern" unbekannt war und mir auch heute nach den Mitteilungen Professor Marx' durchaus unglaubwürdig erscheint, und das Friedrich von Langer in der Eigenschaft eines staatsanwaltschaftlichen Funktionärs „mit seinem Personal" aufgesetzt haben soll.

Ueber die Zusammensetzung jener kaiserlichen Kommission, von der ich gesprochen habe, sind wir neuerdings in authentischer Weise durch eine Veröffentlichung aus dem Nachlasse eines ihrer Mitglieder, Sektionschef Dr. Heinrich Freiherrn von Slatin, unterrichtet. Freiherr von Slatin, der erst vor kurzem in Wien gestorben ist, hat sich, wie er in der nachgelassenen Aufzeichnung über das Drama von Mayerling mitteilt, bis zum Erscheinen des Buches des Generals Margutti im Jahre 1923 durch seinen Amtseid für verpflichtet gehalten, über seine persönlichen Wahrnehmungen als Mitglied der Kommission zur Aufnahme des Tatbestandes in Mayerling zu schweigen. Erst als durch das Buch Marguttis, dem eine gewisse Autorität nicht abgesprochen werden konnte, da Margutti viele Jahre bei Hof verbracht hat, der Version von einem Totschlag neue Nahrung gegeben worden war, entschloß sich Slatin, das, was er in Mayerling am 30. Januar 1889 gesehen hatte, nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern im geschichtlichen Interesse

seine Zeugenschaft zu Papier zu bringen und es im übrigen seinen Erben zu überlassen, wann sie von diesem Dokumente der Oeffentlichkeit gegenüber Gebrauch machen wollten. Die Veröffentlichung ist bereits in diesem Sommer zunächst durch das „Neue Wiener Tagblatt" erfolgt.

Der Kommission, die im Auftrag des Hofes sich in den ersten Nachmittagsstunden des 30. Januar 1889 nach Mayerling begab, gehörten an: Hofrat Dr. Kubasek, Kanzleidirektor des Oberhofmarschallamtes, Dr. Heinrich Slatin, Hofsekretär des Oberstthofmarschallamtes, Nikolaus Poljakovits, Regierungsrat im Oberstthofmeisteramt, Karl Ritter von Schultes, Sektionsrat des Ministeriums des kaiserlichen Hauses und des Aeußeren, Laurenz Mayer, Hof- und Burgpfarrer, Ferdinand Kirschner, Burghauptmann, und Klaudius von Klaudy, Direktor für Hofeisenbahnreisen. Die Kommission traf ungefähr um halb fünf Uhr nachmittags im Jagdschlößchen von Mayerling ein und fand daselbst den Oberstthofmeister des Kronprinzen, Karl Grafen Bombelles, den Prinzen Philipp von Coburg und den kaiserlichen Leibarzt, Universitätsprofessor Hofrat Dr. Hermann Widerhofer.

Den als Leiter der Kommission fungierenden Hofrat Dr. Kubasek bezeichnet Freiherr von Slatin ausdrücklich als einen besonderen Vertrauensmann des Kaisers. Als solchen muß man auch, wie wir wissen, den Hof- und Burgpfarrer Laurenz Mayer ansehen. Der Sektionsrat von Schultes vertrat den Minister des Aeußeren, Grafen Kálnoky, als Staatsnotar. Ich erwähne dies, um dem Einwand zu begegnen, daß diese Kommission unter Leitung des Hofrates Kubasek nur eine Kulisse gewesen, und daß ihrer Tätigkeit die einer anderen kleineren Kommission vorangegangen wäre, welche die Aufgabe gehabt hätte, die Dinge in Mayerling so zu arrangieren, daß dann die offizielle Kommission keine Mühe mehr hatte, einen Doppelselbstmord festzustellen. Wer etwa das verhältnismäßig späte Einsetzen der genannten kaiserlichen Kommission bemängeln wollte, der möge sich folgende Zeitdaten gegenwärtig halten. Graf Hoyos kam mit der Todesnachricht nach seiner eigenen Angabe um 10 Uhr 11 Minuten in die Hofburg. Ehe die Nachricht durch die obersten Hofchargen und die Kaiserin an den Kaiser gelangte, war es ein Viertel vor 11 geworden. Inzwischen war der kaiserliche Leibarzt, Professor Widerhofer, auf das von dem Kammerdiener Loschek um 8¼ Uhr früh aus Mayerling aufgegebene Telegramm bereits nach Mayerling geeilt. Der Kaiser wartete auf den telegraphischen Bericht Widerhofers, der kurz nach Mittag einlangte. Daraufhin hat der Kaiser den Grafen Hoyos zu sich beschieden. Zu diesem Zeitpunkte scheint Franz Joseph seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen zu haben, denn Hoyos berichtet, daß der Kaiser eine Reihe sachlicher Fragen an ihn richtete. Die Nachricht von

dem Tode des Kronprinzen verbreitete sich unter dem Personal der Hofämter in dem Augenblicke, als die Befehle für die Zusammensetzung und Entsendung einer Kommission ergingen. Es ist also ohne weiteres begreiflich, daß es halb drei oder sogar drei Uhr wurde, ehe sich die Kommission auf den Weg machen konnte. Für die Reise nach Mayerling, teils mit Bahn, teils mit Wagen, muß man ungefähr anderthalb bis eindreiviertel Stunden ansetzen.

Der Bericht des Freiherrn von Slatin über den Zustand der beiden Leichname und alle irgendwie bemerkenswerten Umstände in dem Sterbegemach stimmt im großen und ganzen mit den Einzelheiten überein, die uns schon aus dem durch Mitis veröffentlichten Geheimdokumente Hoyos bekannt sind. (Vgl. meinen obengenannten Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern", Januar 1929.) Was im besonderen den Befund über den Zustand des Schädels des Kronprinzen betrifft, so werde ich auf diesen wesentlichen Punkt im späteren Zusammenhang der vorliegenden Ausführungen zurückkommen. Jedenfalls bekräftigt der Bericht Slatins den Selbstmord des Kronprinzen, ebenso wie ihn die Denkschrift des Grafen Josef Hoyos, die Erzählung Widerhofers in dem Buche der Gräfin Marie Larisch, eine im Privatbesitz befindliche Aufzeichnung des Kammerdieners Loschek, die Mitteilungen der Kaiserin Eugénie an Paléologue, das Tagebuch des Grafen Beck, eines der wenigen Vertrauten des Kaisers Franz Joseph, eine jüngste Veröffentlichung der Frau Schratt, die im Jahre 1889 bereits die Freundin des Kaiser Franz Joseph war, und, soviel wir hören, auch eine im Nachlasse des Prinzen Philipp von Coburg vorgefundene, bisher unveröffentlichte Darstellung bestätigen. Hoyos, Coburg, Slatin und Loschek haben bis an ihren Tod geschwiegen. Coburg, Slatin und Loschek sind erst mehrere Jahre nach dem Sturz des Hauses Habsburg und der Auflösung des österreichisch-ungarischen Reiches gestorben. Was sollte diese Männer aus so verschiedenem Milieu veranlaßt haben, eine bewußte Lüge der Nachwelt zu überliefern! Und wenn wir nun die Zeugnisse aller dieser Personen, die so nahe dem tragischen Ereignis gestanden haben, in eine Wagschale und in die andere Wagschale die bisher aus trüben Quellen verbreiteten vagen, lückenhaften und widerspruchsvollen Totschlagslegenden und selbst die Veröffentlichung des Professors Marx legen mit dem Berichte Langers, von dem erwiesen ist, daß er gar nicht in die Lage gekommen sein kann, in Mayerling zu intervenieren, und mit der aus zweiter Hand an Marx gelangten Bemerkung eines ungenannten Kardinals, dann können wir es ruhig dem gesunden Menschenverstand überlassen, diese beiden Schalen gegeneinander abzuwägen.

Ich will hier aber, um es nicht der Kritik zu überlassen, gleich selbst auf gewisse Widersprüche zwischen den angezogenen

Darstellungen qualifizierter Zeugen, insbesondere zwischen den Berichten Hoyos und Slatin aufmerksam machen, Widersprüche, die sich allerdings fast ausschließlich auf den Befund der Leiche der Baronesse Vetsera beziehen. Im Bericht Hoyos heißt es: „. . . neben ihm (dem Kronprinzen, lag) die Baronesse Mary Vetsera, schwarz gekleidet, Blumen im Haar und in den gefalteten Händen, mit einer Schußwunde durch den Kopf von rechts nach links." Dagegen geht aus dem Berichte Slatins hervor, daß Mary Vetsera unbekleidet war, wie dies auch Widerhofer der Gräfin Larisch erzählt hat, und daß sich der Einschußkanal am linken Stirnwandbein befunden hat. Es wäre indessen unbegründet, aus derartigen Widersprüchen die Unglaubwürdigkeit aller dieser Berichte ableiten zu wollen. Sie erklären sich vielmehr in natürlicher Weise aus der ungeheuern Aufregung, die das Ereignis in den mit den Erhebungen Betrauten begreiflicherweise ausgelöst hat, und, in dem besonderen hier erwähnten Falle, aus dem Umstande, daß Hoyos den Befund nur vom Hörensagen kannte, während Slatin und Widerhofer bei der Tatbestandsaufnahme selbst zugegen waren.

* * *

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Version eines Totschlages heute noch in den gebildeten Gesellschaftskreisen Wiens vereinzelte Anhänger besitzt. Daran ist vor allem das Verhalten des österreichischen Hofes schuld, das in den ersten Tagen nach dem Unglück ungeschickt und späterhin vielleicht diabolisch war. Zunächst wurde an jenem 30. Januar 1889 gestattet, daß sich das Gerücht eines Jagdunfalles verbreitete. Dann wurde in einer Sonderausgabe der „Wiener Zeitung" als Todesursache Herzschlag angegeben, und erst die „Wiener Zeitung" vom 1. Februar brachte die Mitteilung, daß Tod durch eigene Hand vorlag. Die erste amtliche Verlautbarung enthielt also eine Unwahrheit, und die zweite nur die halbe Wahrheit. Der gleichzeitige Tod der Baronesse Mary Vetsera wurde verschwiegen. Schließlich war das am 2. Februar in der „Wiener Zeitung" unvollständig veröffentlichte ärztliche Gutachten in einer Form abgefaßt, die vielleicht zu deutlich die Absicht verriet, die Annahme jeder anderen Todesursache auszuschließen, was in einem Augenblick, da die Version von einem Totschlag bereits sich zu verbreiten begann, den Zweifeln an der Wahrheit der amtlichen Darstellung natürlich erst recht Vorschub leisten mußte.

Ich will hier nicht die Methode wieder aufnehmen, die ich bei meiner ersten Arbeit über das vorliegende Thema in den „Preußischen Jahrbüchern" angewendet habe, indem ich einen Indizienbeweis für den Selbstmord versuche. Der gegenwärtige Stand der historischen Forschung über Mayerling und

die Uebereinstimmung der glaubwürdigen Berichte einer Anzahl von Personen, die dem Drama in irgendeiner Weise nahestanden, macht nunmehr eine solche Beweisführung überflüssig. Gegenstand des vorliegenden Beitrages zur Mayerlinggeschichte kann vielmehr nur sein, die letzten Gegenargumente gegen den Selbstmord, die überhaupt Anspruch auf eine ernste Untersuchung verdienen, aus dem Weg zu räumen.

An solchen Gegenargumenten sehe ich nur drei: den Hinweis auf den Zustand des Schädels des Kronprinzen, die Frage, was den Hof veranlaßt hat, das Unglück mit einer so unübersteigbaren Mauer des Schweigens zu umgeben, und die Behauptung, die bisher bekanntgewordenen Motive für einen Selbstmord des Prinzen seien unzulänglich.

## Die Art der Verwundung.

Dem Maler Adukiewicz ist gestattet worden, den Kronprinzen Rudolf auf dem Totenbett zu zeichnen. Reproduktionen dieser Zeichnung sind heutzutage selten, doch wurden sie seinerzeit ohne Behinderung durch die österreichischen Behörden verbreitet. Ich habe das Original oder eines der Originale der Adukiewiczschen Zeichnungen gesehen. Der Schädel des Kronprinzen war bandagiert und mit einer weißseidenen Haube bedeckt. Es ist Adukiewicz aufgefallen, daß die Hände des Prinzen nicht zu sehen waren. Sie waren nicht, wie üblich, über der Brust gefaltet. Aus dieser Art der Aufbahrung wollen die Anhänger der Totschlagsversion schließen, daß die Schädeldecke Verwundungen aufgewiesen hat, die nicht von einem Schusse herrühren konnten, und daß auch die Hände verletzt waren. Was die Hände betrifft, so können andere Motive dafür maßgebend gewesen sein, daß man sie bedeckt hatte. Hoyos berichtet, daß der Zeigefinger der rechten Hand, der in krummer Lage am Abzug des Revolvers gelegen habe, nicht mehr in gerade Stellung gebracht werden konnte. Es ist auch möglich, daß man im Hinblick auf den Selbstmord und die unreligiöse Gesinnung des Prinzen davon abgesehen hatte, seine Hände in gefaltete Lage zu bringen. Vielleicht war auch vorgeschrittene Totenstarre Grund dieser Unterlassung, da zwischen dem Ableben des Prinzen in Mayerling und seiner Aufbahrung in der Wiener Hofburg fast 24 Stunden verstrichen waren. Was die Verhüllung des Kopfes mit einer seidenen Kappe betrifft, so ist sie durch den Zustand des Schädels, wie er in dem vom Hofe veröffentlichten ärztlichen Befunde geschildert wird, allein schon begründet, und es ist nicht einzusehen, weshalb man aus dieser Bedeckung des Schädels auf eine noch viel gräßlichere Verwundung schließen müßte. In dem von dem Professor der gerichtlichen Medizin, Hofrat Dr. E. Hofmann, dem Vorstand des pathologisch-anatomischen Instituts der Wiener Uni-

versität, Professor Dr. Hans Kundrat, und dem Leibarzt Professor Widerhofer gezeichneten Gutachten heißt es:

„Seine k. und k. Hoheit der durchlauchtigste Kronprinz ist zunächst an Zertrümmerung des Schädels und der vorderen Hirnpartien gestorben. Diese Zertrümmerung ist durch einen aus unmittelbarer Nähe gegen die rechte vordere Schläfengegend abgefeuerten Schuß veranlaßt worden. Ein Schuß aus einem Revolver mittleren Kalibers war geeignet, die beschriebene Verletzung zu erzeugen. . . . Es unterliegt keinem Zweifel, daß Seine k. und k. Hoheit sich den Schuß selbst beigebracht hat, und daß der Tod augenblicklich eingetreten ist."

Der Bericht Slatins ergänzt dieses Gutachten in einer wesentlichen Richtung:

„Wir begaben uns in das Schlafzimmer und fanden daselbst zwei Leichname vor: jene des Kronprinzen, das Antlitz kaum entstellt, jedoch die Schädeldecke abgesprengt, Blut und Gehirnteile herausquellend. . . ."

An dieser Feststellung Slatins ist vor allem hervorzuheben, daß die Schädeldecke *abgesprengt* war. Bei einem Totschlag mittels einer Champagnerflasche oder eines anderen schweren Gegenstandes wäre die Schädeldecke *eingedrückt* gewesen. Bemerkenswert ist hier auch der Hinweis darauf, daß das Antlitz kaum entstellt war. Auch die Zeichnung Adukiewicz's weist den gewohnten Ausdruck des Prinzen und durchaus friedliche Züge auf. Wenn die Verfechter der Totschlagshypothese aus der Ueberdeckung der Hände auf deren Zerstörung während des angeblichen Raufhandels schließen wollen, so muß man ihnen entgegenhalten, daß bei einem derartigen Vorkommnis doch wahrscheinlich auch das Antlitz des Prinzen gewisse Verwüstungen hätte aufweisen müssen.

Es entsteht nun allerdings die Frage, ob ein Revolverschuß die Wirkung haben kann: die Schädeldecke abzuheben und eine solche Zerstörung im Innern des Schädels hervorzurufen, daß Gehirnteile austreten. Das früher erwähnte Gutachten hat diese Frage ohne weiteres bejaht. Die Aerzte, die das Gutachten gezeichnet haben, scheinen der Ansicht gewesen zu sein, daß es überflüssig sei, eine solche Wirkung erst näher zu erklären. Indessen muß zugegeben werden, daß sie eine außergewöhnliche ist. Im allgemeinen hat ein Revolverschuß, auch aus unmittelbarer Nähe abgegeben, nur in seltenen Fällen eine solche Zerstörung zur Folge, und dies nur dann, wenn entweder eine physiologische Prädisposition des Schädels zu einer derartigen Zerstörung vorliegt, oder wenn der Schuß zufällig in einem gewissen Winkel abgegeben wird. Man könnte nun annehmen, daß bei dem Kronprinzen Rudolf ein solcher Ausnahmefall vorlag, wenn wir nicht aus dem Dokumente Hoyos und auch aus dem Berichte Slatins wüßten, daß auch bei Mary Vetsera die Kopfnähte getrennt, und die Hirnschale teil-

weise zersplittert war. Man ist also versucht anzunehmen, daß der Kronprinz die Kugeln, die er bei den Schüssen gegen Mary Vetsera und sich selbst verwendete, vorher zu einer Dum-dum-Wirkung hergerichtet hat. Die technische Kenntnis für eine solche Bearbeitung der Kugel ist dem Prinzen als Jäger und Offizier ohne weiteres zuzutrauen. Es ist durchaus natürlich, daß er auf Mittel bedacht war, welche die tötliche Wirkung des gegen sich selbst abgegebenen Schusses verbürgten. Eine solche Sorge war er als Prinz seinem kaiserlichen Vater und der Dynastie gegenüber schuldig, da es selbstverständlich für diese und den Kaiser einen unabsehbaren Skandal bedeutet hätte, wenn der Thronerbe den Mord an seiner Geliebten und einen Selbstmordversuch, vielleicht in körperlicher Verstümmelung, überlebt hätte.

Man wird fragen, warum es die Aerzte unterlassen haben, darauf hinzuweisen, daß die Zertrümmerung des Schädels bei dem Prinzen vermutlich auf eine vorherige Bearbeitung der verwendeten Kugel zurückzuführen war. Der Grund für eine solche Unterlassung dürfte in der Rücksicht auf Rom liegen. Man weiß, daß der Vatikan die größten Schwierigkeiten wegen der Bewilligung des kirchlichen Begräbnisses gemacht und diesen Widerstand schließlich nur deshalb aufgegeben hat, weil die Aerzte in ihrem Gutachten bestätigt hatten, daß der Prinz in einem Augenblicke geistiger Verwirrung gehandelt haben müsse. Das Zugeständnis, daß die Kugel vorher in irgendeiner Weise von dem Kronprinzen bearbeitet worden war, hätte die kühle Ueberlegung bei der Handlung erwiesen und das Zugeständnis des kirchlichen Begräbnisses durch die katholische Kirche erschwert.

## Das System der Verheimlichung.

Das ausgedehnte und durchgreifende Vertuschungssystem, das über Befehl des Hofes die Regierung gegenüber den Ereignissen von Mayerling ins Werk setzte, kam der Legendenbildung zu statten und mußte immer wieder den Argwohn erwecken, daß der seitens der Regierung zugegebene Tatbestand eines Selbstmordes nicht der Wahrheit oder wenigstens nicht der vollen Wahrheit entsprach. Wir wissen wohl, daß er insofern nicht die volle Wahrheit enthielt, als der gleichzeitige Tod der Mary Vetsera verschwiegen wurde. Aber dies allein kann zunächst nicht genügen, um eine Erklärung für die Tatsache zu schaffen, daß alle Personen, die mit dem Drama von Mayerling irgendwie in Berührung gestanden hatten, unter den strengsten Verschwiegenheitseid genommen worden sind, und daß jede weitere Erörterung des tragischen Ereignisses in der österreichischen und ungarischen Presse verhindert wurde. Denn der ursprüngliche Plan der Regierung, den ausländischen Zeitungen, die den gleichzeitigen Tod der Mary Vetsera und

Einzelheiten über das Liebesverhältnis des Kronprinzen zu ihr brachten, den Eintritt nach Oesterreich zu verwehren, mußte natürlich sehr bald aufgegeben werden, weil dies gleichbedeutend damit gewesen wäre, der gesamten auswärtigen Presse während mehrerer Wochen oder Monate das Postdebit zu entziehen. So konnte also jedermann in den ausländischen Blättern hinsichtlich der Rolle, die Mary Vetsera in dem Drama spielte, das lesen, was er in den österreichischen Blättern nicht fand. Weshalb also dieser ungeheuere Aufwand an Maßnahmen, um das öffentliche Interesse an der Vorgeschichte und dem Verlaufe der Tragödie so rasch als möglich zu ersticken?

Der unmittelbare Anlaß zu dem Vertuschungssystem des Hofes war allerdings der Tod der Mary Vetsera im Jagdschloß von Mayerling. Es ist erwiesen, daß seitens des Hofes zunächst der ernste Versuch unternommen wurde, die Nachricht von dem gleichzeitigen Sterben des jungen Mädchens an der Seite des Kronprinzen überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe erschien im Laufe des 30. Januar in der Wohnung der Mutter der Baronesse Vetsera, und veranlaßte sie, sofort nach Venedig abzureisen und ihm zuzusagen, daß sie von dort das plötzliche Ableben ihrer Tochter mitteilen würde. Baronin Helene Vetsera unternahm in der Tat diese Reise, unterbrach sie aber in Klein-Reifling und kehrte tags darauf nach Wien zurück. Man weiß auch, daß Herr Alexander Baltazzi, einer der Brüder der Baronin Helene Vetsera und ihr Schwager, Graf Georg Stockau, den Befehl erhielten, die Leiche ihrer Nichte zur Nachtzeit in einem Fiaker aus Mayerling nach Heiligenkreuz zu bringen, um sie dort in einem bereitgehaltenen Sarg unverzüglich bestatten zu lassen. Baltazzi und Stockau führten diesen Befehl in der Tat in der Nacht des 31. Januar aus, indem sie den Leichnam des unglücklichen Mädchens ankleideten, in einen Pelz hüllten, von beiden Seiten unter den Arm faßten, und auf diese Weise, als handelte es sich um ein lebendes Wesen, aus dem Jagdschlößchen in den Wagen brachten, der sich sofort nach dem benachbarten Stifte Heiligenkreuz in Bewegung setzte. Ueber Mary Vetseras Bestattung, wenn man dieses Wort auf das anwenden darf, was eine Verscharrung war, wurde ein Protokoll aufgesetzt, das uns von Freiherrn von Slatin überliefert ist. Der Wortlaut dieses Protokolls ist für die Absichten, die damals bei Hofe vorwalteten, so bezeichnend, daß er hier vollständig abgedruckt sei:

„Am 30. Jänner 1889 wurde in der Gemeinde Mayerling ein weiblicher Leichnam aufgefunden. Der Herr Leibarzt, Dr. Franz Auchenthaler, konstatiert zweifellos Selbstmord mittels Schußwaffe. Am linken Stirnwandbeine befindet sich ein fünf Zentimeter langer, drei Zentimeter breiter lappiger Substanzverlust der Haut, in dessen Umgebung die Haare ver-

sengt sind; es ist dies also die Eintrittsstelle des Projektils. Der Schußkanal geht quer durch das Gehirn und endet zwei Zentimeter ober dem äußeren, rechten Gehörorgan, hier eine schmale, kantige Ausschußöffnung bildend; die Knochen um den Ausschuß sind rings zersplittert; so teilweise auch die Schädeldecke. Sonst ist keine Verletzung wahrzunehmen; die Verletzung ist absolut tödlich, und muß der Tod augenblicklich eingetreten sein. Am Rücken und an den unteren Extremitäten befinden sich ausgebreitete Totenflecke.

Der mitgefertigte Georg Graf Stockau, sowie der gleichfalls mitgefertigte Herr Alexander von Baltazzi, agnoszieren den Leichnam als den ihrer Nichte, der Freiin von Vetsera, Tochter des seitdem verstorbenen Albin Freiherrn von Vetsera und der Helene Freiin von Vetsera, geborenen von Baltazzi.

Sohin wird der Leichnam über Ansuchen des Vertreters der Familie weggeführt, und dieses Protokoll der politischen Behörde übergeben."

Aus diesem Protokoll geht hervor:

daß, wie schon früher erwähnt, der Schuß auch bei Mary Vetsera, wie bei dem Kronprinzen selbst, wenn auch nicht im gleichen Maße, eine Zerstörung der Schädeldecke zur Folge gehabt hat;

daß der Hof mit dem Ausdruck „in der Gemeinde Mayerling" das Eingeständnis umgehen wollte, daß der Leichnam im Jagdschlosse selbst aufgefunden worden war;

und, daß man Selbstmord zu bestätigen wünschte.

Die Feststellung des Selbstmordes der Mary Vetsera, auf die der Hof den größten Wert legte, und die der Kommission, der Freiherr von Slatin angehörte, aufgetragen worden zu sein scheint, steht allerdings im Widerspruch mit dem Befunde des Einschusses am linken Stirnwandbeine und dem in dem ursprünglichen Obduktionsprotokoll Professor Widerhofers erwähnten Umstande, daß die Tote in der linken Hand ein Taschentuch umklammert hielt. Aus diesen beiden Fakten geht vielmehr unzweifelhaft hervor, daß Mary Vetsera vom Kronprinzen erschossen worden ist.

Der Hof wußte dies von Professor Widerhofer bereits um die Mittagsstunde des 30. Januar. Es ist uns mittlerweile auch aus Dokumenten, die bisher noch nicht veröffentlicht sind und kaum vor einer längeren Reihe von Jahren werden veröffentlicht werden, bekannt geworden, daß nach dem ersten Obduktionsbefund durch Professor Widerhofer festgestellt worden war, daß der Tod der Mary Vetsera dem Tode des Kronprinzen um einige Stunden vorangegangen sein mußte. Unter diesen Umständen ist es vollständig begreiflich, daß der Hof alles daran setzte, zunächst den Tod der Baronesse Vetsera im Jagdschlosse von Mayerling überhaupt zu verschweigen, dann die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß sie Selbstmord begangen habe, und

schließlich alles zu unterdrücken, was die zeitliche Distanz zwischen ihrem Tode und dem des Kronprinzen hätte verraten können. In diesen Umständen liegt eine durchaus zureichende Begründung für die Verschwiegenheit, mit der der Hof das ganze Drama zu umgehen suchte. Aber dies ist nicht der einzige Grund.

Ein zweiter lag in der selbstverständlichen Rücksicht auf die Kaiserin Elisabeth. Um von dem Vatikan die Bewilligung des kirchlichen Begräbnisses zu erlangen, hatten die Aerzte in dem am 2. Februar durch die „Wiener Zeitung" veröffentlichten Gutachten, dessen erster Teil schon oben wiedergegeben ist, zum Schlusse folgende Feststellung gemacht: „Die vorzeitige Verwachsung der Pfeil- und Kranznaht, die auffällige Tiefe der Schädelgrube und der sogenannten fingerförmigen Eindrücke an der inneren Fläche der Schädelknochen, die deutliche Abflachung der Hirnwindungen und die Erweiterung der Hirnkammer sind pathologische Befunde, welche erfahrungsgemäß mit abnormen Geisteszuständen einherzugehen pflegen, und daher zur Annahme berechtigen, daß die Tat in einem Zustand von Geistesverwirrung geschehen ist." Diese Feststellung, die Rom dienen sollte, hat die Kaiserin in die qualvollste Seelenverfassung gestürzt, da sie sich sagte, daß sie es war, die dem Sohne des Kaisers mit dem verderbten Wittelsbachischen Blute jene geistige Abnormität vererbt hatte, die Ursache seines zuletzt zerrütteten Lebenswandels und frühen tragischen Todes war. Die Erschütterung der Kaiserin war eine so tiefe und anhaltende, daß, wie man weiß, daraus eine dauernde Verdüsterung ihres Gemütes entstand, und daß die Aerzte zeitweise sogar weitergehende Folgen befürchteten. Seitens des Kaisers und des Hofes wurde daher Sorge getragen, daß alles vermieden würde, was geeignet gewesen wäre, diese Erschütterung der Kaiserin zu erhöhen oder späterhin neu zu beleben. Wir haben Grund anzunehmen, daß die Kaiserin selbst die Tötung der Baronesse Vetsera durch ihren Sohn niemals erfahren und daß sie bis an ihr Lebensende an den Selbstmord des Mädchens geglaubt hat. Es ist auch seitens gewisser Höflinge der Versuch unternommen worden, durch unauffällige Publikationen im Auslande zu verbreiten, daß sich Mary Vetsera erst nach dem Selbstmorde des Kronprinzen in einem Nebengebäude des Jagdschlosses durch Zyankali ums Leben gebracht hätte.

Das Hauptmotiv für die Maßnahmen, die dem Zwecke dienten, jede weitere Nachforschung über die näheren Umstände des Dramas zu unterdrücken und bis zu einem gewissen Grade auch die restlose Aufklärung der Vorgeschichte des Dramas für alle Zukunft zu erschweren, liegt auf dem Gebiete jener letzten bestimmenden Gründe, die den unglücklichen Prinzen zum Selbstmord gedrängt haben. Wir werden auf diese Gründe, soweit wir sie heute überhaupt zu beurteilen vermögen, im

folgenden noch näher einzugehen haben. Hier sei nur erwähnt, daß das tragische Ende des als liberal und volksfreundlich bekannten Prinzen, über dessen Gegensatz zu dem Kaiser manches durchgesickert war, einen politischen Skandal in Ungarn hervorzurufen und der Popularität des Kaisers im ganzen Reiche empfindlich Abbruch zu tun drohte. Dies mußte auf jede Weise vermieden werden. Der Kaiser hat daher auch unmittelbar nach dem Unglück den Auftrag gegeben, das Appartement des Kronprinzen in der Wiener Hofburg nach allen Papieren abzusuchen, die sich etwa auf die schweren Mißhelligkeiten zwischen ihm und seinem Sohne beziehen könnten. Aus dem nämlichen Grunde hat Franz Joseph gewisse Dokumente, die die politische Betätigung des Kronprinzen in seinen letzten Lebenstagen betrafen, einer Persönlichkeit seines besonderen Vertrauens zur privaten Verwahrung übergeben, und zehn Jahre nach Mayerling, kurze Zeit nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, eine Anzahl derartiger Dokumente vernichten, andere, minder wichtige, den Besitzern abverlangen und dem Staatsarchiv einverleiben lassen. Unter den vernichteten Dokumenten befand sich ein Konvolut mit Papieren, die sich auf den Verkehr des Kronprinzen mit dem Führer der ungarischen Opposition, Grafen Stefan Károly, bezogen, sowie ein Briefwechsel Rudolfs mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, dessen Inhalt, wie wir anzunehmen Anlaß haben, in scharfem Widerspruch zu der von Bismarck und Wilhelm I. verfolgten Politik stand und auch der politischen Einstellung des Prinzen Wilhelm zuwiderlief.

## Die Motive des Selbstmordes.

Der gewissenhafte, sorgfältige und bestunterrichtete Biograph des Kronprinzen Rudolf, Oskar von Mitis, faßte seine feine Studie über die Prämissen des Selbstmordes, der heute kaum etwas Wesentliches mehr hinzuzufügen ist, in die Worte zusammen: „Die große Frage, was Rudolf in den Tod getrieben, wird zumeist in einer nicht ganz zutreffenden Fassung gestellt: der tiefer liegende Ausgangspunkt seines Handelns war nicht ein einzelnes bestimmtes Motiv. Eine Summe von Widrigkeiten persönlicher Art und tragische Verhältnisse höherer Ordnung haben, vielfach ineinandergreifend, eine Saat aufgehen lassen, die schon biologisch in sein Dasein gebettet war... Jede einzelne der Komponenten an sich mag einem kühlen Beobachter kaum ausreichend erscheinen, den Lebensmut eines Unbelasteten zu brechen, in der kranken Psyche aber, zumal vereint, vermochten sie die lauernde Todesbereitschaft zu zeitigen, und es bedurfte dann nur noch des auslösenden Momentes, um die letzte Szene des Trauerspiels einzuleiten."

Es ist unbegreiflich, daß man sich gegenüber den häufigen Fällen eines Selbstmordes, für den kein objektiv-zwingender

Anlaß vorzuliegen scheint, mit den futilsten Erklärungen, wie augenblickliche Gemütsdepression, verletzter Ehrgeiz, Angst vor der Zukunft, bescheidet, und daß man das gleiche in dem Falle des Kronprinzen Rudolf durchaus nicht gelten lassen will, und aus dem Umstand, daß zwar die Prädisposition zum Selbstmord durch eine Reihe von Momenten bewiesen ist, der letzte entscheidende Ausschlag aber zu fehlen scheint, oder nur vermutet werden kann, einen Beweis für die Unglaubwürdigkeit des Selbstmordes abzuleiten versucht.

Es ist heute für die historische Forschung einwandfrei erwiesen, daß Kronprinz Rudolf schon in seiner Kindheit an einer krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems litt, daß sein Seelenleben seit dem Jahre 1887 ernstliche Störungen aufgewiesen hat, und daß er seit dem Herbst 1888 offensichtlich gemütskrank war. Das Unbegreifliche dabei ist nur, daß seine Umgebung davon keine Notiz nahm. Aber die Feststellungen, die man in dieser Richtung nach seinem Tode machte, führten dazu, daß den Inhabern des unmittelbaren Hofdienstes bei dem Kronprinzen die schwersten Vorwürfe seitens des Kaisers nicht erspart blieben, und daß einzelne Personen gezwungen wurden, sich ins Privatleben zurückzuziehen oder längere Auslandsreisen zu unternehmen. Der Oberstthofmeister des Kronprinzen, Vizeadmiral Graf Karl Bombelles, der zur Zeit des Dramas von Mayerling erst im 57. Lebensjahre stand und sich ausgezeichneter Gesundheit erfreute, hat den Tod des Prinzen nur um wenige Monate überlebt. Wenn man die zahlreichen uns erhaltenen Briefe des Kronprinzen an seine Lehrer und Freunde, insbesondere die an seinen Erzieher Latour liest, so fällt einem wohl zunächst das durchweg freie Urteil über seinen kaiserlichen Vater, dessen Ratgeber und die politischen Verhältnisse des Reiches auf, und man wird von der Wärme edler und hoher Absichten stark berührt, aber man stößt doch auch hin und wieder auf Stellen, aus denen das unruhige Flackern eines unsteten Geistes und eine störende Inkohärenz in der Gedankenfolge hervortritt. Für die psychische Entwicklung in den letzten Lebensjahren des Prinzen ist ein von einer hochgestellten Persönlichkeit des österreichischen Hofes herrührender Artikel bezeichnend, der im „Berliner Börsen-Courier" vom 24. Februar 1889 erschienen ist. Welche Bedeutung dieser Analyse zukommt, erhellt aus der Tatsache, daß der damalige Leiter des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Historiker von Arneth, diesen Aufsatz dem geheimen Direktionsakt des Archivs über die Hinterlegung der Denkschrift des Grafen Hoyos beigefügt hat. Es ist anzunehmen, daß Arneth den Verfasser dieses Artikels gekannt hat, und daß er seinen Mitteilungen geschichtlichen Wert beimaß. Dieser anonyme Hofmann erwähnt die Neigung zu Trotz und Jähzorn, die sich frühzeitig bei Rudolf gezeigt hatte, und die

Unausgeglichenheit seines Temperamentes, in welchem Anfälle von tiefer Melancholie mit ausgelassener Lustigkeit wechselten. Seit dem Frühling 1887 wurde es immer häufiger, daß er die Herrschaft über sich selbst vollkommen verlor und sich zu unmöglichen Ausbrüchen von Sympathie oder Antipathie hinreißen ließ. Einen Zug zur Unaufrichtigkeit finden wir an dem Prinzen schon in früheren Jahren, besonders springt dies unter anderm in seinem Verhältnis zu dem später als Johann Orth verschollenen Erzherzog Johann Salvator in die Augen, mit dem ihn eine Zeitlang die innigste Freundschaft verbunden hatte, die in den allerletzten Wochen seines Lebens angeblich wieder aufgenommen wurde, gegen den er zwischendurch aber Anzeigen an den Minister des Aeußern, Grafen Kálnoky, richtete. Ebenso ist schon in den Briefen aus der ersten Zeit seiner Ehe mit der Prinzessin Stefanie von Belgien, da er sich, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, in seiner jungen Prager Häuslichkeit in jeder Beziehung glücklich gefühlt hat, ein krankhaft anmutendes Mißtrauen gegen seinen Vater und einzelne Persönlichkeiten der Regierung und der Armee zu finden, von denen er sich beobachtet und verfolgt hielt. Man kann vielleicht in einem oder dem andern Briefe sogar den Ansatz zu einem gewissen herostratischen Zug im Wesen des Prinzen finden, der sich auch in der stürmischen Art äußerte, mit der er in den Jahren 1886 und 1887 zu einem Kriege mit Rußland drängte und überhaupt ständig, bald in der innern, bald in der äußern Politik, irgendwelche radikale Veränderungen anstrebte. Es ist sicher, daß er sich in seinen besten Jahren an einem unstillbaren Ehrgeiz verzehrte, und daß das ausschweifende Leben, der Zynismus und die Haltlosigkeit in den letzten Monaten eine Folge der Erkenntnis war, daß jedes Bestreben, seinen Ehrgeiz irgendwie zu befriedigen, an dem Widerstande seines kaiserlichen Vaters scheitern mußte, der ihn grundsätzlich von allen Regierungsgeschäften und sogar von jedem maßgebenden Einfluß in militärischen Dingen fernhielt, sei es, weil er kein Vertrauen in den Sohn hatte, sei es aus einer kleinlichen Eifersucht auf die glänzenderen äußeren Eigenschaften des Prinzen. Daß sein Nervensystem ein sehr labiles war, darüber kann kein Zweifel bestehen, er selbst hat sich einmal den nervösesten Mann seines Jahrhunderts genannt. In einem Berichte eines österreichisch-ungarischen Diplomaten in London an den Grafen Kálnoky aus dem Jahre 1887 über den damaligen Aufenthalt Rudolfs am englischen Hofe wird mit Bedauern festgestellt, daß sich der Kronprinz im Wagengedränge oder bei nächtlichen Spaziergängen in unwürdiger Weise nervös gezeigt habe. Ernst von Plener, der langjährige Führer der Deutschen im österreichischen Parlament, der dem Kronprinzen besonders nahestand, schreibt in seinen 1921 erschienenen Erinnerungen: „Mir schien und scheint auch jetzt

noch die amtliche Darstellung eine innere Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Die Nerven des armen Kronprinzen waren, wie ich selbst bei meinen letzten Besuchen bemerkte, außerordentlich angegriffen, seine angeborene Nervosität war durch Fehler in der Erziehung, dann durch ungeordnete Lebensweise und Uebermaß im Verbrauch von Alkohol so gesteigert, daß sein Geistesleben nicht mehr normal war." Plener, den wir als einen durchaus objektiven Gewährsmann anzusehen haben, erwähnt auch die Tatsache, daß sich der Kronprinz während der letzten Zeit seines Lebens sehr viel mit Selbstmordgedanken getragen habe. Auch der früher zitierte höfische Verfasser des Artikels im „Börsen-Courier" hebt diese Selbstmordmanie Rudolfs hervor, die auch Hoyos in seiner Denkschrift bestätigt, nach der der Prinz wenige Wochen vor seinem Tode einem anderen Mädchen den Vorschlag gemacht habe, mit ihm zu sterben.

Zu dieser psychischen Veranlagung müssen wir auch seinen körperlichen Verfall hinzunehmen. Alle Gewährsmänner aus seiner nächsten Umgebung betonen den übermäßigen Genuß von Alkohol und das ausschweifende erotische Leben des Prinzen während seiner letzten Lebenszeit. Es ist übrigens von glaubwürdiger Seite überliefert, daß der Prinz, der sich auch dem Genusse von Morphium hingab, in seiner Manneskraft so herabgekommen war, daß er fürchtete, sie in kurzer Zeit ganz einzubüßen. Auch dies mag mitbestimmend bei seinem letzten Entschlusse gewirkt haben.

Sein Eheleben war seit dem Jahre 1886 vollkommen zerstört. Durch eine Indiskretion eines Höflings hat Kronprinzessin Stefanie um diese Zeit von einem Liebeshandel ihres Gatten erfahren. Es trat ein Bruch ein, der in voller Schärfe bis zum Tode Rudolfs fortbestand; keine Intervention der beiderseitigen Elternpaare, auch keine Berufung auf die Staatsraison (die Ehe war noch mit keinem Sohne gesegnet) vermochte die Prinzessin zu bestimmen, mit ihrem Gemahl anders als im Beisein dritter zu verkehren. Der Kronprinz soll sich durch diese Haltung der Prinzessin maßlos gedemütigt gefühlt haben. Die Aufrechterhaltung einer Scheinehe war für den außerordentlich reizbaren, in seinem Gemütsleben wie in seinem Selbstvertrauen so schwankenden Prinzen unerträglich. Er begann nun die Scheidung seiner Ehe zu betreiben, stieß aber dabei auf den unerbittlichen Widerstand seines Vaters. Er wendete sich daraufhin unmittelbar an den Papst, holte sich aber auch dort eine Ablehnung. Schließlich vertraute er sich seiner Mutter an und, soviel wir wissen, zeigte sich diese geneigt, ihrem Sohne zu helfen. Ein Mitglied der Wiener Nunziatur, Monsignore Tarnassi, soll im Januar 1889 mit einem Handschreiben der Kaiserin nach Rom gereist, jedoch mit einem ablehnenden Bescheid des Papstes zurückgekehrt sein. Als Hoyos am Abend des Unglückstages von der Kronprin-

zessin-Witwe empfangen wurde, sagte ihm diese, sie habe das Unglück kommen sehen und, wenn sie sich auch nicht von aller Schuld freisprechen könne, so sei doch eine Katastrophe nicht zu verhindern gewesen.

Als letzter Anstoß kam schließlich ein schwerer politischer Konflikt mit dem Kaiser hinzu. Ob wir darüber jemals vollkommen aufgeklärt werden, ist zweifelhaft. Wie schon erwähnt, hat der Kaiser im Jahre 1899 die geheimen Akten, die darüber bis dahin bestanden hatten, vernichten lassen. Jedenfalls steht fest, daß der Kronprinz mit der ungarischen Opposition, welche die im Winter 1888 eingebrachte Wehrvorlage in der Absicht bekämpfte, für Ungarn die vollkommene Selbständigkeit der Armee zu erzwingen, sehr intime Beziehungen unterhalten hat, was in den Augen des Kaisers einem Hochverrat gleichkam. Das Zerwürfnis mit dem Vater hat dadurch für den Prinzen eine gefährliche Form angenommen. Wenn der Kronprinz vielleicht während des letzten Tages seines Lebens, wie aus einer Bemerkung zu dem Prinzen Philipp von Coburg hervorzugehen scheint, einen Augenblick an den Versuch einer Aussöhnung mit dem Vater gedacht haben mag, so dürfte er wohl bei reiflicher Ueberlegung immer wieder zu der Erkenntnis zurückgekehrt sein, daß er sowohl seine politische Stellung wie sein privates Leben in einer Weise kompromittiert hatte, die ihm nur mehr die Wahl ließ zwischen der völligen Unterwerfung unter den starren Willen seines Vaters und dem Ausscheiden aus der Dynastie.

* * *

Wem nach dieser Darstellung in dem Drama von Mayerling noch immer gewisse Dinge unbegreiflich bleiben, etwa, daß der unglückliche Prinz ein junges Mädchen, das zwar seit vierzehn Tagen seine Geliebte war, das aber für ihn nicht mehr als eine unter vielen bedeutete, mit sich in den Tod nahm, oder daß sich in den zwei Tagen, die Rudolf mit Mary Vetsera in Mayerling weilte, weder der Hof um den Prinzen noch die Familie Vetsera-Baltazzi um das junge Mädchen kümmerte, oder auch daß verschiedenen Begleitumständen des Dramas die mißliche Note eines Kolportageromans innewohnt, der mag nicht erst versuchen, solche Unbegreiflichkeiten nach dem Maßstab seiner eigenen Lebensauffassung aufzuklären, sondern sich damit begnügen, das Milieu, das ihm hier entgegentritt, als ein besonderes und einmaliges hinzunehmen. Er wird auf diese Weise vielleicht auch dazu gelangen, das ganze Ereignis bis zu einem gewissen Grade jener mystischen Tragik zu entkleiden, die es auf die zeitliche und gesellschaftliche Distanz für uns besitzt. Können wir denn begreifen, daß Prinz Coburg und Graf Hoyos, als sie am Morgen des 30. Januar vergeblich an die Schlafzimmertür

des Kronprinzen pochten und sie schließlich erbrechen ließen, nicht selbst hineinstürzten, sondern wegen der „so unendlich heiklen Umstände" den Kammerdiener in das Gemach schickten, um festzustellen, ob der Kronprinz noch am Leben sei? Können wir es fassen, daß der Kaiser, der gegen 11 Uhr vormittags die Unglücksbotschaft erhielt und, wie Szögyény uns berichtet, im ersten Augenblick vor Schmerz zu Boden stürzte, um die Mittagszeit bereits den Grafen Hoyos in Audienz empfing und sich von ihm „Bericht erstatten" ließ? Der Kronprinz hat die Nacht vor dieser letzten Reise mit Mary Vetsera in der Hofburg mit einer gewissen Mizzi Kaspar verbracht, die seit längerer Zeit in Beziehungen zu ihm stand. Aus dem kürzlich veröffentlichten Berichte Slatins erfahren wir, daß nach dem makabern Transporte der Leiche der armen Mary Vetsera durch ihre beiden Onkel Baltazzi und Stockau von Mayerling nach Heiligenkreuz diese beiden Kavaliere beim Stiftswein in so animierte Stimmung gerieten, daß der anwesende Pater besänftigend eingreifen mußte. Alle diese und viele andere Einzelheiten zeigen uns die hohe Gesellschaft eines müden Hofes in der ganzen Lässigkeit ihrer Haltung und Morbidezza ihrer Anschauungen. Der Historiker hat nur die Aufgabe, das Bild einer gewissen Epoche möglichst farbengetreu zu überliefern. Wie eine Szene aus dem Escorial bleibt jenes Bild der Beisetzung des unglücklichen Prinzen in der Kapuzinergruft den Nachlebenden im Gedächtnis. Plener hat es in seiner nüchteren Art mit den folgenden Worten festgehalten, die einer taciteischen Prägung nicht entbehren: „Das Begräbnis des armen Kronprinzen war sehr eindrucksvoll, ein eisiger Wind fegte durch die Straßen, die Zeremonie war kurz, der Kaiser bewahrte seine gemessene Haltung, der erzherzogliche Adjutant, Graf Rosenberg, weinte und schluchzte wie ein Kind, und wir alle in der Kapuzinerkirche Anwesenden waren schmerzlich bewegt."

***

# Aus der Werkstatt eines guten Europäers

## Ausgewählte Briefe Karl Hillebrands

### mitgeteilt von Julius Heyderhoff

Karl Hillebrand, der vor bald einem halben Jahrhundert in Florenz starb, war einer der wenigen weltgültigen Schriftsteller Deutschlands, und seine Zeitgenossen sahen in ihm das Vorbild eines guten Europäers. Dennoch ist er heute vergessen, so vergessen, daß sein Säkulartag vor zwei Jahren fast unbemerkt vorüberging. So tief ist heute das geistige Niveau gesunken, daß für seine längst vergriffenen Schriften, die siebenbändige Essaysammlung „Zeiten, Völker und Menschen" keine Möglichkeit des Neudrucks besteht, für eine Sammlung seiner Briefe kein Verleger sich findet. Sind wir denn reich an Männern, die auch andern Nationen etwas bedeuten, haben wir Ueberfluß an Namen von völkerverbindender Kraft? Was sie uns sein können, zeigt das Beispiel von Karl Schurz und der nach ihm benannten Gesellschaft. Verbindet sie Deutschland und Nordamerika, so könnte eine Hillebrand-Gesellschaft ein geistiges Band zwischen den vier großen Nationen des romanisch-germanischen Kulturkreises werden. Denn allen schien er gleichmäßig anzugehören, mit ihrer Geschichte wie mit ihrem Leben vertraut; in ihrer Literatur und ihrer Gesellschaft hatte er Sitz und Stimme.

Den Stimmen der Völker zu lauschen, wie es einst Herder getan, sie als Individualitäten zu erfassen und eine der andern zu deuten aus den bleibenden Zügen des Nationalcharakters, aus dem Geist ihrer literarischen Meisterwerke wie aus den unscheinbaren Gewohnheiten des täglichen Lebens: das war ein eigenster Beruf. So ist der „lodato scrittore", der seine Feder stets „der Verbindung der Geister" gewidmet, und den sein geliebtes Florenz „bene merito del popolo italiano" genannt hat, eine einzigartige Erscheinung des deutschen und europäischen Geisteslebens geworden, in der Herdersche Allempfänglichkeit und Goethescher Humanitätsglaube noch einmal wiederkehrten, während im Staatsleben schon die nationale Idee immer mächtiger vordrang, und ihr entartetes Kind, ein enger und geräuschvoller Nationalismus, neue Trennungsschranken aufzurichten begann. Als ein Verhängnis nicht bloß für Deutschland dürfen wir es heute beklagen, daß er sterben mußte beim ersten Sichtbarwerden dieser von ihm erkannten Gefahr. Zugleich aber drängt sich die Wahrheit des Wortes auf, das Nietzsche dem Freunde und freudig zustimmenden Kritiker seiner Jugendschriften nachrief: „Er war der letzte humane Deutsche, der die Feder zu führen wußte."

Soviel in knappster Zusammenfassung über Werk und Gestalt des Mannes, der die nachstehenden Briefe schrieb. Sie

stammen aus den Jahren seiner stärksten Schaffenskraft, als er in der Kunst des Essays das Höchste erreichte und zugleich, die Meisterwerke deutscher Geschichtschreibung vor Augen, um den Kranz des Historikers rang. Im Feuer und in den spärlichen Pausen dieser aufreibenden Doppelarbeit erscheint er hier im Austausch mit Rodenberg wie mit Treitschke und Reumont. Da sieht man, wie hart sein Lebenskampf war, wie wichtig die Honorarfrage für den „freien" Schriftsteller, wieviel der gefeierte Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau" sich aufladen mußte, bloß „ums leidige Geld". So seine Vortragstätigkeit nach Art der Vorlesungen, die er 1879 als Gast Gladstones und der Londoner Whig-Gesellschaft in englischer Sprache über die Entwicklung der deutschen Weltanschauung hielt und 1880 in einem Bremer Vortrag fortsetzte; von welchen Gesichtspunkten aus, entwickelt er sehr anregend einem dortigen Freund. Dazu dann Urteile und Bekenntnisse des Historikers in bunter Fülle, der Weite seines europäischen Horizonts gemäß, unerbittlich gegen jede Schwäche des zum Herrschen Berufenen, fein abwägend vor komplexen Erscheinungen wie Napoleon I., dem Katholizismus in Staat und Kunst, der großen französischen Revolution, einsam und zeitfremd in der Hochschätzung der Reformer, die ihr vorangingen. Ueberall zeigt sich die Freiheit und Höhe seines Standpunkts, am deutlichsten in der Art, wie er Bruno Bauers Kritik der Bismarckschen Aera um 1880 abtut und sich selbst dabei nicht bloß von den Niederungen des Ebers-Dahnschen Professorenromans, sondern auch von Treitschke und Mommsen distanziert. Wie fern ihm dabei jede Ueberhebung lag, mag man dem Schlußbrief der kleinen Auswahl entnehmen. Bescheidener kann niemand von sich sprechen, als es hier der erste Kenner der Weltliteratur tut, wenn er einen jugendlichen Verehrer immer nur auf die Grenzen seiner Begabung, auf das eingeschränkte Feld seiner Beobachtung und seines Schaffens hinweist. Nur eins nimmt er für sich in Anspruch und schärft er dem Jüngeren als stets festzuhaltenden Grundsatz ein: die Einsicht, „daß die Wahrheit absolut unverträglich ist mit der Partei". Das sollte auch der Jugend von heute gesagt sein; aber ihr gilt ja freiwillige Parteiblindheit als erstes Ziel und höchste Tugend.

Florenz, Jan. 23. 1876

36 Lung' Arno Nuovo.

1. An Heinrich v. Treitschke.

Hochgeehrter Herr und Freund,

Wäre es Ihnen recht, ein Kapitel meiner französischen Geschichte von 1830—1870 in den „Preußischen Jahrbüchern" zu veröffentlichen? Ich habe nämlich im Contract mit Perthes (denn Sie wissen wohl, daß mein Werk zur Heeren-Uckert-Giesebrechtschen Sammlung gehört) ausgemacht, daß ich von

jedem Bande 8 Bogen erst in Zeitschriften veröffentlichen dürfe. Er gewinnt dadurch eine größere Publizität, ich ein etwas höheres Honorar. Mein erster Band (1830—1840) soll Ende dieses Jahres in Druck gegeben werden. Er ist schon sehr weit vorgeschritten; namentlich in den Turiner Archiven habe ich reichlichen Stoff gefunden. Doch muß ich Sie im voraus darauf aufmerksam machen, daß mein M. S., obschon ins Reine geschrieben, noch nicht endgültig ist. Ich habe nämlich den Sommer in Berlin zu arbeiten, wo mir die Archive freundlichst wie in Turin eröffnet sind. Es ist wohl möglich, daß ich dort manches finde, was eine Modifikation meiner Darstellung nötig macht. Indessen das Kapitel[1]), das ich Ihnen anbieten möchte („Das Julikönigtum richtet sich ein"), und das hauptsächlich die Anerkennungsfrage behandelt, dürfte wohl am wenigsten einer derartigen Aenderung ausgesetzt sein. Es würde ungefähr 42 Seiten der „Pr. J." ausmachen, die ich durch Auslassung zweier Episoden (Karls X. Abzug und Condés Tod) um circa 4—5 Seiten vermindern könnte. — Ich wäre Ihnen sehr verbunden, mir ungefähr anzugeben, in welcher Nummer die Arbeit erscheinen könnte. Mein ganzes Buch ist auf 5 Bände (1830—40; 1840—48; 1848—52; 1852—61; 1861—1870) berechnet; ich habe mir noch weitere zehn bis zwölf Jahre dafür ausbedungen.

Ich kann Ihnen nicht genug für Ihren Pufendorf[2]) danken: ich habe selten etwas gelesen, das mir einen so tiefen Eindruck gemacht. Es wäre lächerlich, einem Manne wie Ihnen Komplimente zu machen, aber ich, dem nie eine Zeile von Ihnen entgangen ist, der Ihnen von Anfang an mit bewundernder Teilnahme — oder wenn Sie wollen, mit Parteileidenschaft — gefolgt, ich finde, es ist das Vollendetste an Konzeption wie an Komposition, das Sie geschrieben. — Was italienische Kirchenpolitik[3]) anlangt, so stimme ich nicht ganz mit Ihnen überein. Zum Kämpfen gehören Kämpfer, wie Eier zu einer Omelette. Man baut nicht mit Sand auf Sand. Der italienische Klerus ist so lau wie der italienische Staat, der Freidenker wie der Klerikale. Hier kann so wenig von einem Kampfe die Rede sein als zwischen Kaffee und Milch: alles fließt ineinander. Um so toller freilich, nach logischen Begriffen das Ineinandergeflossene scheiden zu wollen und eine libera Chiesa in libero Stato für möglich zu halten. Meiner Ansicht nach steht die Sache so: Italien hat (seit

[1]) Erschienen unter dem Titel „Europa nach der Julirevolution" im Mai- und Juniheft 1876 (Bd. 37, S. 494 und 608ff.)

[2]) Treitschkes Pufendorf-Essay (Hist. und Pol. Aufsätze, Bd. 4, S. 202) war 1875 in den Preuß. Jahrb. erschienen.

[3]) Treitschke hatte sich hierzu in einem Artikel „Libera chiesa in libero stato" geäußert, der an den Prof. A. Vera in Neapel gerichtet war (Bd. 36, 229ff.) und diesen zu einer Erwiderung veranlaßte.

der Schöpfung des römischen Rechtes und der römischen Verwaltung) nur eine große politische Schöpfung hervorgebracht: die römische Kirche. Zeitweilig haben sich derselben fanatische Fremdlinge trotz ihrer geringen Anzahl gerade kraft ihres Fanatismus und der Lauheit des italienischen Klerus bemächtigt. (Als man die Galigai fragte, welche Malefizien sie gegen Louis XIII. angewandt, sagte sie: Die Macht eines starken Willens über einen schwächeren.) Die Italiener, selbst die Freidenker, wollen jene ihre größte Schöpfung nicht verlieren. Sie könnten sie ja vielleicht später einmal gebrauchen, und sie ist ein historischer Ruhm für ihr Land. Die Fremdlinge daraus zu vertreiben, haben sie die Energie nicht. So warten sie ruhig ab, bis wieder ein wahrer Italiener auf den heiligen Stuhl kommt, dem der ganze Klerus zujubeln würde. Denn der Eifer der vatikanischen Klique ist ihnen doch gar zu unbequem und lästig. Daß das alles ein sehr kurzsichtiger Calcül ist, ist eine andere Frage. Ich glaube, Italien wird seine Lauheit bitter büßen, und harte Strafe wird über es ergehen. Aber über seinen Schatten springt niemand. Selbst wenn die Einsicht von der Gefahr dieser Lauheit rechts und links durchdränge, — die Einsicht genügt nicht und hat nie genügt, Charaktere zu ändern. Oder wären Sie etwa kein guter Lutheraner?...

Bitte Heinrich Dernburg in alter Liebe von mir zu grüßen und verbleibe in aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster
Karl Hillebrand.

Minehead (Somersetshire).
August 10. 1879.

2. An Julius Rodenberg.

Lieber Freund,

Ich habe einen Aufsatz über „Englands Entwicklungsgang im 18. Jahrhundert“[1]) angefangen, bin aber noch immer so leidend (neuralgische Gesichtsschmerzen und nie endenwollende Schwären, und infolge von letzteren allgemeine Schwäche), daß ich fürchten muß, ich kann den Aufsatz nicht zum 1. Sept. liefern. Halten Sie also etwas anderes für das Oktoberheft bereit und sagen Sie Paetel, er solle mir die Oktoberrate nicht schicken. Wenn Sie dann diesen Aufsatz im Novemberheft und meinen übernächsten (sei's „Metternich“, sei's „Tocqueville“) im Januarheft geben könnten, so wären wir à jour; und dann wollen wir's bleiben, indem Sie immer meine Aufsätze gleichzeitig mit der Einzahlung des Honorars veröffentlichen, d. h. im Januar, April, Juli und Oktober.

---

[1]) „England im 18. Jahrhundert“ in Bd. 5 von „Zeiten, Völker und Menschen“ (hinfort zitiert als Z. V. M.).

Ich habe wieder einmal zuviel Heu auf meine Gabel genommen: 1. die französische Uebersetzung meines „Frankreich und die Franzosen“[1]) zu revidieren, 2. die englische meiner französischen Geschichte dito, 3. einen Aufsatz „Englische Eindrücke“ fürs Nineteenth Century (er würde für die Rundschau nicht gepaßt haben, auch wiederholt er vieles dem deutschen Publikum schon Gesagte), 4. die Redaktion meiner Vorlesungen[2]) für Longmann. Alles fürs leidige Geld. Wenn ich meine franz. Geschichte englisch geschrieben hätte, so brauchte ich das alles nicht. Wenn sie mir auch nicht zwei Millionen eingebracht hätte wie Macaulay, so doch wohl das Zwanzigstel davon, d. h. 100 000 Fr. oder 4000 RM. Rente. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich Treitschkes Wärme und Leidenschaft nicht habe, die ich bewundere, ohne ihn darum zu beneiden; auch ist mein Gegenstand nicht teutsch wie seiner; aber meine Billigkeit und meine abgerundete Komposition — zwei Dinge, von denen er keine Ahnung hat — sollten mir doch wenigstens 100 Leser verschaffen, wo er 1000 hat; und selbst wenn ich ganz talentlos wäre und so trocken schriebe als Vater Schlosser oder Spittler, der Gegenstand, der uns in der Zeit so nahe liegt und für uns soviel Belehrung enthält, die Fülle von neuen Tatsachen, die ich aus unzugänglichen Quellen geschöpft, sollten mir doch ein paar Leser verschaffen. Aber mein Bd. I ist, soviel ich weiß, noch in tausenden auf dem Lager, und Bd. II wird wohl kein besseres Geschick haben. Halten Sie sich ja nicht für verpflichtet, etwas deshalb in die Rundschau zu schicken. Es käme wie Freundesreklame heraus. Ueberhaupt verlange ich keine Rezensionen; darum ist's mir nicht zu tun, aber um eine fair chance, d. h. um Oeffentlichkeit. Nicht gepriesen will ich werden, aber angezeigt; ob ich dann Leser finde, hängt vom Buch und dem Publikum ab: die müssen einander entsprechen, damit ein Buch Erfolg habe. Ein gutes Buch und ein schlechtes Publikum oder ein schlechtes Buch und ein gutes Publikum werden sich nie treffen, aber ein schlechtes Buch und ein schlechtes Publikum, ein gutes Buch und ein gutes Publikum, die sind verbündet unwiderstehlich. Diese fair chance nun gibt man mir nicht in Deutschland. Erscheint ein Buch Treitschkes oder Freytags oder Sybels, Renans oder Taines, Froudes oder Leckys — so melden alle Zeitungen: „Ein Kind ist geboren!“ Mehr verlange ich nicht. Das Lobhudeln ist mir zuwider, aber ohne Oeffentlichkeit ist ein Autor wie ein Instrument ohne Resonanzboden. It falls flat from the press, wie Hume von seinem größten Werke sagte. Der konnte sich mit der Nachwelt trösten. Das kann unsereiner nicht; denn er würde beim Stunden verhungern und muß baar

[1]) Z. V. M. Bd. 1, zuletzt 1902 in 4. Aufl. erschienen.
[2]) Die in der Einleitung erwähnten Londoner Vorlesungen von 1879 „German thoughts.“ Vgl. auch den folgenden Brief.

gezahlt werden. Uebrigens versteht Perthes auch die Reklame gar nicht. Ich habe in drei Jahren noch nicht eine einzige Annonce meines Werkes gesehen. Aber genug der Klagen.

Meine nächsten Pläne: August hier. 1.—15. Sept. Oxford, Cambridge, Norfolk, London. 15.—25. Sept. über Frankfurt, München, Brenner nach Florenz.

Mit freundschaftl. Grüßen

Ihr K. H.

Florenz, Febr. 18. 1880.

3. An Dr. Wilhelm Sattler.

Sehr geehrter Herr Professor,

Ich bin im Prinzip durchaus nicht abgeneigt, auf Ihren so ehrenvollen Vorschlag, für den ich aufrichtigst danke, einzugehen. Nur weiß ich nicht, ob sich's mit der Zeit schicken wird. Ich verlasse gewöhnlich Florenz Mitte Juni und kehre Mitte September hierher zurück. Dauert nun Ihr Frühjahrscyklus lange genug, fängt Ihr Herbstcyklus früh genug an, um es mir möglich zu machen, diese meine durch Klima und Tätigkeit bedingte Gewohnheit einzuhalten? Natürlich geht die Gewohnheit nicht so weit, daß ich nicht einmal meine Heimkehr um drei Wochen verschieben, meine Abreise von hier um drei Wochen „verfrühen" könnte. Nur ist jener Zeitpunkt im allgemeinen der meiner Freiheit. In London begann ich voriges Jahr Mitte Mai und endigte Mitte Juni.

Auch wird die Honorarfrage entscheidend sein. Ich möchte nicht gerne mehr noch weniger als meine Freunde Treitschke und Bamberger beanspruchen, weiß aber gar nicht, ob die von ihnen erhaltene Summe für mich ausreichen würde. Beide sind nahe, ich ferne, selbst wenn ich den Sommer in einem böhmischen Bade zubrächte. Die Reise wäre also für mich kostspieliger. Andererseits wird mir die Vorbereitung eines Vortrages, der doch Neues bringen muß — sonst lesen die Herren und Damen ihn ja besser in der Rundschau —, auch etwa soviel Zeit nehmen als ein Revueartikel von 24 Seiten circa, welcher mir in Berlin mit 750 RM., in London mit 40 £ St. bezahlt wird. Sie meinen zwar, ich könnte ja eine Rundreise im Norden machen. Nun bin ich aber kein Lecturer von Fach. Ich nahm auch in England nur an, weil ich 6 Vorträge zu halten hatte, folglich wirklich lehren konnte, weil ich die Sache als eine Art freiwilliger Propaganda für die Sache Deutschlands auffaßte und — weil ich in dortigen Privatarchiven Vorstudien für meinen dritten Band zu machen hatte, deren Unkosten (Reise und Aufenthalt) mir dadurch erleichtert wurden. Ich habe nun gar nichts dagegen, auch einen einzelnen sog. gemeinverständlichen Vortrag zu halten, zumal in Deutschland; ja, ich glaube dadurch eine mir liebe Pflicht

zu erfüllen, indem ich an meinem kleinen Teile an der so wünschenswerten Ueberbrückung der noch immer zwischen höherem Bürgertum und Gelehrtenstand gähnenden Kluft mitarbeite. Allein zum reisenden Vorträgler bin ich nicht gemacht. Auch pflege ich frei zu reden, nicht vorzulesen und sollte ich nun zweimal — geschweige denn zehnmal — über denselben Gegenstand reden, so würde ich kein Interesse mehr daran haben, würde mein Vortrag wie ein aufgewärmtes Gericht wirken. Ueber verschiedene Gegenstände aber könnte ich nicht alle drei Tage reden, eben weil ich jeden einzelnen Vortrag sorgfältig wie einen Essay vorbereiten müßte.

Was nun das Thema anlangt, so lasse ich Ihnen die Wahl zwischen:

1. irgendeinem auf mein Hauptwerk (Geschichte Frankreichs seit 1830) bezüglichen Gegenstand,
2. Heinrich Heine (dessen Sekretär ich in meiner Jugend war) [1]),
3. über den Entwicklungsgang der französischen, englischen, italienischen und deutschen Gesellschaft[2]),
4. über Zweck, Charakter und Methode der modernen Geschichtsschreibung. (Ich denke mir, Laien sehen uns gerne ins Handwerk.)

Indem ich Ihnen noch einmal für Ihren schmeichelhaften Antrag und für die Gelegenheit danke, die Sie mir bieten, auch einmal mit dem Wort auf die höheren bürgerlichen Kreise des Vaterlandes wirken zu können, verbleibe ich, sehr geehrter Herr Professor,

Ihr hochachtungsvollst ergebener
K. Hillebrand.

Baden-Baden, Villa Kleist.
Juli 4. 1880.

4. An Alfred v. Reumont[3]).

Hochverehrtester Herr Geheimrath,

Schon von Florenz aus drängte es mich, Ihnen zu schreiben, aber im Trubel der Abreise und im Drange der noch zu

---

[1]) Im Winter 1849/50 nach seiner Flucht aus Rastatt, wo er als Teilnehmer des badisch-pfälzischen Aufstandes eingeschlossen war und nach der Kapitulation kriegsgerichtlich erschossen werden sollte. Über seine Eindrücke bei Heine, dessen Vorleser er einige Monate war, vgl. H. Houben „Heines Gespräche", S. 654—57 und 912.

[2]) Der Bremer Vortrag war am 23. September 1880 im kaufm. Verein „Union" und behandelte das an 3. Stelle vorgeschlagene Thema über den Entwicklungsgang der abendländischen Gesellschaft. (Gedruckt ZVM., Bd. 7, 33ff. und in Hofmillers Auswahlbändchen in Langens „Bücher der Bildung", Bd. 8).

[3]) Alfred v. Reumont (1808—87), Geschichtsschreiber Toskanas und der Medizäer, langjähriger Vertreter Preußens in Florenz und Freund Friedrich Wilhelms IV.

erledigenden Arbeiten kam ich nicht dazu. Ich wollte Ihnen sagen, wie sehr wir beide, meine Frau und ich, bedauert haben, Ihre, leider immer seltenere und kürzere, Anwesenheit in Florenz so wenig genossen zu haben. Ich kam noch einmal ins Hotel in der Hoffnung, eine Stunde recht gründlicher Plauderei mit Ihnen zu haben und etwas auf einen kommenden Abend zu verabreden, ward aber zu meiner großen Ueberraschung beschieden, Sie seien Tags zuvor schon abgereist. Hoffentlich entschädigen Sie uns kommendes Jahr. Heute nun habe ich Ihnen schon wieder zu danken. Sie wollen eben nicht, daß ich aus Ihrer Schuld komme. Vor allem bin ich geschmeichelt und höchst wohltuend davon berührt, daß Sie sich meiner erinnern und mir Ihre kleineren Arbeiten, die mir sonst wohl entgehen könnten, zukommen lassen wollen. Ich sehe in dieser Aufmerksamkeit einen Beweis der Anerkennung und Freundschaft, den ich nicht hoch genug schätzen kann. Dann haben Sie mich auch durch die freundlichen Worte, die Sie mir in Ihrem „Gino Capponi“[1]) gewidmet, ganz besonders verpflichtet und endlich danke ich Ihnen einige Tage anregendster und unterrichtendster Lektüre, indem ich vorige Woche eben ganz mit Ihrem „Gino Capponi“ und Ihrem „Gustav III.“ gelebt. Heute kommen mir nun noch die Sonette zu, die ich zu kosten im Begriffe stehe.

Ich hätte so sehr gewünscht, noch manches mit Ihnen zu durchsprechen, selbst das delikateste; denn Sie haben jene innere feine Toleranz, die auch das Zarteste zu besprechen erlaubt. Ich denke namentlich an meine Stellung zum Katholizismus, die Sie oft verletzt haben muß, während ich mir doch bewußt bin, dem Katholizismus, dem wahren freilich, nicht dem verfälschten einer gewissen Schule, keineswegs feindlich gegenüberzustehen. Vielleicht habe ich die Unterscheidung in meinen Schriften nicht scharf genug gezogen. Was das Urteil über gewisse geschichtliche Charaktere, denen Sie persönlich nahegestanden, anlangt, so fühle ich freilich, daß mein hartes Urteil *Ihnen gerade* den Eindruck des Vorurteils machen muß, aber doch ist dies nicht so sehr der Fall, als Sie wohl glauben möchten. Ich kann nun einmal, als Historiker, keine Nachsicht mit den Persönlichkeiten haben, die durchaus nicht wissen, wozu die Natur sie befähigt und berufen hat. Die Tatsache, daß die Verhältnisse (d. h. hier die Geburt) einen begabten und wohlwollenden Mann an eine Stelle berufen, zu der die Natur ihn nicht gemacht, mag entschuldigen und erklären; sie rechtfertigt nicht, was ein solcher Mann des Un-

[1]) Über seinen und Hillebrands gemeinsamen Freund, den Florentiner Marchese Gino Capponi, eine führende Gestalt der italienischen Einheitsbewegung, hatte Reumont ein ausführliches Lebensbild veröffentlicht. Auch Hillebrand hat von ihm in den „Profilen“ (ZVM., Bd. 4) ein eindrucksvolles Bild gegeben.

heilvollen anrichtet. Die Freunde dürfen und sollen ihn lieben, anerkennen oder bedauern; der Historiker aber muß doch — wie der Kunde den Handwerker — die historische Persönlichkeit fragen, was sie geleistet. Auch Ludwig XVI., der freilich an Begabung an Ihren hohen Freund [Friedrich Wilhelm IV.] nicht heranreicht, war ein wohlwollender Herr und doch glaube ich sagen zu dürfen, daß kein einzelner Mensch in der Geschichte mehr Unheil angerichtet als er, einfach weil nie einer weniger wie er the right man in the right place war.

Aber, ich will Sie mit meiner Geschichtsphilosophie und Geschichtsmoral verschonen. Solche Fragen bedürfen langer und eingehender Besprechung. Sie lassen sich nicht in einem Briefchen über's Knie brechen. Hoffentlich geben Sie uns Florentinern recht bald wieder einmal die Gelegenheit, diese und andere Fragen recht behaglich durchzusprechen.

Ihr in dankbarster Hochachtung ergebener
K. Hillebrand.

Baden-Baden, Villa Kleist.
Aug. 20. 1880.

5. An Hans von Bülow.

Lieber Freund,

Meinen besten, etwas späten Dank für Bruno Bauer[1]). Ich wollte ihn erst ausgelesen haben. Es ging mir sonderbar mit dem Buch. Anfangs wohltuende Ueberraschung, wieder einmal in diese schwäbische Gesellschaft zu kommen, derb, aber auch kräftig, nicht vom Strome fortgerissen, von Hegelschem Geiste durchgeistet, auf solidester Wissensbasis gefestet. Das versprach ein Fest nach den nationalliberalen Clichés, dem sittlichen Pathos unserer Chauvins, der tendenziösen Geschichtsfälschung unserer Geschichtsklitterer. Aber, siehe da, nach 100 Seiten ward der unbeholfen kleckrige Stil zur Manier, entpuppte sich der Unabhänige und Isolierte als ein süddeutscher Achtundvierziger, mit großdeutschem Austriacismus versetzt, der hohe Denker als ein Analogienjäger kindlichster Art. Der Engländer hatte freilich nur eine Frau gesehen, die rot war, als er seine allgemeine Behauptung über die roten Frauen Frankreichs angestellt; Bruno Bauer hat deren zwei gesehen und darauf sein „Gesetz" gegründet. Am Ende gar wird's der reine Sonnemann der „Frankfurter Zeitung": Alles ist schlecht im schlechtest denkbaren Deutschland. Wir sind nicht nur die ärmste, sondern auch die dümmste, unwissendste, egoistischste, feigste Nation der Welt. Und alles die Schuld des bösen Gringalot Bis-

[1]) Bruno Bauer (1809—1882), der durch seine radikale Evangelienkritik bekannte Junghegelianer, hatte 1880 ein Buch „Zur Orientierung über die Bismarcksche Ära" veröffentlicht, auf das sich der nachstehende Brief bezieht.

marck. Es ist die Uebersetzung des sächsischen: „Ich könne zwar die Krinte der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie“ ins Tübingensche. Nein, der ist kein wahrhaft Isolierter, kein wirklich freier Geist, der auf die Parteien — politische, religiöse, literarische, philosophische und vor allem nationale — und auf das ganze Getümmel unter ihm hoch herabsieht von seinem Tier; der steckt noch mitten drin. Angeregt hat mich die Lektüre doch, und ich danke Dir sehr dafür: man muß sowas nicht ignorieren: es ist der ergänzende Gegensatz zur Dahn—Freytag, Ebers—Gottschall, Treitschke—Mommsen Literatur und Weltanschauung: beide zusammen machen die Masse des heutigen Deutschlands aus. Wollen wir nicht beiden den Rücken kehren und uns an die halten, welche à la Cervantes und Shakespeare all dem Getriebe das Gefühl höherer künstlerischer Wurstigkeit entgegenbrachten?

Dein ora e sempre

K. Hillebrand.

Florenz, März 5., 1881.

50 Lung' Arno Nuovo.

6. An Sigmund Schott[1]).

Sehr geehrter Herr,

Tausend Dank für die freundliche Uebersendung Ihres Aufsatzes[2]) und für den so schmeichelhaften Inhalt dieses Aufsatzes. Ich fühle sehr wohl, daß ich das alles nicht verdiene und weiß nur zu genau, was mir alles fehlt, um der Schriftsteller zu sein, der ich sein möchte und für den Sie mich schon zu nehmen die Güte haben. Das ist Jugend, ein Fehler, den man ja täglich verbessert, wie das Sprichwort sagt, und ich fürchte nur, daß, wenn Sie einmal in die Vierziger kommen, eine Reaktion eintreten wird, und ich es werde entgelten müssen, daß Sie sich in Ihren jungen Tagen von gewissen Eigenschaften meiner Schriften haben bestechen und fortreißen lassen, so daß Sie die schwachen Seiten übersahen. Ein andres freilich wird mir zu Gute kommen mit der Zeit: Sie, ein Mann von Lessings Gemeinde, also ein Streber nach Wahrheit, wirklicher Wahrheit, werden einsehen lernen, daß die Wahrheit absolut unverträglich mit der Partei ist. Dann werden Sie sich auch erklären, wie ich einen Metternich und Robespierre in denselben Topf werfen und einen Napoleon, den Politiker, so streng ver-

[1]) Sigmund Schott (1852—1910), Prokurist der deutschen Effekten- und Wechselbank in Frankfurt a. M., literarisch bekannt durch Arbeiten über Lessing und durch seine Beziehungen zu Gottfr. Keller, Fontane, P. Heyse, W. Raabe.

[2]) Es handelt sich um einen Aufsatz in der Frankfurter Zeitung vom 2. März 1881 (Nr. 61), in dem Schott unter dem Titel „Aus dem Jahrhundert der Revolution“ den gleichnamigen Essayband H.'s (ZVM., Bd. 5) rühmend besprochen hatte.

urteilen, einen Napoleon, den Gesetzgeber, so hoch erheben kann. — Die schöne Stelle, die Sie aus Mignet zitieren, ist ganz richtig und ich würde jedes Wort unterschreiben, aber es fragt sich nur: 1. ob alles das, was er da als Ergebnisse der Revolution aufführt, ein Gut ist oder nicht? Ich glaube, zum größten Teile ja, obschon auch diese Uniformität nicht nur für die höhere Bildung, die ja nur bei größter Varietät der Individuen sich entwickeln kann, sondern auch für die Freiheit, wie Mirabeau es wohl vorausgesehen, höchst gefährlich ist. Die zweite und Hauptfrage ist: hätte sich dasselbe nicht ohne Revolution, wenn auch vielleicht um ein paar Jahrzehnte später, erreichen lassen? und das ist meine Thesis. (Siehe England.) Endlich kommt noch die dritte, subsidiäre Frage: Wieviel von alledem hat die Revolution (d. h. Constituante, Legislative, Convent und 500) getan, wieviel der erste Konsul? Da weiß ich nun, daß Mignet allein dem 1ten Konsul die Ehre gibt, und hier sprechen nur Tatsachen und Daten, keine Meinungen.

Was nun das Persönliche anlangt, so überschätzen Sie auch da mein Wissen und meinen Fleiß. Mein Fleiß besteht darin, daß ich keinen Abend vorübergehen lasse, ohne mich an etwas Gutem, der Odyssee oder den Platonischen Dialogen, Goethe oder Shakespeare, Fielding oder Cervantes zu erfreuen, und da kommt's bei der heutigen Ignoranz der Vergangenheit dahin, daß man mit vielem familiär ist, was es Sitte ist (oder Unsitte) den Zunftgelehrten zu überlassen. Da erscheint man denn furchtbar gelehrt. Aber denken Sie, wie beschränkt mein Feld! In der Mathematik bin ich ein absoluter Ignorant, von Naturwissenschaften weiß ich gar nichts. Meine juristischen und philosophischen Kenntnisse (obgleich Sie mich zu einem Professor der Sprachen machen) sind äußerst beschränkt. In der Philosophie sind's eigentlich nur Locke und Hume, Kant und Schopenhauer, mit denen ich vertraut bin, wirklich vertraut. Und in der Geschichte ist's nur die Renaissance und die letzten 150 Jahre, die ich, auch noch immer sehr unvollständig, beherrsche: da sehen Sie, wie meine Gelehrsamkeit zusammenschrumpft. Gar in der Musik bin ich ein Böotier, kann kein Moll von Dur unterscheiden; in meinem Urteil über Architektur und Malerei höchst unselbständig, habe ich eigentlich nur für die Skulptur etwas Verständnis. Und nun nehmen Sie die großen Felder der Mechanik, des Handels, der Nationalökonomie und Statistik etc., die ich kaum berührt habe, so werden Sie finden, daß meine Ignoranz viel erstaunlicher ist als mein Wissen.

Dann wiederum denken Sie, daß ich nicht wie Sie den halben Tag auf dem Comptoir, wie meine Freunde im Reichstage, im Gerichtssaal, im Hörsaal, auf der Zeitungsredaktion zubringe, sondern ganz für mich lebe; daß ich nicht mit 25,

sondern erst mit 35 Jahren angefangen habe zu schriftstellern, nachdem ich eine gute Reserve von Nachdenken und Erfahrung, Bücher- und Menschenkenntnis aufgehäuft. Endlich bedenken Sie, wie gering meine Produktivität ist gegen Thiers', der jährlich 3 Bände schrieb, Ranke's, der [?] von Bänden produziert, St. Beuve's, der allwöchentlich einen Aufsatz schrieb wie ich deren alle zwei Monate — ich meine Natur und Umfang seiner Arbeiten, natürlich nicht Wert. Nur das einzige habe ich mit Sainte-Beuve gemein, daß mir Tatsachen über Ansichten, Wahrheit über Vorteil (auch idealem Vorurteil) stehen. — Und nun noch ein Wort Contrecritique. Ihr Aufsatz ist rein und schön und lebhaft geschrieben; der Ton ist geschmackvoll, und es fehlt nicht an tüchtigem Gedankeninhalt, aber die Komposition, die Oekonomie läßt zu wünschen: er ist nicht abgerundet genug. Folgen Sie meinem Rate, schreiben Sie nie eine Seite ohne einen vorherigen Plan mit seiner ganzen Gliederung.

Ich werde mich sehr freuen, Mme. Schott meine Aufwartung in Frankfurt machen zu dürfen. Legen Sie mich einstweilen Ihrer Braut zu Füßen. Welches ist das bestimmte Datum, das für meinen Vortrag in Aussicht genommen ist? Und müßten wir uns nicht über den Gegenstand verständigen? Was sagen Sie zu Carlyle? oder Montyon[1]), auch einer jener großen Reformer vor der Revolution wie Turgot, St. Germain, Malesherbes etc.

Mit besten Grüßen und herzlichstem Dank

Ihr ergebenster K. Hillebrand.

---

[1]) Jean Baptist Antoine Baron de Montyon (1733—1820) trat als volkswirtschaftlicher Schriftsteller für Erleichterung der Bauern ein und machte sich wissenschaftlich verdient durch Stiftung zahlreicher Preise.

***

# Die Wiedererstehung des Kupferstichs in Deutschland

## von Paul F. Schmidt

Es scheint nichts leichter, als den heutigen Künstlern Flüchtigkeit, Unernst und mangelhaftes Studium vorzuwerfen. Vergleicht man die Gemälde eines Munch oder Matisse, um nur zwei längst berühmt gewordene Maler zu nennen, oder den späten Corinth und Emil Nolde im deutschen Bereich, mit ihrer scheinbar sorglosen, unbekümmerten und karikierenden Technik mit den Werken aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, etwa mit Courbets oder Leibls sorgfältig der Natur nachtastender Primamalerei oder gar mit der Feinarbeit spätgotischer Tafelmalerei und Holbein d. J., so scheint der Vorwurf einer Vernachlässigung des edlen Malhandwerks berechtigt zu sein.

Vergleiche sind vorzügliche Mittel zu wissenschaftlicher Erkenntnis, nicht zum wenigsten im Bereich der Kunstgeschichte. Ein solcher Vergleich aber, wie der zwischen Corinth vor 1920 und Holbein von 1520 von seiten der malerischen Technik ist in seinen Voraussetzungen verfehlt, weil jedesmal etwas ganz anderes geleistet werden soll, dem Wollen aber unbedingt auch bei den Jüngsten das technische Können entspricht.

Die Befreiung der künstlerischen Faktur von den Fesseln einer allzu wörtlichen Handwerklichkeit war nämlich ein notwendiges Mittel der neuesten Malerei, um zu unerwarteten Möglichkeiten ganz neuen Ausdrucks zu gelangen. Sie begann schon vor einem Jahrhundert bei Delacroix, Rayski und dem jungen Menzel, sie emanzipierte sich bei den Impressionisten von dem Phantom des Altmeisterlichen, sie stieg zum Gipfel bei Munch, van Gogh, Matisse, Nolde usw., um einem völlig ungewohnten Empfinden Form und Ausdruck zu leihen. Es galt alle Fesseln der Konvention zu sprengen und unmittelbar zum Herzen zu sprechen. Als diese Revolutionierung der Kunst ihren Sinn erfüllt hatte, als das neue Weltbild einer direkten Uebertragung des Gefühls und irrationaler Visionen in großen Zügen geschaffen war, entstand eine Atempause in der Entwicklung, in der die Künstler sich darauf besannen, daß die Natur wieder einmal neu entdeckt und erobert werden könne. Dies geschah in den 1920er Jahren auf der einen Seite durch die Malerei der sogenannten Sachlichkeit, auf der andern durch den unerwarteten Siegeszug der „funktionalistischen" Architektur. Man kann diese Selbstbesinnung der Vernunft, nach einem Menschenalter des höchsten geistigen Ueberschwangs und der Vorstöße in die Gebiete des Immateriellen, als eine gesunde Rückkehr zum Elementaren des Lebens oder aber als

Erlahmen des schöpferischen Genius bezeichnen. Vielleicht wird beides richtig sein; wir stehen noch allzu unmittelbar beteiligt inmitten der Ereignisse, um sie kulturpolitisch übersehen und werten zu können.

Eine besondere und im Tiefsten ausschlaggebende Rolle hat in dieser Entwicklung der lebensspiegelnden, lebenssymbolisierenden Kunst unserer Zeit die Graphik übernommen; wenigstens bei dem einen der allein wichtigen Völker, bei den Deutschen. Der Norweger Edvard Munch, den wir im großen Zusammenhang unbedenklich zu den Unsern zählen müssen, hat sie in einem durchgreifenden Sinne erneuert und zum starken Träger der neuen Ideen gemacht, und die ihm nachfolgenden Künstler in Deutschland, vor allem Kirchner, Nolde, Schmidt-Rottluff und Heckel, haben das wunderbare Instrument in gleichem Geiste angewendet, so daß man vielleicht sagen kann: diese Graphik ist das treueste und eindruckstärkste Mittel der neuzeitlichen Gesinnung gewesen. Graphik ist von Natur volkstümlicher und zugänglicher als Malerei, wenigstens in unsern Breiten, wo das Verhältnis zur Kunst stets persönlicher, privater bleibt als in romanischen Ländern. Sie ist in weitere Kreise gedrungen und hat für die neue Form Anhänger gewonnen, wo die schwerer verständliche Malerei nicht recht hingelangen konnte: sozusagen auf dem Dorfe.

Sieht man ab von der unvergleichlichen Kunst Edvard Munchs, dessen Graphik schon in die Zeit zwischen 1890 und 1900 fällt, so hat sich dieser Komplex um 1910 entwickelt und seine ersten Freunde erworben; volkstümlich ist er im Kriege und in den ersten Jahren danach geworden. Es handelt sich um eine großzügige Vereinfachung der Technik in Radierung, vor allem aber von Holzschnitt und Lithographie, die eine impulsive und erregende Darstellung von Gegenständen der Natur und der menschlichen Seelenstimmungen erlaubte, wie sie kaum je zuvor, mindestens nicht mit so bewußter Absicht, gewagt worden war.

Die zunächst äußerlich und kaum begreiflich erscheinende Katastrophe in der Produktion dieser graphischen Selbstbekenntnisse erfolgte unmittelbar nach den Inflationsjahren. Die bloße Tatsache, daß der Markt für Graphik bei uns mit einer erstaunlichen Promptheit 1924 aufhörte zu bestehen, kann dabei nicht als Ursache, sondern nur als Auswirkung angesehen werden. Die Gründe liegen tiefer. Die ungeheure Produktion hatte sich erschöpft, aus innerlichen Motiven. Die Zeit der Bekenntnisse, die sich so leicht in Schwarz-Weiß-Blätter umgesetzt hatte, war vorüber, der Vorrat an Empfindungen der Empörung und Erkenntnis war endgültig zu Ende gegangen. Die maßgebenden Künstler schnitten nicht mehr in Holz oder Kupfer; zeichneten nicht mehr auf Stein; sie wandten sich ohne Ausnahme den Problemen einer erneuten Naturdarstellung zu.

Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß die Natur im Großen nichts umsonst tut und nichts vergeudet. Man muß seine Erfahrungen nur zu sammeln und die Zeit für ihre Schlußfolgerungen abzuwarten verstehen. Die Dynamik der deutschen Kunstäußerung, die im Bereich des Graphischen zu allen Zeiten am stärksten war, hat schließlich nur ihre Aeußerungsform gewechselt und ist, mit einer bewundernswerten Konsequenz, auf ein kaum erwartetes Gebiet übergesprungen, auf das des Kupferstichs.

Vorauszuschicken wäre eigentlich eine Untersuchung gewesen, wie der deutsche Formwille stets, vom „irischen" Bandornament und den frühromanischen Fresken auf der Insel Reichenau im Bodensee bis zu Schongauers und Dürers Stichen, von der romantischen Idee Runges und den Nazarenern bis zu Menzels Holzschnitten, Slevogts Illustrationen und der Graphik der Brückekünstler mit Vorliebe und tiefster Berechtigung sich des Mittels der Linie und der Schwarz-Weiß-Wirkung bedient hat, um sein Bestes zu sagen. Dies ist schließlich der wahre Grund für die sonst unbegreifliche Tatsache, daß sich seit dem Erlöschen der „expressionistischen" Graphik in den letzten Jahren eine Wiedererneuerung des totgeglaubten Kupferstichs vollzog, der sogleich zu einer rätselhaften Blüte gedieh.

Diese Auferstehung der Stecherkunst fügt sich in die allgemeine Entwicklung zum Rationalistischen und streng Wirklichen ausgezeichnet ein. Es wäre sonst nicht zu verstehen, wie überall im deutschen Sprachgebiet sich Künstler des uralten Mittels wieder bedienen, völlig unabhängig voneinander, und mit fast so vielen künstlerischen Zielen, als es Ausübende gibt. In der Ausstellung der Berliner Juryfreien, die alle erreichbaren Stecher zu einer Uebersicht im vergangenen Winter zusammengebracht hatte, zählte man 43 von ihnen, deren Gemeinsames meist nur in der Anwendung des Stichels bestand. Die meisten benutzten die Kupferplatte, einige die Stahlplatte, Lithographenstein oder Hirnholz, d. h. ein sehr hartes, quer zur Faser geschnittenes Holz.

Selbstverständlich sind die Unterschiede in der künstlerischen Konsequenz dieser Materialien. Lithostein und besonders Hirnholz lenken die Technik des Stiches zu andern Möglichkeiten ab als die Kupfer- oder Stahlplatte. Als Steinstecher trat eigentlich nur A. W. Dreßler hervor, mit dem Resultat, daß seine Blätter wie genau modellierte Vorzeichnungen zu seinen Kleineleutmalereien wirken. Bei den Stechern in Hirnholz mußte man an die Holzschnittmanier des 19. Jahrhunderts denken, die in den Illustrationen Adolf Menzels zu Friedrich d. Gr., in den „Fliegenden Blättern" und der „Gartenlaube" ihre Blüte erlebten. Die Illustrationstechnik jener alten Holzstiche gewann in den farbigen Landschaften von

H. A. Müller, in den sozialen Karikaturen Karl Rössings und in den wunderbar minutiösen Pflanzendarstellungen Wilhelm Heises eine höchst zeitgemäße Erneuerung. Den eigentlichen Sinn dieser Graphik aber erlebt man erst bei den Kupferstechern; die Technik übernimmt hier die Deutung des Kunstwollens einer gewandelten Zeit.

Doch muß man angesichts dieser jüngsten Graphik unbedingt an die älteste Uebung des Kupferstichs denken, an seine technische wie künstlerische Wirkungsbedingung. Die führenden Künstler haben mit einem sichern Instinkt da angeknüpft, wo das Wesen des Stiches am vollkommensten ausgeprägt war, bei Dürer, Goltzius und ihren Zeitgenossen. Es ist das nicht weiter erstaunlich. So wie Otto Dix auf Holbein d. J. und Burgkmair zurückgriff, als er seinen Bildern die krasse Naturbestimmtheit geben wollte, die gegenüber der Deformation der letzten Vergangenheit Erfordernis schien, so mußte wohl auch die Graphik zur härtesten Technik aus derselben Epoche zurückkehren, um sich von der exzentrischen Methode Munchs und Noldes zu distanzieren. Die Radierung, die noch Dix bei seinem großen Kriegszyklus 1923 verwendet hatte, genügte nicht. Sie war auch von den Expressionisten gebraucht worden, und zwar in demselben Geiste wie Litho und Holzschnitt: im weitesten Sinne vereinfachend, bei allgemeinster, ja verzerrender Formengebung, ihr Ziel in der Umschreibung irrationaler Werte suchend. Jetzt aber sollte unmittelbarste Naturnähe erreicht werden, statt des kondensierten Ausdrucks: Aussage und Abbild von packender Eindringlichkeit, und da fand sich als erwünschtes Extrem die metallene Plastizität des Dürerschen Kupferstichs.

Ueberblickt man die Künstler, die sich am intensivsten dieses Mittels bedienen, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß hier die Spontaneität eines Naturereignisses vorliegt. An vielen Orten, über ganz Deutschland zerstreut, vollzieht sich in den letzten Jahren diese erstaunliche Erneuerung des Kupferstichs (der doch schon vor länger als einem halben Jahrhundert an der Auszehrung, am Mangel an Nachfrage gänzlich entschlafen war). Außer in Berlin, das natürlicherweise auch hier einen Mittelpunkt bildet (Büttner, Smith, Orlik, Bartning), finden wir von Königsberg i. Pr. an (Gertrud Lerbs) über Görlitz (Wüsten, Lotte Wegeleben), Dresden (Felixmüller) und Leipzig (H. A. Müller, Schneider) bis nach Essen (Rössing), Kreuznach (Rob. Mayer) und Hamburg (A. Friedrich) wie nach Stuttgart (Elis. Hirn) und München (Heise) die Stecher verstreut, die ohne Kenntnis voneinander, ganz aus sich heraus und ohne Förderung und Anregung durch Sammler oder Händler, also wahrhaft idealistisch sich ihrer Technik bemächtigten und sie sogleich auf den Gipfel der Vollendung führten: ein glänzender Beweis, wenn es eines Beweises bedurfte, für die

Fähigkeit unserer lebenden Künstler, sich jedes technische Raffinement im Handumdrehen anzueignen.

Daß der echte Kupferstich zu den schwierigsten und umständlichsten Hantierungen gezählt werden muß, ist durch eine lange Karenzzeit beinahe vergessen worden. Im 19. Jahrhundert hat er noch als reiner Reproduktionsstich sein Leben gefristet, bis die Fotografie ihn ganz unrentabel machte. Diese mehr raffinierte als künstlerisch wertvolle Anwendung der Stechertechnik geht ursprünglich auf Marc Antonio, den Zeitgenossen Raffaels zurück, erlebte ihren großen Aufschwung in der Barockzeit, durch die Tätigkeit der Carracciſten in Italien, der Rubens-Stecher in den Niederlanden, verfeinerte sich mit der Malerei des Rokoko und hat eine letzte Blüte bei den deutschen Nazarenern gefunden, deren plastische Methoden zur Wiedergabe durch den Kupferstich einluden. Barth, Amsler und Ruscheweyh haben die Bilder und Zeichnungen der Overbeck, Cornelius und Genossen in eine wahrhaft kongeniale Schwarzweiß-Wirkung übersetzen können, weil sie sich an den höchsten Mustern, an Dürer selber bildeten und nicht an den Stechern des 18. Jahrhunderts, die den malerischen und verschwommenen Duktus der Rokokomalerei wiederzugeben wußten und dergestalt eine Art hochqualifizierter Dekadenz des edlen Handwerks darstellten. In den Stichen der Barth usw. erscheinen die nazarenischen Bilder mitunter überzeugender und feuriger als im Original, weil sie im Grunde zeichnerisch und ganz und gar nicht als Malerei angelegt waren, die kraftvolle Plastizität der Nachbildner aber, die gleiche Gefühlsstärke wie die Maler besaßen, das Beste aus jenen Werken rein herauskristallisierten.

Weil nun die Künstler in der Gegenwart wieder, wie jene vor hundert Jahren, sich an die ursprüngliche Quelle gehalten und den Dürerschen Stich mit Sorgfalt studiert haben, ist ihnen seine Erneuerung in einem durchaus modernen Geist gelungen. Die Technik bleibt die gleiche wie vor vierhundert Jahren: das Eingraben der Linien mit dem Stichel, der vom Handhabenden weg in die Kupferplatte gestoßen wird und infolge seiner zugespitzten Dreiecksform ein An- und Abschwellen der Rillen erlaubt, je nach der Stärke des angewendeten Druckes, weil der spitze Winkel des Stechinstrumentes das Metall der Platte auseinanderdrängt. Die ungemeine Präzision des eingeritzten Striches erlaubt ebenso haarfeine wie ganz dicke Linien, sie ist kenntlich an deren An- und Abschwellen, regelmäßig beginnt sie dünn und verstärkt sich im weiteren Verlauf. Die Biegungen der Linien werden durch Drehung der Kupferplatte, nicht des Stichels selber hervorgerufen; und die grenzenlosen Möglichkeiten modellierender Formgebung resultieren aus der Technik sehr enger paralleler Strichlagen und ihrer Ueberkreuzung durch andere. Es gibt keine elegantere, bestimmt aber

auch keine schwierigere Art graphisch-zeichnerischer Form. Hier muß das ganze komplizierte Liniensystem von vornherein festgelegt werden, am besten durch eine sehr genaue Vorzeichnung, die mit Feder oder Bleistift schon jeden Zug des Stichels vorschreibt. Hinterher sind noch die Rauhigkeiten des weggedrängten Kupfers fortzunehmen und die Platte zu glätten, einzuschwärzen und abzudrucken. Als Lohn erhält der Künstler dann freilich den genauesten und saubersten Abdruck, der seine Intention so restlos wiedergibt, wie kein anderes Mittel; und bei sorgfältiger Behandlung sind Hunderte von Abzügen möglich.

Die Beherrschung dieser Technik ist nur die Voraussetzung für eine ungewöhnliche künstlerische Durchdringung. Wenn man sich den unermeßlichen Abstand der Malerei zur Zeit Dürers von der unsrigen in allen Punkten vor Augen hält, und daneben die sehr begrenzten Formmöglichkeiten des reinen Kupferstichs bedenkt, so wird man erst der neuartigen Phantasie unserer Künstler gerecht werden, die ein so konservatives Mittel zum Ausdruck ihrer Empfindungen wählten. Erich Büttners große Porträtköpfe bekannter Zeitgenossen wirken stark und abweichend, weil sie noch einige Verwandtschaft mit der Radierung besitzen; es sind aber die ausdrucksvollsten und monumentalsten Schöpfungen dieses Malers. Emil Orlik und der äußerst sublim modellierende Herbert Kampf geben einen Realismus nahe gesehenen Naturerscheinungen, der uns ins 19. Jahrhundert versetzt; die bezaubernd feingetönten Blumenstücke von Bartning und W. Heise (dieser in Holzstich: weiß auf schwarzem Grund) gehören dem Bereich „neuer Sachlichkeit" an, mit einem romantischen Einschlag, der dem liebenswürdigen Gegenstand verdankt wird. Felixmüller bewegt sich im Bezirk des späten Expressionismus; soziale Szenen werden von ihm in einer harten eckigen Formensprache gestochen, die seiner sonstigen Graphik verwandter ist als dem gewohnten Bild des Kupferstichs; hier ist wohl die stärkste Abweichung von der Tradition zu verzeichnen. Eine besondere Note fand auch E. Smith mit seinen spinnwebzarten Erfindungen, die sich von dämonischer Spukhaftigkeit bis zur Lieblichkeit spannen. Und Robert Mayer überträgt in Köpfen wie Landschaften ein weit abliegendes Vorbild in die scharfe Bestimmtheit des Stichs, die frühen Umrißstiche der Oberitaliener im 15. Jahrhundert. (Wer weiß aber, ob diese seltsame Form ihm nicht ohne Kenntnis der Alten spontan erwuchs?) Man erkennt hier, wieweit sich trotz aller technischen Bedingtheit die Möglichkeiten erstrecken.

Den strengen Stil, in unmittelbarem Anschluß an die alte Technik, fand eine geschlossene Gruppe junger Künstler, als deren Führer Johannes Wüsten in Görlitz anzusehen ist. Charakter und Reiz ihrer Blätter finden sie in der sorgsamsten Beobachtung der Dürerschen Sticheltechnik, der sie sich trotz

ihrer Jugend mit wahrhaftem Fanatismus hingeben. Wie fast alle Künstler, haben auch sie erst in den letzten Jahren begonnen, sogleich aber mit reifen und untadeligen Werken. Die geistige Haltung entspricht der unmittelbarsten Gegenwart: keinerlei Ekstase mehr, ein distanziertes, kühl beobachtendes Verhalten zum Dasein, von eisernen Nerven dirigiert, und darum im Gegenständlichen eine Vorliebe für das Erschreckende, Ungewöhnliche, ja Grausige im Alltäglichen und Gesellschaftskritischen, in der Form aber die Neigung zur Ueberbetonung alles Charakteristischen bis zur Karikatur. Als geistige Väter dieser Gesinnung kann man wohl am ehesten Otto Dix, Hubbuch, Georg Scholz in ihrer besten Zeit um 1920 bezeichnen. Der erbarmungslos registrierende Verismus jener Nachkriegsjahre ist in die komplizierte Stichelarbeit der jüngsten Generation unversehrt hinübergerettet; er hat hier wieder eine ihm vollkommen gemäße Ausdrucksform gefunden.

Auf Johannes Wüsten trifft die erwähnte Charakterisierung in vollem Umfange zu; auf Josef Bankay in noch gesteigertem Maße, was Unbarmherzigkeit des Stils und der Vorwürfe angeht; auf Lotte Wegeleben in etwas gemilderter Art. Hier werden schreckliche Dinge, wie Eisenbahnkatastrophen, Sadismus gegen Tiere, abscheuliche Menschengeschöpfe, soziale und politische Gemeinheiten mit einer fast wissenschaftlichen Kälte aus nächster Distanz genau und plastisch geschildert; und Porträtköpfe mit streng perspektivischem Landschaftshintergrund sind nicht weniger beliebt. Das Archaisierende ihrer Art tritt immer hinter ihrer fast schmerzhaften Unmittelbarkeit zurück.

Etwas entfernter steht Gertrud Lerbs-Bernecker. Ihre ostpreußischen Sagendarstellungen gehen nicht so sehr ins Detail, der große, die Phantasie beschwingende Zug ihrer schönen, oft rätselvollen Blätter ist auf eine kühn ausgreifende Handhabung des Stichels und seiner parallelen Tonstrichlagen zurückzuführen.

***

# Die Notverordnung von 1863 und die inneren Vorgänge im preußischen Königshause

von Emil Daniels

Die Notverordnungen des Reichskanzlers Brüning sind nicht die ersten, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben[1]). Während des preußischen Verfassungskonflikts ist jahrelang diktatorisch regiert worden, indem der König in Uebereinstimmung mit dem Herrenhause Etats, die das Abgeordnetenhaus verworfen hatte, Gesetzeskraft beilegte. Außerdem wurde am 1. Juni 1863, unmittelbar nach dem Schluß des Landtags, eine Verordnung des Königs erlassen, die den Behörden das Recht zur Verwarnung und zum Verbot von Preßorganen beilegte, und zwar sollte das Vorgehen gegen die Blätter stattfinden können, ohne durch Beanstandungen bestimmter Stellen oder Artikel motiviert zu sein; die anfechtbare Gesamthaltung der Zeitung oder Zeitschrift sollte zu ihrer Unterdrückung genügen.

Wilhelm I. ergriff diese Maßregel nur unter schweren Bedenken. Ihr war an dem Tage, an dem sie herauskam, ein Kronrat vorangegangen. In ihm erinnerte der König an die gehässige Aufnahme, die die Verordnung „im Ausland" finden würde. Unter dem Ausland verstand der König vornehmlich das außerpreußische Deutschland, dessen Presse den Grenzen der Monarchie durch Verbote nicht fernzuhalten war. Sie übte auf die öffentliche Meinung in Preußen einen beachtlichen Einfluß, denn Berlin war noch nicht das politische und geistige Zentrum Deutschlands, und die an der Spree gedruckten Zeitungen bedeuteten verhältnismäßig wenig. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" in Leipzig, die „Grenzboten" ebenda, die „Süddeutsche Zeitung" in Frankfurt, die „Weserzeitung" in Bremen, die „Hamburger Nachrichten", um nur einige in dem Meisnerschen Buch vorkommende Organe zu nennen, konnten der preußischen Regierung bedeutende Schwierigkeiten bereiten. Fast ebensosehr hatte ein damaliger König von Preußen die englische Presse zu fürchten. In England regierten Palmerston und Russell, für deren Herrschaft es ganz wesentlich ins Gewicht fiel, daß sie die liberalen und demokratischen Kräfte des Festlands um sich gruppierten. Die äußere wie die innere Politik der britischen Liberalen beruhte darauf. Die britischen Liberalen hatten 1848 gemacht. Ohne ihre Unterstützung wären die Revolutionen jenes Jahres, mochten sie auch eine geschichtliche Notwendigkeit sein, zu einer unbe-

[1]) Heinrich Otto Meisner: „Der preußische Kronprinz im Verfassungskampf 1863". Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1931.

rechenbaren späteren Zeit, d. h. auf eine andere, ebenfalls vollständig unberechenbare Art zum Ausbruch gekommen.

Der moralischen Macht des parlamentarischen Inselstaats war sich König Wilhelm I. von Preußen vollkommen bewußt, und er glaubte auch der physischen Kräfte Großbritanniens zur Verteidigung der preußischen Rheinprovinz gegen Napoleon zu bedürfen, denn was die reorganisierte preußische Armee leisten konnte, schlummerte noch im Schoß der Zeiten. Wilhelm selber, physisch tapfer, moralisch ängstlich, wie er war, glaubte damals noch keineswegs, daß sein Heer ihm die Sicherheit seines Throns nach außen wie nach innen hin verbürge. An dem Tage, an dem die Notverordnung zur Zügelung der Presse im Kronrat diskutiert wurde, waren nur wenig mehr als fünfzehn Jahre seit der Märzrevolution vergangen, die einen sehr tiefen, nie überwundenen Eindruck auf den König gemacht hatte. Wenn er den ihm persönlich unsympathischen Herrn v. Bismarck zum Ministerpräsidenten gemacht und sich in den Verfassungskonflikt gestürzt hatte, war die tiefste Ursache die, daß er durch weitere Zugeständnisse an die Demokratie die Krone zu verlieren fürchtete. Napoleon III. hatte den Feldzug von 1859 erklärtermaßen unter demokratischen Auspizien geführt, und der Niederlage des Wiener Hofs auf dem Schlachtfeld war die Verjagung der italienischen Herrscher von ihren Thronen auf dem Fuße gefolgt.

Napoleon III. und sein Vetter Prinz Napoleon waren, modern gesprochen, Faschisten, nur mit dem Unterschied, daß der moderne Faschismus seine Spitze bloß gegen die Parlamente richtet, während die beiden Napoleons ebenso entschieden das Legitimitätsprinzip bekämpften. Prinz Napoleon entfaltete vermittelst der Publizisten, die in seinem Solde standen, eine sozialistische Agitation[1]). Sie war international gedacht und stand in innerem Zusammenhang mit der Laufbahn Lassalles. Eben in den Tagen, in denen das preußische Ministerium des Innern die Notverordnung gegen die Presse ausarbeitete, gründete Lassalle in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Ueber den Einfluß der französischen Propaganda auf Deutschland sagte der österreichische Bundespräsidialgesandte in Frankfurt a. M., Graf Rechberg, der dann k. k. Minister des Auswärtigen wurde, er sehe sehr schwarz; in ganz Süddeutschland wehe ein revolutionärer Wind. Diese Aeußerung stammt aus den schwülen Zeiten vor dem Ausbruch des österreichisch-französischen Kriegs; nachdem dieses Gewitter sich entladen hatte, waren die Linksströmungen in Süddeutschland noch viel stärker geworden. Einige Tage nach der Notverordnung gegen die Presse schrieb der preußische Gesandte in Stuttgart, Graf v. d. Schulenburg, an Bismarck, in

[1]) Vgl. in meiner „Geschichte der Kriegskunst" I, S. 190 die politische Vorgeschichte des Krieges von 1859.

Württemberg wie in den Nachbarstaaten sei von einer Regierung der Könige zum Unterschied von einer parlamentarischen schon längst nicht mehr die Rede; schon vor Jahren sei dieser Kampf zum Nachteil des monarchischen Prinzips entschieden worden.

Diese Gesinnungen, der notwendige Gegensatz zu der reaktionären Denkungsart der fünfziger Jahre, durchdrangen auch einen Teil der Familie, die in Preußen regierte. Einen bedeutenden Einfluß hatte in dieser Monarchie die Königin, denn der König empfand dunkel, daß er der Leitung durch irgendeine überlegene Intelligenz bedurfte. Wohl stützte er sich vertrauensvoll auf seinen energischen Ministerpräsidenten, aber die Einsicht dieses Mannes hatte sich noch nicht bewährt, dagegen hatte Augusta in langer Ehe dem Gemahl viele Proben ihrer Klugheit abgelegt. Ungeachtet ihrer hochkirchlichen Gesinnung stand Augusta den Liberalen nahe, weil sie glaubte, daß dieser Weltanschauung die Zukunft gehöre, und daß die Dynastie nur durch Versöhnung mit dem Liberalismus einer Wiederkehr der Erschütterungen von 1848 vorzubeugen vermöge. Auch verlor sie keinen Augenblick die Rückwirkung dessen, was in Preußens innerer Politik geschah auf England aus dem Auge. Sie hatte ihren Gemahl dazu bestimmt, dem Sohn eine Erziehung zu geben, die, bei der damaligen Einstellung des deutschen Intellektualismus, den jungen Prinzen in liberale Bahnen leiten mußte. Die Saat war aufgegangen; der jugendfrische Idealismus, der damals noch die liberale Partei erfüllte, durchdrang auch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Dieser war ebensowenig wie sein Vater von der Natur dazu bestimmt, als Autokrat durchs Leben zu gehen. Auch er bedurfte der Leitung, wenn er auch wohl klüger als der Vater war jedenfalls aber gebildeter und von weiterem Gesichtskreis. So erlangte die Kronprinzessin eine große Stellung am preußischen Hofe. Ihre Ehe war eine sehr glückliche, und Großbritannien schien für Preußen so wichtig zu sein, daß der König sich hütete, die Schwiegertochter, die für die Uebertragung des britischen Liberalismus nach Preußen Feuer und Flamme war, seinen Horror vor diesem Experiment durch persönliche Unfreundlichkeit entgelten zu lassen.

Der Kronprinz wußte, daß Maßregeln gegen die Presse vorbereitet wurden, nicht im Wege des Gesetzes, sondern administrativer Natur, wie sie die Verfassung höchstens bei dringendem Notstand gestattete. Ein solcher lag offenbar nicht vor, denn trotz seines Unwillens über die diktatorischen Ausgaben der Regierung für das Militär war das Land ruhig. Der Vortragende Rat des Kronprinzen für Politik, der treffliche Geschichtsschreiber Max Duncker[1]), der mit kluger Vor-

[1]) Seine neunbändige „Geschichte des Altertums“ hat in ihren ersten sieben Bänden fünf Auflagen erlebt. Sie ist trotz des Fortschritts der

aussicht die revolutionäre Tatkraft der sozialistischen Parteien zu würdigen wußte, wies den Erben der Krone darauf hin, daß die arbeitenden Klassen stark beschäftigt und hoch gelöhnt seien und sich nicht um Politik bekümmerten. Wenn also Lassalle noch ein weites Feld zu beackern hatte, bevor die Sicherheit der Monarchie von dieser Seite her unmittelbar in Frage gestellt werden konnte, war von der Opposition der Fortschrittspartei noch weniger zu erwarten, daß sie in absehbarer Zeit zu bürgerlichen Unruhen führen könnte. Da die Fortschrittler fast das gesamte Bürgertum geschlossen hinter sich hatten, fühlten sie sich des Sieges gerade dann sicher, wenn sozialrevolutionäre Arbeiterschaft einerseits und bewaffnete Macht andererseits aus dem Spiel blieben und der Verfassungskonflikt legal durchgefochten wurde.

In der Tat lag die ganze Gefahr für das Haus Hohenzollern nicht in der physischen, sondern in der moralischen Macht seiner inneren Gegner. Die öffentliche Meinung des Landes war liberal-demokratisch und forderte wie Ein Mann den reinen Parlamentarismus. Es sah so aus, als ob sich das nie mehr ändern würde. Deshalb glaubte der Kronprinz, daß eine Preßverordnung keine andere Wirkung ausüben könne, als den Konflikt zu verschärfen und die ohnehin schon radikalisierte Denkungsart der Bevölkerung noch über die parlamentarische Monarchie hinaus bis zu republikanischen Tendenzen zu steigern. Am Tage vor dem Kronrat schrieb Friedrich Wilhelm seinem Vater, er beschwöre ihn, nie seine Einwilligung zu einem Bruch oder einer Umgehung der Verfassung zu erteilen. Das Ministerium könne so etwas als alleinigen Ausweg vorschlagen. Er besorge, daß derartige Maßregeln künstlich unkenntlich gemacht werden könnten: „also daß Du meinen könntest, keinen Verfassungsbruch, sondern eine bloße Auslegung der Verfassung unternommen zu haben, während in den engeren und weiteren Grenzen des Vaterlandes, ja in der ganzen Welt solche Schritte als ein schreiendes Unrecht betrachtet werden würden... Die Ruhe des Landes und die Fortdauer der Dynastie wären tief gefährdet. Gestatte mir diese freimütige Warnung, lieber Papa; ich weiß wohl, wieviel ich mir herausnehme, aber wie dürfte ich schweigen, wenn ich Dein Glück, Dein Ansehn, Deine von Gott verliehene Stellung, die ja eins sind mit dem Glück Deines Landes, Deiner Kinder und Enkel, bedroht sehe."

Niemand wird bezweifeln, daß die Sprache des Gemüts, die hier erklingt, ehrlich ist. Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, steht ja überhaupt in dem Ruf, daß ihn seltene Vorzüge des Herzens geschmückt haben. Wenn man

orientalischen Wissenschaften wegen ihrer Reife der politischen Urteile noch immer beachtenswert.

aber die Darstellung Meisners liest und die beigegebenen Dokumente studiert, ergibt sich der Eindruck, daß doch auch die menschlichen Eigenschaften des fürstlichen Elternpaares keineswegs zu verachten waren. Daß das Verhältnis des Sohnes zur Mutter ein inniges war, ist nur deshalb erwähnenswert, weil die Königin an den sittlichen Ernst Friedrich Wilhelms immer hohe Ansprüche gestellt hat, die bereitwillig erfüllt wurden. Aber auch seinen Vater zu ehren und zu lieben hatte der Kronprinz alle Ursache. Scharf gerieten König und Kronprinz aus politischen Gründen aneinander, aber in der Art und Weise, wie Wilhelm den Kampf führte, verleugnete sich das Vaterherz nie. Daß die Königin Augusta manchmal vermitteln mußte, war in der Natur der Dinge begründet, aber soweit die familienhafte Seite der Streitigkeiten in Frage kam, hatte ihr Eingreifen immer Erfolg. Zwischen dem Konflikt Friedrich Wilhelms I. mit dem Kronprinzen Friedrich und den Differenzen, die sich 1863 im preußischen Königshause abspielten, bestand sachlich insofern eine außerordentlich große Aehnlichkeit, als beide Herrscher überzeugt waren, die Zukunft des Staats vor den Tendenzen des eigenen Sohns und Erben schützen zu müssen. Aber nicht nur die Zeiten, sondern auch die Charaktere Friedrich Wilhelms I. und Wilhelms I. waren grundverschieden. Wilhelm I. war unzweifelhaft der gütigere und mildere von beiden, zum mindesten in der Familie. Nachdem Preußen Republik geworden ist, hat sich völlig naturgemäß ein Literatentum entwickelt, das die Geschichte des monarchischen Preußen nach 1848 zu diskreditieren sucht. Die hier besprochene Arbeit Meisners macht das für das intime Leben der Familie, die von 1860 bis 1888 auf dem Thron saß, unmöglich, gerade weil der Verfasser sich rein wissenschaftliche Ziele gesteckt hat. Es war, wenn der der bürgerlichen Welt entnommene, für fürstliche Verhältnisse etwas philisterhaft klingende Ausdruck gestattet ist, eine hochanständige Familie, in der auch, wenn Spannungen ausgetragen werden mußten, die inneren Stimmen des Blutes und des Herzens niemals überhört wurden.

Kehren wir zu dem Kronrat vom 1. Juni 1863 zurück! Die Ausführungen, die der König hier machte, beweisen, daß der Brief des Sohnes seine Wirkung getan hatte. Der König sprach von dem üblen Eindruck, den die Notverordnung im In- und Ausland hervorrufen würde; von den Vorwürfen, denen er entgegenzusehen habe, daß er die Verfassung verletzt und seinen Eid gebrochen habe. Der König fragte die Minister, ob es sich nicht empfehle, jene bösen Folgen der Notverordnung dadurch abzuschwächen, daß man ein Programm von zeitgemäßen Reformen verkünde.

Daß dieser Gedanke Wilhelms I. ein weiser war, unterliegt keinem Zweifel. Die innere Entwicklung Preußens war in

den fünfziger Jahren vollkommen ins Stocken geraten. Man denke nur an die Schwierigkeiten, die Ministerpräsident v. Manteuffel der Hansemannschen Diskontogesellschaft bereitete, weil der feudale Großgrundbesitz mächtige Banken, wie sie sich über Europa verbreiteten, in Preußen nicht zu haben wünschte. Das Ministerium der neuen Aera hatte schon das Eis des Stillstands zu brechen angefangen; beispielsweise erlangte die politische Presse damals durch ein Gesetz über die Interpretation der Gewerbeordnung eine gewisse Rechtssicherheit. Es konnte seitdem nicht mehr vorkommen, daß liberale Publizisten wie Vagabunden aus Berlin ausgewiesen wurden, weil sie hier nicht ortsansässig waren und keinen Unterstützungswohnsitz hatten, wie das unter der konservativen Regierung beispielsweise Rudolf Haym, dem Begründer der „Preußischen Jahrbücher", widerfahren war. Von der politischen und sozialen Rückständigkeit Preußens sowie auch anderer deutscher Länder im Vergleich mit späteren Epochen kann sich der Nachlebende nur schwer einen Begriff machen. Wie groß damals der Hunger nach Reformen war, geht aus der reichen Fülle von liberalen Gesetzen der Jahre 1867 bis 1877 hervor. Bismarck rief sie ins Leben, nachdem er sich mit den Liberalen ausgesöhnt hatte; der König hieß sie gut, weil man ihm das neue System als die Vollendung der Stein-Hardenbergschen Reform darstellte, die sich in den Befreiungskriegen, also schon von altersher, bewährt hatte.

Aber im Kronrat vom 1. Juni 1863 wollte der Minister noch nichts von Reformen wissen. Er äußerte, eine dahingehende Ankündigung würde die konservative Partei beunruhigen. Das war richtig, soweit es reichte, nur waren die Konservativen jener Zeit eine sehr unzulängliche Stütze für die Regierung. Die letzten Wahlen hatten sie beinahe vernichtet. In einer Droschke hätten nach ihnen die Konservativen ins Abgeordnetenhaus fahren können, rief später Eugen Richter den Parlamentariern der Rechten höhnend zu. Das war etwas übertrieben, denn die Konservative Partei hatte immerhin zehn Mandate behalten. Doch war unter ihnen, wie auch Herr von Bismarck bedauernd feststellen mußte, kein einziger guter Kopf. Die Rücksicht auf die Konservativen reichte mithin schwerlich aus, um Gesetze, die auch der alte hochkonservative König für nötig hielt, ins Unbestimmte hinein zu vertagen. Auch die Gründe, mit denen der Ministerpräsident die Notverordnung verteidigte, waren kaum stichhaltig. Er gab zu, daß die öffentliche Sicherheit im Augenblick nicht bedroht sei, doch würde, wenn man die Verbreitung billiger, schlechter Blätter unter den Wählern, namentlich den ländlichen, länger zulasse, nach und nach die Treue der Soldaten und Unteroffiziere erschüttert werden.

Das konnte nun, wenn es wirklich zu besorgen war, die Notverordnung nimmermehr verhindern, denn es ließ sich vor-

aussehen, daß das Abgeordnetenhaus gleich nach seinem Zusammentritt ihre Wiederaufhebung fordern würde. Es war nach der Verfassung dazu berechtigt, und in der Tat ist die am 1. Juni ergangene Verordnung schon am 21. November wieder aufgehoben worden. Daß die Dinge so laufen würden, konnte Bismarck mit ziemlicher Gewißheit voraussehen. Ohne Zweifel hat er sich über die Hinfälligkeit seiner Argumentation zugunsten der Notverordnung im klaren befunden. Aber es entging ihm auch nicht, daß jeder Minister gegenüber dem König eine günstige Stellung gewann, wenn er auf die Gefährlichkeit des Parteitreibens für die Armee hinwies. 1848 hatte man mit der Zuverlässigkeit der Landwehr, die ja vor der Armeereorganisation zur Feldarmee gehörte, keine ermutigenden Erfahrungen gemacht. Allerdings hatten die Offiziere schließlich ihre Autorität zu wahren verstanden, wie jener kleingewachsene Hauptmann v. Steinmetz, der einem riesengroßen meuterischen Landwehrmann ins Gesicht spuckte, worauf sich der Freiheitsheld ernüchterte und wiederum ordnungsgemäß stramm stand. Doch blieb es dabei, daß die Armee von der Revolution nicht ganz unberührt gelassen worden war, eine Tatsache, die erheblich dazu beigetragen hat, den König zu der Entfernung der Landwehr aus der Feldarmee und überhaupt zur Reorganisation des Heeres zu bestimmen. Selbst nach den blendenden Erfolgen seiner Regierung hat Wilhelm die Sorge vor möglichen Einwirkungen des konstitutionellen Wesens auf die Wehrmacht nicht verlassen. Als Fürst Bismarck die nicht ganz leichte Aufgabe zu lösen hatte, den religiös gesinnten Kaiser für Kampfgesetze gegen die katholische Kirche zu gewinnen, gewann er das Spiel, indem er Wilhelm vorstellte, es handle sich darum, ob der Soldat aus dem Großherzogtum Posen seinem Landesherrn gehorchen solle oder dem Papst.

Wir verstehen also die Gründe, mit denen Bismarck die Notverordnung verteidigte; sie waren auf den Charakter desjenigen berechnet, von dem letzten Endes die Entscheidungen im Staat abhingen. Doch sehen wir noch immer nicht, warum der Ministerpräsident die ebenso wirkungslose wie gehässige Maßregel betrieb, und ebenso entziehen sich unserer Einsicht die Motive, aus denen Bismarck ablehnte, zur Milderung des üblen Eindrucks der Aktion die von ihm wie von aller Welt für nötig gehaltenen Reformgesetze in Aussicht zu stellen. Auf diese Fragen hat Bismarck später selbst die Antwort gegeben. Er äußerte, er habe den Konflikt vorsätzlich verschärft. Bismarck war eine dämonische Natur, wie schon Friedrich Wilhelm IV. erkannt hatte. Als man ihm Bismarck zum Ministerpräsidenten vorschlug, lehnte er den Kandidaten mit den Worten ab: „Roter Reaktionär; riecht nach Blut!“ Unter dem Dämonischen verstand Goethe eine dunkel wirkende Macht, die den Menschen mit unbegrenztem Selbstvertrauen erfüllt und dadurch ebenso zu

erfolgreicher Tat befähigen wie ins Verderben stürzen kann. Der Kronprinz wollte nicht mit ins Verderben gestürzt werden; er sträubte sich, wie es in seinem oben zitierten Brief an den König heißt, die Krone, das Land, die Kinder und Enkel des Königs auf gefährliche Wege geführt zu sehen. Auch Wilhelm würde den gewaltsamen Bismarck niemals zum Ministerpräsidenten gemacht haben — darin war er mit Sohn und Bruder vollkommen einig —, wenn er einen anderen ersten Ratgeber hätte finden können. Doch gab es in der ganzen preußischen Monarchie keinen zweiten zur Führung der Geschäfte qualifizierten Mann, der die politischen Ueberzeugungen Wilhelms teilte. Dieser glaubte, mit den Abgeordneten erst friedlich zusammenarbeiten zu können, wenn ihr Streben nach dem reinen Parlamentarismus niedergekämpft worden sei. Das Symbol dieses Sieges, den die Krone nach Wilhelms unerschütterlichem Glauben erkämpfen mußte, wenn das Abgleiten des Staats in die Republik vermieden werden sollte, war die dreijährige Dienstzeit für die Infanterie. Das Abgeordnetenhaus verlangte die Einführung des zweijährigen Dienstes im stehenden Heer, und der König nannte das den Erisapfel. Aber ebensowenig wie es bloß um eines Apfels willen zum Trojanischen Krieg gekommen ist, in dem vielmehr die ungeheuren Leidenschaften eines heroischen Zeitalters sich entluden, läßt sich der preußische Verfassungskonflikt ausschließlich auf militärtechnische Momente zurückführen. Sogar der Kriegsminister v. Roon, der die Berufung Bismarcks veranlaßt hatte, hielt in der Streitfrage der Dienstzeit ein Kompromiß mit dem Abgeordnetenhaus für möglich. Weniger sachliche als menschliche Gegensätze machten die Verständigung zwischen dem alten Preußen des Königs und dem neuen, das hinter der Fortschrittspartei stand, schwer. Der König, der zu selbständigem Denken und Handeln großen Stils so wenig geschaffen war wie sein Sohn, unterlag der moralischen Einwirkung des Hofs und der Vornehmen. Die sozialen Empfindlichkeiten und Interessen dieser Kreise wurden verletzt, wenn die Macht der Volksvertretung sich konsolidierte, und vielleicht sogar der Schwerpunkt des Staats von der Krone zum Abgeordnetenhaus hinüberwechselte. Es gab in Preußen einen zahlreichen Militäradel, der oft ganz vermögenslos war. Dieser Stand hatte für seine Zukunft besonders viel zu fürchten, wenn an Stelle des Allerhöchsten Militärkabinetts ein parlamentarischer Kriegsminister über die Beförderung der Offiziere entschied. Zwei bedeutende Männer aus dem armen Militäradel, der Kriegsminister v. Roon und der Chef des Militärkabinetts und Generaladjutant v. Manteuffel[1]), hatten das Ohr

[1]) Ich erlaube mir, auf den demnächst erscheinenden zweiten Band meiner „Geschichte der Kriegskunst“ (sechsten der Delbrückschen) zu verweisen, wo ich über die Stellung jener beiden in der Geschichte mancherlei neue Gedanken zu entwickeln versucht habe.

des Königs. Wir werden noch sehen, mit welcher Leidenschaft sie die liberalen Ideen auch in der Person ihrer allergemäßigsten Vertreter bekämpften.

Schroff waren die Menschen und die Doktrinen, die sich in Preußen befehdeten. Die Fortschrittspartei drängte auf den reinen Parlamentarismus, der König betonte die eigene in der teilweise abgestorbenen Vergangenheit wurzelnde Willenmeinung so scharf, daß die sehr reizbaren Abgeordneten in ihrem Selbstgefühl verletzt wurden und übrigens auch nicht wußten, wie sie bei dem beschränkten Eigensinn des konservativen Königs die dringenden Aufträge ihrer mit dem Bestehenden unzufriedenen Wähler erfüllen sollten.

Während Bismarck in das Feuer dieser Leidenschaften, um sich dem Souverän unentbehrlich zu machen, das Oel der Notverordnung goß, hatte Friedrich Wilhelm in Max Duncker einen politischen Mentor von weicherem aber gleichfalls edlem Metall. Er war ein zu gründlicher Kenner der Geschichte, um für möglich zu halten, daß die preußische Monarchie auf englische Art regiert werden könne. Er bejahte: „diesen Staat, dieses Preußen". Den reinen Parlamentarismus lehnte er ab und hegte die Ueberzeugung, daß Preußen auf „den monarchischen Konstitutionalismus und auf Waffenstärke" angewiesen sei. Das begründete er nicht nur mit der geographischen Lage Preußens, sondern namentlich mit dem verschiedenen Charakter des Parteiwesens in Preußen und England. Whigs und Tories seien in ihren Grundsätzen nicht allzu verschieden voneinander und beide in der auswärtigen und in der inneren Politik zuverlässig, so daß das englische Königtum einem Regierungswechsel ruhig zuzuschauen vermöge. Anders in Preußen! Die Konservative Partei sei boshaft und reaktionär, die liberale turbulent, uneinig, unklar. Sie ergänzten einander nicht wie in England, sondern wollten sich gegenseitig niederschlagen. Während in England kein Whig es die Krone entgelten lasse, wenn er die Tories zur Regierung berufe und umgekehrt, wende sich diejenige Partei gegen den König von Preußen, deren Gegnern er die Leitung der Geschäfte anvertraue. Die Krone dürfe sich zwar den Konservativen nicht unterordnen, aber sie brauche „die stabilen Elemente" im Beamtentum, dem Großgrundbesitz und der Armee. Das Königtum habe durch „ein vorsichtiges persönliches Regiment" beide Parteien noch zu erziehen: „Beide haben keine Garantien gegeben, daß die Machtstellung des Staats in ihren Händen sicher ist; die Feudalen haben Olmütz gemacht, der Fortschritt hat erklärt, selbst für einen gerechten Krieg unter gewissen Bedingungen die Mittel zu verweigern."

Sowohl bei Bismarck als auch bei Lassalle bestand so etwas wie die Velleität, sich zu verbünden und nach Oktroyierung des allgemeinen Stimmrechts die Liberalen zwischen dem kon-

servativen und dem sozialistischen Mühlstein zu zerreiben. Wahrscheinlich würde auch bei längerer Lebensdauer Lassalles wenig bei der Sache herausgekommen sein. Doch suchte Bismarck mit Lassalle nicht nur aus taktischen Gründen Fühlung: um die parlamentarische Opposition einzuschüchtern, sondern den Ministerpräsidenten leitete auch sein Fernblick, denn mit dem allgemeinen Stimmrecht an Stelle des Dreiklassenwahlrechts meinte er es ja mindestens für die neu zu begründende Nationalvertretung ernst. Wie Napoleon III. hoffte Bismarck durch das allgemeine Stimmrecht das liberale Bürgertum zu schwächen. Umgekehrt wollte der altliberale Duncker: „den politischen Einfluß durch die besitzenden, nicht durch die besitzlosen Klassen; keine Diktatur, weder eine, welche sich auf das Soldatenheer, noch eine solche, welche sich auf das agitierte und bearbeitete Heer der Menge stützt". Damit stand im Widerspruch, daß Duncker „die Harmonie der Stände, nicht die Unterjochung des einen durch den anderen" zu erstreben behauptete. Denn die Menge schloß er von seiner sozialen Harmonie aus und gab sie der Unterjochung durch die besitzenden Klassen preis. So sahen nicht etwa bloß die Arbeiter das altliberale Staatsideal an, die in dem damaligen Preußen noch wenig zahlreich waren, wenn sie auch Duncker trotzdem wegen ihrer revolutionären Energie fürchtete, sondern auch die Kleinbürger und Bauern. Diese Stände hatten 1848 und 1849 sehr radikal gewählt, und wollten auch 1863 von den Altliberalen nichts wissen, sondern hielten zur Fortschrittspartei. Durchaus mit Grund; denn sie besaßen nichts oder doch wenig, und konnten in dem preußischen Staat, wie er Duncker vorschwebte, weder ihre Weltanschauung noch ihre Interessen zur Geltung bringen. Aber in diesen Widerspruch verwickelten sich in jenem Zeitalter viele Liberale aller Nationen. Einerseits traten sie für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein, andererseits verweigerten sie der geringeren Bevölkerung den Platz unter den Aktivbürgern. Die Aussicht, diese Teile der Gesellschaft politisch zufriedenzustellen, erschien den liberalen Parteien so hoffnungslos, daß in Frankreich Thiers die Arbeiterschaft kurzweg les classes dangereuses nannte.

Der Liberalismus war 1863 in aller Herren Länder noch ein so fruchtbares Prinzip staatlicher und menschlicher Erneuerung, daß er sich ein gerütteltes Maß sozialer Engherzigkeit gestatten durfte, ohne in Mißkredit zu fallen. Für seinen gemäßigsten Flügel innerhalb der preußischen Monarchie stellte Duncker gegenüber dem Kronprinzen folgendes Programm auf: „Die Gegensätze, welche die Armee und das Bürgertum, das Bürgertum und das Junkertum, das Herrenhaus und das Haus der Abgeordneten trennen, sollen versöhnt werden. Der Beamtenstaat soll mit dem Verfassungsstaat, die alte Gesetzgebung soll mit

der neuen Verfassung, die Zentralvertretung soll mit der Vertretung der Provinzen und Kreise ausgeglichen ... werden. Unsere ideologische Bildung soll in eine praktische verwandelt .. werden, von unseren deutschen und europäischen Aufgaben zu schweigen ..."

Man muß sagen, daß seine fürstlichen Eltern dem Erben der Krone den richtigen politischen Ratgeber gegeben hatten. Meisterhaft charakterisiert Duncker in jenem Programm den Gehalt unserer Geschichte von 1866 bis 1914, wo sich, den von Duncker skizzierten großen Linien folgend, der Ausgleich zwischen den Konservativen und der Hauptmasse der Liberalen vollzog. Natürlich wußte Duncker dem Kronprinzen nichts zu sagen über die Parteien, die sich erst später gebildet haben, nachdem neue religiöse und soziale Strömungen entstanden waren. Um so bemerkenswerter ist, daß Duncker schon den unaufhaltsamen Wandel der deutschen Bildung vorausgesehen hat, der unter Wilhelm II. zur Tatsache geworden ist.

Roon und Manteuffel haßten den politischen Berater des Kronprinzen grimmig; eben weil seine Denkungsart gemäßigt und schöpferisch war. Denn das machte seine Richtung, die ja schon in der Neuen Aera die Geschäfte geführt hatte, unter Wilhelm I. regierungsfähig. Der König war aber 66 Jahre alt. Wer wußte, wie bald ein Thronwechsel eintrat? Wenn dann der neue Herrscher die vernünftigen Gedanken Dunckers zu verwirklichen suchte, war zu erwarten, daß in dem wohlvorbereiteten Boden des preußischen Staats der Liberalismus Wurzel schlug und das alte Preußen abstarb. Was Bismarck betraf, so konnte er Duncker unmöglich so anfeinden wie die beiden stockpreußisch gesinnten Generale, denn er brauchte die Liberalen für die Bundesreform. Doch drückte sich der Ministerpräsident, um in der Duncker-Frage, denn eine solche bildete sich heraus, die Fühlung mit seinen hochkonservativen Freunden nicht zu verlieren, über jenen ziemlich wegwerfend aus: „Energie soll kein besonderes Attribut des gelehrten Professors sein", äußerte er einmal. Allerdings war Duncker ein ganz anderer Charakter als Bismarck. Duncker wünschte aus Friedrich Wilhelm einen König zu machen wie Wilhelm III. von England, von dem der Dichter gerühmt hatte, daß es ihm gelungen sei:

„From varions discords tro create
The music of a well tuned state
And that soft, silent harmony, that springs
From sacred union and consenting things."

Diese harmonische Stimmung konnte Friedrich Wilhelm in Preußen nur schaffen, das trug Duncker dem Kronprinzen immer von neuem vor, wenn er sich: „von dem alleinseligmachenden Dogma der Majoritätsregierung"[1]) losriß. Das war für Friedrich

[1]) Tagebuchaufzeichnung Charlotte Dunckers im Nachlaß Max Dunckers.

Wilhelm trotz seines hohen fürstlichen Selbstgefühls nicht leicht, denn seine Gemahlin, die auf ihn noch einen viel größeren Einfluß ausübte als Augusta auf den Vater, schon wegen des Glanzes der englischen Königskrone, hielt die staatsrechtliche Praxis ihres Vaterlandes auch unter preußischen Verhältnissen für durchaus anwendbar. Einen Vorwurf kann man ihr daraus nicht machen, denn der Nimbus, der die englische Verfassung überstrahlte, blendete damals fast ganz Europa; man kann sagen, je geistreicher und gebildeter jemand war, desto stärker wurde er geblendet. Wir Nachlebenden sind freilich erfahrener und wissen, daß Duncker mit seiner Ablehnung der englischen Regierungsweise recht hatte. Nicht nur, daß heute auch die Schattenseiten dieses Parteienregiments objektiver als damals gewürdigt werden — vor allen Dingen war seine Durchführung in dem Deutschland von 1863 unmöglich. Oben ist ein Bericht des preußischen Gesandten in Stuttgart an Bismarck zitiert worden, der die Macht und Gefährlichkeit der demokratischen Bewegung in Süddeutschland vortrefflich veranschaulicht. Wenn aber der Gesandte v. Schulenburg behauptete, in den süddeutschen Staaten herrsche längst das parlamentarische System, so ging er zu weit. Das parlamentarische System unterscheidet sich von konstitutionellen Institutionen, die nicht rein parlamentarisch sind, dadurch, daß bei letzteren die Regierung nicht ein Ausschuß des Parlaments ist, sondern auf eigenem Recht beruht. Nun erzählt Schulenburg in jenem Bericht, die württembergische Regierung habe ein mit dem Papst bereits geschlossenes Konkordat wegen des Einspruchs der Stände zurücknehmen müssen. Ueberhaupt sei die Regierung genötigt, in allen wichtigen Fragen der Volksvertretung Zugeständnisse zu machen, und wenn wirklich einmal ein Minister energisch gegen die Kammer vorgehen wolle, bleibe er isoliert.

Nach diesen Beispielen liegt auf der Hand, daß in Württemberg auch im Zeitalter eines so tiefen Sinkens der Krone wie nach Magenta und Solferino nie der reine Parlamentarismus bestanden hat. Es gab in diesem Lande nicht *eine* Inhaberin der Macht, die in die gesetzgebende Versammlung und ihren Ausschuß, die Exekutive, zerfiel, sondern zwei, Regierung und Landtag. Jede beruhte auf ihrem eigenen Recht und ergänzte sich aus besonderen Menschengruppen, die eine in der Hauptsache aus dem Beamtentum, die andere aus den Regierten. Daß die Regierung sich schwach fühlte und meistens den Parteiführern in der Kammer nachgab, änderte nichts an der geschichtlich begründeten Zweiheit: Hier Regierende, da Regierte.

So war es in allen deutschen Ländern und vornehmlich in Preußen mit seinem selbstbewußten, studierten Beamtentum, das viel angesehener war als englische clercs und officials, und zu dem dann noch das Offizierkorps mit einem Stolz ohnegleichen kam. Stände, wie unser Beamtentum und Offizierkorps, zusammengeschlossen um einen Thron, der sich allerdings 1848 eine

Minderung seines Glanzes hatte gefallen lassen müssen, von dem jedoch niemals ein Karl I. oder Jakob II. herabgestiegen war, um auf das Schafott oder in die Verbannung zu gehen — das waren Institutionen und Zustände ohne innere Beziehung zu dem englischen Staatsrecht. Dieses mußte erhebliche Modifikationen erleiden, wenn es auf deutschem und namentlich auf preußischem Gelände funktionieren sollte. Es bedurfte einer Revolution, die viel größer war als die von 1848, um den reinen Parlamentarismus in Deutschland durchzusetzen, und noch immer ist er ein umstrittenes Staatsrecht.

Alles das sah Max Duncker klar oder empfand es lebendig, und er erwarb sich das große Verdienst, den Kronprinzen für seine staatsrechtlichen Anschauungen zu gewinnen. Insofern bestand mithin Einigkeit zwischen Vater und Sohn, als beide das starke preußische Königtum erhalten wollten. Nur daß Friedrich Wilhelm im Einklang mit Max Duncker für unnötig hielt, dieserhalb ein Duell mit dem Abgeordnetenhaus auszufechten; er meinte, man werde sich mit dieser Versammlung schon verständigen können, wenn nur ehrlich liberale Minister berufen würden, die weitherziger mit Vollmachten ausgestattet seien als das Kabinett der neuen Aera. Daran war unzweifelhaft soviel wahr, daß im Landtag Verständigungsbereitschaft nicht fehlte, und daß, vom Standpunkt der Krone aus gesehen, schwerlich etwas verdorben werden konnte, wenn die Regierung immer wieder nach einem Kompromiß suchte. Hatte doch Bismarck selber bei seinem Amtsantritt durch Worte und Gesten ein Entgegenkommen in vage Aussicht gestellt. Aber der König war, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, so stur, die Fortschrittspartei so hochmütig, daß Bismarck, wenn er zwischen diesen beiden Extremen im Ernst zu vermitteln versucht hätte, sich wahrscheinlich bald unnütz verbraucht und mitsamt seinem Kabinett von meistens recht mittelmäßigen Leuten anderen Kombinationen Platz gemacht haben würde. Hätte die Vermittelung aber Erfolg gehabt, so würde der Vermittler sich selbst überflüssig gemacht haben. Nur wenn Bismarck, der dem König an sich antipathisch war, diesem unentbehrlich wurde, durfte der Ministerpräsident hoffen, die Zeit zur Einleitung seiner auswärtigen Politik gewinnen zu können. Der König konnte sich, wenn Bismarck den Konflikt vorsätzlich verschärfte, von diesem Ratgeber nur vermittels eines gewaltsamen Entschlusses trennen, der nicht in seiner etwas passiven Natur lag. Denn alle Ministrables, auch die konservativen, wollten sich in der Frage der Dienstzeit mit dem Abgeordnetenhaus verständigen und damit den Weg beschreiten, den Wilhelm nun einmal als die schiefe Ebene zum Parlamentarismus ansah.

Das ist die Genesis der Notverordnung, die niemandem schwerer aufs Herz fiel als dem König selber, denn Bismarcks fadenscheinige sachlichen Argumente hatten ihn nicht überzeugt, und er wußte nicht, wohin der nach Blut riechende rote Reaktionär

ihn führte. Daß die Verordnung dem Landtag nach seinem Wiederzusammentritt vorgelegt werden sollte, womit sie sicher hinfällig wurde, war im Kronrat zu Wilhelms großer Erleichterung festgelegt worden. Am Tage nach dem Kronrat empfing Wilhelm den gemäßigt-liberalen Abgeordneten August v. Saucken-Julienfelde, der ihm dringend von allen repressiven Verwaltungsmaßregeln abriet. Der König hörte den Herrn ruhig an, diskutierte mit ihm und entließ ihn „mit Bewegung und ohne Zorn".

So ist es denn erklärlich, daß der Kronprinz, als er auf einer militärischen Dienstreise durch ein Extrablatt der „Graudenzer Zeitung" von der Publikation der Notverordnung Kenntnis erlangte, entsetzt ausrief: „Gott stehe uns bei." Wohl hatte er ebenso gut wie Herr v. Saucken-Julienfelde ungefähr gewußt, was bevorstand, aber: „ein andres Antlitz eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat". Dem Kronprinzen war zumute, als ob sich plötzlich ein Abgrund vor dem Hause Hohenzollern geöffnet habe. In Warlubien, einer Eisenbahnstation auf dem Weg von Graudenz nach Danzig, traf sich Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin, die die Antwort des Königs auf den Brief des Kronprinzen vom 31. Mai[1]) bei sich trug. So wenig wie dem Herrn v. Saucken-Julienfelde nahm der im Innern selber schwankende König dem Sohn seine Vorstellungen gegen die Notverordnung übel. Er verteidigte in seinem Schreiben die Maßregel, so gut das möglich war. Er tadelte den Kronprinzen, daß Aeußerungen politischer Unzufriedenheit von ihm öffentlich bekanntgeworden seien und gab ihm anheim, seine Opposition durch Schneiden der Fortschrittler, Auszeichnen der Konservativen wiedergutzumachen. Der ganze Brief offenbarte zwar überall tiefgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Träger und dem Erben der Krone, aber diese Gegensätze der Generationen treten so oft in der Geschichte hervor, daß man sie fast als naturgegeben ansieht und sich wundert, wenn sie fehlen. Der Ton des Allerhöchsten Schreibens war ein ruhiger.

Da wurde plötzlich eine Kluft zwischen Vater und Sohn aufgerissen, die ebenso tief war wie einstmals die zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Kronprinzen Friedrich. Die Kronprinzessin schrieb ihrer Mutter, der Königin von England, sie habe ihrem Gatten dringend vorgestellt: „How necessary is was, that he should once express his sentiments openly and disclaim having any part in the last measures of the Government." Aber nicht nur die geborene Engländerin, der es schwer wurde, sich in die preußischen Verhältnisse einzufühlen, stachelte den Kronprinzen an, sich öffentlich an die Seite der Opposition zu stellen. Ebenso verfuhren auch zwei Männer, die sich die Gnade des Königs Wilhelm erworben haben, der eine vor, der andere nach der Krisis von 1863. Der Oberbürgermeister von Danzig, v. Winter, war in der Neuen Aera Polizeipräsident von Berlin gewesen; Fried-

[1]) Vgl. Seite 61.

berg, 1863 Vortragender Rat im Justizministerium, ist unter dem ersten Deutschen Kaiser preußischer Justizminister geworden.

Beim Empfang des Kronprinzen im Rathaus zu Danzig hielt Herr v. Winter, den die Rechtsschwenkung der Regierung seinen Berliner Posten gekostet hatte, eine mit oppositionellen Anspielungen gespickte Rede. Im amtlichen Text der kronprinzlichen Antwort wurde von dem Zerwürfnis zwischen Regierung und Volk gesprochen. Dann betonte der Kronprinz, daß er an den Beratungen, die zu der Preßverordnung geführt hätten, keinen Anteil genommen habe. Wir dürfen wohl, wie der Privatsekretär der Kronprinzessin, v. Stockmar, annehmen, daß Friedrich Wilhelm seine Erwiderung auf die Begrüßung des Oberbürgermeisters im Einvernehmen mit v. Winter entworfen hat. Dieser hatte den Kronprinzen beschworen, ein paar Worte zu sagen; jetzt oder nie biete sich die Gelegenheit, sich der Welt in mildester Form zu zeigen. In der Tat distanzierte sich der Thronfolger von der Regierung seines Vaters in sehr maßvollen Ausdrücken. Doch bemerkt Meisner mit Recht, daß zwischen der abgeschwächten amtlichen Reproduktion und dem, was Friedrich Wilhelm wirklich gesagt hat, ein Unterschied bestanden haben dürfte. Uebrigens genügten die Aeußerungen seines Sohnes, sowie sie durch Wolffs Telegraphenbureau der Welt und damit auch ihm bekannt wurden, um König Wilhelm in hellen Zorn auflodern zu lassen. Die konservativen Militärs bliesen in die Flamme. Feldmarschall Wrangel beantragte beim König ein Kriegsgericht, und der Chef des Militärkabinetts fand, der König handle nur in seinem Interesse, wenn er so verfahre[1]). Wahrscheinlich würde der König den Kronprinzen zwar nicht durch dieses allerschärfste Mittel unterdrückt, wohl aber seiner Stellungen als Inspekteur der I. Armee-Inspektion und als Befehlshaber der 1. Garde-Infanterie-Division entsetzt haben, ohne die Dazwischenkunft der Königin. Und zwar trat Augusta nicht nur als Mutter dazwischen, sondern sie bekämpfte auch die politischen Impulse ihres Gemahls. Meisner veröffentlicht eine Aufzeichnung der Königin über ein Gespräch zwischen ihr und Wilhelm, die sie nachher dem König unterbreitet und die dieser mit Bleistiftnotizen versehen hat. Danach verlief das Gespräch, abgesehen von der kronprinzlichen Sache, folgendermaßen. Die Königin warnte ihren Gatten vor den inneren und äußeren Gefahren, in die der Ministerpräsident ihn zu stürzen drohe. Der König habe die persönliche Anerkennung, deren er sich früher bei den „treuen Verwandten", d. h. am englischen Hof, erfreut habe, eingebüßt und sei moralisch isoliert. Hier nahm der König das Wort. Er bestritt seine Isolierung nicht, behauptete aber, Bismarck sei daran unschuldig, die Verantwortung falle zum Teil auf die früheren Minister, hauptsächlich jedoch auf das Abgeordnetenhaus und die revolutionäre Presse.

[1]) Meisner rechnet Manteuffel nicht zu den Scharfmachern, doch verkennt er, glaube ich, diesen komplizierten Charakter.

Was die Gefährlichkeit seiner Politik betreffe, fuhr der König fort, so fühle er sich stark genug, um nötigenfalls den Landtag mehrere Male aufzulösen und sogar ohne seine Zustimmung Krieg zu führen; er rechne sogar in diesem Fall auf einen patriotischen Umschwung zu seinen Gunsten. Der König war der Ueberzeugung, daß die Wahlen die Denkungsart des Volks über machtpolitische Streitfragen nicht widerspiegelten. In der Aufzeichnung, die ihm Augusta über seine Aeußerungen vorlegte, stand: „Er (Wilhelm) fühlt sich in der Macht ... selbst einen Krieg ohne Beistimmung der Nation zu unternehmen." Hier setzte der König, nachdem er „der Nation" unterstrichen hatte, ein Fragezeichen dahinter und schrieb darüber „Kammer".

Die Königin hatte im übrigen aufgeschrieben, daß der König bei ihrer Unterredung im Widerspruch zu seiner früheren Ansicht die Leidenschaftlichkeit und Unvorsichtigkeit des Herrn v. Bismarck geleugnet habe. Hierzu machte ihr Gatte die Notiz: „Leugne ich nicht, gab aber Explication." Man sieht schon aus dieser Antwort, daß die Königin keine ungefährliche Gegnerin des Ministerpräsidenten war, zumal sie in der Unterredung: „seine ... schädlichen Aeußerungen gegen Diplomaten und Abgeordnete, seine Schritte, die zur allseitigen Erbitterung gereizt haben", gegeißelt hatte. Der König machte zu diesen scharfen Ausfällen keine Bleistiftbemerkung; vielleicht, weil er Bismarck schon vorher in Schutz genommen hatte; es ist aber auch möglich, daß der König die Bemühungen seines ersten Ratgebers, den Konflikt zu verschärfen, selber halbwegs durchschaute und peinlich empfand. Verweigerte er doch auch zwei auf Reizung der Opposition berechneten Regierungsmaßnahmen seine Zustimmung. Die eine bezog sich auf Unterdrückung von Vereinen, die andere auf Entlassung von Beamten vierundzwanzig Stunden nach der Kündigung.

In einem Kronrat erlitt Bismarck auch insofern eine Niederlage, als der König und die Mehrzahl seiner Amtsgenossen ihn nötigten, der Einberufung des Landtags zu Anfang November zuzustimmen, während der Ministerpräsident bis Mitte Januar 1864 hatte ohne Parlament regieren wollen. Er würde dann etwa zehn Wochen länger die Presse haben unter dem Druck der Notverordnung halten können. Bei der Diskussion im Kronrat hatte Bismarck ziemlich unverhüllt eingeräumt, daß die Verschiebung des Zusammentritts der Kammern bis in das Jahr 1864 gegen den Geist der Verfassung sei, zugleich aber die provozierende Erklärung zu Protokoll gegeben, die Regierung müsse „von allen Mitteln ihrer Macht, die nicht den ausdrücklichen Vorschriften der Verfassung zuwiderlaufen, vollen Gebrauch machen. Durch den von jener Seite getriebenen Mißbrauch der verfassungsmäßigen Rechte sei ein Kriegszustand herbeigeführt, bei welchem auch die Regierung sich nur durch den Buchstaben der Verfassung beschränkt fühlen könne."

Alle diese Herausforderungen Bismarcks sind aber nur der Widerhall seiner berechtigten Empfindung, daß seine Stellung als erster Ratgeber eines keineswegs denkgewaltigen und eisenfesten Herrschers eine unsichere war: „Ich habe mich laut als Gegner Bismarcks und seiner unheilvollen Theorien bekannt", so interpretierte der Kronprinz in seinen Tagebüchern sein Auftreten in Danzig. „Das Ministerium soll sich getroffen fühlen; das ist meine Ansicht." Bismarck war gewaltsam und rachsüchtig; er nahm sachliche Differenzen persönlich; aber wie schrecklich er in seinem Zorn rasen konnte, der große Staatsmann wußte auch wieder sein ungeheures Temperament zu zügeln. Der Streit zwischen dem Träger und dem Erben der Krone war ein Feuer, das bei widrigem Wind — und auch dieser Steuermann vermochte künftige Luftbewegungen nicht vorauszusehen — den Staat an allen Ecken und Enden anzünden konnte. Der Kronprinz mußte zum Schweigen gebracht, durfte aber nicht zum Aeußersten getrieben werden, damit er nicht die zusammenhaltende Kraft einer Opposition wurde, die außerhalb Preußens u. a. auch den Großherzog von Baden umfaßte, den Schwiegersohn König Wilhelms, sowie die englische Regierung, die Bismarck auf dem diplomatischen Schachbrett kaum zu entbehren imstande war. Am wenigsten, wenn er sich von ihr sondern mußte, wie das der Fall war, als er im Februar 1863 die Konvention mit Rußland über die Eingengung des polnischen Aufstandes schloß. Dieser ging trotz der Abschnürung weiter, und Napoleons Einmischung zugunsten der Polen blieb möglich, während die schleswig-holsteinische Frage, bei der es sicher zu Reibungen zwischen England und Preußen kam, jeden Tag akut werden konnte.

In den Tagen des Abschlusses der preußisch-russischen Konvention, vier Monate vor der Rede Friedrich Wilhelms in Danzig, schrieb der Legationssekretär Robert Morier, der später britischer Botschafter beim Deutschen Kaiser geworden ist, aus Berlin an den Außenminister Lord Russel: „Hier scheint mir ... jetzt die Hauptsache zu sein, daß der Kronprinz sich von den Handlungen seines Vaters *distanziert*[1]). Bis dato hat er eine rein negative Position genommen, indem er den Ministerräten beiwohnte, aber den Mund hielt, oder wenn er redete, machte er zwar Schwierigkeiten, aber *protestierte nie*. Es steht zuviel auf dem Spiel, und ich bin überzeugt, daß für die Abwendung einer Katastrophe (Morier meint eine Revolution) Großes erreicht werden würde, wenn der Nation das Gefühl beigebracht werden könnte, daß sie, sobald die Tage des gegenwärtigen Königs gezählt sind, ihre Hoffnung auf den Nachfolger setzen darf. Aber sie wird so nur empfinden, wenn sich der Kronprinz durch einen *offenkundigen Akt*, wie mild dieser auch sein mag[2]), formell

[1]) Die Sperrungen in dieser Übersetzung sind von Morier.

[2]) Man beachte die Übereinstimmung dieser Wendung mit den Worten des Oberbürgermeisters von Danzigs, durch die dieser den Kronprinz zu seinem Auftreten in Danzig vermochte (Seite 72).

von dem revolutionären Vorgehen des gegenwärtigen Ministeriums sondert. Ich wünschte, Sie besprächen die Sache mit der Kronprinzessin, wenn sie nach England kommt ... Der Kronprinz hat, glaube ich, selbst den Eindruck, daß er diesen Schritt tun sollte, aber er zaudert, und, wie sein ganzes Geschlecht, hat er vor der königlichen und väterlichen Autorität einen heillosen Respekt. Er will nichts tun, was als Verletzung der Disziplin oder des kindlichen Gefühls ausgelegt werden könnte."

Man sieht, daß das preußische Kronprinzenpaar an den unsichtbaren Fäden der englischen Außenpolitik hing. Die Kronprinzessin Victoria pflegte zu sagen, Bismarck sei das blinde Werkzeug der deutschen Republikaner, ohne zu ahnen, daß sie, der es an Pflichtgefühl gegenüber ihrem preußischen Vaterland keineswegs gebrach, mit sehr viel besserem Recht als blindes Werkzeug der britischen Staatskunst bezeichnet werden konnte. Der Premierminister Palmerston und sein Außenminister waren schlaue Füchse, aber der Geschichtsschreiber wäre ein plumper Psychologe, wenn er sie als Heuchler hinstellte, denen an dem internationalen Siegeszug der liberalen Ideen nur insoweit etwas gelegen gewesen wäre, als er sich dem diplomatischen Interesse Großbritanniens dienstbar machen ließ. Die liberale Weltanschauung mit sehr starkem internationalen Einschlag war die politische Religion der zu Unrecht als starre Insulaner angesehenen damaligen Engländer. Der Sturz der italienischen Throne, das parlamentarische Königtum der Sarden ausgenommen, bewies in Palmerstons und Russells Augen, daß auch auf dem Festland die Monarchie nur in englischen Formen eine Zukunft hatte.

Mischung von uninteressierter Anteilnahme an dem Schicksal der nach Preußen verheirateten britischen Prinzessin und kühler diplomatischer Berechnung bei starkem Vorwiegen des zweiten Bestandteils in der Legierung war es, wenn Russell am 20. Mai, vierzehn Tage vor dem Ereignis in Danzig, an den Botschafter in Berlin, Sir A. Buchanan, schrieb: „Ich fürchte, in Preußen wird's schief gehen. Kann der König nicht veranlaßt werden, zugunsten seines Sohnes abzudanken? Es ist das einzige wirkliche Heilmittel." Der Botschafter antwortete ihm: „Ich fürchte, das Heilmittel ... ist nicht anwendbar, und des Königs Haß gegen seine getreuen Volksvertreter ist so intensiv geworden, daß er in seiner Abdankung wahrscheinlich weniger ein zugunsten seiner Grundsätze gebrachtes Opfer sehen würde, als den Triumph der Opposition ... Die Stellung des Kronprinzen wird ernst ... Allem Anschein nach würde sich Seine Königliche Hoheit in den Augen der Nation herabwürdigen, wenn er sich nicht gegen den Verdacht sicherte, daß er die unkonstitutionellen Verordnungen gutgeheißen hätte, die angeblich nach der Vertagung des Landtags publiziert werden sollen. Letzten Montag (18. Mai), als ich die Ehre hatte, den Tag im Neuen Palais zuzubringen, benutzte ich die Gelegenheit, Seiner Königlichen Hoheit zu raten, daß er

sich des Ausdrucks jeglicher Meinung über die Maßregeln enthalten solle, die den Gegenstand der Verordnungen bilden werden. Er solle nur unzweideutig konstatieren, daß er alle und jede Verantwortung für willkürliche Erlasse ablehnt, die gegeben worden sind, um die gesetzliche und regelmäßige Wirksamkeit der Verfassung zu unterbinden. Ich bin ganz entschieden der Meinung, daß der Kronprinz einen schweren Fehler begehen würde, wenn er die Verordnungen nicht als eine Gelegenheit benutzte, um sich von seiner Regierung zu trennen und jede Solidarität mit den Anschauungen des Königs und seiner Minister abzulehnen."

Durch diese Ratschläge — der Kronprinz befolgte sie, wie wir wissen — hoffte die britische Staatskunst den Sturz Wilhelms und Bismarcks herbeizuführen. Diese beiden Männer mußten weg, denn sie waren die Feinde der Polen und der Dänen. Wie das Kabinett von St. James die Lage Europas ansah, war es für Großbritannien sehr wichtig, vielleicht sogar einen Krieg wert, daß Polen wiederhergestellt und die Integrität der dänischen Monarchie erhalten wurde. Mit Frankreich bestand Entente Cordiale, und Palmerston ließ in Berlin erklären, daß das englische Interesse kaum darunter leiden würde, wenn die Gegend von Trier und Koblenz zu Frankreich käme. Ganz in diesem Sinne hat England 1867 nicht daran gedacht, die luxemburgische Neutralität gegen Napoleon zu verteidigen. Als im Jahre 1864 Preußen mit Oesterreich gegen Dänemark zu Felde zog, beabsichtigten Palmerston und Russell den deutschen Großmächten den Krieg zu erklären, obgleich Napoleon aus Furcht vor der militärischen Uebermacht der Staaten des Deutschen Bundes zögerte, mitzugehen. Die meisten englischen Minister wollten, ohne der Bundesgenossenschaft Frankreichs sicher zu sein, den Krieg gegen den mitteleuropäischen Block, den Bismarcks geniale Staatskunst geschaffen hatte, nicht wagen. Immer, wenn Spaltungen im Kabinett ausbrachen, konnte die sonst machtlose Königin von England hoffen, ihren Willen zur Geltung zu bringen. So setzte sie sich auch jetzt neben dem Schatzkanzler Gladstone und anderen Kabinettsmitgliedern für Erhaltung des Friedens ein, und das trug einiges dazu bei, Palmerston und Russell, die sonst die bei weitem mächtigsten Männer im Land waren, zu lähmen. Als in London die Sitzung des Kabinetts stattfand, die über Krieg oder Frieden entscheiden sollte, erkannte der Premierminister bald, daß es ihm nicht gelingen würde, seine Kollegen mit sich fortzureißen. Er hielt seinen Kopf gebeugt, während die Erörterung ihren Gang ging. Schließlich sah er auf und sagte trotz innerlicher tiefer Erregung mit gleichmütiger Stimme: „Ich denke, das Kabinett ist gegen den Krieg[1])." (Wird fortgesetzt)

[1]) Emil Daniels, „Englische Staatsmänner", Seite 284.

***

# Inland und Ausland

## Zeitschriftenschau

### I.

Vor genau siebenzig Jahren bereiste Hippolyte Taine England, studierte Regierung und Gesellschaft, Typen und Individuum, wie er sie im englischen Geist und in englischer Erziehung ausgedrückt fand; aber er hatte auch für Fabriken und Arbeiter ein offenes Auge, und darum kann hier ein Eindruck, wie er sich ihm damals von Manchester einprägte, wiedergegeben werden, der über das kulturhistorische Interesse hinaus einen bedeutenden Aktualitätswert besitzt:

„Luft und Boden scheinen von Nebel und Schweiß durchtränkt zu sein. Die Fabriken reihen eine neben der anderen ihre schmutzigen Ziegel, ihre kahlen Mauern und vorhanglosen Fenster auf wie ungeheure karge Gefängnisse. Eine billige mächtige Kaserne, ein Arbeitshaus für vierhunderttausend Personen, ein Zuchthaus: das sind die Vorstellungen, die man bekommt. Eines dieser Gebäude ist ein Rechteck mit sechs Stockwerken, und jedes hat vierzig Fenster; dort, unter dem Gaslicht, beim betäubenden Rattern der Maschinen, treiben tausende von eingepferchten numerierten reglosen Arbeitern tagtäglich von morgens bis abends maschinenmäßig ihre Maschine; kann man sich ein vergewaltigteres, den natürlichen Trieben des Menschen entgegengesetzteres Leben vorstellen? — Gegen sechs Uhr speien die Werkstätten eine wogende, brausende Menge auf die Straße: Männer, Frauen, Kinder, man sieht sie in der trüben Luft durcheinanderwirbeln. Ihre Kleider sind schmutzig, viele Kinder gehen barfuß, alle Gesichter sind hager und finster, viele verschwinden in den Schnappskellern, die andern zerstreuen sich und erreichen ihre Behausungen. Ich verfolge einige, welch elende Straßen! Durch das halbgeöffnete Fenster sieht man das ärmliche Zimmer zu ebener Erde, und manchmal liegt es noch tiefer, eingebaut in den feuchten Boden; ganze Haufen weißer fleischiger unsauberer Kinder kriechen auf der Diele umher und atmen die schlechte Luft der Straße, die dennoch weniger verdorben ist als die des Zimmers. Man gewahrt ein Teppichüberbleibsel, ein zum Trocknen aufgehängtes Wäschestück; — wir drangen weiter bis in die Vorstadt hinaus, dort sind in dem freieren Raum Reihen kleiner billiger Häuser von Unternehmern erbaut worden. Die schwarzen Straßen sind mit Eisenschlacken gepflastert, und die niedrigen Dächer heben sich mit ihren roten Reihen von dem allgemeinen Grau des Himmels ab; aber jede Familie wohnt wenigstens für sich allein, und der Nebel, den sie atmet, ist nicht allzu unsauber. Das sind die Begünstigten, die Glücklichen! Und wir sind im Sommer, in den schönsten Tagen des ganzen Jahres! Man fragt sich, wie ihr Leben im Winter sein mag, wenn der Nebel die ganze sichtbare Natur ertränkt, erstickt, verschlingt, und man empfindet, mit welcher Bürde dieses unmenschliche Klima und die Fabrikarbeit auf dem Menschen lassen."

Taine war ein sorgfältiger und darum doppelt vorsichtiger Beobachter. Er sah die Entwicklung deutlich im Fluß, vom Feu-

dalismus weg zur Liberalisierung des Landes auf allen Gebieten und vermutete sogar schon eine überhastige Bewegung, lehnte es aber als Fremder ab, eine Meinung zu haben: den erfahrenen Männern, welche die Maschine leiten, läge es ob, im richtigen Augenblick die Treibriemen zu spannen oder zu lockern.

Solche Zurückhaltung Frankreichs England gegenüber hat sich im nächsten halben Jahrhundert stark verloren, und wenn man das jüngste Werk dieser Art prüft, wird man davon überhaupt nichts mehr finden. Nachdem nun allerdings André Siegfried, der kenntnis- und einfühlungsreiche Dolmetsch amerikanischen Wesens, in seinem Büchlein über „Das heutige Frankreich“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1931) auch seine Landsleute nicht geschont hat, wo es der Erhaltung französischer Eigenart nötig war, wird man ihm, dem langjährigen liebenden Kenner Englands, es nicht verargen, daß er ohne Scheu auch dem befreundeten Lande gegenüber mit seiner Erkenntnis nicht zurückgehalten hat. „Die englische Krise“ heißt sein Buch (deutsche Ausgabe im Verlag von S. Fischer, Berlin 1931), das sofort in medias res führt, indem er gleich im ersten Satz das Problem als den noch nicht geglückten Versuch definiert, den Uebergang vom 19. zum 20. Jahrhundert zu finden. Und weiter wird nach dieser Diagnose sofort das Rezept geschrieben: England muß sich völlig umstellen, wenn es als Großmacht weiter bestehen will. „Wake up, John Bull!“ schloß der jetzige englische König einst als Prince of Wales eine Rede, und diesen Weckruf nimmt Siegfried auf. Wo Taine sich Zurückhaltung auferlegte, da kennt Siegfried keine Schonung. Die Entwicklung ist in der Tat überhastig weitergegangen, das Land, ein Opfer seiner Demokratie geworden.

Die Zustände, die Taine schilderte, sind längst ins Gegenteil umgeschlagen, so daß man jetzt den Arbeitern Einschränkung der Lebenshaltung und Mehrheit predigen müsse. Nur eine Herabsetzung des Reallohns könne neue Exportmöglichkeiten schaffen und eine entsprechende Abnahme der Arbeitslosigkeit herbeiführen. Siegfried sieht dafür verschiedene Wege, die einzuschlagen wären: da wäre einmal an bessere Organisation der Produktion zu denken, doch stehe dieser Abhilfe die Schwierigkeit der Kapitalbeschaffung gerade für notleidende Industrien entgegen; zu zweit könnte eine allgemeine Niveauhebung der Preise den Reallohn herabsetzen, ohne den Nominallohn zu verändern — aber: „es müßte eine wahre Zersetzung Englands schon vor sich gegangen sein, damit es den internationalen Charakter seiner Währung zur Erörterung stellen ließe und auf die stärkste Achse seiner Tradition, den Kredit, verzichte“. So bliebe als bessere Lösung der Schutzzoll, und da diesem Prinzip gerade in der nächsten Zeit eine führende Rolle zugedacht sein dürfte, können die Ausführungen Siegfried hierüber auf besondere Beachtung rechnen:

„Der Schutzzollgedanke dringt in den englischen Wirtschaftskörper vermittelst einer Art Infiltration ein. Noch 1914 war der Freihandelsgedanke unverletzt. Selbst das Gesetz von 1915 über die berühmten MacKenna-Zölle auf Automobile und Fahrräder, auf Musikinstrumente, Uhren, Filmstreifen, der erste ernste Schlag für die englische Zollvergangenheit, hatte nicht den Zweck, diese Industrien gegen die auswärtige Konkurrenz zu schützen,

sondern bloß die Einfuhr von Luxusartikeln einzuschränken, zu einer Zeit, da es dringend schien, der überbürdeten Handelsmarine eine Erleichterung zu schaffen und das Pfund gegen die Drohung einer mit unnormalem Defizit abschließenden Handelsbilanz zu verteidigen. Indessen wirkten diese Zölle doch wie ein Schutztarif, und obgleich sie nur eine Kriegsmaßregel waren, sind sie beibehalten worden. Wenn die 1921 gegen das Dumping und die Konkurrenz der Länder mit schlechter Währung unternommene Verteidigung nicht fortgesetzt wurde, so geschah es vor allem aus Gründen technischer Schwierigkeiten in der Ausführung. Doch der Schutz der Schlüsselindustrien, der im gleichen Jahr entsprechend dem Kriegsgrundsatz errichtet wurde, ist ein kennzeichnender Vorgang für die englische Zollpolitik. Der sogenannte Deyestuff act, der ebenfalls 1921 für eine Periode von zehn Jahren votiert und 1931 wieder für ein Jahr verlängert wurde, hat während dieses Zeitraums die Farben- und Farbstoffindustrien wie eine völlige Prohibition begünstigt. Ebenso übte der Zoll auf Rohseide (1925) einen tatsächlichen Schutz für die Kunstseide aus, während der Zoll auf Kohlenwasserstofföl einem Schutzzoll für das in England erzeugte synthetische Benzol gleichkommt.

Unabhängig von diesen Sondermaßnahmen, die sich auf die bezeichneten Waren beziehen, bietet das allgemeine Verfahren des safe guarding, das 1921 geschaffen, 1924 aufgehoben und erneuert wurde, nach der Enquete des Board of Trade die Handhabe, alle Industrien zu schützen, die es nur verlangen. . . Nach den Prinzipien dieses Verfahrens wird die Zollpolitik in Beziehung auf industrielle Erzeugnisse auch in der Praxis angewendet, wodurch ermöglicht wird, verschiednenen Industrien je nach Bedarf einen zeitweiligen und stets erneuerbaren Schutz von 33% zu gewähren. Deren Liste unterliegt deshalb einem Wechsel; es sind Spitzen, Kartonnage, durchsichtige Töpfereien, Knöpfe, Emaillegeschirr usw. (der Schutz der Gasstrümpfe, der Messerschmiedwaren, der gewebten Handschuhe, der 1930 zu Ende ging, ist von dem Labourkabinett, das damals an der Regierung war, nicht erneuert worden). Trotz der im Gesetz festgelegten Vorsichtsmaßnahmen — es darf kein Gesamttarif sein, er muß sich auf Einzelartikel beschränken und darf in jedem Fall nur zeitlich begrenzte Geltung haben —, wirkt das safe guarding als ausgesprochenc Schutzmaßnahme für die Industrie, dazu bestimmt, die heimische Produktion gegen die „unfaire" Konkurrenz der Länder, die dank tieferer Löhne zu sehr niedrigen Preisen fabrizieren, offen zu verteidigen.

In seiner Entwicklung, die er gegenwärtig nimmt, bleibt der englische Protektionismus auch dabei nicht stehen. Unter mehr oder minder verkappten Formen ist sein Geist in weitestem Maße in die amtliche Praxis eingedrungen. Einschränkungen der Einfuhr erscheinen zahlreich unter der Hülle polizeilicher oder hygienischer Maßnahmen. Bei der Ausschreibung öffentlicher Arbeiten ist die Bevorzugung der heimischen Lieferanten gesetzliche Regel. Gemäß einem Gesetz von 1926, dem sogenannten Marchandise mark act, kann der Aufdruck des Ursprungslandes auf gewissen ausländischen Waren obligatorisch gemacht werden, sei es beim Eintritt ins Land oder nach ihrer Einlieferung beim Detailver-

käufer. Der Buy British-Feldzug, der die heimische Kundschaft auffordert, englische Waren zu kaufen, weil sie englisch sind, ist Ausfluß desselben Geistes. Das alles sind getarnte Formen des Schutzzolles in einem Lande, das angeblich seiner Freihandelstradition treu geblieben ist, nur daß sich dessen Atmosphäre auffallend verändert hat. Die Einfuhr, die von der orthodoxen Schule einst als Zeichen des Reichtums begrüßt wurde, erscheint jetzt einer ganzen Kategorie von Menschen eine Beleidigung, die nicht geduldet werden darf. Verschiedene Zoll- und andere Maßnahmen, von denen hier die Rede sein soll und die nicht minder wichtig sind, sind das Werk von Männern, die sich nie als Protektionisten bekennen, vielmehr erklären würden, sie seien grundsätzlich ihrer freihändlerischen Ueberzeugung treu geblieben. Der hintersinnige Ausdruck safe guarding, der übrigens niemand täuscht, ist eine Art Huldigung des protektionistischen Lasters an die freihändlerische Tugend. Es brauchte einige Zeit, bis der Protektionismus unverhüllt aufzutreten wagte. Am Anfang waren es nur zweitrangige, wenig exportierende Industrien, die den Schutz des safe guarding in Anspruch nahmen. Allmählich und in dem Maße, wie die Krise stieg, gewöhnten sich auch ausgesprochene Exportindustrien an den Gedanken, sich auf diese Weise in Sicherheit zu bringen. Wenn das Kabinett Baldwin im Jahre 1929 nicht gestürzt worden wäre, hätten Textilwolle und Metallbearbeitung die Oktroyierung eines Zolltarifs gefordert und durchgesetzt. Die Baumwollindustrie endlich, das letzte Karree des Widerstandes, ist ihrerseits 1930 in einer Weise zurückgewichen, daß der protektionistische Geist jetzt ins Herz der Festung eindringen konnte. . . Mag dieser Umschwung auch nur eine vorübergehende und der beispiellosen Krise zuzuschreibende Entmutigung ausdrücken, so ist er doch unbestreitbar.

Wie sehr die Veränderung in den Geistern sich fühlbar macht, geht daraus hervor, daß die neue Generation, selbst wenn sie nicht protektionistisch ist, gesinnungsmäßig für Intervention eintritt. Sie hat die orthodoxe Tradition in wirtschaftlichen Dingen verloren, und wenn sie auch der freien Wirtschaft nicht feindselig gegenübersteht, so läßt sich nicht von ihr sagen, sie sei positiv und aktiv liberal. Diese weitreichende Entwicklung, deren Ausgangspunkt in den ersten Jahren des Jahrhunderts liegt und die den größten Teil der Menschen umfaßt, die heute jünger als vierzig sind, verändert auch die politische Atmosphäre völlig. Es ist schwierig geworden, in einer englischen Versammlung mit dem Wort free trade die Leidenschaften zu entfesseln. Es ist kein Glaubenstitel mehr. Das gilt besonders für Arbeiterkreise, zumal für die Mitglieder der Trade Unions. An ihnen freilich darf eine solche Haltung nicht überraschen, denn es tritt hier nur eine sehr alte, wenn auch latente Tendenz zutage. Bildet doch in der Tat der Schutz der nationalen Arbeit die Grundlage ihres Programms, seitdem es überhaupt eine gewerkschaftliche Bewegung gibt. Der Schutz der Zölle ist schließlich nur eine andere Seite der gleichen politischen Anschauung, die die Intervention des Staates für zulässig erklärt und sie fordert. Die englischen Arbeiterführer mochten wohl im Verlauf mehrerer Generationen dem Einfluß gladstonischer Grundsätze in Fragen des Handels unterliegen, das hindert

nicht, daß sie früher oder später eine ziemlich wehrlose Beute für die protektionistische Propaganda werden. Und ihre Truppen müssen naturgemäß in diesem Punkte den Lockungen noch zugänglicher sein. Der Arbeiter einer beliebigen Industrie steht dem Vorschlag eines Zolltarifs in der Tat viel praktischer und unbedenklicher gegenüber. Alles, was er verlangt, ist, daß die Aktivität der Produktion aufrechterhalten bleibe, daß die Gefahr der Arbeitslosigkeit beseitigt werde. In allen Enqueten über die Forderungen des safe guarding sind die Arbeiter beinahe immer für die Bewilligung eines Zolls. Merkwürdig genug ist ihr Protektionismus so rein instinktiv und unbewußt, daß man manchmal welche trifft, die sich für Freihändler erklären, dabei aber ganz naiv für die Kontingentierung der Einfuhr oder gar für eine völlige Prohibition eintreten, ohne im entferntesten zu ahnen, wie sehr sie dadurch ihre Prinzipien verraten.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß gewisse Argumente der der liberalen Anschauung nicht nach wie vor ihre Wirkung auf die Masse behielten. Würde man das Land den unvermeidlichen Folgen des Protektionismus, der Verteuerung der Lebensmittel, gegenüberstellen, so würde es im Norden vor allem Angst bringen. In diesem Sinne und aus praktischen, sehr naheliegenden Gründen ist es auch bereits 1923 vor den protektionistischen Absichten des Kabinetts Baldwin zurückgeschreckt. Wir dürfen indessen nicht verkennen, daß der Protest der Wählermassen, der 1906 Chamberlains Protektionismus und seinen Weizenzoll hinweggefegt hat, von ganz anderer Wucht und Ueberzeugungskraft war. Es war damals, abgesehen von der Angst vor dem teuren Brot, noch so etwas wie eine hinreißende Welle Cobdenschen Geistes drin. Heute ist der Ausdruck „Cobdenit" häufig für die Bezeichnung für einen Mann, der zurückgeblieben ist, der nicht mit der Zeit geht. Die echte traditionelle Natur des britischen Inselbewohners kommt übrigens bei dieser Verteidigung ebenso zum Ausdruck wie in der internationalen Expansion seiner Vorfahren. Sieht doch der Engländer alles, was vom Ausland kommt, als seltsam und, wer weiß, auch als verdächtig an.

Die angeführten Gründe genügen, um den unbestreitbaren Fortschritt des Protektionismus in Industrie-, Arbeiter- und Unternehmerkreisen zu erklären. Der Kongreß der Trade Unions hat sich in der Vorstandssitzung vom 26. Juni 1930 offen für eine Empire-Politik erklärt und damit den Freihandel abgelehnt. Die Federation of British Industries hat schon lange die gleiche Richtung eingeschlagen, und diese Orientierung ist durch eine Abstimmung seiner Mitglieder im Oktober 1930 im ganzen Umfange bestätigt worden. Es geht aus ihr hervor, daß nur 3,9 Prozent der Antworten sich für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Zollpolitik ausgesprochen haben, während 96,1 Prozent einen Wandel fordern, d. h. einen Zolltarif in irgendeiner Form. Nicht eine einzige Industriegruppe innerhalb des Verbandes war als Mehrheit für die Beibehaltung des Freihandels. Selbst die Handelskammer von Manchester hat bei ihrem Referendum im Juli 1930 die gleiche Tendenz zu verzeichnen: 1736 protektionistische Stimmen gegen 607 freihändlerische, bei 1600 Enthaltungen (man bedenke: es ist Manchester!). Lancashire, das Adoptiv-

vaterland Cobdens, ist ebenfalls getroffen. Wenn es die Richtung abzuschätzen gilt, in der sich die englische Industrie bewegt, ist die Sache klar.

Nicht einmal die City, diese alte Festung des Freihandels, ist unerschüttert geblieben. Der Aufruf der Bankiers vom 4. Juli 1930, obgleich er seine Anhänglichkeit an das Freihandelssystem betont, gesteht zu, daß England freilich mit ausnahmsweiser Rücksicht auf seine Beziehungen zum Empire „sich bereithalten muß, Zölle auf alle fremden Produkte zu legen". Man glaubt zu träumen, wenn man unter dieser Erklärung die Unterschriften der großen Banken und Reedereien liest. Aber auch hier ist man müde geworden, auf die internationale wirtschaftliche Abrüstung zu warten, die nie kommt. Vielleicht läßt sich auch die Haltung der City daraus erklären, daß sie selbst unmerklich ihren Charakter verändert. Es ist nicht lange her, da hat das ausschließlich aus der Finanz sich zusammensetzende Komitee Cunliffe eine Währungspolitik seiner Wahl der Industrie aufgezwungen, mit der sie sich noch gar nicht solidarisch fühlte. Heute leitet die Bank die Neuorganisation derselben Industrie, deren Gläubiger sie geworden ist. Die Finanz hat sich also teilweise industrialisiert, die Art, wie sie heute die Dinge erörtert, läßt mehr den Standpunkt des Produzenten als den des Bankiers erkennen. Viele dieser Neu-Protektionisten, wie sie die „Times" vom 10. Juli 1930 aufzählt und kennzeichnet, sind zumeist Leute, bei denen der Industrielle unter dem Bankier hervorsieht.

Der gleiche Druck unmittelbarer Sorgen, die mehr innerpolitischer als internationaler Natur sind, macht sich auch in rein politischen Kreisen bemerkbar. „In jedem Konservativen steckt ein Schutzzöllner", pflegte der Marquis von Salisbury zu sagen. Dieser latente Hang, den der alte Staatsmann des 19. Jahrhunderts geahnt hat, tritt heute offen zutage. Mit verschiedenen Nuancen sind alle konservativen Kräfte einer Zollpolitik des safe guarding verhaftet. Die Partei wird ohne Zweifel zögern, Nahrungsmittelzölle einzuführen, sie hat in diesem Punkte recht schmerzliche Erinnerungen. Aber die Anhänger eines offenen und schlichten Zollschutzes für die Industrie können ganz auf sie rechnen. Ihr Parteiführer hat mehrere Male sein im übrigen hinreichend klares Programm dargelegt. Es enthält den Schutz der heimischen Industie gegen die ausländische Konkurrenz (a thorough going policy of safe guarding), Sonderzölle gegen das Dumping, den Gebrauch von Repressivmaßregeln als Waffe bei Verhandlungen (I want to retaliate on people who bit us) und die Ausdehnung der britischen Präferenzbehandlung auf den Märkten des Empire. Ich habe noch um das Jahr 1900 eine fast einmütig freihändlerisch gesinnte konservative Partei gekannt, aber auch ihre letzten Anhänger haben sich schließlich gewinnen lassen.

Es ist in dieser Beziehung interessant, die Psychologie der Labour-Partei zu studieren. Ihre in der liberalen Schule erzogenen Führer sind Freihändler, aber der Glaube mehrerer von ihnen ist schwankend geworden. Gleichzeitig dringt durch die Trade Unions und noch durch andere Kanäle die protektionistische Versuchung immer tiefer ein. Es darf nicht verkannt werden, daß die Durchführung einer Zollschutzpolitik in England mit den

konservativen Kräften allein auf Schwierigkeiten stoßen würde. Aber mit der Unterstützung oder zumindest mit der stillschweigenden Zustimmung der Arbeiterpartei würde die Lage anders, und nur auf diese Weise kann sich der Wandel in der jahrhundertealten Haltung des Volkes vollziehen. Wenn man sich übrigens die fernen Anfänge in die Erinnerung zurückruft, so sind weder die Nachfolger der Tories noch die der ersten Gewerkschaften dazu verpflichtet, dem Cobdenschen Dogma die Treue zu halten.

Das würde freilich für die Gruppe der Liberalen nicht stimmen. Dennoch hat auch sie das Gift in ihr Herz eindringen lassen. Wie hat sich das reine Gold in Blei verwandelt? Einst wurde der Liberalismus von zwei wesentlichen und tiefen Kräften gespeist, von der nonkonformistischen Ueberzeugung seiner Anhänger und von seiner orthodoxen Wirtschaftsphilosophie. Doch die Mehrheit der nonkonformistischen Truppen ist inzwischen in die Reihen der Arbeiterpartei übergegangen, und was die Wirtschaftstheoretiker der liberalen Partei betrifft, so läßt sich von ihnen kaum noch behaupten, daß sie überzeugte Gläubige der unbeschränkten Wirtschaftsfreiheit geblieben seien. Darf man im übrigen in Beziehung auf Ketzerei von einem Führer wie Mr. Lloyd George nicht alles erwarten? Waren es nicht hervorragende Liberale, die 1930 die Einführung eines gleichmäßigen Zolls von 10 Prozent auf alle Einfuhrartikel beantragt haben?

Die Stunde ist also reif, zumindest für das Experiment einer Zollpolitik, die den traditionellen Freihandel beiseiteschiebt. Vielleicht ist man nicht berechtigt, mehr zu sagen. Der alte Widerstand gegen eine Schutzzollpolitik, die seit der ersten Angriffskampagne Joseph Chamberlains im Jahre 1903 im allgemeinen überall siegreich war, ist jetzt erschöpft. Die Einführung von Zöllen auf Rohstoffe und Lebensmittel vom Gesichtspunkt eines „Freihandels innerhalb des Empire" bleibt in der Schwebe, möglich, daß es überhaupt nicht dazu kommt. Aber safe guarding, d. h. der Schutz des heimischen Marktes für Industrieprodukte, ist im stillen bereits Tatsache. Die Gefahr dieser Haltung besteht darin, daß sie wieder einmal die Aufmerksamkeit von den wahren, tieferen Ursachen der Krise ablenkt.

Die Gestehungspreise, koste es was es wolle, zum Sinken zu bringen, wäre die einzige, energische Lösung, und sie ist vielleicht nur unmöglich bei einer Währungspolitik, die das Geld verteuert. Aber hinter einer Zollbarriere die Löhne befestigen und die Preise auf den inneren Markt nach Möglichkeit steigern, ist eine faule Lösung. Der englische Protektionismus geht bei solcher Auffassung weit über den Rahmen einer begrenzten Interessengruppe hinaus. Im Grunde ist es nichts anderes als die Verteidigung eines Preissystems gegen ein anderes, das von einer anderen Währungspolitik und einer anderen Auffassung von Lebenskomfort diktiert wird. Dadurch aber, daß England sich an seinem höheren Lebensstandard festklammert, läuft es Gefahr, gegenüber den anderen Ländern, die einen tieferen haben, die Wiedererlangung seiner Exportfähigkeit sehr zu erschweren. Das bedeutet, zum Teil wenigstens, einen glatten Verzicht auf eine Politik internationaler Beziehungen ohne Hindernis. Man frage sich nicht ohne Sorge, ob das wohl das englische Schicksal sein wird."

Wir haben seitdem erfahren, daß das englische Schicksal ein ganz anderes Gesicht trägt. Auf welche Dauer, bleibt abzuwarten, aber wenn es sich wieder glätten soll, wird keine Regierung um Betrachtungen herumkommen, die Siegfried bereits voraussah, als er noch mit einer Krisenentwicklung rechnete, und die dennoch ihre Gültigkeit nicht eingebüßt haben. So mag auch hier seine Ueberlegung, die historisch bereits ward, wo sie aktuell sein wollte, und aktuell blieb, da sie von der Entwicklung der Dinge überholt wurde, den Abschluß geben:

„Schließt es sich hinter einem Zolltarif ab, so verkümmert es und setzt sich der Gefahr aus, den Strom der Geschäfte zu verstopfen, die seine finanzielle und kommerzielle Lebenskraft nähren. Wenn es aus Sorge um die Erhaltung seiner Weltausstrahlung dennoch allein zu bleiben versuchte, fern von internationalen Kombinationen, wie einst, dann ist es vielleicht nicht stark genug, mit seinem unabhängigen System Amerika und Europa Widerstand zu leisten, die sich, jedes für sich, industriell organisieren.

Wenn es, gestützt auf die Dominions, sich dafür entscheidet, sich in dem nun erweiterten Rahmen seines Empire einzuschließen, verzichtet es nichtsdestoweniger dadurch auf jene grenzenlos freie Stellung, die es bisher innehatte, und setzt sich zugleich fernen Einflüssen und ihren Wirkungen aus. Das wäre nicht anders, als wenn es sich dem Schicksal Amerikas anschlösse. Es setzt sich in beiden Fällen der Gefahr aus, daß es aufhört, der richtunggebende Faktor innerhalb des Ganzen zu sein.

Erklärt es sich endlich mit Europa solidarisch, dann riskiert es, die Unterstützung der Dominions zu verlieren, die ihre Jugend mit der absteigenden Reise des Kontinents, der seine schönste Zeit schon hinter sich hat, nicht kompromittieren wollen. Man könnte sich dann wohl ein englisches System vorstellen, das sich nur auf die Kronkolonien beschränkt, die nach Europa tendieren, und das sowohl politisch als auch kulturell noch englischer und europäischer wäre.

Doch die wahrscheinliche Hypothese bleibt, daß England überhaupt keine Wahl trifft. Treu seiner Ueberlieferung und seinem Geiste wird es zwischen den beiden Gruppierungen stehen, ohne für die eine oder für die andere ganz zu optieren. Von diesem Gesichtspunkt wäre ein europäisches England ein Traum, doch das geschlossene Empire eine Utopie. Lebenskraft und Geschmeidigkeit waren von jeher die beiden Grundzüge des englischen Volkes. Wie es Romier bereits gesagt hat, kann das Empire, sobald seine Verkehrsverbindungen gesichert und seine Währung gesund bleiben, im Grunde sich jedem beliebigen internationalen Gleichgewicht anpassen. Sobold es sich verändert, meinen wir, es sterbe, aber das ist nicht wahr. Wie die Pflanzen, von deren Wesen es manches hat, wie der englische Geist selber besitzt es eine unendliche Kraft der Anpassung und des Lebens."

## II.

Ein ungemein anregendes, mit der überreichen Materie souverän hantierendes Buch, das jedem Gebildeten die Möglichkeit geben möchte, den „Kampf um die deutsche Außen-

politik" zu seinem Teil durchfechten zu helfen, indem es das Für und Wider aller für unsere Lage akuten Probleme sorgfältig abschreitet und rubriziert, ohne daß der eigene Standpunkt erkennbar würde, geschweige denn die freie Meinungsbildung hemmen könnte — der Verfasser bleibt ungenannt, sein Buch erschien unlängst im Verlag von Paul List, Leipzig —, eröffnet das Kapitel über Italien mit folgender bündigen Faustskizze: „Italien gehört zu denjenigen europäischen Mächten, welche durch die Friedensschlüsse des Weltkrieges am wenigsten befriedigt worden sind... Das Hemmnis eines Aufstiegs ist ihm überall Frankreich. Es versperrt ihm den Ausweg nach Süden durch das französische Tunis, nach Osten durch das unter französischem Einfluß stehende Jugoslawien. Im Westen blockiert das französische Korsika bedrohlich den Golf von Genua und die offene Küste von Livorno bis Rom. Im Norden ist das ‚unerlöste Gebiet' von Nizza in französischer Hand und sieht italienisches Nationalgefühl zu, wie rund eine Million Italiener in Südfrankreich, ohne italienische Schulen und Kirchen, ihrem Volkstum allmählich entfremdet werden und der Französisierung harren. Noch immer fühlt sich Frankreich als die lateinische Vormacht, rücksichtslos Italien die Gleichberechtigung versagend. Konsequent ist es daher auf der Londoner Seeabrüstungskonferenz gegen den italienischen Anspruch auf Flottenparität aufgetreten trotz der Sicherungsgarantien aus dem Locarno- und Kellogg-Pakt, während Italien seine Bereitschaft erklärte, seine gesamte Wehrmacht abzuschaffen, wenn ihm die anderen Mächte folgten."

Was hier unter anderer Zielsetzung — über die noch eingehend gesprochen werden muß — vorgetragen wird, das hat Hans Rohde zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gemacht. Major Rohde verkörpert aufs vorteilhafteste jenen neuartigen, eben im besten Sinne zeitgenössischen Typ des Offiziers, der klar erkannt hat, daß die entscheidende Wandlung in der heutigen Kriegführung eine noch viel einschneidendere ihrer Grundlagen zur Voraussetzung hat, und der darum das Studium dieser Neufundamentierung auf breitester Basis für unerläßlich hielt. So mag sich sein dankenswertes Kompendium über „Die deutsche Auslands- und Meeresforschung seit dem Weltkriege" erklären, in dem der Offensive deutscher Wissenschaft und deutschen Forscherwillens für die Nachkriegszeit ein verständnisvolles Tagebuch geschrieben wurde; sein neues Buch — Italien und Frankreich in ihren politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gegensätzen — beide im Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1931 — bedarf keiner weiteren Begründung noch Empfehlung: die Themasetzung allein schon ist beides. Und doch soll wenigstens nach der militärischen Seite hin untermalt werden, was anfänglich politisch angedeutet worden war. Hier die wichtigsten Angaben über die Bereitschaft und Verteilung der Truppen, mit denen die beiden Schwesternationen den — Frieden wahren:

„Die Verstärkung der in den beiderseitigen Grenzgebieten stehenden Land- und Luftstreitkräfte begann im Jahre 1926 mit dem Akutwerden der zwischen Frankreich und Italien bestehenden politischen Spannung. Frankreich hatte bis dahin außer

einer Kavallerie-Division und einer gemischten Luftbrigade in Lyon in unmittelbarer Nähe der Grenze zwei Armeekorps zu je zwei Divisionen stehen. Die im Frühjahr 1929 zum Abschluß gekommene Neuorganisation des französischen Heeres brachte zwar in jedem der beiden Korpsbezirke die Auflösung einer dieser beiden Divisionen, gleichzeitig damit aber deren Ersatz durch je eine diesen Divisionen mindestens gleich starke farbige Division. Sie hat damit an der Stärke, Gliederung und Verteilung der an der italienischen Grenze stehenden französischen Kräfte an sich wohl wenig geändert, trotzdem aber die französische Gesamtrüstung an dieser insofern weiter gestärkt, als sie durch Einrichtung der entsprechenden Stäbe und Kadres im Frieden bereits die Grundlagen schuf, um im Bedarfsfalle innerhalb kürzester Zeit in jedem der beiden Wehrkreise, die an die Stelle der bisherigen Korpsbezirke getreten sind, eine weitere Division aufstellen zu können.

Italien ist dieser Verstärkung der französischen Rüstung an seiner Grenze gegenüber nicht müßig geblieben. Es hatte bis zur Durchführung der Neuorganisation seines Heeres Ende 1926 in unmittelbarer Nähe der französischen Grenze alles in allem fünf Infanterie-Divisionen, eine Brigade Alpini und eine Kavallerie-Brigade stehen. An dieser Stärke hat Italien auch nach dem Abschluß seiner Heeresneuorganisation im großen und ganzen festgehalten. Es hat sich lediglich auf eine Verstärkung der im Grenzdienst stehenden Karabinieri und Finanzieri durch eine neuaufgestellte Grenzschutzmiliz beschränkt, dafür aber durch Bildung eines neuen Armeekorps in Alessandria an seiner Westgrenze klarere und bessere militärische Verhältnisse geschaffen. Das gleiche hat es auch an der südslawischen Grenze getan. Auch an ihr wurde neben dem bisher dort, mit dem Generalkommando in Triest liegenden Armeekorps ein weiteres Korps mit dem Generalkommando in Udine gebildet, auch an ihr der Grenzschutz durch faszistische Miliz verstärkt.

Das Hauptgewicht aber wurde italienischerseits der geographischen und politischen Lage des Landes entsprechend auf den Ausbau der Luftmacht und den Schutz der oberitalienischen Industriegebiete gegen feindliche Luftangriffe gelegt. Diesem Ausbau wurde ein Luftrüstungsplan vom Mai 1925 zugrunde gelegt, der bis zum Jahre 1930 die Aufstellung von 19 Luftregimentern, gegliedert in 57 Luftgruppen und 182 Staffeln mit im ganzen rund 2000 Flugzeugen allein an Luftstreitkräften erster Linie vorsieht. Gleichzeitig damit wurde die gesamte Luftmacht in fünf Luftzonenkommandos eingeteilt, von denen allein zwei, die Luftzonenkommandos Mailand und Bologna, in Oberitalien liegen. Ihre Stärke ist nicht genau bekannt. Sie kann aber auf mindestens ein Drittel, wenn nicht noch mehr, der gesamten italienischen Luftstreitmacht veranschlagt werden. Diese aber hatte bis zum Jahre 1928 bereits eine Stärke von rund 15 Regimentern mit im ganzen 35 Gruppen und 110 Staffeln erreicht.

Das bedeutet eine gewaltige Verstärkung der italienischen Luftmacht, vor allem in Oberitalien an den beiden dortigen Hauptfronten Italiens gegen Frankreich und Südslawien. Sie ist fast ausschließlich auf die inzwischen eingetretene Verschärfung des Gegensatzes Italiens zu Frankreich und Südslawien zurückzuführen.

Das gleiche gilt auch von der engeren Eingliederung der faszistischen Miliz in das stehende Heer, die der faszistische Großrat im April 1930 beschlossen hat.

Die faszistische Miliz ist aus den im März 1919 gegründeten faszistischen Kampfverbänden hervorgegangen. Ihre Gliederung entspricht im allgemeinen der des stehenden Heeres mit dem Unterschiede jedoch, daß zur Bezeichnung der einzelnen Verbände altrömische Namen gewählt sind. Das Regiment heißt Legion, sein Führer Konsul, das Bataillon Kohorte, sein Führer Senior, die Kompagnie Centurie, ihr Führer Centurione, der Zug Manipel und die Gruppe Squadre. Drei bis vier Kohorten bilden im allgemeinen eine Legion, drei Centurien eine Kohorte, drei Manipel eine Centurie. Bei den Kohorten ist zwischen Sturm-, leichten, Maschinengewehr- und Alpinikohorten zu unterscheiden. Sie sind sämtlich mit Gewehr und Karabiner, die Sturmkohorten noch mit leichten Maschinengewehren, Maschinenpistolen und leichten Minenwerfern, die leichten Kohorten mit Fahrrädern und Kraftwagen, die Maschinengewehrkohorten mit schweren Maschinengewehren und die Alpinikohorten mit Gebirgsgeschützen und Schneeschuhen ausgerüstet. Jede Legion verfügt im allgemeinen über eine Sturm-, eine leichte und eine Maschinengewehrkohorte, während sich Alpinikohorten nur bei den Legionen in Oberitalien und in den Gebirgsgegenden befinden.

Die faszistische Miliz besteht zurzeit aus etwa 130 Legionen, die in 16 Zonenkommandos zusammengefaßt sind. Von diesen Zonenkommandos befinden sich sieben allein in Oberitalien, je zwei an der französischen und südslawischen Grenze, die übrigen drei in Mailand, Verona und Bologna. An ihrer Spitze stehen Generäle im Divisionskommandeurrang. Daneben aber gibt es noch sechs sogenannte Spezialmilizen, eine Eisenbahnmiliz, eine Post- und Telegrafenmiliz, eine Grenzschutzmiliz, eine Hafenmiliz, eine Forstmiliz und eine Kolonialmiliz in Tripolis und der Cyrenaika. Diese Spezialmilizen unterstehen ebenso wie die Zonenkommandos dem Generalkommando der faszistischen Miliz in Rom. Sein kommandierender General ist seit einigen Jahren Mussolini selbst, dem in der militärischen Leitung ein General als Chef des Stabes zur Seite steht. Die Mitglieder der Miliz sind Freiwillige, die aber der faszistischen Partei angehören müssen. Sie gliedern sich in zwei Aufgebote, von denen das erste Aufgebot alle Jahresklassen vom 18. bis zum 36. Lebensjahre, das zweite Aufgebot die älteren Jahrgänge umfaßt. Ständig im Dienst befinden sich nur die Stäbe bis zu den Legionen abwärts und die Spezialmilizen, im ganzen rund 700 Offiziere und 17 700 Mann. Die gesamte übrige Miliz befindet sich im Urlaubsverhältnis. Ihre Einziehung erfolgt durch besonderen Aufruf.

Die Aufgaben der Miliz sind im Frieden Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern und Schutz des faszistischen Regimes und seines Hauptes Mussolini, dann aber auch vormilitärische Ausbildung der Jugend und militärische Weiterbildung gedienter Soldaten, im Kriege Verstärkung des Feldheeres und Entlastung desselben durch Uebernahme des Grenzschutzes sowie des Bahn-, Luft- und Küstenschutzes in der Heimat und in der Etappe. Diese Aufgaben bedingen eine enge Verbin-

dung mit dem stehenden Heere bereits im Frieden. Ihrer Sicherstellung diente bisher die Heranziehung einzelner Milizformationen zu den Uebungen des Heeres sowie die teilweise Verwendung solcher Formationen als ständige Truppenteile im Rahmen des letzteren. Sie noch enger zu gestalten und die Miliz noch mehr als bisher zu einem ständigen Bestandteil der Wehrmacht des Landes zu machen, ist der Zweck der im April 1930 beschlossenen engeren Eingliederung der Miliz in das stehende Heer.

Dieser Zweck soll erreicht werden einmal durch eine Neuordnung der territorialen Einteilung der Miliz unter möglichst weitgehender Anpassung derselben an die des stehenden Heeres, dann aber vor allen Dingen durch eine erhebliche Erhöhung der Zahl der dem Heere ständig zugeteilten Milizformationen. Während ihre Zahl sich bisher nur auf zwei Kohorten beschränkte, soll in Zukunft jede Division sowohl im Frieden als auch im Kriege zwei solcher Kohorten erhalten. Ihre Angehörigen müssen sich beim Eintritt zu mindestens zehnjähriger Dienstzeit verpflichten. Die Bedeutung aller dieser Maßnahmen darf nicht unterschätzt werden. In ihnen liegt ohne Zweifel der Anfang zur Bildung eines italienischen Berufsheeres von etwa 30 000 Mann, das gleichzeitig faszistisch ist und alle Vorbedingungen besitzt, in Zukunft einmal die Kerntruppe der italienischen Armee zu werden. Ob und wie weit sie bereits in der Durchführung begriffen sind, ist nicht bekannt geworden. Voll und ganz berechtigt aber dürfte es ohne Zweifel sein, in ihnen ebenso Auswirkungen der zwischen Italien und Frankreich bestehenden politischen Spannung zu sehen, wie in der Verstärkung der italienisch-französischen Land- und Luftstreitkräfte in den beiderseitigen Grenzgebieten. Noch weit ausgesprochener aber ist dies bei dem Ausbau der französischen Alpenbefestigungen und den strategischen Eisenbahnbauten im südöstlichen Frankreich der Fall.

Die französischen Alpenbefestigungen an der italienischen Grenze sperren die gesamten Täler und Uebergänge in den Westalpen von Nizza im Süden bis zur Schweizer Grenze im Norden. Sie gliedern sich in sieben Gruppen, deren wichtigste sich bei Nizza, am Col de Larche, Mont Genèvre, Mont Cenis und Kl. St. Bernhard befinden. Ihren Hauptrückhalt bilden im Süden Nizza, im Zentrum die Festung Briançon und im Norden die Festung Albertville, ihre Hauptwaffenplätze im Süden Toulon, im Zentrum die stark ausgebaute Festung Grenoble und im Norden Lyon. Jede Gruppe besteht aus mehreren Forts und Batterieestellungen, die zwar heute größtenteils veraltet sind, trotzdem aber auch heute noch durch ihre Lage und das Gelände eine erhebliche Verteidigungs- und Offensivkraft besitzen. Sie liegen der Grenze so nahe, daß sie mit ihren Geschützen bis weit in italienisches Gebiet hineinreichen, gleichzeitig aber auch so, daß sie nicht nur die Paßstraßen, sondern auch die beiderseits derselben gelegenen Höhenzüge und Seitentäler beherrschen. Diese Lage befähigt sie nicht nur ein italienisches Vorgehen gegen und über die Grenze nach Frankreich hinein wirksam zu bekämpfen. Sie ermöglicht es ihnen vielmehr zugleich, auch nicht minder wirksam ein französisches Eindringen nach Italien hinein zu unterstützen.

Die französischen Alpenbefestigungen sind somit nicht nur Stützpunkte der französischen Grenzverteidigung. Sie haben vielmehr sehr stark auch offensiven Charakter. Mit ihrer Verstärkung und Modernisierung ist im Sommer 1930 zunächst im Süden bei Nizza und am Col de Larche im Ubaye-Tale begonnen worden. Die Arbeiten sollen beschleunigt durchgeführt und dann auch auf die übrigen Gruppen ausgedehnt werden. Alle sieben Gruppen sollen zu befestigten Zonen und Lagern ausgebaut werden. Auf diese Weise soll wie an der deutschen, so auch längs der italienischen Grenze ein modern ausgebautes, tief gegliedertes zusammenhängendes Befestigungssystem entstehen, dazu bestimmt, den an der Grenze liegenden französischen Deckungstruppen als Rückhalt zu dienen und ihnen die Möglichkeit zu geben, den Aufmarsch der gegen Italien bestimmten französischen Armeen dahinter zu sichern.

Die strategischen Eisenbahnbauten im südöstlichen Frankreich stehen mit dem Ausbau der Alpenbefestigungen in engstem Zusammenhang. Sie umfassen zunächst einmal den mehrgleisigen Ausbau der Strecke Avignon—Pertuis—Les Arcs—Grasse—Nizza, durch den Marseille und die von dort längs der Küste nach Nizza führende Bahn entlastet, vor allen Dingen aber eine vom Meere aus nicht zu beschießende und auch gegen Fliegerangriffe besser geschützte neue Aufmarschbahn in die Gegend von Nizza geschaffen werden soll. Weiterhin umfassen sie den Bau einer ganzen Anzahl neuer Bahnen, durch die im Norden und Süden je eine neue Verbindung aus dem Rhône-Tal nach der italienischen Grenze sowie eine weitere Verbindung auch längs derselben hergestellt werden soll. Nach ihrer Durchführung wird Frankreich an dieser über sieben Aufmarschbahnen aus dem Saône-Rhône-Tal sowie außer den in diesem entlang führenden Eisenbahnen noch über zwei durchgehende Verbindungen längs der Grenze verfügen und damit auch an der italienischen Grenze ein Eisenbahnnetz besitzen, das allen an es im Ernstfalle herantretenden Anforderungen in vollem Maße gewachsen ist.

Dieses Bild der französischen Rüstungen gegen Italien wird noch vervollständigt durch umfangreiche französische Rüstungen auch in Nordafrika, vor allem in Tunis und Algier. Sie laufen im wesentlichen darauf hinaus, die beiden nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs zu befähigen, sich für den Fall, daß sie vom Mutterland abgeschnitten sein sollten, aus eigenen Kräften gegen eventuelle feindliche Angriffe zu verteidigen. Das 19. Armeekorps in Algier und die tunesische Division sind nicht unerheblich verstärkt worden. Beide Kontingente zählen heute nicht weniger als 2200 Offiziere und 65 000 Mann. Weiterhin hat man mit dem Bau befestigter Lager und Stützpunkte an der Grenze von Tunis und Tripolis und durch Gründung von Salpetersäure- und Geschoßfabriken auch mit der Errichtung einer Rüstungsindustrie in Tunis und Algier begonnen, darüber hinaus aber vor allen Dingen die Durchführung von Plänen in Angriff genommen, deren Ziel es ist, durch großzügigen Ausbau des afrikanischen Eisenbahnnetzes dieses den Bedürfnissen der Landesverteidigung in Nordafrika und in Frankreich selbst anzupassen.

Diese Pläne betreffen zunächst einmal die Frage des Baues der Transsaharabahn. Weiterhin umfassen sie in Algier den Bau

einer Bahn von Sidi Bel Abbes über Saida, Tiaret und Boghari nach Buira, in Marokko die Umwandlung der bisherigen Schmalspurbahn Fez—Taza—Oudja in eine Vollbahn. Auf diese Weise soll in Algier eine zweite, mehr im Innern verlaufende Transversalbahn geschaffen, in Marokko die einzige noch bestehende Lücke in der großen Strecke Tunis—Algier—Casablanca geschlossen werden. Im Französisch-West- und Aequatorialafrika aber sind nach dem Abschluß der Vorarbeiten für die Transsaharabahn Erkundungen für den Bau einer Anzahl von Bahnen eingeleitet, die die zunächst wenigstens als Endpunkte der Transsaharabahn in Aussicht genommenen Orte Wagaduga und Timbuktu in unmittelbare Verbindung mit denjenigen Bahnen bringen sollen, die von Dakkar, Konakry, Bingerville, Lome und Quidan heute bereits in das Innere von Französisch-Afrika führen. Daß alle diese Bahnbauten und Pläne vorwiegend militärischen und nur zu einem ganz geringen Teile wirtschaftlichen Zwecken dienen sollen, bedarf nach allem, was hierüber bereits über die Transsaharabahn im Rahmen der Frage von Tibesti und Borku gesagt worden ist, wohl nicht noch einmal besonderer Erwähnung."

Und die vermutliche Auswirkung solcher Rüstungen? Rohde verweist auf die hinzugekommenen Schwierigkeiten in der Flottenfrage und meint, daß der Gegensatz allen zeitweiligen Abschwächungen, wie sie die Diplomatie zuweilen erfordert, zum Trotz an wirklicher Schärfe nicht verlieren wird, solange es eine Tunisfrage und eine Frage von Tibesti und Borku, eine Adriafrage und eine Frage von Korsika und Savoyen geben wird. Aber während dieser Betrachter gerade von einer möglichen Verständigung zwischen beiden Ländern für Deutschland besorgt, es könne wie einst bei dem russisch-englischen Einvernehmen die Zeche zahlen, hegt der wägsame Anonymus des eingangs genannten Buches vom Kampf um die deutsche Außenpolitik gerade von einer Entfesselung des Konflikts für Deutschland, ob es nun gegen Italien stehe oder mit ihm verbündet sei, die nachteiligsten Ergebnisse, da es sich schwerlich gegen die Absichten der übrigen Mitspieler werde wehren können, es zum Aufmarsch- und Kriegsgebiet zu machen. Da er aber nach seinem schon erwähnten Grundsatz auch die altera pars betreut, so soll auch seine Mahnung, daß aus einem spannungslosen Beharrungszustand Deutschland nie seine Unabhängigkeit wiedererlangen werde, nicht in den Wind gesprochen sein.

## III.

Die Phrasen, mit denen gegenwärtig das besonders heikle Problem der Abrüstung totgeschlagen werden soll, sind jedem gebildeten Leser so geläufig, daß keinerlei Interpretation notwendig erscheint. Um so angebrachter dürfte es sein, jene Zahlen sprechen zu lassen, die den eigentlichen Kern jener Debatten ausmachen. Oberst v. Oertzen hat in einer instruktiven Zusammenstellung, die er dem gegenwärtigen Stand der europäischen Rüstungen — im Septemberheft der „Süddeutschen Monatshefte", das dem Thema Abrüstung und Sicherheit gilt — gewidmet hat (wobei an sein Buch „Abrüstung" empfehlend erinnert werden darf), folgende Tabelle über Friedensstärke und Stärke des Beurlaubtenstandes für die wichtigsten Staaten Europas errechnet:

| Staat | Friedensstärke | | | Stärke des Beurlaubtenstandes | Kolonialtruppen | Auf je 100 Einw. werden Soldat jährlich | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Offiziere | Berufs-Soldaten | Mannschaften | | | im Frieden | im Kriege |
| Deutschland ... | 3 797 | 94 796 | — | — | — | 0,015 | 0,15 |
| Oesterreich .... | 1 500 | 20 000 | — | — | — | 0,04 | 0,32 |
| Belgien..... | 4 163 | 23 000 | 39 730 | 530 000 | 16 775 | 0,50 | 7,5 |
| Gr.-Britannien | 9 164 | 140 000 | — | 291 124 | 332 200 | 0,06 | 4,0 |
| Frankreich .... | 32 270 | 230 000 | 350 000 | 4500 000 | — | 1,2 | 10,0 |
| Italien ..... | 15 271 | 14 334 | 220 000 | 3500 000 | 50 000 | 0,4 | 8,3 |
| Jugoslawien... | 7 528 | 8 393 | 95 000 | 1500 000 | — | 0,6 | 11,0 |
| Polen ..... | 17 905 | 37 000 | 210 966 | 3400 000 | — | 1,0 | 11,7 |
| Rumänien .... | 14 729 | 25 122 | 146 292 | 1700 000 | — | 1,05 | 11,3 |
| Sowjetrußland | ? | — | 1,2 Mill. | 6500 000 | — | 0,88 | 3,0 |
| Tschechoslowakei | 10 079 | 14 700 | 115 300 | 1000 000 | — | 0,7 | 10,0 |

Die einzige Macht, die darin an einer nicht unerheblichen Stelle mit einem Fragezeichen verzeichnet steht, ist Rußland, dessen 1,2 Millionen Milizstärke sich im Krieg zu einem 6,4 Millionenheer auswächst. Grund genug, den Rüstungsstand Sowjetrußlands einer näheren Betrachtung zu unterziehen, wie es für das Jahr 1931 auf Grund russischer Quellen Valentin von Wrede (Riga) im Juli/Augustheft der kleinen, tapferen „Baltischen Monatsschrift" getan hat, deren ausharrender Vorpostenstellung zur Erhaltung baltischer Kultur hier schon mehrfach rühmend gedacht ward.

Nach dem Fragezeichen, das v. Oertzen in die Rubrik „Offiziere" setzen mußte, verdient zunächst Erwähnung, was v. Wrede über die Zusammensetzung des Offizierkorps der roten Armee anzubringen weiß. Danach hat man drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden: Einmal die Offiziere der Zarenarmee, heut meist als Instrukteure verwendet, die etwa 10% ausmachen; sodann weitere 30% des Offizierbestandes, die sich aus Teilnehmern am Bürgerkrieg rekrutieren; schließlich die eigentlichen Offiziere der roten Armee, wie sie aus den Sowjetkriegsschulen hervorgegangen sind.

Wrede spricht dieser letzten Kategorie nahezu jede militärische und allgemeine Vorbildung ab: 90% von ihnen hätten nur eine höchstens vierjährige Volksschulbildung. Während noch 1927 nur 6% aus dem städtischen Arbeiterproletariat stammten, hat die fühlbare Bevorzugung dieser Schicht 1930 diese Ziffer bis auf fast 27% gebracht; in entsprechender Weise ist der Prozentsatz für die Bauern von 89% auf 57% gesunken. — Auffällig muß uns die niedrige Altershöchstgrenze erscheinen, die über das 50. Lebensjahr für die höchsten Kommandos nicht hinausgeht, für die mittleren aber schon mit 40 am Ziel ist, so daß also eine beträchtliche Offiziersreserve für die Kriegsstärke der Armee angesammelt werden kann.

Ueber die Schlagkraft der Roten Armee mag man sich selbst nach den folgenden Angaben v. Wredes über ihre Kampfstärke und Einrichtung ein Urteil bilden:

„Nach den offiziellen Daten der Sowjetregierung beträgt die Stärke der Roten Armee nicht mehr als 562 000 Mann. Tatsächlich ist dieses aber nur die Stärke der Kadretruppen; wenn

man die Territorialarmeen einrechnet, beziffert sich die bewaffnete Macht Sowjetrußlands auf 1 050 000 Mann (ein Soldat auf ungefähr 130 Einwohner).

Der Waffengattung nach gliedert sich die Rote Armee wie folgt:

Infanterie. Es gibt im ganzen 87 Kadre- und 123 Territorial-Schützenregimenter, zu je dreien in 70 Divisionen zusammengefaßt (29 Kadre- und 41 Territorialdivisionen). Die Divisionen sind von 1—100 durcheinandernumeriert, mit unregelmäßigen Zwischenräumen. Außerdem gibt es noch ungefähr 100 einzelstehende territoriale Schützenbataillone und -kompagnien, welche nach ihrem Garnisonsort benannt werden.

Im Frieden beträgt die Stärke einer Kadredivision 8500 Bajonette. Die Division besteht aus 3 Infanterieregimentern, einer Kavallerieschwadron, einer Pionierkompagnie, einer Verbindungskompagnie, einer Kompagnie Konvoi und einem Regiment leichte Artillerie von 3 Divisionen (6 Batterien dreizölliger Kanonen und 4 Batterien Haubitzen von 48 Linien).

Das Infanterieregiment besteht aus 3 Bataillonen zu 4 Kompagnien, wobei die erste Kompagnie jedes Bataillons mit 6 Maschinengewehren, einem Geschütz und einem Minenwerfer ausgerüstet ist, und einer Division der Regimentsartillerie, bestehend aus 2 Batterien zu 3 Geschützen. Außerdem hat jedes Regiment seine Unteroffiziersschule, einen Zug Gastruppen, einen Zug Kavallerie und ein Verbindungskommando. Im ganzen verfügt jedes Regiment über 3 Bataillone (12 Kompagnien) 3 Minenwerfer, 9 Geschütze und 90 Maschinengewehre (36 schwere und 54 leichte). Die Geschütze der Regimentsartillerie gehören ganz verschiedenen Systemen an, McLean, Rosenberg, Hotchkiß u. a.

Bis zum Herbst 1930 war die Anzahl der schweren Maschinengewehre in der Infanterie noch größer, aber auch jetzt nimmt die Rote Infanterie in bezug auf die Anzahl der Maschinengewehre einen der ersten Plätze der Welt ein, wobei sowohl die schweren als auch die leichten Maschinengewehre nicht nur im Besitz der Bataillone und Kompagnien, sondern auch der kleineren taktischen Einheiten (wie z. B. des Zuges) sind.

Interessant ist, daß sowohl das Regiment als auch das Bataillon Begleitartillerie hat.

Der größte Teil der Schützendivisionen gehört zum Bestande von 21 Armeekorps, welche zur Zeit des Bürgerkrieges und des polnischen Krieges noch nicht existierten. Ein Armeekorps besteht gewöhnlich aus 2—3 Schützendivisionen, einer Verbindungskompagnie, einem Pionierbataillon, einer Fliegerabteilung (sechs Aufklärungsflugzeuge) und einem Regiment schwerer Artillerie von 2—3 Divisionen — 8 42-Linien-Geschütze und 12 6zöllige Haubitzen. Zum Bestande des Armeekorps gehören verschiedene Divisionen sowohl des Territorialtyps als auch des Kadretyps. Es gibt auch Armeekorps, welche nur aus Divisionen des einen Typs bestehen.

Kavallerie: Es gibt im ganzen 79 Kadre- und 18 Territorial-Kavallerieregimenter, außerdem eine Reihe fremdvölkischer Kavallerieabteilungen in verschiedener Stärke, so z. B. die bur-

jätische Kavalleriedivision, die ossetinische u. a., und etwa zwanzig einzelne örtliche Kavallerieschwadronen.

Das Kavallerieregiment besteht aus fünf Schwadronen und zählt ungefähr 900 Säbel. Eine Schwadron ist die Maschinengewehrschwadron — 16 Maschinengewehre.

Die Kavallerie ist in 14 Kavalleriedivisionen zusammengefaßt (davon 3 territoriale) und 10 einzelne Kavalleriebrigaden. Die Kavalleriedivision vereinigt 3—4 Regimenter, eine Feldartilleriedivision von drei Batterien, eine Verbindungsschwadron, eine Pionierschwadron und eine Reserveschwadron, zusammen bis 4000 Säbel; die Kavalleriebrigade — drei Regimenter und die entsprechenden Halbschwadronen.

Ein Teil der Kavallerie gehört zum Bestande von vier Kavallerie-Armeekorps zu zwei Divisionen. Zu jedem Korps gehören: eine Schwadron Pioniere, eine Verbindungsschwadron, eine Division Gebirgsartillerie, bestehend aus zwei Batterien, und eine Division Panzerkraftwagen — neun Maschinen.

Artillerie: Man zählt im ganzen 700 Batterien Divisionsartillerie, 420 Batterien Regimentsartillerie, 120 Batterien Armeekorpsartillerie, etwa 70 Batterien Feldartillerie und über 150 Spezialbatterien — Zenithgeschütze, Lehrgeschütze, einzelne Abteilungen usw.. im ganzen über 1500 Batterien.

Die Geschütze gehören den allerverschiedensten Systemen an, von den kleinkalibrigsten bis zu 260-mm-Haubitzen. Besondere Aufmerksamkeit wird der Fliegerabwehrartillerie zugewandt — es gibt von ihr 5 Regimenter und außerdem 20—30 einzelne Batterien.

Außerdem gibt es noch Küstenschutzartillerie, die dem Ober-Kommando der Flotte unterstellt ist.

Technische Truppen: Außer den den einzelnen Divisionen und Korps zugeteilten Ingenieur- und Spezialabteilungen (Pioniere in einzelnen Kompagnien bzw. Bataillonen) bestehen komplette selbständige Regimenter und Bataillone: 15 Regimenter Verbindungs- und Nachrichtentruppen, 5 einzelne Bataillone desgleichen, 17 Radiobataillone, 10 Bataillone Train, 40 selbständige Kompagnien Train, 7 Pontonbrückenbaubataillone, 15 Regimenter Eisenbahner und 5 selbständige Bataillone desgleichen, 5 Auto- bzw. Motorrad-Regimenter und einige solche selbständige Kompagnien.

Panzerfahrzeugtruppen- Es gibt 60 Panzerzüge, die in sieben oder acht Regimentern vereinigt sind, und mehr als 20 Panzerauto-Divisionen mit insgesamt etwa 250 Panzerwagen. Die meistvertretenen Wagentypen sind Austin I und II, ferner Fiat und eine geringe Anzahl alter Renault und Benz. Bisher waren die Panzerwagendivisionen nur den Kavalleriekorps zugeteilt, es ist aber in Aussicht genommen, alle Kavalleriedivisionen und Infanteriekorps damit zu versehen.

Die Anzahl der Tanks wird nach Möglichkeit von Jahr zu Jahr vergrößert; im Augenblick dürften 120 bis 140 vorhanden sein, die das erste Tankregiment, Garnison Moskau, und zehn einzelne Tankdivisonen bilden. Gegen 60 Prozent aller Tanks sind „russische" Renaults. Diese sind mit 37-mm-Geschützen und Maschinengewehren bestückt; die übrigen Tanks sind mit 3zölligen Geschützen versehen.

Gastruppen: Die Rote Armee hat etwa 10 Gasregimenter, außerdem einige selbständige Bataillone und eine Reihe kleiner Einheiten dieser Truppengattung zur Verwendung der Gasangriffswaffe und der Vernebelung. Außerdem gibt es in allen Truppenteilen der Roten Armee einzelne Züge und Kommandos zur Verwendung der Gaswaffe. Es unterliegt natürlich gar keinem Zweifel, daß im Kriegsfalle die Rote Armee von Giftgasen den umfassendsten Gebrauch machen wird.

Luftwaffe: Infolge der außerordentlich seltenen Meldungen und Mitteilungen, die über die bolschewistische Luftwaffe nach Europa dringen, und des fast undurchdringlichen Geheimnisses, mit dem diese Waffe von den Bolschewisten umgeben wird, sind in Europa unter den Sachverständigen sehr auseinandergehende Ansichten über den Kampfwert dieser Waffe bei der Roten Armee vertreten. Von den einen wird dieser Waffe der Roten Armee sehr geringe Bedeutung beigemessen, während andererseits Schreckensmeldungen über das Vorhandensein von bald Zehntausenden von Flugzeugen, die in der Lage wären, in einer Nacht die Hauptstädte Europas zu zerstören, verbreitet und geglaubt werden. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

Beim Beginn des Bürgerkrieges hatte die Luftwaffe der Sowjetarmee praktisch aufgehört zu bestehen. Ganz wenige Fliegertruppen verfügten überhaupt noch über Flugzeuge, und diese waren veralteten Systems. Der Flugzeugbau ruhte völlig oder fast völlig; so wurden z. B. im Jahre 1922 43 Flugzeuge gebrauchsfertig gemacht (während z. B. 1916 in Rußland 1769 Flugzeuge gebaut worden waren). Anzahl und Zustand der Fliegertruppen ließ das meiste zu wünschen übrig. Die Situation wird am besten durch ein damals allgemein verbreitetes Scherzwort charakterisiert: „Parfüm und Fliegerei sind Gegenstände des Luxus." Erst mit dem Aufhören der Handelsblockade und dem Anspinnen diplomatischer Beziehungen zu den westeuropäischen Staaten beginnt der Wiederaufbau der Luftflotte. Am meisten dazu beigetragen hat Deutschland. Deutscherseits wurde 1922 die Luftfahrtverbindung zwischen Berlin und Moskau hergestellt; vor allem aber wurde im Dorfe Fili bei Moskau auf Konzessionsbasis eine große Fabrik für Ganzmetallflugzeuge in Betrieb genommen, die von deutschen Ingenieuren geleitet und von fast ausschließlich deutschen Ingenieuren und Technikern fachlich bedient wurde. Bald darauf schritt die Sowjetregierung zu umfangreichen Massenaufkäufen von Flugzeugen im Auslande. Gekauft wurden die Typen: Fokker in Holland, Martinside in England und Ansaldo und Savoya in Italien. Gleichzeitig wurden die größten Anstrengungen zur Wiederherstellung der eigenen Fabrikation und zur Vorbereitung und Ausarbeitung neuer Konstruktionen gemacht. Ihren „Prinzipien" folgend, begannen die Bolschewisten damit, Konstruktionszeichnungen abgestürzter oder beim Rückzug der Weißen Armee zurückgelassener Apparate ausländischer Konstruktionspatente herzustellen, ohne natürlich von den Patentinhabern eine Lizenz nachzusuchen. Die nach diesen Zeichnungen angefertigten Apparate wurden als sowjetrussische bezeichnet und unter den Marken R 1, R 2, und 6 in Betrieb genommen. Auf die gleiche sparsame Art und Weise gelangten die Bolschewisten zu Antriebsmotoren

„eigener Konstruktion", die eine genaue Kopie der bekannten Flugzeugmotorenmarke Liberty darstellte. Erst 1925 erscheinen Flugzeuge tatsächlich eigener Sowjetkonstruktion, deren Qualität von fachmännischer Seite als nicht besonders hoch bezeichnet wird. Gleichzeitig ist man bemüht, die Fliegertruppen zu vermehren und die Ausbildung zu vervollständigen. Die Zeitperiode von 1922 bis 1925 ist durch das tödliche Verunglücken einer sehr großen Anzahl von Fliegern und die Weigerung der Absolventen der Fliegerschulen, auf den vorhandenen Apparaten aufzusteigen, gekennzeichnet. Diese Fliegerschulen sind dann später durch deutsche Instrukteure grundlegend umgestaltet worden. 1925 bis 1926 verminderte sich die Anzahl der Unglücksfälle bereits merklich; im gleichen Jahr erscheinen Flugzeuge der Sowjetkonstrukteure Kalinin und Tupolew, welche ausländischen Flugzeugmarken qualitativ nicht nachstehen. Zur Zeit ist die Sowjetflugzeugindustrie bereits in der Lage, die Bedürfnisse der Roten Armee voll zu decken; nur die Fabrikation von Wasserflugzeugen ist noch stark im Rückstande.

Anfang 1931 hatte die Rote Armee 1200 bis 1300 kampffertige Flugzeuge, 200 bis 300 Stück Reserveflugzeuge und 150 bis 200 Apparate im Besitz des Osoaviachim (gewissermaßen der Elementarschule der militärischen Ausbildung wie der nationalen Verteidigung). Die der Armee zur Verfügung stehenden Flugzeuge sind, nach Typen geteilt, zu 77 Prozent Aufklärungsapparate, zu 15 Prozent Zerstörer (Kampfflugzeuge), zu 8 Prozent schwere Bombenflugzeuge. Die Maße dieser beiden letzten Typen sind ungefähr dreimal geringer gehalten als beim entsprechenden Typus in Westeuropa. Die taktische Anfangseinheit der Roten Fliegerei bezeichnet sich als „Fliegerabteilung". Es folgt die größere Einheit der „Eskadrille", welche aus drei Fliegerabteilungen zusammengestellt ist, und danach die „Fliegerbrigade", die aus 2—3 Eskadrillen besteht. Der Gesamtbestand ist: 10 Brigaden und 20 einzelne Abteilungen Aufklärungsflieger, in jeder 12 Flugzeuge; 3 Brigaden und 2 Abteilungen Kampfflugzeuge zu 9 Apparaten; 2 Bombenwerferbrigaden, eine Lehrbrigade und 17 einzelne Abteilungen Aufklärungsflieger zu je 6 Apparaten; diese sind den einzelnen Armeekorps zugeteilt. Insgesamt sind es also etwa 100 Abteilungen. Außerdem verfügt die Seefliegerei über 8 Abteilungen mit 50 Hydroplanen in der Ostsee. Diese Ostseefliegerei besteht aus 2 Eskadrillen Aufklärungstypen, 1 Eskadrille Kampfflugzeugen, 1 Eskadrille Schiffsapparaten, die vom Schiff aus verwandt werden, 2 selbständigen Abteilungen in Petrosavodsk am Ladogasee auf den Namen des Karelischen Exekutivkomitees und einem Aviopark (Flugzeug- und Ersatzteillager). Die Schwarzmeerflotte verfügt über 3 Abteilungen (20—25 Hydroplane). Sodann gibt es noch 12 Fesselballondivisionen.

Bemerkenswert ist die große Anzahl der Fliegerschulen, wobei die zahlreichen Fliegerschulen, die vom Osoaviachim eingerichtet sind, nicht mitgezählt sind: die Fliegerakademie in Moskau, 5 Pilotenschulen, 5 Schulen für Motortechniker, eine Beobachterschule und eine Kampffliegerschule. In den letzten Monaten ist

die Anzahl dieser Schulen noch gewachsen, da beabsichtigt ist, im Jahre 1931 15 000 Mann zur Fliegerei auszubilden.

Die Dislokation der sowjetrussischen Fliegertruppen deutet darauf hin, daß der Flugwaffe gleich in den ersten Tagen des Krieges Aktivität vorgeschrieben ist. Die überwiegende Mehrzahl der Truppen ist in nächster Nähe der Grenzen stationiert. Besonders massiert erscheinen die Fliegertruppen in Weißrußland, der Ukraine, dem Kaukasus und Turkestan. Die Abteilungen im Kaukasus und in Turkestan sind zweifellos dazu bestimmt, gegen Indien und die Naphthafelder in Mossul verwandt zu werden. Hierauf weist das häufige Aufklärungsfliegen sowjetrussischer Flieger in Afghanistan und Persien hin; ebenso dürfte die sehr starke Aufmerksamkeit, die sowjetrussische Spione diesen Ländern widmen, in dieser Richtung zu deuten sein.

In den letzten zwei Jahren ist bei der weiteren Durchorganisierung der Roten Luftflotte der Einfluß italienischer Aviationsprogramme und -instruktionen zu bemerken.

Die Truppen der OGPU.: Die Truppen der OGPU. bilden einen detachierten Truppenteil innerhalb des Rahmens der Roten Armee. Sie sind dazu bestimmt, die Aufrechterhaltung des Sowjetregimes zu gewährleisten, und unterstehen der Kommandogewalt des Gehilfen des Vorsitzenden der OGPU. Die Dienstzeit der Mannschaften in diesem ZbV.-Truppenteil beträgt zwei Jahre. Die Komplettierung erfolgt teils durch Aufnahme von Freiwilligen, teils durch Einberufung, wobei fast ausschließlich Angehörige der Kommunistischen Partei und der jungkommunistischen Gruppen (Komsomol) angenommen werden. Diese ZbV.-Truppen der OGPU. sind etwas über 50 000 Mann stark und je einem Regiment jedes Wehrkreises zugeteilt, in Bataillonsstärke in größeren und in Kompagniestärke in kleineren Städten garnisoniert. Im Kriegsfall bleiben diese Truppen in ihren Garnisonen. Die erste Division ZbV.-Truppen ist in Moskau garnisoniert und mit einer Tank- und einer Panzerautoabteilung versehen.

Der OGPU. ist auch die Grenzwache in Stärke von 75 000 bis 100 000 Mann unterstellt. Auch diese Truppe wird vornehmlich nur aus Angehörigen der Kommunistischen Partei komplettiert. Zum Unterschiede von den ZbV.-Truppen der OGPU. zählt die Grenzwache zur aktiven Roten Armee und ist im Kriegsfalle dem Oberkommando der aktiven Armee unterstellt.

Zur Ausbildung für den Spezialdienst der ZbV.-Truppen besteht eine Kriegsschule und eine zweite mit höherem Bildungsgang für die Grenzschutztruppe. Diese letzte entläßt ihre Zöglinge nach dem allgemeinen Reglement der Kriegsschulen der Roten Armee.

Konvoi-Wachttruppen: Nach ungefähr den gleichen Grundsätzen wie die ZbV.-Truppe ist die Konvoi-Wachttruppe organisiert. Sie untersteht einem speziellen Kommando und einer speziellen Verwaltung, tut Dienst als Wache in Gefängnissen, Internierungslagern und dergleichen und stellt die Begleitmannschaften für Gefangenenzüge und Verschicktentransporte. Die Konvoi-Wachttruppe wird in einer numerischen Stärke bis zu 60 000 Mann gehalten. Sie ist in einzelnen Regimentern, Ba-

taillonen und Abteilungen über das ganze Gebiet der USSR. verteilt garnisoniert. Nur in Moskau befindet sich eine komplette Division. Besonders stark sind die Garnisonen der Konvoi-Wachttruppe im Kaukasus und in Sibirien.

Maschinengewehrabteilungen: Zur Zeit wird eine spezielle Maschinengewehrtruppe formiert, die mit besonders starken, motorgetriebenen Beförderungsmitteln ausgerüstet wird. 5—6 Bataillone dieser Art sind bereits aufgestellt. In jedem solchen Bataillon sind 4 Kompagnien mit je 16 Maschinengewehren, eine Minenwerferkompagnie mit 12 58-mm-Minenwerfern und eine Batterie Artillerie mit 12 37-mm-Geschützen. Derartige Bataillone sind zu Ende des großen Krieges auch in Frankreich formiert worden. Die Truppe wird auf Traktorzugwagen in Marsch gesetzt.

Eisenbahn-, Fabrik- und Hafenwachttruppen: Außer den regulären Armeetruppenteilen gibt es in Sowjetrußland noch Spezialtruppen zur Bewachung der Eisenbahnlinien, staatlicher Institutionen und Gebäude, für den Verkehr wichtiger Flußläufe, Häfen und Fabrikanlagen. Alle diese Truppen werden komplettiert durch Kapitulanten der regulären Armee, welche freiwillig weiterdienen. Offiziell unterstehen sie den einzelnen einschlägigen Ressorts, stehen aber bezüglich der Bewaffnung, Ausbildung und Organisation den Kadres der regulären Roten Armee in nichts nach. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden diese Truppen im Kriegsfall auch in den Frontkämpfen eingesetzt werden.

Diese Truppen sind etwas über 150 000 Mann stark (ihre Zahl ist in der von mir eingangs angegebenen Gesamtstärke der Roten Armee nicht mitberücksichtigt worden). Formiert wurden sie 1927 anläßlich der massenhaften Attentate und Sprengungen sowjetrussischer Institutionen, Fabriken und dergleichen.

Die Versorgung dieser Truppe ist dem Sowjetkommissariat für Wirtschaft (WSNCh.) unterstellt. —

## Verwaltung und Dislokation der Roten Armee.

An der Spitze aller bewaffneten Kräfte Sowjetrußlands steht der Volkskommissar für Kriegs- und Marineangelegenheiten (Woroschilow). Wie in allen anderen Volkskommissariaten, so ist auch ihm ein spezielles Kollegium zugesellt, hier „Revolutionärer Kriegsrat" genannt (Revvojensowjet). Bestand: der Volkskommissar als Vorsitzender, 2 stellvertretende Vorsitzende und 8 Mitglieder.

In direkter Abhängigkeit vom Revvojensowjet befindet sich der Hauptstab der RKKA. (Roten Arbeiter- und Bauernarmee), der die Funktionen des Generalstabs ausübt.

Der Hauptstab der RKKA. besteht aus folgenden Unterabteilungen: 1. Operativabteilung; 2. Informationen und Spionage (Abteilungsleiter der Lette Behrsin), mit 3 Spionageschulen — in Moskau für West- und Mitteleuropa (Chefinstrukteur zur Zeit eine Frau), in Leningrad für Nordeuropa und das Baltikum und in Minsk für Polen und den Balkan; 3. Mobilisationsabteilung; 4. Verbindungsabteilung, Nachrichtentruppen usw., Nachschub; 5. Spezialverwaltung der Motorisierung und Mechanisierung der Betriebe der Roten Armee.

Die Hauptverwaltung der RKKA. bearbeitet die Personalfragen der Armee, Einberufungs- und Komplettierungsfragen, Kriegsstatistik und dergleichen. Die Militärinspektion überwacht die Kriegsverwendungsfähigkeit, Ausbildung der einzelnen Waffengattungen. An der Spitze steht der Generalinspekteur der RKKA., zur Zeit S. Kamenev. Kriegsindustrieverwaltung; Verwaltung der Kriegsschulen; Politische Hauptverwaltung; Militärärztliche und tierärztliche Verwaltung; Versorgungsamt; Militärkollegium des Obersten Gerichtshofes und die Hauptverwaltung der Luftflotte der RKKA., welcher auch die „zivile" Fliegerei in Sowjetrußland unterstellt ist.

Das ganze Land ist in 8 Wehrkreise und 2 detachierte Armeen eingeteilt. An der Spitze jedes Wehrkreises steht der Wehrkreiskommandeur, neben ihm der Wehrkreisstab, der PUR., der Kofel des Wehrkreises, der Vorsteher des Versorgungsamts usw. Im Kriegsfall wird aus den Truppen eines Wehrkreises eine Armee gebildet.

Die Wehrkreise sind folgendermaßen verteilt:

Petersburger Wehrkreis: 6 Divisionen, davon 4 territoriale, und 1 Kavalleriedivision.

Weißrussischer Wehrkreis: 10 Divisionen, davon 5 territoriale, und 2,5 Kavalleriedivisionen.

Ukrainischer Wehrkreis: 17 Divisionen, davon 11 territoriale, und 5 Kavalleriedivisionen.

Nordkaukasischer Wehrkreis: 5 Divisionen, davon 3 territoriale, und 3 Kavalleriedivisionen.

Moskauer Wehrkreis: 10 territoriale Divisionen und 1,5 Kavalleriedivisionen.

Wolga-Wehrkreis: 5 territoriale Divisionen und 1 Kavalleriedivision.

Sibirischer Wehrkreis: 4 Divisionen, davon 2 territoriale.

Mittelasiatischer Wehrkreis: 3 Kadredivisionen und 2,5 Kavalleriedivisionen.

„Detachierte Armee des Fernen Ostens unter der Roten Fahne" (Otdelnaja Dalne-Vostotschnaja Krasnosnamenaja Armija): 3 Kadredivisionen und 1 Kavalleriedivision.

„Kaukasische Armee unter der Roten Fahne" (Kavkaskaja rasnosnamenaja Armija): 7 Kadredivisionen und 0,5 Kavalleriedivision.

Daraus geht hervor, daß zwei innere Wehrkreise, der Moskauer und der Wolga-Wehrkreis, nur mit territorialen Truppenteilen belegt sind, während die Hälfte der Kadredivisionen in den entfernten Randgebieten untergebracht ist — in Transkaukasien, Sibirien und Turkestan."

Ueber die Angriffsziele ist damit natürlich gar nichts gesagt, denn einmal baut man zur Zeit gerade an einer strategischen Bahn in Weißrußland, und ferner ist die Tätigkeit der Flieger nicht zu übersehen, die für die Westgrenze gerade in den Anfangswochen eines Krieges besonders rege gedacht ist. Daß man nach den russischen Kriegsplänen einen Schlag gegen die polnisch-rumänische Grenzberührung vermutet oder einen Marsch auf Warschau durch Galizien, soll wenigstens Erwähnung finden.

Walter Heynen.

# Besprechungen

## Religionsgeschichte

Walther Classen: Eintritt des Christentums in die Welt. Verlag von Leopold Klotz, Gotha. 430 Seiten. Preis gebunden 12 RM.

Classen hat eine eigentümliche, den Stoff „vergegenwärtigende" Art, zu schreiben. In seinem größeren Werk über das „Werden des deutschen Volkes" hat er sie zuerst glücklich durchgeführt, und auch in diesem Buche ist sie beibehalten. Es ist zum Teil, namentlich in dem ersten Abschnitt, „Jesus von Nazareth", die Frucht einer Palästinareise, die Classen nach dem Weltkriege gemacht hat. Der Versuch, vom Boden Palästinas aus die Gestalt Jesu zu zeichnen, ist mir nicht fremd. Ich habe ihn selbst, schon vor dreißig Jahren, in meinem jetzt lange vergriffenen Buch „Im Lande Jahwahs und Jesu" unternommen, nur mit weiterem Ausgreifen nach rückwärts, bis in die Anfänge der alttestamentlichen Religion. Es ist eine Aufgabe, die jeden religionsgeschichtlich Gebildeten, der die Orte des Lebens Jesu durchwandert, immer von neuem reizen wird. Auch Friedrich Naumann hat sich, wenn auch skizzenhaft, daran gemacht, und darüber ist ihm sein anfängliches Ideal, einen evangelischen Sozialismus zu finden, im Grunde zerbrochen. Die unüberwindliche Schwierigkeit, etwas wirklich Ueberzeugendes zu leisten, liegt darin, daß der seelische Abstand, in die Höhe wie in die Tiefe, zwischen Jesus und uns zu groß ist. Ich will nicht einmal von den Schwierigkeiten sprechen, die mit der Unsicherheit der Ueberlieferung über manche Worte Jesu gegeben ist. Auch wenn wir alles sicher scheiden könnten, was „echt" und was von Späteren in der Ueberzeugung geformt ist, daß ein Jesuswort in diesem oder jenem Fall so gelautet haben würde, so übersteigt doch das Wagnis des Nacherlebens und Nachkonstruierens die Kräfte selbst des frömmsten und gelehrtesten Verfassers.

Mit diesem Vorbehalt ist auch Classens Versuch lebendig und anziehend. Von da an, wo der Stoff und die Persönlichkeit seelisch zugänglicher werden, so im zweiten großen Kapitel über die Urgemeinde, Petrus und Paulus, das Evangelium in Griechenland und in den antiken Weltstädten, folgt man Classen mit einem freieren Gefühl, mit Zustimmung und öfterer Bewunderung seiner „vergegenwärtigenden" Darstellungskunst. Für das beste in seinem Buch möchte ich die Schilderung des wachsenden Konflikts zwischen der urchristlichen Art des Empfindens und der sich bildenden Kirche halten. Figuren wie Cyprian und Tertullian, Marcion und Montanus, Origenes und Athanasius sind so gezeichnet, daß auch der theologisch und kirchengeschichtlich nicht gebildete Leser einen Begriff davon bekommt, was diese Männer bedeutet haben und worin sie bis heute fortwirken.

Vor allem sind die beiden Begriffe „Christentum" und „Welt" in der Periode ihrer ersten und entscheidenden Auseinandersetzung so faßbar und anschaulich gestaltet, daß damit die großen und folgenreichen Vorgänge vom ersten bis zum vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch dem heutigen, ganz anders eingestellten Leser lebendig werden. Für unsere Gebildeten ist das meist ein sehr dunkles Kapitel in der Geistes- und Weltgeschichte.

Paul Rohrbach.

# Theater

## Berliner Theater

Die ersten Eröffnungsaufführungen waren Mißerfolge. Woran lag das? Offenbar an der Unsicherheit und Angst der Theaterleiter, aus der sich, als Folge, Planlosigkeit ergibt. Man möchte in diesen kritischen Zeiten totsichere Sachen haben. Ja keine Problematik, man kann ja nicht wissen, wie der Wind geht; kommt's doch mal anders, möchte man nicht in die Wolfsschlucht wandern. Robert Klein hatte für das Lessing-Theater, das er unter Drangabe des jetzt leerstehenden Renaissance-Theaters übernommen hat, einen großartigen Schiller-Zyklus angekündigt. Das wäre eine tolle Sache geworden! Aber wie bescheiden ist Dr. Klein inzwischen geworden! Er spielt ein Stück „Junge Liebe". Uraufführung! Verfasser: ein Amerikaner Ralph Samson; aber das Stück ist so unappetitlich, daß es irgendein Rudolph Lothar verfaßt haben könnte. Von Amerika ist nichts zu spüren; dafür um so mehr von unanständiger Erotik. Ein Stück mit der verlockenden Zahl von nur vier Personen. Zwei Paare; ein älteres, in der Liebe bereits erfahrenes und abgeklärtes; und ein jüngeres, das gerade erst probiert und experimentiert; und zwar: mit dem älteren über Kreuz! Das ergibt, auf drei Akte gezogen, eine Kette von Schmierigkeiten und Beinahe-Situationen, die auch ganz unprüden Menschen langsam auf die Nerven gehen; sie wurden nur wenig verdeckt durch ein vorzügliches Zusammenspiel der (oft erzwungen komischen) Grete Mosheim, der sehr reizvollen und scharmanten Käte Haack, des frischen und naturhaften Hans Brausewetter, sowie Oskar Homolkas, der trotz oder in seiner Schwere viel hellen Humor aufbrachte. Hätte es sich um eine ernste Angelegenheit gehandelt, so hätte das theaterphilologische Gewissen einen dazu getrieben, festzustellen, ob der Titel des Stückes original oder nach dem Kleinschen Grundsatz neu erfunden ist. Aber wer glaubt an diesen Aufwand bei einer so nichtssagenden Komödie der allerbilligsten Theaterkonfektion? Trotzdem: der Titel war neu, das Stück aber schon einmal — durchgefallen. Die „Uraufführung" war bereits im vorigen Jahre im Leipziger Schauspielhaus; damals war der Titel: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet." Man sieht, wieviel Mogelei zum Theater gehört! Weil es durchgefallen war, trotz bester Darstellung, wagte der Verlag nicht, das Stück weiter anzubieten, aber man wagte gern und leicht eine kleine Flunkerei und machte noch einmal: Uraufführung. Nette Sitten!

Auch im Deutschen Theater mit „Kat" kein Erfolg; und man konnte doch damit rechnen, daß dem Publikum die Dramatisierung eines beliebten Romans Freude machen würde. Jedoch: man ist mit dem Buch des Amerikaners Ernest Hemingway: „In einem andern Land", gar zu lieblos umgegangen. Die Geschichte des Frontsoldaten „Baby", des jungen Amerikaners in der italienischen Armee, und seiner Geliebten, der tapferen Krankenschwester Katherine, die an der Geburt des Kindes stirbt, ist, nicht ohne einen leisen Ueberguß von Sentimentalität, in dem Roman in eine durchaus angenehme Atmosphäre getaucht; diese aber fehlt auf der Bühne. Die Bearbeiter-Autoren, der geschickte Zuckmayer

und der Regisseur Heinz Hilpert, haben nur mit der Schere statt mit Kopf und Herz gearbeitet. Sie lehnen sich eng an den Roman an und lassen an den Stellen, die sie auf die Bühne übernehmen, den Buch-Dialog reden. Zwar versichert Zuckmayer, bei Hemingway sei das „Wie" bedeutender als das „Was", und das sei eben nicht theatralisch zu übertragen; er wollte so verfahren, nicht den Roman, sondern „seine Gestalten und seinen Stoff" ins Bühnliche zu übersetzen, und so hofften die Nach-Dichter „Hemingways sprachlichen Ausdruck, seine Luft, seine Art zu hören und zu sehen, die dichterische Vertiefung seines schlichten, phrasenlosen Ausdrucks, seiner leidenschaftlichen Trockenheit" getroffen zu haben. Aber sie haben wirklich nur zerschnitten und zerhackt. Auf diese Weise kann man den „Grünen Heinrich" oder die „Buddenbroks" auch auf die Bühne bringen. Es war vertane Arbeit, und das Publikum blieb uninteressiert. Eins versöhnte: Käte Dorsch. Eine klug abwehrende, aber sehnsüchtige, eine hingegebene, tapfere, spendende, leidende Frau. Allein, wie diese Frau die Sterbeszene gebrochen, in tiefen, versagenden Tönen schlicht und gegen den „gemeinen" Tod und seine Sinnlosigkeit hart brachte, das war die höchste Vollendung und kunstlos-künstlerische Formung. Und als Frederic Henry: Gustav Fröhlich, jungenhaft, heiter, suchend, einfach, von großem Liebeserlebnis gepackt.

Eine Aufführung, in der Hilpert wieder seine Regiegabe des Menschenfangs glänzend bewies, in der jeder Darsteller der kongruente Rollengestalter war; so vor allem Paul Hörbiger als der zerrissene, gutmütige Stabsarzt Rinaldi, Ludwig Roth als derber Hauptmann, Winterstein als unzimperlicher Generalarzt, Ilse Fürstenberg als aufgekratzte Schwester Gage. Entzückend die Dialekt-Szene beim Schweitzer Grenzschutz mit Brefin und Mermino.

Und Barnowskys Anfang im „Deutschen Künstler-Theater", das schon vor Jahren in seiner Hand lag und das er nun gegen das belastende und belastete Theater in der Stresemannstraße eingetauscht hat? „Die Rosenbraut" war von einem neuen Autor, Franz Michael Pelzer, und ist von Dr. Ludwig Berger, dem Verfasser einer im Staatstheater gespielten „Genoveva", der Hohenzollernstücke um die Königin Luise, selbst Regisseur und Film-Fachmann. Barnowsky, von der gesamten Berliner Kritik immer sehr gestreichelt, kommt mit einer Konjunktur-Komödie, einem Kleinstadt-Stück, in das so ziemlich alle Requisiten der „Fliegenden Blätter" und des Vorstadt-Volksstücks eingebaut sind, mit denen der Autor auf den Spuren des Zuckmayerschen „Fröhlichen Weinberg" wandert: die parodierte Sängerin beim Festessen, die Stammtisch-Spießbürger, denen der gute Schoppen Wein wichtiger ist als Bürgerschafts-Beratungen, das besetzte Klosett und die um diese Tatsache gewobene Komik, die ausgerechnet ein katholischer Geistlicher tragen muß, der Seitensprung des Bürgermeisters, und die treue Braut, die von der Stiftung wegen ihrer Tugend gekrönt wird, die gar keine Tugend mehr ist. Aber sie mogelt sich an der Geistlichkeit empor zu einer Wohnung und einer Stellung für ihren Geliebten. Harmlos, allzu harmlos. Man sieht in dem Erfolg Zuckmayers eine Erfolgs-Garantie, wenn man sich von den Brosamen seiner Tische nährt. Symptom

für die Berliner Theater-Situation; aber das Stück hat bereits zehn Annahmen im Reiche, allerdings auch den Protest der katholischen Frauenvereine. Schon um die Berliner Regie gab's „Krach". Barnowsky wollte sie selbst führen, der Verleger (der nach und nach eine Macht wird, aber auch werden muß, da er ein Risiko trägt) wollte anders, und Barnowsky hatte „Gesundheitsrücksichten". Richard Weichert nahm die Aufgabe auf seine Schultern; nun wurde alles in dem schwachen Stück sehr luftig, sehr leicht, sehr locker, und das war durchaus richtig. Es ist völlig sein Verdienst, wenn die herbe Margarete Melzer zu bezaubernder Anmut und Lieblichkeit, zu sinnlicher Süße geführt wurde, und es war ferner erstaunlich, wie Weichert alles, was in dem Stück auf „neue Blumigkeit" hinzielte, abbog und dämpfte.

Unser Interesse wird im kommenden Winter sehr stark dem Staats-Theater gelten müssen. Legal hat Werner Krauß in seinem Ensemble, Legal kündigt ein Studio an — — es wird sich in dieser Spielzeit entscheiden müssen, ob und wie stark der Kredit im Publikum wiedergewonnen ist. Wenn freilich das Finanzministerium wirklich den bestehenden Plan durchführen sollte, das Charlottenburger Schiller-Theater aufzugeben, dann wäre unter allen Umständen das Schicksal des Staatlichen Schauspielhauses besiegelt. Neue Entlassungen wären nötig, und es ist kein Geheimnis, daß Legal dann die Kabinettsfrage stellen würde. Das gutgehende Schiller-Theater mit seinem dankbaren Publikum würde nicht einen Augenblick leer stehen; in dies gut gemachte Bett legt sich, fast risikolos, jeder Theatermann gern hinein. Wie dankbar dieses Publikum ist, sah man bei der ersten neuen Inszenierung: Gogols lange bewährte Komödie „Heirat". Regie: Jürgen Fehling, und das heißt erstens, daß für Lucie Mannheim eine Hauptrolle drin ist und zweitens, daß das Stück nach der alten Fehling-Sonder-Weis' ins Breite ausgespielt ist. Mit Schauspielern wie Leibelt und Weber, in erster Linie, läßt sich so etwas schon ganz lustig machen. Ob man aber wirklich so weit ausgreifen muß, um für die Mannheim eine gute Rolle zu finden? Der Anfang im Schauspielhaus war der Auftakt zum Goethe-Jahr, das seine Schatten(seiten) langsam vorauswirft. Man gab „Die natürliche Tochter". Von großen Zeitgenossen und großen Nachfahren immer gepriesen, ist das Einleitungs-Drama einer unvollendet gebliebenen Tragödie heute auf dem Theater nur ein Genuß für Genießer, nur ein Experiment für Goethe-Kenner. Das Schauspielhaus leistete sich, mit gutem Recht, eine sehr noble Geste, und es darf am Erfolg auch innerhalb des Spielplans ermessen, daß es noch geistige Kreise gibt, die solche Dinge im Spielplan richtig würdigen. Das Entscheidende an der Inszenierung eines so geistigen und klaren Schauspielers, wie es Lothar Müthel ist, sehe ich darin, daß er, mit sehr erkennbarer Energie und vertiefender Arbeit, die Darsteller zum Vers-Sprechen erzogen hat. Der Vers auf der Bühne ist heute ein arges Kapitel; besonders hellhörige Fachleute auf dem Gebiet moderner, unschulmeisterlicher Metrik und Rhythmik, wie P. Habermann, klagen immer wieder über die Verwahrlosung. Müthel hat alles auf den Klang des charakteristisch angefaßten Verses gestellt, und gewiß sind diese Verse herrlich und schön. Er selbst begnügte sich

mit der kurzen Rolle des Königs. Die starken, weil eindringenden und gestaltenden Leistungen, boten Theodor Loos, dem der Schmerz des vernichteten Vaters erschütternd rein in der gesteigerten Formung gelang, ferner Paul Bildt als Weltgeistlicher und Maria Koppenhöfer als Hofmeisterin.

Möglichst unproblematisch begann die Volksbühne, mit Georg Kaisers Volksstück „Nebeneinander". Ein Problem ist es nur, warum und wie man 1931 ein Stück spielt, das für das Jahr 1923 geschrieben war. Man überschätzt die Aktualitätsdauer und die Substanz der Kaiserschen Stücke ganz erheblich, wenn man glaubt, es genüge die heutige Krisenstimmung und Geldkalamität, um ein Stück aus einer früheren Krisenzeit lebendig zu machen. Dann hätte Kaiser ein neues Stück, eine Fortsetzung aus der Weiterentwicklung von 1923 schreiben sollen. Und mindestens mußte die Inszenierung von Karlheinz Martin die Welt des bürgerlichen Schleusenhauses stark absetzen gegen das Schiebertum und den menschlich bestürmten Pfandleiher. Wurde Peter Lorre dieser Aufgabe, einen Menschen retten zu wollen, noch allenfalls gerecht, so blieb Ernst Busch in der Rolle des Filmschiebers Neumann, die seiner Zeit bei Viertel Rudolf Forster so scharf und überzeugend gab, ganz ohne Ueberlegenheit und im Nur-Lauten stecken. Eine schöne Begabung brachte die Aufführung: Inge Conradi, bisher in Darmstadt, als Luise: herb, sinnlich, gute Sprecherin.

Natürlich fehlten im Anfang der Spielzeit auch die politischen Stücke nicht. Wie würden wir jubeln, wenn endlich einmal ein gekonntes politisches Schauspiel käme, mit Tiefe und Geschmack, mit Idee und Kraft, gleichgültig von welcher politischen Seite her! Aber da rührt sich wieder jener Alfred Herzog, der im Vorjahre die Reichswehr mit einem Stück um den Leutnant Blumenthal hat anrempeln dürfen, und sucht mit gleichgebliebener Geschmacklosigkeit einen „Fall" in der heutigen Reichsmarine. (Vermutlich ist im nächsten Jahre die Reichspost, dann die Reichseisenbahn, die Reichsversicherung usw. fällig.) „Ein Mann hat sich erhängt" heißt dieses neue Produkt seiner Fabrikation. Die blödesten und schmierigsten Mittel sind ihm recht, um zu zeigen, daß Matrosen, Proletarier und Juden die Goldkinder der Erde, die Leute im Offiziersrock aber entweder Menschenschinder und Reaktionäre oder Trottel und Operettenhelden sind. Das ist alles so verlogen, so zurechtgemacht, so innerlich unwahr, daß diese Herrschaften wirklich kein Recht haben, sich über die Themen des Bourgeois-Theaters — Sexualnöte der Bankiersgattin! — aufzuhalten. Da erst im achten der zur Verfügung stehenden neun Bilder (die im Wallner-Theater vorgesetzt werden) der Matrose Becker den Strick findet, um sich wegen falscher politischer Verdächtigung zu erhängen, so war in langweiliger Breite vorher allerhand „Aktuelles" abzuhandeln; etwa Panzerkreuzer A, die Generalspensionen, Notverordnung, Mannschaftsfraß und Burgunderschinken der Offiziere, und was sonst an Verdrängungen der Menschenfreund Herzog loswerden mußte. Was dann der gute Untertan, der Chef des Kreuzers, an öligen und platten Redensarten zur Staatsraison sagt, das wirkt besonders peinlich. In allem erweist der Verfasser eine Sachkenntnis, daß man wirklich als

Untertitel vorschlagen kann: Wie sich der kleine Moritz unsere Marine vorstellt. Dem kommunistischen Parteipublikum ging der Phrasenschwall lieblich ein. Ein paar brauchbare Schauspieler: Robert Müller, Hans Rathmann, Erik Radolf, Werner Segtrop. Die ganze Unternehmung nennt sich „Zeittheater". Ach, wie vorgestrig!

Das zweite politische Stück: „Avantgarde" von Valentin Katajew, geboten durch die „Gruppe junger Schauspieler" im Berliner Theater. Sie hatte das Theater auf zwei Monate gepachtet, war aber schon nach fünf Aufführungen pleite! Der Verfasser hat mit der Komödie „Quadratur des Kreises" auch in Berlin lange Zeit das Publikum durch seine Kritik an den russischen Ehe- und Wohnungsverhältnissen recht nett unterhalten. In der verkehrten Annahme, man könne auswärtiges Theater ganz einfach auf unsere Bretter übertragen, namentlich wenn der Autor hier schon Erfolge gehabt hat, setzt man uns ein bolschewistisches Lehrstück vor, dessen Primitivität und Plumpheit, dessen goldene Worte und Schulmeisterlichkeit grauenhaft sind. Wir sollen, mit den Russen, lernen, daß die „Kommune", wenn nur jeder tüchtig arbeitet, durchführbar ist; auch wenn der engstirnige Führer nicht will und der aufgeklärte Revolutionär dabei selbst zugrunde geht. Wie es sich in einem richtigen russischen Stück von selbst versteht, kommen zum Schluß die entbehrten Maschinen doch noch an; alles ist in Butter, und ein ländliches Fest, bei dem die Leute sich an Arbeitswut überbieten, macht den Beschluß. Das trieft von Gesinnung und ist bestens errechnet, nur verstößt es gegen Grundgesetze des Theaters: es langweilt entsetzlich. Eine Aufführung von vorbildlicher Kulturlosigkeit und Ungepflegtheit! Dabei immerhin Darsteller wie Bienert, von Wangenheim, Bernt. Gesprochen wurde wie auf einem Jahrmarkt.

Nehmt alles nur in allem, so war der Beginn dieses Theaterwinters alles andere denn erfreulich. Oder soll noch hinzugefügt werden, daß Max Adalbert in einem sehr dummen Schwank von Reimann und Spoerl „Der beschleunigte Personenzug" (im Theater am Nollendorfplatz, das Saltenburg übernommen hat), so nett und ulkig, so trocken und ernst sich gibt, daß man den guten Einfluß von einigen fünfzig Zuckmayerschen Hauptmann von Cöpenick-Darstellungen bei ihm sehr wohl an der Zügelung merkt? Also warten wir, ob andere Blütenträume reifen werden.

Hans Knudsen.

# Politische Korrespondenz

## Die Katastrophe des Pfundes.

Am Sonnabend, dem 19. September, brachten die „Times" zwei Leitartikel; der erste handelte von gewissen Aenderungen im britischen Postwesen, der zweite unterstrich die Empfehlung des britischen Reichswirtschaftskomitees an die Hausfrauen und Hausgehilfinnen des Königreichs, sich in der Zubereitung von Kaffee zu vervollkommnen, damit der Verzehr dieses wichtigen Kolonialerzeugnisses in Großbritannien gesteigert werde. Weiter hatte das Weltblatt am Sonnabend, dem 19. September, keine Sorgen; am Sonntag, dem 20., zeigte der Staat seine Insolvenz an. Denn dieses und nicht weniger bedeutet es, wenn ein Land von der Gold- zur Papierwährung übergeht. Und die Papierwährung besteht heute in England. Nicht nur die Verpflichtung der englischen Bank, ihre Noten gegen Gold einzulösen ist gefallen, sondern das Königreich steht bereits im Anfang jener Regulated Inflation, die ihm Lord d'Abernon vor einiger Zeit angeraten hat; derselbe Lord d'Abernon, der als Botschafter in Berlin unerbittlich zur Einstellung des Notendrucks drängte, obgleich unsere damalige Finanznot die des gegenwärtigen England hundertmal übertraf.

In der vorigen Politischen Korrespondenz wurde ausgeführt, daß England am Vorabend des Staatsbankrotts stehe, indem die Labour-Regierung eine sogenannte Konversion der Anleihen vorbereite, die in Wahrheit eine Herabsetzung des Zinsfußes gegen den Willen der Staatsgläubiger sei. Für England wäre ein Treubruch in dieser Form um so verhängnisvoller geworden, als trotz des Emporkommens der amerikanischen und der französischen Geldmacht die City ihren Anspruch, das Herz des Weltkredits zu sein, noch nicht aufgegeben hat. Im „Kaufmann von Venedig" hat Shakespeare in unvergänglichen Versen ausgesprochen, welchen Wert es für einen Staat hat, wenn die Nationen daran glauben, daß er seinen Verpflichtungen unter allen Umständen nachkommen wird. Die Zwangskonversion der australischen Anleihen hat die City mit Genugtuung begrüßt, denn sie bewahrt die Antipoden, die England hoch verschuldet sind, vor dem Chaos, und es geht aus den letzten Nachrichten hervor, daß das Zwangskonversionsgesetz nur die australischen, nicht auch die englischen Gläubiger des Commonwealth in ihren Einkünften verkürzt. Aber an der kaufmännischen Ehre Altenglands ist mehr gelegen als an der eines weltfernen Parvenüstaats. Freilich sind das kapitalistische, nicht sozialistische Gedankengänge. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Finanzminister der abgetretenen Arbeiterregierung, Snowden, schon seit längerer Zeit den Gedanken einer maßvollen Zwangskonversion der britischen Staatspapiere mit sich herumgetragen hat. Aber die Mehrzahl seiner sozialistischen Ministerkollegen würde sich mit einem vorsichtig dosierten Staatsbankrott, der den Gläubigern etwa nur nahm, was ihnen seit 1925 durch die Wiederherstellung des Goldstandards zugewachsen war, schwerlich begnügt haben. Vielmehr forderte man in diesen Kreisen, wie der Verlauf des Gewerkschaftskongresses

in Scarborough gezeigt hat, die Devalvation des Pfundes. Das wäre eine Finanzpolitik im Geiste des Paters Lamormain gewesen. Man hätte dann nicht bloß die Staatsgläubiger verkürzt sondern die Arbeitslosenunterstützung, the dole, wie es drüben heißt, nominell in der heutigen Höhe aber in verschlechtertem Geld, ausgezahlt.

Auch Solon soll seinerzeit die soziale Frage durch die Seisachtheia, eine Münzverschlechterung um 27 Prozent, gelöst haben, aber Solons Lebenslauf ist sagenhaft und die Silberdrachme nicht das Pfund Sterling. Jedenfalls forderte das Land von der Regierung, daß „die Schlacht um das Pfund" mit anderen Waffen durchgefochten werden solle. Hieraus haben der Premierminister MacDonald und der Schatzkanzler Snowden die Konsequenzen gezogen. Anstatt sich zu einem direkten Staatsbankrott kleineren oder größeren Ausmaßes zu entschließen, haben sie lieber die eigene Partei gespalten. Zusammen mit einigen anderen sozialistischen Ministern sind sie in eine neue Regierung eingetreten, die der König auf den Rat MacDonalds an die Stelle des Arbeiterkabinetts gesetzt hat, ohne daß dieses vorher eine Niederlage im Parlament erlitten hätte. Das neue Ministerium setzt sich aus allen drei Parteien zusammen. MacDonald und Snowden haben ihre Aemter behalten, aber die Mehrheit der obersten Ratgeber der Krone ist nicht mehr sozialistisch sondern bürgerlich; namentlich die Konservativen sind in der Regierung, die sich als nationale bezeichnet und an das Gefühl für Englands Größe appelliert, stark vertreten. Die Hauptmasse der Arbeiterpartei jedoch macht dem umgeformten Kabinett MacDonald Opposition. An der Spitze dieser Minderheit des Unterhauses steht Henderson, als Staatssekretär des Auswärtigen einer der bedeutendsten Mitarbeiter MacDonalds, als dieser noch Oberhaupt eines Parteiregiments war.

Oeffentliche Angelegenheiten sehen von oben anders aus als von unten; das ist eine Erfahrung, die schon zahllose Volksredner gemacht haben. Nur, daß nicht alle fortgeschrittenen Politiker die Charaktervorzüge besitzen, die Reichspräsident Ebert an den Tag gelegt hat, und durch die jetzt MacDonald und Snowden ihr Vaterland ehren. Den Staat über die Partei zu setzen, ist sehr schwer. Es erfordert eine dicke Haut, denn die geschädigten Parteigenossen zetern über Verrat, und haben es leicht, den Abtrünnigen in weiten Kreisen zu diskreditieren. Während der als Ueberläufer Angeprangerte sich von seinen alten Freunden entfernt, nehmen die neuen ihn nur mit Abneigung und Mißtrauen auf. Diese moralische Entwicklung beobachten wir auch heute in England. Die Nationale Regierung hat bei mehreren Unterhausabstimmungen ansehnliche Mehrheiten erzielt; gleichwohl ist zweifelhaft, ob MacDonalds Ansehen ausreicht, um das Reformprogramm durch das Parlament zu bringen, mit dem die Hoffnung, binnen sechs Monaten die englische Währung wieder zu ordnen, steht und fällt. Sicher hat an dem Gelingen der Reformen das konservative Bürgertum ein größeres unmittelbares Interesse als die Arbeiterschaft; trotzdem ist fraglich, ob die Konservativen es über sich gewinnen, die Ehre der Ordnung der Finanzen einem sozialdemokratischen Premierminister zu über-

lassen. MacDonald hat dem Konservatismus den Dienst erwiesen, die Arbeiterpartei zu spalten. Das ist nach der Auffassung vieler konservativer Parteimänner der psychologische Moment für Neuwahlen. Sie werden, wie man in diesen Kreisen hofft, eine sichere konservative Mehrheit ergeben. Doch drängt nicht bloß beschränkter Parteigeist auf Parlamentsauflösung. Es ist keineswegs sicher, daß innerhalb der neuberufenen Regierung Einmut über die Reformmaßregeln besteht. Wenn sich die sozialistischen Minister bisher zu einer Verkürzung der Bezüge der Staatsgläubiger nicht entschließen konnten, so bleibt doch fraglich, ob das Snowdens letztes Wort ist. Projekte wie die Devalvation dürften nicht wieder auftauchen, wenn es wirklich gelingt, die Zahlungsstockung binnen sechs Monaten zu beheben, aber es gibt Formen der Benachteiligung der Staatsgläubiger, die den Schein wahren, wie z. B. bei uns nach der Revolution, als die Linkswogen hochgingen, die Kapitalertragssteuer Erzbergers.

Gegen Angriffe dieser Art auf die berechtigten Interessen des Bürgertums wären die Konservativen um so sicherer, je früher das Parlament aufgelöst würde; natürlich nur, wenn ihre zuversichtliche Erwartung eines konservativen Wahlsiegs sich verwirklicht. Auch die Konservativen wollen die Konversion der Staatsschuld, aber die echte, die freiwillige Konversion. Die Möglichkeit dazu scheint aber heute ferner als je zu sein, denn infolge der Erschütterung aller Börsen, die das starke Disagio des Pfundes nach sich gezogen hat, ist auch englische Kriegsanleihe unter Pari gefallen. Von dieser heiklen Frage abgesehen, drängen die Konservativen noch aus einem anderen Grunde darauf hin, namentlich Snowden aus dem Ministerium loszuwerden. Der Schatzkanzler ist, so scheint es wenigstens trotz gewisser Aeußerungen von ihm im Parlament, die unsicher klingen, Freihändler geblieben, obgleich die schutzzöllnerische Strömung im Lande immer reißender wird. Sogar auf dem Gewerkschaftskongreß in Scarborough hat man neben der Devalvation auch die Tarifreform ernsthaft erörtert. Was die Konservativen betrifft, so hat sich der Parteiführer Baldwin bisher ziemlich reserviert verhalten. Seit der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Disraeli die Fahne des Schutzzolls unentwegt hochhielt, haben sich, namentlich in Lancashire, zahlreiche Freihändler der konservativen Partei angeschlossen. und sie sind auch gegenwärtig noch nicht ausgestorben, denn die ungeheuren Fortschritte, die England unter der freihändlerischen Wirtschaftspolitik gemacht hat, verbürgen den Gedanken Cobdens ein zähes Leben. Der britische Körneranbau ist allerdings in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die überseeische Getreideproduktion die europäische zu unterbieten begann, fast ganz zugrunde gegangen, während Fürst Bismarck damals die deutsche Landwirtschaft durch Zölle rettete. Der agrarische Flügel der britischen Konservativen möchte durch das gleiche Mittel die englische Weizenerzeugung wieder in das Leben zurückrufen, aber Großbritannien ist noch immer, obgleich von seiner alten industriellen Höhe herabgesunken, the workshop of the world und die konservative Partei so gut wie die beiden anderen vollkommen abhängig von den Stimmen der Arbeiter

und Angestellten. Bei diesem Widerstreit der Interessen im Schoß der eigenen Partei ist es kein Wunder, daß Baldwin das heiße Eisen der Tarifreform zaudernd angefaßt hat. Er erklärte immer wieder, die Verantwortung nur auf ein klares Mandat der öffentlichen Meinung hin übernehmen zu können. Der Augenblick, in dem es die Wählerschaft erteilen wird, scheint gekommen zu sein. Damit würde eine Wendung des ökonomisch-politischen Denkens und Handelns eintreten, die nicht nur für das britische Reich von der größten Tragweite wäre, sondern auch die Wirtschaft anderer Staaten, das Deutsche Reich eingeschlossen, auf das Stärkste beeinflussen könnte.

Schon lange befinden sich die englischen Ausfuhr-Gewerbe, mögen sie Kohle, Eisen und Stahl oder Garn, Gewebe und Schiffe produzieren, im Verfall. Vor dem Slump, wie die internationale Wirtschaftskrise in England meistens bezeichnet wird, glaubte man an eine rückläufige Konjunktur von mäßiger Dauer, heute breitet sich die Befürchtung immer weiter aus, daß die verlorenen Märkte nicht wiederzugewinnen sind; namentlich soweit sie außerhalb des Empires liegen. Die Rückkehr zum Schutzzoll soll nach einer zweifachen Richtung hin Ersatz schaffen. Durch Vorzugszölle zugunsten der Dominions und Kolonien hofft man, diesen Ländern, die durch den Fall der Rohstoff-Preise so furchtbar gelitten haben, neue Kaufkraft zu verleihen, so daß sie für ihre vermehrten Importe nach Großbritannien mehr britische Fabrikate abnehmen können. Ferner soll der geplante Tarif dem britischen Binnenmarkt, der bisher durch den Slump wenig in Mitleidenschaft gezogen worden ist, eine noch größere Prosperität verleihen. Wenn ein Teil der ausländischen Zufuhr, der übrigens schon die Pfund-Entwertung den Wettbewerb auf dem englischen Markt erschwert, infolge der schutzzöllnerischen Maßregeln nicht mehr hinein kann und inländische Waren an ihre Stelle treten, so, behaupten die Schutzzöllner, werden nicht nur die Arbeitslosen beschäftigt sein und die Industrie- und Staatsaufwendungen für die Dole beseitigt werden können, sondern der Mehrabsatz wird den Fabrikanten auch gestatten, die Preise zu senken, so daß der Zoll in ihnen nicht zum Ausdruck kommt. Die Warnung der Freihändler, man solle die abstoßenden Interessenten-Leidenschaften nicht nach England übertragen, die der Schutzzoll in so vielen anderen Ländern entfesselt habe, wollen die Konservativen nicht gelten lassen. Sie schlagen die Schaffung eines Zollamts vor, dem sie in Anbetracht des britischen Nationalcharakters die Fähigkeit zuschreiben, objektiv zu entscheiden, welche Industrien im allgemeinen Interesse zu schützen sind, und wie hoch der Zoll bemessen werden muß.

Obgleich labil geworden, hätte der Freihandel in England noch weiter bestehen können, wenn nicht die anhaltende Zurückziehung ausländischer, namentlich französischer, Guthaben aus London die britische Wohlfahrt, die bisher trotz aller übeln Erscheinungen halbwegs intakt geblieben war, endlich ins Mark getroffen hätte. Wie imponierend der Aufbau der britischen Industrie auch sein mag, die Börse gilt dem Engländer als ein noch wichtigerer Faktor der nationalen Wirtschaftsgröße. Die Gereiztheit, die bei uns zwischen Industrie

und Landwirtschaft einerseits der Börse andererseits besteht, hat es in England nie gegeben. Daß Heinrich VIII. die Tochter des City-Kaufmanns Boleyn zur Königin von England erhob, kann als Symbol gewertet werden. Während Friedrich der Große sagte, daß er die Industrie dem Handel vorziehe, weil jene weit mehr Menschen ernähren könne als dieser, während Bismarck ganz in dem gleichen Geist die Erwerbsstände, die er die produktiven nannte, über die Vertreter des Handels gestellt wissen wollte, hat man jenseits des Kanals die kommerziellen Interessen immer mit der größten Pfleglichkeit behandelt. Verwandelten doch die Bankiers und Reeder die ungünstige britische Handels- in eine günstige Zahlungsbilanz. England ist vor allem anderen ein Handelsstaat. Indem es im 17. Jahrhundert den Holländern die internationalen Finanzierungs- und Speditionsgeschäfte entriß, ist England geworden, was es ist.

Um einen solchen Platz auszufüllen, muß eine Nation kapitalkräftiger sein als die übrigen. Nun ist der britische Nationalreichtum aber durch den der Vereinigten Staaten und Frankreichs überflügelt worden. Amerika erstarkte durch die Kriegsgewinne, Frankreich durch die Aussaugung Deutschlands. Dazu kamen Wandelungen, die die Schwächung der britischen Kapitalisten noch vermehrten. Cobden, sicher kein Reaktionär, hat einmal gesagt, lieber wolle er unter dem Dey von Algier leben, als unter der Herrschaft der Gewerkvereine. Zeitlebens hat er dagegen gekämpft, daß diesen die Rechtsfähigkeit gegeben würde. Heute regieren sozusagen in England die Gewerkvereine (Tradeunions). Die Konservativen sind fast so abhängig von ihnen wie die Arbeiterparteiler. Wenn die Liberalen aus dem öffentlichen Leben Englands beinahe verschwunden sind, hängt das mit der Abneigung der meisten Gewerkvereinler gegen die liberale Weltanschauung zusammen. Die Tradeunions haben erzwungen, daß politische Löhne bezahlt werden müssen. Sie haben damit das üble Beispiel befolgt, das die britischen Aristokraten nach 1815 gaben, als sie durch kolossale Getreidezölle politische Brotpreise erwirkten. Cobden sagte damals, wenn der Mann aus dem Mond herniederstiege, würde er allein aus dem britischen Zolltarif ablesen können, daß dieses Königreich von einer Aristokratie regiert werde. So vermag man heute aus den Löhnen zu erkennen, daß England von einer radikalen Demokratie regiert wird.

Die Weizenzölle, wie sie von 1815 bis 1846 auf dem Brotverbrauch der großstädtischen Massen lasteten, haben deren Wohlbefinden und Aufstieg beeinträchtigt, aber Handel, Finanzen, Währung und damit die Machtstellung des Reichs waren in den Händen der aristokratischen Klassen wohlaufgehoben. Die politischen Löhne haben viel destruktiver gewirkt als einst die übersteigerten Getreidezölle. Sie haben noch größere Menschenmengen arbeitslos gemacht als diese. Sie haben den Etat aufgebläht und dadurch eine so übermäßige Besteuerung der Reichen und Wohlhabenden herbeigeführt, daß neues Kapital nicht in dem Maß, das die Bedürfnisse des Handels verlangten, gebildet werden konnte. Die Tradeunions haben das Spiel Amerikas und Frankreichs gespielt.

Die City-Kaufleute, die ihre historische Position als die Geldgeber des Erdballs unmöglich kampflos aufgeben konnten, suchten

sich zu helfen, indem sie ihrerseits Geld von Franzosen und Amerikanern borgten und dann ihre alten Verbindungen dazu benutzten, um jene Kredite weiterzuleiten. Sie finanzierten also Deutschland und andere Länder beider Halbkugeln mit Geld, das nicht ihnen gehörte. Das hierin liegende wirtschaftliche Risiko war um so größer, als in unseren Zeiten, wie immer in der Geschichte, Wirtschaft und Politik nicht voneinander zu trennen sind. Kaum hatte Macdonald 1929 die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen, da empfand er den Druck, den die amerikanischen Finanziers auf England ausübten, schon als so überwältigend, daß er den Grundsatz der Gleichheit der amerikanischen mit der englischen Kriegsflotte anerkannte. Erst im Licht des Zusammenbruchs des Pfundes versteht man, warum England sich genötigt glaubte, politisch so tief herabzusteigen und in dem Londoner Flottenvertrag das „Rule Britannia, rule the waves!" zu verleugnen. Auch wird jetzt die Nachgiebigkeit begreiflich, die das Kabinett von St. James in der Frage der ausgebildeten Reserven und überhaupt hinsichtlich der Abrüstung den Franzosen gegenüber an den Tag legt. Politisch ist Frankreich den Engländern noch viel gefährlicher als die Union. Wenn es dem Quai d'Orsay gelingen sollte, die Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent, die heute von Deutschland, Rußland und Italien noch bestritten wird, die aber beängstigend rasche Fortschritte macht, zu vollenden, würde Britannien gewissermaßen in die Zeiten Agricolas zurückgeschleudert werden, nur daß diese Provinz eines Weltreichs ihre Direktiven nicht vom Tiber sondern von der Seine zu empfangen hätte.

Das haben auch trotz ihrer pazifistischen und internationalen Einstellung die Labourmen gefühlt, und so erklären sich die scharfen Friktionen zwischen dem Kabinett Macdonald und der französischen Regierung auf der Haager Reparations- und der Londoner Flottenkonferenz sowie beim Bankerott der Kreditanstalt. Zur Zeit der Ruhr-Invasion antworteten hochstehende Engländer den Deutschen, die sie um Hilfe gegen Poincaré angingen, das sei unmöglich, weil man sich in London vor der französischen Luftflotte in acht zu nehmen habe. Mit Recht wurde darin deutscherseits eine Ausflucht gesehen, aber man blieb über die eigentlichen Ursachen der englischen Furchtsamkeit im Unklaren. Jetzt hat man nun das Bombardement Londons erlebt. Nicht mit Dynamit sondern durch Kreditkündigungen ist die City mitten im Frieden zur Kapitulation gebracht worden.

Sans ce jour qui pouvait répondre
Que le ciel comblant nos malheurs
N'eût point vu sur la tour de Londres
Flotter un jour les trois couleurs?

rief Béranger nach Waterloo höhnend den Legitimisten zu, die den Sturz Napoleons für ein nationales Glück erklärten. Jenem Herzenskündiger der französischen Nation würden die neuesten Triumphe der Staatskunst der Republik trotz der Unruhe der Seidenhändler von Lyon zu stolzer Genugtuung gereichen, und er würde sie auch ganz gewiß mit den Verlusten, die französische Banken an nicht mehr

rechtzeitig abzustoßenden englischen Papieren erleiden, nicht für zu teuer bezahlt halten.

Hat Frankreich aus politischen oder aus wirtschaftlichen Gründen seine Kapitalien von der Themse, und damit indirekt auch aus Mitteleuropa, zurückgerufen? Man muß Wechselwirkung annehmen und darf ferner nicht vergessen, daß der Bauern- und Bürgerstaat Frankreich ein angeborenes Mißtrauen gegen Länder empfindet, in denen man politische Löhne bezahlt und hierdurch sowie durch übertriebene Besteuerung der besitzenden Klassen das Betriebskapital der Wirtschaft aufzehrt. Hieran denken die Franzosen vornehmlich, wenn sie anderen Völkern vorwerfen, sie lebten über ihre Verhältnisse; die Luxusausgaben, die sie tadeln — in England kann übrigens von öffentlichem Luxus nicht die Rede sein — dienen ihnen mehr zur Veranschaulichung der Mißwirtschaft, als daß sie darin ihr Wesen erblickten. Diese Mißwirtschaft gegen hohe Zinsen zu beleihen, dazu war man in Paris bereit, aber im allgemeinen nur mit der Maßgabe, daß die Leihkapitalien jeden Augenblick zurückgezogen werden konnten, wenn Gefahr im Verzuge zu liegen schien. In diese Gefahrenzone glaubten die Franzosen seit dem Ende des vorigen Jahres getreten zu sein. Es ist sehr einseitig, wenn man behauptet, die deutschen Septemberwahlen hätten den Abruf der französischen Gelder verursacht. Der Aufschwung der Nationalsozialisten ist selber eine Folgeerscheinung der Wirtschaftskrise. Diese hat ihre unerhörte Schärfe deshalb angenommen, weil die Länder, die Rohstoffe erzeugen, die Fertigwaren der Industriestaaten nicht bezahlen können. Durch die politischen Löhne sind die Fertigwaren verteuert worden in einer Zeit, in der die Einnahmen der Rohstoffproduzenten infolge von Ueberproduktion gesunken sind; diese Schere, um ein populär gewordenes Bild zu gebrauchen, zerschneidet den Wohlstand der Menschheit. Allerdings wird daran gearbeitet, daß die Schere sich schließt. Sowohl in England als auch in anderen Ländern hat man in den letzten Jahren nicht ganz ohne Erfolg angefangen, die Löhne zu senken. Andererseits haben der Anbau von Weizen und Baumwolle, namentlich von ägyptischer, sowie die Gewinnung von Oel gewisse Einschränkungen erfahren. In Brasilien hat man unverkäuflichen Kaffee, der nach endlos langer Lagerung stark an Qualität verloren hatte, teils verbrannt, teils ins Meer geschüttet, so wie das in früheren Jahrhunderten die Holländer machten, um die Preise von Zimt und Pfeffer vor dem Abgleiten zu bewahren.

Diese teils rohen, teils feineren Mittel werden vielleicht in Zukunft dazu beitragen, die überseeischen Länder wieder kaufkräftig zu machen; zur Zeit vermögen sie der Zerrüttung der Weltwirtschaft noch in keiner Weise zu steuern, denn die Ueberschüsse früherer Ernten überlasten den Markt und werfen die Preise. Soeben hat Brasilien die Bezahlung der Zinsen auf seine Anleihen eingestellt. Eine Reihe von solchen Vorkommnissen hat erheblichen Anteil an dem Versagen der britischen Kapitalskraft. Wie wird die Umwälzung, die hierdurch in den finanziellen und wirtschaftlichen Weltverhältnissen eintreten dürfte, auf die deutsche Ausfuhr zurückwirken? Optimisten urteilen, daß es trotz sinkender Valuta und sogar nach Einführung von Schutz-

zöllen der britischen Industrie schwerlich gelingen werde, die deutschen Konkurrenten aus ihren wichtigsten Machtpositionen in Großbritannien und auf den anderen Märkten der Welt zu vertreiben, Pessimisten sehen jetzt, wo neben England auch die Schweiz sich dem Protektionismus zuzuwenden scheint und Italien mit plötzlichem Entschluß seine Zölle kräftig gesteigert hat, die Götterdämmerung der deutschen „Exportillusionspolitik" gekommen und fordern, daß die Reichsregierung neue Wege suche. Eine Schrift aus diesem Lager, von der jeder Kenntnis nehmen sollte, gleichgültig, für welchen Standpunkt er sich selber entschieden hat ist: „Heimatdienst und neues Geld. Der Weg aus dem Elend und seine Finanzierung", von Hugo Pieper. Zweite, erweiterte Auflage[1]). Der Verfasser hat neue Gedanken, die so sachlich begründet und dabei so anregend entwickelt sind, daß kein Interessent bereuen wird, in die Prüfung der Pieperschen Arbeit eingetreten zu sein.

„Der Krieg ist der größte Konsument", sagt Cobden. Niemand ist imstande zu sagen, welche Aenderungen in der Weltwirtschaft vor sich gehen werden, wenn die japanische Regierung sich wirklich zu schwach zeigen sollte, um den Ehrgeiz des Militarismus im Land der aufgehenden Sonne zu zügeln. Vielleicht wird man sich dann plötzlich die vorher unverkäuflichen Waren aus den Händen reißen. Ich habe schon einmal gelegentlich darauf hingewiesen, daß die amerikanische Wirtschaftskrise bei diesem gleichfalls sehr ehrgeizigen Volk leicht kriegerische Stimmungen auslösen könne. Von der dritten in der Mandschurei interessierten Großmacht, Rußland, ist zu sagen, daß das immer deutlichere Mißlingen des Fünfjahrsplans die Machthaber im Kreml keineswegs in friedlichen Gesinnungen zu befestigen braucht. Doch werden wir über diese ungewissen Entwicklungen — der Völkerbund ist um seine Verpflichtung zum Eingreifen in sie nicht zu beneiden — über das traurige Kapitel vom Ende der Zollunion sowie über den Besuch der französischen Minister erst im nächsten Heft berichten. Emil Daniels.

[1]) Verlag von Georg Stilke, Berlin, 94 S.

## Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Erler, Dr jur Georg H. J. Das Recht der Nationalen Minderheiten. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.

Everth, Erich. Die Oeffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V. bis Napoleon. Verlag von Gustav Fischer, Jena.

Feist, Elisabeth. Weltbild und Staatsidee bei Jean Bodin. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. S.

Fenske, Walter. Johann Gustav Droysen und das deutsche Nationalstaatsproblem. Verlag Palm & Enke, Erlangen.

Fleischmann, Max. Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk. Verlag von Max Niemeyer, Halle a. d. S.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str 43

# Bernhard Fürst von Bülow

## von Friedrich Luckwaldt

### I. Die Denkwürdigkeiten.

Selten ist ein Buch zugleich mehr gelesen und mehr gescholten worden als die Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow[1]). Während man sie sich auf den Bibliotheken aus der Hand reißt, hat sich in der Kritik wirklich so etwas wie eine „Front wider Bülow" gebildet. Er soll gezeigt haben, daß er nicht nur kein Staatsmann, sondern auch kein Gentleman gewesen sei. Seine Erinnerungen sollen als Geschichtsquelle nur einen sehr bedingten Wert besitzen[2]), eine „große Enttäuschung", „eine einzige große Unerfreulichkeit" sein[3]). „Denkunwürdigkeiten", wie eine eigene Gegenschrift sie gleich im Titel bezeichnet.

Diese Verurteilung hat zunächst drei besondere Ursachen. Bei der großen Bedeutung, die die deutsche Oeffentlichkeit einer Revision des Versailler Kriegsschuldspruches beimißt, empfindet sie die Art, wie der einstige Kanzler die Politik der Wilhelmstraße im Juli 1914 bei jeder passenden und vielen

---

[1]) Bernhard Fürst von Bülow: „Denkwürdigkeiten", herausgegeben von Franz von Stockhammern, Berlin (Ullstein, o. J.). Erster Band: Vom Staatssekretariat bis zur Marokkokrise (XXIV u. 634 S.). Zweiter Band: Von der Marokkokrise bis zum Abschied (XVI u. 531 S.). Dritter Band: Weltkrieg und Zusammenbruch (X u. 433 S.). Vierter Band: Jugend- und Diplomatenjahre (XIII u. 732 S.).

Außerdem haben mir zur Rezension vorgelegen und sind in den folgenden Aufsätzen verwertet: Paul Herre: „Fürst Bülow und seine Denkwürdigkeiten", Berlin (Quaderverlag, 1931), 55 S.; Alfred von Wegerer: „Fürst Bülows Irrtümer über den Kriegsausbruch. Kritisches zu seinen Denkwürdigkeiten", Berlin (Quaderverlag, 1931), 31 S.; Willy Becker: „Fürst Bülow und England 1897—1909", Greifswald (Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1929), VI u. 410 S.. — „Die Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914", herausgegeben von G. P. Gooch u. Harold Temperley. Vom Britischen Auswärtigen Amt autorisierte deutsche Ausgabe, herausgegeben von Hermann Lutz, Berlin und Leipzig (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1929, 1930, 1931). Band 3: Die Probe auf die Entente 1904—1906 (LXVI u. 805 S.). Band 4: Die englisch-russische Annäherung (LXXIX u. 1076 S.). Band 5 (in zwei Halbbänden): Der nahe Osten. Das mazedonische Problem und die Annexion Bosniens 1903—1909 (IV u. 1477 S.). Band 6 (in zwei Halbbänden): Die englisch-deutsche Spannung. Rüstungen und Verhandlungen (LVIII u. 1425 S.). Hermann Lutz: „Eyre Crowe, der böse Geist des Foreign Office", Materialien zu Band 6 der „Britischen Dokumente", Stuttgart und Berlin (Deutsche Verlagsanstalt, 1931). — „Documents diplomatiques français 1871 à 1914", Deuxième Série 1901—1911, Paris (Imprimerie Nationale, 1930, 1931). Tome premier (2 Janvier—31 Décembre 1901), XX u. p. 723. Tome second (1 Janvier—31 Décembre 1902), XXIX u. p. 726. — Sonstige benutzte Literatur in den einzelnen Anmerkungen.

[2]) Erich Brandenburg in der Historischen Vierteljahrsschrift XXVI, 209ff.

[3]) Herre, S. 21.

unpassenden Gelegenheiten angreift und den Krieg sozusagen doch wieder vor die Tür von Berchtold und Bethmann legt, als eine schwere Verletzung der deutschen Interessen, fast als Landesverrat. Weiter zweitens, nicht ganz ohne Zusammenhang damit, ist man entrüstet, daß er den Monarchen, der ihn mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft und dem er lange in oft unwürdiger Weise geschmeichelt habe, noch bei seinen Lebzeiten als den eigentlichen Reichsverderber jedem Tadel, ja dem Gespött preisgibt, und wenn deswegen ja nun, weil die Herabsetzung des Kaisers der Sache der Republik zustatten kommen könnte, die Parteien der Linken das Buch begrüßen sollten, so wird ihnen wieder — das ist das dritte — die Freude verdorben durch die viel zu vielen schnöden Bemerkungen über die Männer und Methoden des Nachkriegsdeutschlands.

Diese sind, obwohl hier und da einmal ein Wort trifft (z. B. III, 305 die deutsche Revolution — ganz vulgär), meist erstaunlich wohlfeil, oft an den Haaren herbeigezogen und, um einen Ausdruck von Bülow selbst zu gebrauchen, von „seniler Suffisance"; am albernsten die Aeußerungen über Ebert (I, 125, 286), die später (III, 105) gewissermaßen zurückgenommen werden („ein Mann von natürlichem Anstand und gesundem Verstand"). Dennoch wird man solche Entgleisungen vernünftigerweise nicht zu schwer nehmen als nicht unnatürlich bei einem Mann, der sich gern als den „vielleicht letzten wirklichen politischen Grandseigneur" feiern hörte (III, 104) und der nach Geburt, Erziehung und Laufbahn jedenfalls in den Traditionen des ancien régime tief verwurzelt sein mußte. Die Ausfälle gegen den Kaiser sind schon belastender. Der Fürst, der wissen mußte, daß die Aktenausgabe des Auswärtigen Amts mehr als einen honigtriefenden Brief von ihm an Wilhelm enthalten würde, hätte ebenso aus Rücksicht auf den eignen Ruf wie aus natürlichem Mitleid mit dem gestürzten Herrn manches unnötig scharfe Wort und manche übermäßig boshafte Anekdote unterdrücken sollen. Immerhin wird man bedenken dürfen, daß der Kaiser ihn seinerseits nicht geschont, ihn einen Verräter, ein Luder genannt und von 1909 bis 1918 beinahe dauernd, zuweilen beleidigend, geschnitten hatte. Auch konnte er die eigene Politik nur rechtfertigen, indem er zeigte, wie sehr sie durch die Persönlichkeit des Kaisers bedingt und bestimmt war, und endlich, er sagt nichts wirklich Neues. Wenn schon das Anklagematerial gegen Wilhelm II. nirgends in so erschütternder Vollständigkeit gesammelt vorliegt, läßt sich doch jeder Einzelzug auch aus Angaben anderer: Kaiserin Friedrich, Graf Robert Zedlitz, Philipp Eulenburg, Waldersee oder aus den eigenen Randbemerkungen des Kaisers in den amtlichen Aktensammlungen belegen[1]). Eine Verfälschung und

[1]) Auch Herre, S. 8, meint: „Wir erfahren im Grunde über die Persönlichkeit Wilhelms II. und sein politisches Versagen nichts wesentlich Neues."

Umdeutung des Geschichtsbildes findet hier keineswegs statt. Von einer solchen könnte man nur mit Bezug auf den Ausbruch des Weltkrieges reden. Gewiß sind auch da sehr viele der Vorwürfe Bülows gegen die deutsche Diplomatie nur zu sehr berechtigt. Bethmann und seine Leute haben unbegreifliche Fehler gemacht, und man wird die Möglichkeit zulassen, daß Bülow mit seiner so viel größeren Routine den Frieden erhalten hätte. Aber in dem Wunsch, die unbestreitbare Unzulänglichkeit seines Nachfolgers als Folie für die eigene Leistung zu benutzen, ignoriert er allzu sehr die Kräfte, die in Rußland, Frankreich und selbst England zum Krieg drängten, und während er im Dezember 1914 zum italienischen Ministerpräsidenten Salandra selbst gesagt hatte: „La guerra è scoppiata per un complesso di fatalità, non senza qualche maladresse" (Der Krieg ist durch ein Gewebe von Schicksalsfügungen entstanden, nicht ohne einige Ungeschicklichkeit[1]), redet er als Memoirenschreiber immer nur noch von Ungeschick und hat gar kein Auge mehr für das trotz allem Schicksalhafte der Entwicklung.

Diese Blindheit zeigt dann gleich, wo über das besondere hinaus der allgemeine Mangel der Denkwürdigkeiten liegt. Der Berliner Theologe Erich Seeberg hat in einem kurzen, aber tief eindringenden Artikel, der zu dem Besten gehört, was über sie geschrieben ist[2]), auf „die merkwürdige Vordergrundsbetrachtung des Lebens" aufmerksam gemacht, „die scheinbar sehr nahe an die Wirklichkeit heranführt, die in Wahrheit aber die metaphysische Tiefe der Wirklichkeit nicht zu erreichen vermag". Bülows Art zu denken und zu handeln sei unkonstruktiv gewesen. Nicht Ideen, sondern Menschen, nicht Schicksal, sondern Zufälle bestimmten nach seiner Auffassung das politische Leben. Er glaube an den Tag, nicht an die Ewigkeit im Tag. Damit ist, wie mir scheint, das Problem an der entscheidenden Stelle gepackt. Von Bülow gilt durchaus, was eine geist- und verständnisvolle Zeitgenossin von Hardenberg sagte: „Den Kanzler beherrschten die allmächtigen Stunden." Bei allem Reichtum der Begabung, der Kenntnisse, der guten Einfälle, der Auskunftsmittel fehlten seinem Charakter Tiefe und Echtheit und seiner Politik große Linie und Ideen. Sein langjähriger Gehilfe Flotow stellt nicht ohne Grund fest, daß in Bülows Kopf „List und Gewandtheit, aber nicht eigentlich politische Gedanken waren. Diese mußten ihm von anderen Personen (Holstein!) gegeben werden[3])." Niemals hätte der Herr der Villa Malta seine Diktate „Gedanken und Erinnerungen" nennen können. Gedanken fehlen gewiß nicht ganz. Es gibt schon feine und richtige, die man „verweilend

[1]) Antonio Salandra: „La neutralità italiana", p. 470.
[2]) „Entzauberte Welt" („Vossische Zeitung" 1931, Nr. 51, 28. Februar).
[3]) „Süddeutsche Monatshefte", 1931 (XXVIII, 399).

lieſt und ihren Sinn bewundert", aber ſie tragen mehr den Charakter von Aperçus — ich wähle das Fremdwort mit Abſicht —, ſind mehr eingeſtreut als richtunggebend. Auch die Erinnerungen haften mehr an den Einzelheiten als an den Zuſammenhängen. So ſorgfältig die Denkwürdigkeiten im Stil ſind, zeigen ſie außer an ganz wenigen Stellen keine wirkliche Kompoſition. Die Kapitel ſind meiſt ganz willkürlich und äußerlich, zuweilen geradezu falſch und ſtörend abgeteilt. Der Verfaſſer ſcheint ein Gerüſt von Daten und Namen, Notizen und — nicht ſehr vielen — Akten vor ſich zu haben, an dem er nun, vor- und zurückgreifend, immer auf die unmittelbare Wirkung, aber nie auf das Große und Ganze bedacht, den bunten Schmuck von Zitaten, Anekdoten, Charakteriſtiken, Reflexionen und Malizen aufhängt. Das Verbindende iſt durchweg nur die eigene Perſon. „Der Verfaſſer, ſein Handeln und Erinnern ſteht im Mittelpunkt des Werkes", ſagt ſein treuer Mitarbeiter Franz von Stockhammern. Das wäre an ſich ſo merkwürdig nicht. Es iſt bei den meiſten Memoiren ſo und gehört im Grunde zu ihrem Weſen. Das Beſondere und oft Peinliche iſt nur, daß Bülows ganze Denk- und Handlungsweiſe als ſo ichbewußt, ichbedingt, ichſüchtig erſcheint, und zwar trägt dieſe egozentriſche Einſtellung faſt noch mehr die Farbe der Eitelkeit als des Ehrgeizes. Kein penſionierter Mime kann liebkoſender über vergilbte Zeitungsblätter und verwelkte Kränze ſtreichen als dieſer Staatsmann von europäiſchen Ruf über Glückwunſch- und Dankesbriefe, -reden und -telegramme. Selbſt die gar nichts beweiſende kurze Antwort der engliſchen Königin-Witwe auf ſeine Kondolenz zum Tod Eduards VII. wird abgedruckt (III, 87), und zum Schluß erhalten wir gar mehr als 30 Seiten (III, 337—371) „Kundgebungen zu Bülows Rücktritt", die er ſelbſt geſammelt und überarbeitet hat.

Geht man nach einigem natürlichen Widerſtreben an ihre Lektüre, ſo ergibt ſich immerhin die Tatſache, daß eine lange Reihe geiſtig oder politiſch führender Männer des In- und Auslandes Bülows Sturz als ein Unglück für Kaiſer und Reich beklagten. Hatten ſie recht oder unrecht? Eine eindeutige Antwort auf dieſe Frage, die ſich notwendig immer wieder ſtellt, erlauben die Denkwürdigkeiten ſicher nicht. Aber ich möchte doch für mich bekennen, daß ſie mir trotz allem einen höheren Begriff von ſeiner Bedeutung gegeben haben, als ich bisher hatte[1]). Sie ſind ſchon das ungewöhnliche Werk eines ungewöhnlichen Menſchen[2]). Die gute Hälfte könnte

[1]) Doch bleiben die Grundlinien der Charakteriſtik, die ich 1920 in meiner „Politiſchen Geſchichte des Weltkrieges" (I, 58 ff) gegeben habe, beſtehen. Ich würde nur die Farben heute hier und da etwas aufhöhen.

[2]) Der ſchwediſche Profeſſor Fredrik Böök („Das Freie Deutſchland" I, 46) ſagt in einer ſonſt mehr kritiſch geſtimmten Beſprechung doch, daß „Fürſt

man missen: jene Aufzählung der Trophäen und Komplimente, die viel zu vielen unzuverlässigen und häßlichen Klatschgeschichten, die er mit boshafter Freude auftischt[1]), die ewigen Zitate, von denen auf ein gutes und treffendes immer zwei abgegriffene, überflüssige oder gar verfehlte kommen, das greisenhafte Selbstlob und Lamento. Aber daneben bleibt genug, was dauernden Wert hat: Wert vom literarischen, psychologischen, politischen und historischen Standpunkt.

Bülow besaß, wenn er sich auch in einer frühen Selbstcharakteristik dem „germanisch-hellenischen Philipp Eulenburg" als „mehr preußisch-römisch, als zoon politikon" gegenüberstellte[2]), daneben doch starke literarische Neigungen. Er hatte viel gelesen: vor allem wohl Belletristik, aber auch wissenschaftliche. historische, nationalökonomische, moral- und staatsphilosophische Werke: Taine, Buckle, Gregorovius, Mommsen, Renau, Viktor Hehn, Karl Hillebrand, auf dessen viel zu wenig bekannte Bücher er mit Recht stark hinweist (IV, 345), Heinrich von Treitschke, von dem er überraschenderweise sagt, daß seine Deutsche Geschichte mit den Reden Bismarcks die Grundlage seines politischen Denkens und Fühlens geworden sei (IV, 460)[3]). Den ersten Teil von Goethes Faust konnte er bis ins hohe Alter hinein auswendig, aus Byron zitiert er mehrfach, Stendhal bezeichnet er neben Montaigne als seinen Lieblingsschriftsteller (III, 74). Die Maximes von La Rochefoucauld, die Pensées diverses von Montesquieu und Vauvenargues' Oeuvres choisies ließ er sich, um sie bequem zur Hand zu haben, zusammenbinden (IV,406). Wer in den Pensées diverses das Portrait de Montesquieu par lui-même liest, sieht leicht, daß hier eine Art Wahlverwandtschaft vorliegt. Indem er nun seine Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen begann, hatte er den Ehrgeiz, etwas anderes als Bethmanns „lederne" (III, 13) Betrachtungen zum Weltkrieg, ein Kunstwerk von literarischem Rang zu schaffen. Acht Jahre hat er für die Arbeit gebraucht: fünf für das erste Diktat, drei für die Revision. Ein großer Teil dieser Zeit ist sicher mit dem Bemühen um eine möglichst noble Form hingegangen. Das Resultat entspricht vielleicht nicht durchweg unserm heutigen Geschmack. Wir empfinden seine Sprache nicht als ge-

---

Bülows Denkwürdigkeiten ein Werk sind, das bleiben wird, ein Werk, in dem die Nachwelt Kunde von unserem Zeitalter, seinen Vorstellungen und Menschen, seinen Gefühlen und Ideen suchen wird".

[1]) Besonders übel die Geschichten von dem Emporkommen der Familie Keßler (IV, 496f.) und der Verfehlung des Fürsten Hatzfeld (II, 101f.), unerhört kraß die vom Tod Skobelews in einem Bordell während einer masochistischen Szene und Gortschakows im Bett einer Dirne (IV, 562f.).

[2]) An Philipp Eulenburg, 13. März 1893, bei Johannes Haller: „Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld", S. 222.

[3]) Uebrigens kann er sie nicht zu der Zeit gelesen haben, wo er sie erwähnt. Denn damals (1878) war auch der erste Band noch nicht erschienen.

ziert — das ist sie nicht —, aber als übermäßig geschmückt, mit einer allzu großen Vorliebe für das füllende, oft eben nur füllende, nicht notwendige oder nützliche Beiwort. Es gibt falsche Geistreichigkeiten, z. B. IV, 346: „Wie Orgelklang tönt der Faust, wie das Zirpen der Grille die Athalie", wo das eine ganz so verfehlt ist wie das andere. In der Ausmalung von Situationen wird leicht zu viel getan. IV, 610 liest man etwa nach der Wiedergabe eines sehr interessanten Gesprächs mit Walderſee und Loë: „Während wir so ernste und weitreichende Fragen erörterten, breitete sich der Vierwaldstätter See mit seinen glitzernden Wellen vor uns aus. Jenseits des Sees erhoben sich Berge mit friedlichen sonnenbeglänzten Matten und über ihnen Schneegipfel im blauen Duft. Im Grase zirpten Grillen. Die Szenerie unserer Unterredung war ein Idyll, würdig, von Theokrit, dem Bukoliker, besungen zu werden[1])." Aehnliche Stellen, die nicht eigentlich schlecht sind, aber irgendwie an einen Primaneraufsatz erinnern, ließen sich manche bezeichnen. Gerade da, wo sich der fürstliche Autor in die größten schriftstellerischen Unkosten stürzt, wie bei der Schilderung der Fahrt nach Hamburg nach dem Abschied von Berlin (III, 3—6) oder bei dem Preislied auf die Villa Malta (III, 66—72), folgt man ihm am ungeduldigsten. Aber dann wieder finden sich sehr schöne Sätze z. B. IV, 363 über seine ersten Petersburger Eindrücke: „Alles war weiß. Der Boden, auf dem unser Schlitten dahinflog, die beschneiten Häuserdächer, Kirchenkuppeln und vereisten Turmspitzen, das Eis der zugefrorenen Newa. Dieses einförmige Weiß floß zusammen mit dem grauen Himmel, so daß mir mit seinen verschwommenen und verschwindenden Linien Petersburg wie die Schattenstadt eines Märchens erschien, ohne Fundamente, ohne Ecken, luftig und locker. Ich verstand das Verschwommene vieler echt russischer Physiognomien, das Unklare, Unstäte, Uferlose im russischen Denken und Handeln." Die „Rückschau", III, 329—333, will mir als nach Form und Inhalt klassisch erscheinen. Frühe Liebesgeschichten werden mit einem ganz novellistischen Reiz erzählt, am schönsten, weil am schlichtesten, die mit der französischen Julie (IV, 199 f., 250). Auch die einzige große Liebe: zu seiner späteren Gattin kommt in einer Reihe geschickt herausgegriffener und gestalteter Episoden sehr glücklich zum Ausdruck. Ihr Bild läßt er, ohne viel an direkter Charakteristik zu geben, kunstvoll aus Aeußerungen anderer über sie erstehen. Sonst liebt er, selbst Porträts zu entwerfen, und wo ihm nicht allzu offensichtlich Haß oder Aerger die Feder führen wie bei Monts, Flotow und Jagow[2]),

[1]) Beiläufig sei bemerkt, daß das Datum: im Januar 1887 (IV, 608) falsch sein muß.

[2]) Nicht unerwähnt dürfen, zumal in diesen Blättern, die vielfach wiederholten geschmacklosen Anrempelungen von Hans Delbrück bleiben, der

gehören gerade die Charakteristiken zu den wertvollsten Bestandteilen des Buchs. Man lese etwa, was I, 150—159 über Franz Josef und Wilhelm II. gesagt wird. Ebenso die Bemerkungen über die Kaiserin Friedrich und König Eduard, Gambetta, Hohenlohe, Herbert Bismarck, Graf Hatzfeld, Tirpitz, Max von Baden, um aufs Geratewohl nur einige zu nennen, sind im höchsten Maß aufschlußreich und beachtlich.

Denn auch der schärfste Kritiker kann Bülow unmöglich absprechen, daß er ein ungemeines psychologisches Einfühlungsvermögen besitzt, zu dessen Entwicklung natürliche Anlage und bewußte Selbsterziehung zusammengewirkt haben. Er hebt einmal hervor, wie nützlich ihm dabei eine ausgebreitete Romanlektüre, namentlich der psychologischen Romane der Engländer und Franzosen gewesen sei. Wenn er hinzufügt, daß der Mangel an Psychologie, der vielen Deutschen und der deutschen Politik im ganzen eigen sei, mit der geringen Zahl guter psychologischer Romane in deutscher Sprache zusammenhänge (IV, 121), ist das nicht so unrichtig. Indessen kann man Psychologie auch aus anderen als Romanbüchern lernen, und gerade seine Denkwürdigkeiten sind geeignet dazu. Eben, weil sie so ganz auf metaphysische Vertiefung, auf alles Konstruktive verzichten, nur an der bunten Welt der Einzelerscheinungen haften, sind sie unerhört lebensnahe. Eine förmliche Vanity Fair tut sich auf, wie die Thackerays einigermaßen scharf, aber nicht lieb- oder verständnislos und im ganzen ohne Pharisäertum geschildert. Wenn er mehrfach den in einem alten Bülowschen Stammbuch unter einer Zickzacklinie verzeichneten Spruch zitiert: „sic eunt fata hominum. Ach, gingen sie doch nicht so krumm!", macht es ihm ersichtlich Vergnügen, diesem krummen Gang zu folgen. Zahllose Menschenschicksale ziehen an uns vorüber, und fast jede Person, die er auftreten läßt, wird lebendig; denn er besitzt den „Sinn für das Interessante", den Ranke seinen Seminarschülern zu entwickeln empfahl, und der auch Jakob Burckhardt so wichtig dünkte[1]). Auch zur Völkerpsychologie finden sich wertvolle Beiträge. Was Bülow über den englischen, französischen, italienischen, russischen, ungarischen und griechischen Nationalcharakter sagt, hat durchaus Bestand. In gewissem Sinn gibt er nebenher wie Graf Keyserling ein „Spektrum Europas". Namentlich die Italiener, deren Art ihm Gattin und Schwiegermutter, beides ungewöhnliche Frauen, nahebrachten, hat er aufs genaueste studiert und aufs vollständigste begriffen.

Solche psychologischen Einsichten werden wie dem philosophischen Betrachter des menschlichen Lebens erst recht dem

für Bülow geradezu ein rotes Tuch ist. Auch die Ausfälle gegen Harnack und Schiemann sind sehr häßlich.

[1]) Vgl. Jacob Burckhardt: „Weltgeschichtliche Betrachtungen" (Kröners Taschenausgabe). Nachwort von Rudolf Marx, S. 302.

Politiker und Diplomaten nützlich sein; denn wie ein von Bülow aufbewahrtes Wort Bismarcks besagt, Diplomatie und Politik sind „Arbeit in Menschenfleisch“ (IV, 290). Aber auch mehr unmittelbar möchten die Denkwürdigkeiten den deutschen Staatsmännern Lehren geben. Ueber Bülows Stellung zu den Einzelproblemen der Außen- und Innenpolitik wird bei Betrachtung seiner Kanzlerschaft noch zu reden sein. Hier handelt es sich um seine Vorstellung von dem, was der Politik und dem Politiker im allgemeinen nottut. Politik ist ihm eine Kunst, ganz und gar keine Wissenschaft und nur in losem Zusammenhang mit der Moral (IV, 10). Der Politiker braucht Vorsicht, Umsicht, Einsicht (I, 397) oder „gute Nerven, eine wohlequilibrierte Seele und eine geschickte Hand“, wie sie Bismarck dem Staatssekretär Bülow nachrühmte (IV, 275). Beifällig wird aus dem Album d'un diplomate von Dumreicher zitiert: „Un diplomate doit avoir du calme“ und „La patience c'est le génie“ (IV, 15). Seinem Vater verdankt Bülow die Mahnung: „Take everything coolly. Keep your nerves up“ (IV, 289). Bismarck spricht er nach, daß Weitsichtigkeit in der Politik gefährlicher sei als Kurzsichtigkeit (I, 397; II, 332), daß man stets müsse „wenden können“, „sich fangen können“ (I, 283). Von Lassalle nimmt er an „Sehen, was ist“. Eine Fürstin Elise Salm lehrt ihn: „Vor allem, übernehmen Sie möglichst selten die odiose Rolle“ (I, 238), ein italienisches Sprichwort: „Le cose lunghe diventano serpe (Verschleppte Schwierigkeiten werden Giftschlangen)“ (I, 268). La Rochefoucauld muß die Maxime beisteuern: „Il n'y a point d'accident si malheureux dont les gens habiles ne tirent pas quelque avantage ni de si heureux que les imprudents ne puissent tourner à leur préjudice“, deren ersten Teil er selbst fast besser umschreibt: „Mut und Geschick vermögen auch die übelste Lage zum Besseren zu wenden“ (I, 379) oder später: „Mit festem Mut, mit kaltem Blut und mit elastischer Hand kommen wir mit Ehren durch.“ Elastisch ist eins seiner Lieblingsworte. Ausdrücklich warnt er vor der „militärischen Betrachtungsweise, die dazu neigt, die Relativität der Dinge und Menschen außer Rechnung zu stellen und deshalb für die Behandlung politischer Fragen nicht elastisch genug ist“ (I, 283). Stärkeren Einwendungen unterliegt der mehrfach wiederholte Spruch:

„Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen“ (II, 69).

Dagegen ist wieder sehr richtig die Feststellung, daß der wirkliche Gang der Politik in privaten Schreiben weit mehr zutage trete als in amtlichen Berichten, bei denen leicht mancherlei Rücksichten genommen würden (I, 400).

Doch geht sie schon mehr als den Politiker, der sie kaum erst braucht, den Historiker an, der sehr leicht Gefahr läuft,

sie zu übersehen. Und damit kämen wir dann zu dem letzten und wichtigsten Punkt, welchen Wert die Denkwürdigkeiten für die Geschichtsforschung haben. Dieser Wert ist keineswegs leicht und einfach zu bestimmen. Eins läßt sich ja unmöglich verkennen: Bülow besaß, so feierlich er das Gegenteil versichert (IV, 4), keinen Respekt vor der Wahrheit. Ein hochstehender fremder Diplomat, der ihn aus seiner Petersburger Legationssekretärszeit sehr genau kannte und den unvergleichlichen Reiz seiner geistvollen Unterhaltung mit stärkster Anerkennung hervorhob, hat mir, ehe noch die Erinnerungen erschienen waren, von seiner fatalen, geradezu pathologischen Lügenhaftigkeit gesprochen. Holstein schrieb schon am 9. Juli 1889 an Waldersee, bei Bülow wisse man nie, ob er nach seiner Ueberzeugung berichte[1]), Graf Hatzfeld soll 1897 zu Eckardstein[2]) gesagt haben: „Bülow ist der größte Lügner, der mir je im Leben vorgekommen ist, aber nicht einmal ein guter Lügner; denn er besitzt nicht das Gedächtnis, das zu erfolgreichem Lügen nötig ist", und Flotow will aus des Fürsten eigenem Mund in Erwiderung auf den von ihm geäußerten Zweifel an dem Nutzen von Lügen die Worte gehört haben: „Da haben Sie sehr unrecht: mit Lügen kann man viel machen[3])." Nun ist ja auch über Bismarcks Lügen oft, selbst von seinen besten Freunden, geklagt worden. Bucher etwa jammerte, als er die Diktate für die Gedanken und Erinnerungen aufnahm, gegen Moritz Busch immer wieder, daß er die Dinge heute so und morgen anders erzähle und selbst klare ausgemachte Tatsachen absichtlich entstelle[4]). Aber Bismarck war wenigstens zu tiefst, gegen sich selbst ein wahrhafter Mensch. Bei Bülow dagegen war Verstellung zweite Natur. Durch und durch unaufrichtig, wußte er offenbar selbst oft nicht, wie er eigentlich dachte und stand. Sonst wäre es ja nicht möglich, daß er dieselben Leute: Harnack, Erzberger, Scheidemann mit faustdicken Komplimenten überschüttete und gleichzeitig oder wenig später giftigste Sätze über sie zu Papier brachte. Diese Doppelzüngigkeit ist vom moralischen Standpunkt noch häßlicher und hat ihm auch mehr geschadet, als das begreifliche und bei fast allen Memoirenschreibern bemerkbare Bestreben, die Dinge so zu arrangieren, daß das eigene Verdienst möglichst groß und die eigene Schuld möglichst klein wird. Was Bülow nach dieser Richtung unternimmt, ist auch nicht so schlimm, wie es bei seiner geringen Wahrheitsliebe und seiner großen advokatorischen Gewandtheit hätte werden können. Schon weil er seine Fehler großenteils gar nicht als solche anerkennt, gibt er sich keine sonderliche

[1]) Aus dem Briefwechsel des GFM. Grafen Waldersee, herausgegeben von Meisner (I, 309).
[2]) Freiherr von Eckardstein: „Die Entlassung des Fürsten Bülow", S. 95f.
[3]) „Süddeutsche Monatshefte" XXVIII, 400.
[4]) Moritz Busch: „Tagebuchblätter" (III, 310, 330, 332).

Mühe, sie durch Verdrehungen zu verteidigen. Daneben kommt in Betracht, daß ihm längere sachliche Auseinandersetzungen nicht liegen. Er verschweigt mehr, weicht aus, läßt im Halbdunkel, als daß er direkt entstellte. Selbst da, wo ihm der Vorwurf der Fälschung am leidenschaftlichsten gemacht wird, bei der Daily Telegraph-Affäre, wird man zweifeln dürfen, ob seine Darstellung nicht immer noch richtiger ist als die seiner damaligen Ankläger. Ueber seine Orientpolitik und die unglückliche Taktik auf den beiden Haager Konferenzen gleitet er in der Hauptsache fort. Die sehr viel ausführlichere Behandlung der Marokkokrise verschiebt einige Daten und Motive, ist aber mehr unbefriedigend und unvollständig als eigentlich irreführend. Was er über seine Stellung zu Tirpitz' Flottenplänen sagt, braucht bei manchen unrichtigen Einzelangaben im ganzen nicht so falsch zu sein. Am eingehendsten äußert er sich zu dem Vorwurf, daß er das Bündnis mit England verpaßt habe, und soviel er auch hier übergeht oder vernebelt, bringt er doch neben eigenen beachtlichen Bemerkungen wichtiges originales Material bei: Briefe und Denkschriften Haßfelds, Holsteins und Richthofens, die, wie mir scheint, zu gewissen Korrekturen der bisher vorherrschenden, am glänzendsten von Friedrich Meinecke[1]) vorgetragenen Auffassung zwingen.

Auch sonst fehlt es in den Denkwürdigkeiten nicht an Dokumenten erster Hand, die auch der wird benutzen müssen, der jedem Wort der Erzählung mißtraut. Der Fürst hat zwar gleich nach seiner Entlassung die meisten Briefe und Telegramme des Kaisers korrekterweise zurückzugeben. Aber einige kann er doch vollständig abdrucken, darunter den Bericht Wilhelms II. über seinen Besuch im Vatikan am 3. Mai 1903, bei dem Leo XIII. ihn mit Karl dem Großen und Friedrich dem Großen vergleicht (I, 611—615), und das ihm in Abschrift überlassene unerhört charakteristische Schreiben, das der Monarch nach dem Tod Bismarcks und dem Erscheinen des Buschschen Erinnerungsbuches an seine Mutter richtete (I, 235 ff.): es spricht mehr gegen Wilhelm II. als irgend etwas, was Bülow selbst sagt[2]). Zwei weitere wichtige Stücke, die kaiserliche Aufzeichnung über seine Unterhaltung mit Veit

[1]) „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems."

[2]) Man lese nur die Sätze: „For the moment — die 99 Tage — Bismarck was the master of the situation and the Empire! And the house of Hohenzollern was nowhere! . . I from that moment perfectly understood the terrible task, you then did not foresee, which Heaven had shaped for me, of rescuing the Crown from the overwhelming shadow of its minister, to set the person of the Monarch in the first raw at „his" place, to save the honour and the future of our House from the corrupting influence of the Great stealer of our People's hearts and to make „him" atone for what he harmed Papa, you and even Grandpapa."

am 28. Dezember 1905 (II, 190 ff.) und der Brief vom 3. April 1909 über „die englische Flotten- und Dreadnoughtschweinerei" (II, 145 ff.) sind auch in der „Großen Politik der europäischen Mächte", Bd. XX, 690 ff. und Bd. XXVIII, 145 ff., zugänglich. Von anderen gibt Bülow nach Auszügen, die er sich gemacht hat, Inhaltsangaben: die wird man mit gebotener Vorsicht aufnehmen, erst recht die vielfach eingestreuten langen Gespräche, die er mit dem Kaiser geführt haben will. Auch wo er dabei wie meist aus stilistischen Gründen die direkte Rede verwendet — für indirekte Rede ist die deutsche Sprache außerordentlich unhandlich —, handelt es sich bestenfalls um späte Rekonstruktion nach Notizen, der dann so viel oder so wenig Wert zukommt wie den berühmten Reden bei Titus Livius. Immerhin erscheint gelegentlich auch einmal eine gleichzeitige Niederschrift (II, 63 f. über eine Unterredung vom 14. Februar 1904), von der sich hoffen läßt, daß sie unretouchiert ist. Konzepte seiner eigenen Briefe hat er, um die Führung seiner Privatakten ersichtlich wenig bemüht, nur in geringer Zahl zurückbehalten. Einen so wichtigen Brief, wie den an Philipp Eulenburg unmittelbar vor Bismarcks Sturz, kann er nur nach einer nachträglichen Niederschrift wiedergeben (IV, 629—635). Von Originalen wären zu nennen das in der „Großen Politik" fehlende Abschiedsgesuch vom 3. August 1905 (II, 139—144) und ein langes programmatisches Schreiben an seinen Bruder Alfred vom Juli 1906 (II, 229—238), auch der Brief an Einem vom 1. Juli 1906 über die Notwendigkeit verstärkter Rüstungen (II, 226 ff.) und die „Zehn Gebote" für den Verkehr mit dem Zaren und Iswolski im Juni 1909 (II, 480 f.). Aus einem Tagebuch, das er während des Weltkriegs „wenn auch mit Lücken" geführt hat, werden nur ganz wenige und recht unbedeutende wörtliche Auszüge mitgeteilt (III, 276 f.). Sehr charakteristisch für die hohe Frau und auch politisch nicht uninteressant sind eine Reihe von Billets der Kaiserin (I, 227, 248, 290; II, 68, 246, 270, 304). Eine Korrespondenz mit Bethmann (III, 18 ff., 51 ff., 51 f., 62, 120 f., 194 f., 231 f., 241 ff.) zeigt eindrucksvoll den Gegensatz der beiden Kanzler. Endlich erhalten wir eine nicht geringe Zahl Privatbriefe von Diplomaten: Richthofen, Mühlberg, Tschirschky, Schön, Jenisch, Philipp Eulenburg, Monts, Metternich, indem namentlich die letzten drei häufig zu Wort kommen, und einige Schreiben von Kardinal Kopp. Eins von diesen, der Bericht über das Konklave vom 1.—4. August 1903, auf dem die österreichische Exklusive die Wahl Rampollas verhinderte (I, 619 ff.), stellt ein wichtiges Faktum wesentlich klarer als bisher.

Sonst dient das in die Denkwürdigkeiten eingestreute Briefmaterial, ganz wie die Erzählung auch, weniger dazu, unser Wissen um die Hergänge selbst zu vermehren, als die Atmosphäre zu verdeutlichen, in der gehandelt und verhandelt wurde.

Die Hintergründe und geheimen Zusammenhänge, das Menschliche, allzu Menschliche im politischen Getriebe, werden viel heller beleuchtet als in den amtlichen Publikationen Deutschlands, Englands und Frankreichs. Da nun aber Vertrautheit mit der Atmosphäre Vorbedingung für richtige Auffassung und Wertung jeder Aktion ist, da ein Bild, um wahr und überzeugend zu sein, nicht nur Kontur, sondern Luft haben muß, wird, auch wenn die veröffentlichten Staatsdepeschen sich zu noch höheren Bergen auftürmen, kein Historiker der Zeit von 1890 bis 1918 an den Denkwürdigkeiten Bülows vorübergehen dürfen.

Er darf es endlich auch deshalb nicht, weil sie so unvergleichliche Möglichkeiten bieten, in das innerste Wesen, die Anlagen, den Entwicklungsgang, den Lebensrhythmus eines Mannes hineinzusehen, der eben doch eine der beherrschendsten Figuren der nachbismarckischen Geschichte gewesen ist. Von Bismarcks Persönlichkeit weiß, wer nur die „Gedanken und Erinnerungen" liest, erst verhältnismäßig wenig. Für Kaiser Wilhelm II. ergeben die „Ereignisse und Gestalten" fast gar nichts. Bei Bülow bringt es der nicht zu überbietende Subjektivismus seiner Denkwürdigkeiten mit sich, daß man den ganzen Menschen sozusagen mit Händen greift. Es ist einer der sympathischen Züge des Buches, daß er sich nicht sehr viel besser zu machen sucht, als er ist, sondern sich als einen „Menschen mit seinem Widerspruch" empfindet und zu dieser und jener Schwäche direkt bekennt. Andere und mehrere, deren er sich vielleicht nicht einmal bewußt ist, verraten sich ungewollt. Aber auch die freundlichen, liebenswürdigen, bedeutenden Seiten treten klar hervor. Von wenigen historischen Persönlichkeiten läßt sich ein so vollständiges und genaues Bild zeichnen.

Es mag lohnen, im folgenden wenigstens einen ersten noch vorläufigen Versuch in diesem Sinne zu machen.

## II.

### Der Aufstieg.

Bülow hat gern ein bißchen als Götterliebling posiert, und wirklich ist er bis zu seinem Sturz in seltenem Maß vom Glück begünstigt gewesen.

Gleich seiner Geburt (3. Mai 1849 in Klein-Flottbeck) leuchteten freundliche Sterne. In ihm, der übrigens der erste Sohn seiner Eltern war, vereinte sich das Blut eines alten mecklenburgischen Adelsgeschlechts und einer nicht weniger alten hamburgischen Patrizierfamilie. Tradition, Weltläufigkeit, weiter Horizont, vornehm-reicher Lebenszuschnitt waren damit gegeben. Das Hamburgische und nicht weniger die Tatsache, daß die Familie des Vaters seit zwei Generationen im dänischen

Staatsdienst stand, wiesen von vornherein über die deutschen Grenzen hinaus.

Die ersten Eindrücke empfing der Knabe in Frankfurt am Main, wohin der Vater als Bundestagsgesandter für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg 1852 übersiedelte. Er hat auch das als Glück gepriesen, weil sich in der schönen Mainstadt norddeutsche und süddeutsche Art begegneten. Nachdem sein Vater wegen der Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage 1862 sein dänisches Amt niedergelegt und 1863 die Stellung des Ministers für Mecklenburg-Strelitz übernommen hatte, folgte ein kurzes Idyll im lieblichen Neustrelitz, und für die letzten Gymnasialjahre (1865—1867) wurden Bernhard und sein Bruder Adolf auf das Pädagogium in Halle, das „Pädchen", geschickt. Der Vater wünschte, sie so rechtzeitig an die preußische Art zu gewöhnen, weil sie doch später ihren Weg in Preußen machen sollten. Wie das sehr verständig gedacht war, läßt sich überhaupt, während die feine, stille, fromme Mutter sehr im Hintergrund bleibt, eine sehr weise und vorschauende und bei aller möglichen Güte äußerst feste und zielklare Leitung durch den Vater beobachten. Man denkt ein wenig an den älteren und jüngeren Pitt. Jedenfalls sind Bülows Entwicklung und Laufbahn entscheidend durch den Vater bestimmt worden. Er spricht mit großer Liebe und Dankbarkeit von ihm. Auch Bismarck und Kaiser Wilhelm I. haben ihm als einem zugleich guten und klugen, stets verläßlichen Mann vollste Anerkennung gezollt. Bei seinen Untergebenen war er weniger beliebt[1]). Das Leichte und Glänzende des Sohnes hatte er nicht. Dafür erscheint er männlicher und ernster. Eine den Denkwürdigkeiten beigeheftete Fotografie zeigt einen schweren Mann mit klugen Augen und feinem, ausgesprochen eigenwilligem Mund. Anton von Werner auf dem bekannten Berliner Kongreßbild gibt ihm dazu einen selbstgefälligen, genüßlichen Zug, der an den späteren Gesichtsausdruck des Sohnes erinnert, wie denn eine große Aehnlichkeit ganz allgemein zu erkennen ist.

Von Konflikten zwischen Vater und Sohn fehlt jede Spur. Bülow, der überhaupt Streit lieber vermied als aufsuchte, hat sich dem stärkeren Willen und der überlegenen Einsicht des Vaters auch, wo seine eigenen Wünsche in andere Richtung wiesen, allemal kampflos gefügt. Er erzählt, daß er, als es zum Studium der Rechte auf die Universität ging (1867), gerne in ein vornehmes Korps, am liebsten bei den Bonner Preußen, eingesprungen wäre. Der Vater litt es nicht: „Du wirst dir mit Bier trinken den Magen aufschwemmen und für lange verderben, dir das Gesicht durch einige Schmisse entstellen und im übrigen nichts lernen." Er schickte ihn erst

[1]) Moritz Busch: „Tagebuchblätter" (III, 79).

nach Lausanne, dann nach Leipzig und Berlin. Ein fleißiger Student ist Bülow auch so nicht geworden. Dafür fühlte er sich, ähnlich wie Bismarck, schon zu sehr als junger Weltmann. Aber etwas mehr als Bismarck hat ihm die Universität doch gegeben. In Leipzig Roscher, in Berlin Gneist, beides typische Vertreter der kompromißfrohen „nationalliberalen" Gelehrsamkeit jener Jahre, haben ihm starken Eindruck gemacht und sicher dazu beigetragen, sein wirtschaftliches und politisches Denken in die Bahnen des juste milieu zu lenken. Daneben las er viel und benutzte seine freie Zeit „zum Turnen, Fechten und zu langen Spaziergängen". Turnen und Spazierengehen sollte er bis ins Alter systematisch, ja pedantisch betreiben. Auch allerlei Liebesabeuteuer, mit denen er schon in Halle begonnen hatte, fehlten nicht. Eins, bei dem er der Verführte war, mit einer spanischen großen Dame in Vevey, hatte, indem es den Freitod des schnöde verabschiedeten früheren Liebhabers zur Folge hatte, tragische Begleitumstände.

1870 führte ihn aus einer Badekur in Oeynhausen heraus der Krieg unter die Waffen. Entgegen den Abmahnungen des Vaters, von dem er sich hier doch einmal frei machte, trat er sogleich bei den Bonner Königshusaren als Freiwilliger ein und nahm, verhältnismäßig sehr früh, am 31. Oktober, ins Feld geschickt, an den Kämpfen gegen die französische Nordarmee, den Schlachten an der Hallue (23. Dezember) und St.-Quentin (19. Januar), teil. Wir sind gewohnt, uns Bismarck in Uniform vorzustellen und Bülow nicht. Aber Bülow ist viel mehr militärfromm gewesen. Mit sichtlichster Liebe spricht er von seinen Feldzugserinnerungen. Er bewährte sich als tapferer Reitersmann, den weder Gefahren noch Strapazen schreckten, war seinen Kameraden, von denen er reizvolle Bilder zeichnet, ein lustiger, auch wohl leichtsinniger Geselle und gewann sich für alle Zeit die herzliche Freundschaft seines Kommandeurs, des späteren Generalfeldmarschalls von Loë, eines der klügsten und vornehmsten Offiziere der alten Armee. Loë veranlaßte ihn, zu den Avantageuren überzutreten, er wurde gleich nach dem Frieden Leutnant und wäre nur zu gern bei der Fahne geblieben. Aber sein Vater, der ihn von vornherein zum Diplomaten bestimmt hatte, vergönnte ihm nur noch einen Sommer lustigen Bonner Soldatenlebens. Zum Winter 1871 mußte er nach Greifswald übersiedeln, um seinen Referendar zu machen; und hier zeigte sich nun erstmals, zu welcher zeitweiligen Energieentfaltung und strengen Selbstzucht seine sonst mehr weiche genußfrohe Natur periodenweise fähig war. Nach einer festen Tageseinteilung, die klugerweise auch regelmäßiges Reiten vorsah, arbeitete er täglich 12 Stunden, von denen erst ein Ohnmachtsanfall ihn schließlich zwang, ein weniges abzulassen. Im März 1872 legte er dann wirklich vor dem

geistreichen Ernst Immanuel Bekker, dem dritten der für ihn maßgebenden Universitätslehrer, ein gutes Referendarexamen ab.

Es folgte ein Jahr erst beim Landgericht, dann beim Bezirkspräsidium in Metz, wo er einigen Einblick in die schwierigen elsaß-lothringischen Verhältnisse gewann, leider ohne dadurch später als Reichskanzler zu einer Aenderung der unglücklichen Reichslandkonstruktion veranlaßt zu werden. Inzwischen (1873) wurde sein Vater von Bismarck als Staatssekretär des Auswärtigen nach Berlin gezogen. Damit eröffneten sich für seine eigene diplomatische Karriere die günstigsten Aussichten. Er wurde auch noch 1873 als Attaché ins Auswärtige Amt einberufen und durfte sich 1874 als erste Auslandsstelle Rom wünschen, von dem er freilich noch nicht ahnte, welche große Rolle es in seinem Leben spielen würde. Dann, nachdem er 1875 das diplomatische Examen „mit Auszeichnung" bestanden hatte, schickte ihn der Vater als Legationssekretär in rascher Folge nach Petersburg, Wien und Athen. In Athen, wo er fast anderthalb Jahre war, vom Januar 1877 bis Mai 1878, führte er, da sein Chef, der Gesandte von Radowitz, im Auswärtigen Amt Dienst tat, die Geschäfte ganz selbständig. Das war gerade damals eine verantwortungsvolle Aufgabe. Griechenland mußte möglichst lange am Eingreifen in den russisch-türkischen Krieg verhindert werden. Nun hatten die Hellenen ja entfernt nicht soviel wirkliche Kriegslust, wie es nach den geschwollenen Worten der Kammerreden und Zeitungsartikel scheinen konnte. Der französische Gesandte Tissot sagte, als ihm ein griechischer Politiker emphatisch versicherte: que les Grecs voleraient très prochainement à la frontière, mit bitterbösem Wortspiel: Ils voleront où et quand ils pourront, certainement, mais ils ne voleront pas à la frontière (IV, 420), und Bülow selbst meint: „Der Grieche glich dem Mann des Lustspiels, der seine Freunde beschwört, ihn an den Rockschößen zurückzuhalten, damit er sich nicht aus dem Fenster stürze (IV, 428)." Aber bei diesem „an den Rockschößen Zurückhalten" half er sehr geschickt mit. Obwohl er wegen seines jugendlichen Aussehens in der Hofgesellschaft „das Kind" hieß, gewann er sich rasch eine ausgezeichnete Stellung beim König, den er als vollkommenen Gentleman von unerschütterlicher Ruhe und feinem Verstand rühmt, und der „etwas naiven Königin". Seine gleichzeitigen Briefe, von denen Radowitz in seinen Erinnerungen Auszüge mitteilt, zeigen scharfe Pointierung und sicheres Urteil[1]). Der Gesandte konnte

[1]) Ich zitiere etwa (Radowitz: „Aufzeichnungen und Erinnerungen" I, 371): „Die Hellenen sind ein begabtes Volk und auch, von den Politikern abgesehen, ein braves Volk, viel sympathischer als die verrotteten Jungtürken oder sonstigen Rassen im Balkan. Aber Griechenland wird durch eine scharfe Schule gehen müssen, um einzusehen, daß die Kommawirtschaft, das Intrigieren und Phrasendreschen nicht der Weg zur Herrschaft im Orient sind."

seinen Stellvertreter nur loben. Auch Bismarck war mit ihm zufrieden. Er hatte in gewissem Sinn sein Probestück abgelegt. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß er nicht in der diplomatischen Arbeit und dem gesellschaftlichen Leben aufging, sondern Zeit fand, die Herrlichkeiten griechischer Landschaft und Kunst auf sich wirken zu lassen, und im Verkehr mit Ernst Curtius, Ulrich Köhler und Julius Schmidt, dem bedeutenden Direktor der Athener Sternwarte (genannt Mondschmidt), wichtigste Anregungen für die Vertiefung seiner Allgemeinbildung gewann. Namentlich den Einfluß von Schmidt, der ihn auf Kant hinwies und Goethe besser verstehen lehrte, hebt er stark hervor.

Im Mai 1878 wurde er nach Berlin zurückgeholt, um für den Eintritt in das Sekretariat des sich vorbereitenden Berliner Kongresses zur Hand zu sein. So hatte er das Glück, dies wichtigste und folgenreichste Ereignis der späteren Bismarck-Zeit unmittelbar mitzuerleben. Er bewunderte die technische Meisterschaft, mit der Bismarck präsidierte. Beifällig zitiert er das Wort eines der englischen Sekretäre: „Der Fürst führe den Kongreß wie ein sehr guter Kutscher einen Vierergzug: he is a most skilful whip.“ Von den fremden Delegierten imponierte ihm am meisten Beaconsfield, über den er aber etwas irgend Bedeutendes nicht zu sagen weiß. Nicht freundlich gemeint ist sein Urteil über den Franzosen Waddington: „Er sah wie ein Gelehrter aus und hatte Sprechweise und Manieren eines solchen.“ Bei Gortschakow fiel ihm in der Schlußsitzung der giftige Gesichtsausdruck auf. Von Schuwalow weiß er zu erzählen, daß er durch die Reize einer gewöhnlichen Kokotte einige Tage länger in Berlin zurückgehalten worden sei und so Gortschakow die Möglichkeit gegeben habe, vorauseilend dem Zaren die Berliner Verhandlungen in ungünstigem Sinne darzustellen. Sollte das wahr sein, so wäre es ein nicht uninteressanter Beitrag zum Thema von kleinen Ursachen und großen Wirkungen.

Viel wichtiger, sogar sehr wichtig sind die Angaben, die Bülow über die Kritik seines Vaters an der Bismarckschen Kongreßpolitik macht. Der Staatssekretär soll dem Sohn gesagt haben, der Kanzler treibe hier gegen seine Gewohnheit Prestigepolitik, indem er für notwendig halte, nach den beiden Attentaten auf den Kaiser das deutsche Ansehen wiederherzustellen. Der Kongreß hätte besser in der Schweiz oder in Venedig stattgefunden. Auch nachdem einmal Berlin gewählt worden sei, würde es sich empfohlen haben, Gortschakow die tatsächliche Leitung zu übertragen. Jedenfalls hätte Bismarck die Eigenliebe von Gortschakow mehr schonen sollen (IV, 436 f.). Ganz kann das alles nicht stimmen; denn lange vor den Attentaten stand fest, daß der Kongreß, wenn überhaupt, in Berlin zusammentreten würde, und der Gedanke, Gortschakow das

faktische Präsidium zu überlassen, erscheint unter diplomatisch-technischen wie unter politischen Gesichtspunkten gleich seltsam. Aber es bliebe möglich, daß die innere Krise der deutschen Verhältnisse Bismarcks außenpolitische Entschlüsse irgendwie mitbeeinflußt hätte; und vollends wahrscheinlich ist, daß der Staatssekretär die Behandlung Gortschakows mißbilligte. Schon für 1875 überliefern die Denkwürdigkeiten einen Ausspruch von ihm: „Gortschakow ist eitel wie ein Affe und empfindlich wie eine alte Jungfer. Und unser großer Bismarck ist zuweilen zu heftig, ist rankünos und kann sein Temperament nicht immer zügeln (IV, 349)." Aehnlich klagte er nach dem Berliner Kongreß im August 1879, Bismarck ärgere in allen Balkanfragen die Russen, um Gortschakow zu strafen (IV, 503). Auch das Bündnis mit Oesterreich hatte ganz folgerichtig nicht den Beifall des Staatssekretärs. Er erklärte die Wendung nach Wien hin für zu abrupt, zu sehr ab irato, und machte sie nur mit, weil, wie er sagte, man die Braut nach öffentlicher Verlobung nicht sitzenlassen könne, und die Hoffnung erlaubt sei, daß, wenn man erst über die Stromschnelle hinweg sei, Bismarcks geniale Geschicklichkeit bald wieder in ruhigeres Fahrwasser steuern werde (IV, 506).

Bülow, der Sohn, verzeichnet aus seiner im Weltkrieg erworbenen antiösterreichischen Einstellung heraus solche Aeußerungen nachträglich mit Behagen, indem er versichert, fast für jedes Wort einstehen zu können. Im Augenblick selbst aber half er mit, den Widerstand des Kaisers gegen den neuen Bundesvertrag auf sehr merkwürdige Weise zu überwinden. Gemeinsam mit Radowitz, Aegidi und Rudolf Lindau fabrizierte er in einem eigens eingerichteten außerordentlichen Pressebüro Zuschriften aus allen Teilen Deutschlands, die den Zeitungen zugeleitet und dem alten Herrn als spontaner Ausdruck der öffentlichen Meinung und Stimmung vorgelegt wurden (IV, 508 f.).

Das war sozusagen eine Ferienarbeit; denn an sich gehörte er damals dem Auswärtigen Amt nicht mehr an. Drei Monate nach dem Berliner Kongreß hatte er die Stelle eines zweiten Sekretärs bei der Pariser Botschaft erhalten. Er blieb verhältnismäßig lange dort, bis zum Sommer 1884, also durch sechs Jahre, die letzten drei Vierteljahre als erster Sekretär. Paris, wie natürlich, fesselte ihn stark. „Wer", schreibt er (IV, 524), „das Schauspiel eines politischen Lebens genießen will, das immer neue Bilder bietet, wo um der Menschheit höchste Güter mit Leidenschaft, mit Geist und Witz gestritten wird, wo das öffentliche Leben an dramatischen Momenten reicher ist als in irgendeinem anderen Lande der Welt, der suche Paris auf." Fast zu allen bedeutenden Männern, die damals dauernd oder vorübergehend an der Seine weilten, trat er in Beziehung. Von vielen, den Orléans, MacMahon,

Grévy, General Gallifet, Waldeck-Rousseau, Graf Roger du Nord, Henckel von Donnersmarck, Emile de Girardin, General Fleury, Turgenjew, dem Nuntius Czacki, weiß er Interessantes zu berichten. Den stärksten Eindruck unbedingt machte ihm Gambetta. Er charakterisiert ihn als einen „simpaticone", eine große Natur, wobei er verschiedene nicht so bekannte Züge des glänzenden Mannes beibringt, und trat offenbar in ein Verhältnis wirklicher Intimität zu ihm, aus dem sich ohne den für die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen viel zu frühen Tod Gambettas (31. Dezember 1882) später sehr nützliche Folgen hätten ergeben können. Mit Ferry hatte Bülow auffallenderweise viel weniger gern zu tun: „Man merkte ihm bei jedem Wort seinen tiefen Haß gegen Deutschland an. Er sah überall Fallen (IV, 483)." Chef der Pariser Mission war Fürst Chlodwig Hohenlohe. Er nahm den jungen Sekretär, den er bereits vom Berliner Kongreß her kannte, höflich, ja herzlich auf — nach dem Tode seines Vaters (20. Oktober 1879) ließ er ihn in der Botschaft wohnen — und gewann rasch eine sehr vorteilhafte Meinung von seinen Fähigkeiten. „Sieh dir den jungen Bülow an", soll er zu seinem Sohn gesagt haben, „der kann einmal Reichskanzler werden." Bülow seinerseits spricht von Hohenlohe pietätvoll und anerkennend, wenn er sich auch später nicht versagen kann, der wirklich manchmal etwas kompromittierenden amourösen Neigungen noch des alten Herrn zu gedenken (I, 179). Er zitiert das Wort einer Schwester des Fürsten: „Von Chlodwig gilt der Spruch der Bergpredigt: Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen", meint aber, Hohenlohe habe außer seiner Sanftmut und Geduld auch eine ungewöhnliche Zähigkeit, sehr viel Takt, Ruhe und Besonnenheit besessen: „Er war ein zu großer Herr, um irgend jemand nachzulaufen, aber er brüskierte auch den Geringsten nicht und schlug niemand etwas ab (IV, 463)."

Wichtiger als das gute Verhältnis zu seinem Vorgesetzten sollte Bülow die Freundschaft eines seiner Pariser Kollegen werden. 1881 kam als dritter Sekretär Graf Philipp Eulenburg für kurze Zeit an die Botschaft. Bülow erteilt ihm in den Denkwürdigkeiten die tadelnden, doch wohl zu scharfen Zensuren eines unbrauchbaren Beamten und absoluten Dilettanten auf allen Gebieten, ridikülisiert auch seine Weichheit, die ihm den Spitznamen Philine eintrug, namentlich sein ewiges eingebildetes Kranksein und läßt endlich kaum einen Zweifel, daß er an unnatürliche Neigungen und Verfehlungen Eulenburgs glaubt. Aber er muß doch zugeben: „Groß gewachsen, mit schönen, etwas melancholischen Augen, mit einer angenehmen, sympathischen Stimme, mit den allerbesten Manieren, immer natürlich, ohne je ordinär oder gar roh zu werden, war er eine aristokratische Erscheinung. Er war nach seinem ganzen

Wesen das, was die Franzosen einen Charmeur nennen (IV, 486)." Rasch entwickelte sich zwischen ihnen eine fast schwärmerische Neigung, die sich in ihren Briefen mit geradezu wertherischem Ueberschwang äußert[1]), und die, wenn sie schließlich in Enttäuschung und Zerwürfnis endete, doch fünfundzwanzig Jahre und mit sehr weitgehenden Wirkungen für die beiden „Seelenverwandten" selbst und das ganze Deutschland vorhielt. Bülow nennt Eulenburg unter den fünf besten Freunden, die er gehabt habe: sonst noch Franz Arenberg, Bodo Knesebeck, Friedrich Wittum und Herbert Bismarck. Am meisten geliebt allerdings will er Herbert Bismarck haben (II, 52).

Hier war es nicht wie bei Eulenburg das Verwandte, sondern das Gegensätzliche, was ihn anziehen mochte. Denn Herbert Bismarck gerade, wie ihn Bülow wieder schildert, war von so ganz anderer Art: schroff bis zur Brutalität, „exzessiv" in Lebensführung und Meinungsäußerung, zynisch, ungleich, von seinen Nerven abhängig, nur zu häufig taktlos. Nicht nur zitterten seine Untergebenen vor ihm. Der eigene Vater, der ihn doch — Bülow scheint es zu mißbilligen — zu seinem Nachfolger erzog, meinte einmal, er sei mit seinen vierzig Jahren selbstbewußter und eigensinniger als er (IV, 623), und der alte Kaiser beklagte sich über die Ermüdung durch seine stürmischen Vorträge. Aber seine frische Männlichkeit, sein Fleiß, seine Pflichttreue und Tatkraft konnten schon auch Neigung erwecken. Hinzu kam für einen Mann von Bülows umsichtiger Klugheit doch wohl entscheidend, daß es sich um den Sohn des allmächtigen Reichskanzlers handelte. Ehrlicherweise sagt er selbst, daß zu seiner Freundschaft mit Herbert auch die Bewunderung beigetragen haben möge, die er von Kindesbeinen an und durch sein ganzes Leben für den Vater Bismarck empfunden habe.

Diese Bewunderung war, wenn schon ganz gewiß nicht uninteressiert, doch aufrichtig und dauerhaft. Man hat sie mit Recht als einen schönen Zug von ihm gewürdigt[2]). Bülow hat sich stets als Nachfolger Bismarcks gegeben und wird als Bismarckepigone in die Geschichte eingehen. Nicht, daß er ihm ohne Kritik gegenüberstände. In der äußeren Politik teilte er die Bedenken seines Vaters gegen die Kursänderung von 1878/79, und was die innere anlangt, macht er hinreichend

[1]) Viele der Briefe bei Haller: „Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg", z. B. S. 223: Bülow an Eulenburg (13. März 1893): „Als schwesterliche entstiegen einst unsere Seelen dem rätselhaften Born alles Daseins." Anreden: „Liebster Philipp"; „Geliebter Bernhard". Schluß eines Bülow-Briefes: „Ich umarme Dich in innigster Liebe", eines anderen: „Gott schütze, leite, segne Dich, Liebster" (Muschler: „Philipp zu Eulenburg", S. 415).

[2]) Z. B. Graf Manfredi Gravina in einer sehr umfassenden und eindringenden Besprechung: „Le memorie del Principe di Bülow", Nuova Antologia, 16 Ottobre 1930, 1° Marzo 1931.

deutlich, daß er die Ordnung der elsaß-lothringischen Verhältnisse, den Kulturkampf, die Einführung des allgemeinen Stimmrechts[1]), das Sozialistengesetz und die allzu starke Zurückdrängung des Parlaments gegenüber dem König- und Kaisertum für Fehler halte. Die Frage, wieweit die Katastrophe von 1918 durch das System Bismarck vorbereitet worden sei, hat ihn offenbar beschäftigt. Auch verkennt er nicht gewisse persönliche Schwächen des Kanzlers, wie „das bisweilen krankhafte Mißtrauen gegenüber Menschen, die aus irgendeinem Grund sein nie schlafendes Mißtrauen erweckt hatten" (IV, 251). Richtig bemerkt er (IV, 270): „Bismarck hat zumeist nur ganz verstanden, was er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte." Bei einem Besuch in Friedrichsruh 1897 (I, 23 f.) ist er „ergriffen von der Einfachheit des Hauses, der Bescheidenheit der Möbel, der völligen Schmucklosigkeit und, um alles zu sagen, von dem unkünstlerischen Charakter der ganzen Einrichtung. Kein schönes Bild hing in Friedrichsruh, außer einem herrlichen Lenbachschen Porträt des Fürsten. Von einer größeren Bibliothek war nichts zu sehen." Aber er findet darin dann doch wieder „ein würdiges Abbild des wahren preußischen Geistes", und so bleibt Bismarck sein Ideal. Indem er eine Reihe von Besuchen bei ihm schildert, hebt er hervor, wie er Bismarck nie ins Zimmer habe treten sehen „ohne die Empfindung, daß ich einen Großen, einen ganz Großen vor mir sähe, den größten Menschen, den ich erblickt hätte und je erblicken würde. Er wirkte um so imponierender, als er in keiner Weise posierte. Er machte immer einen überlegenen, nie einen eitlen Eindruck" (IV, 297). Eine Reihe von Zügen, die auch sonst bekannt sind, bestätigt er: die leise, feine Stimme, die langsame, beinahe stockende Sprechweise, die ungemeine Höflichkeit namentlich gegenüber Frauen, den riesenhaften Appetit. Dazu überliefert er eine Fülle meist unbekannter treffender und tiefer Worte über Menschen und Dinge, so daß die Bismarck-Forschung die Denkwürdigkeiten ernstlich wird beachten müssen. Mit besonderem Stolz natürlich verweilt er bei solchen Aeußerungen, die auf ihn als einen möglichen Nachfolger hinweisen, wie die ihm von Herbert mitgeteilt: „Der junge Bülow gehörte zu den drei oder vier Männern, die nach meinem Tod das Reich zusammenhalten müssen[2])."

---

[1]) Hier ist von Interesse eine Aeußerung der Gräfin Sophie Hatzfeld, die Generalfeldmarschall von Loë Bülow mitgeteilt hat (IV, 122): „Lassalle hielte Fühlung mit Bismarck, um ihn in der Absicht zu bestärken, . . . das gleiche Wahlrecht zu gewähren. Aber im letzten Ende werde dabei nicht Bismarck, sondern Lassalle der Gewinner sein; denn das allgemeine Stimmrecht werde in Deutschland zur Herrschaft der Demokratie, zur Republik und zum Sozialismus führen."

[2]) I, 393. Ein ähnliches noch weitergehendes, aber weniger gut beglaubigtes Wort IV, 559.

Diese gute Meinung des „großen Otto" von ihm hatte nun freilich eine für Bülow selbst und vielleicht das Deutsche Reich unerwünschte Folge. Es ist nicht üblich und nicht angängig, einen jungen Diplomaten zu lange an demselben Ort zu lassen. Bülow mußte irgend einmal seine Stellung in Paris mit der an einer anderen Botschaft vertauschen. Seine Wünsche richteten sich auf London. Herbert Bismarck, der vorübergehend dort amtierte, ließ ihn besuchsweise herüberkommen. Der Botschafter Graf Münster hätte ihn gern als Mitarbeiter gehabt. Fürst Bismarck aber brauchte eine besonders tüchtige Kraft für Petersburg, wo seiner Ansicht nach am meisten auf die persönlichen Qualitäten des deutschen Vertreters ankam — interessante Ausführungen von ihm darüber IV, 556 — und wo der Botschafter General von Schweinitz aus Gesundheitsrücksichten nur zu oft und auf zu lange beurlaubt war. So schickte er Bülow im Juli 1884 statt an die Themse unerwarteterweise an die Newa. Wenn man Bülows spätere Politik überdenkt, ist man geneigt, das zu bedauern. Bülow war ein sehr eindrucksfähiger Mensch. Er hatte an sich Sympathien für englisches Wesen. Auf allen seinen Missionen verkehrte er, wie er erzählt (IV, 598), am liebsten mit seinen englischen Kollegen. Er würde in London rasch heimisch geworden sein, wertvolle Verbindungen zu allen Kreisen gewonnen haben, und die fast notwendige Wirkung wäre gewesen, daß er England besser verstanden und richtiger behandelt hätte, als es dann in den entscheidenden Jahren 1898 bis 1902 geschah. Bülow selbst war im Augenblick sicher enttäuscht, daß ihm London entging. Petersburg mußte ihm schon deshalb nicht ganz recht sein, weil er, von früher Jugend an ernstlich halsleidend, Grund hatte, das russische Klima zu fürchten. Aber Widerspruch kam natürlich nicht in Frage. Noch im selben Monat trat er seinen neuen Posten an, um ihn durch vier Jahre zu behalten.

In diese zweite Petersburger Zeit fällt die große Veränderung seines persönlichen Lebens, die Heirat mit Gräfin Marie Dönhoff, geborenen Prinzessin von Camporeale (9. Januar 1886). Bülow war in seiner Jugend ein homme à femmes. Ungewöhnlich gut aussehend, fast ein wenig zu hübsch, wie ihn etwa das greulich eitle Kostümbild von 1875 zeigt (IV, 328), mußte er das *Auge* der Frauen auf sich ziehen, und wenn der Weg zu ihrem Herzen nach einem bekannten Wort mehr durchs *Ohr* geht, so konnte seine witzige, amüsante, geistvolle und einschmeichelnde Beredsamkeit erst recht ihre Wirkung nicht verfehlen. Das, was Karl Fürstenberg seinen „öligen Schmus" genannt haben soll[1]), wurde von dem hier erfahrungsgemäß wenig kritischen weiblichen Geschlecht meist dankbar hingenommen. Er ist in der Lage, eine kleine Leporelloliste hoch-

[1]) Eckardstein: „Entlassung des Fürsten Bülow", S. 92.

stehender Geliebten zu geben und tut es offenbar um so lieber, als zu der nachkostenden Freude des alten Mannes an frühen Erfolgen der Wunsch hinzukommt, den auch gegen ihn laut gewordenen Verdacht eines anormalen Geschlechtslebens zu entkräften. Einmal lief er ernstlich Gefahr, in eine falsche Bahn zu geraten. Eine sehr schöne, etwas ältere Fürstin Y., die große Eroberung seiner ersten römischen Tage, suchte ihn für die Dauer an sich zu fesseln. Da griff der Vater energisch ein. Er trennte sich von der Geliebten, die dann bald durch ein neues Abenteuer sozialer Aechtung und Dürftigkeit verfiel. Mit seiner späteren Frau, die ihm gleich bei einer ersten Begegnung schon im Frühling 1875 stärksten Eindruck gemacht hatte, entwickelten sich engere Beziehungen doch erst acht Jahre später, 1883 in Paris, als sie bereits im Begriff war, sich von ihrem ersten Gatten, dem Gesandten Dönhoff, zu trennen. Damals immerhin schon Mitte dreißig, war sie, die bis in recht späte Tage Liebe erwecken und erwidern sollte, doch noch mit dem vollen Reiz der Jugend umgeben, dazu geistvoll, gewandt, höchst musikalisch, eine Frau, der nicht nur die Männer, sondern, was mehr sagen will, weil es seltener ist, die Frauen, Kaiserin Friedrich, Cosima Wagner, Mimi Schleinitz, gehuldigt haben. Bülow mußte sich nicht ihre Neigung, die ihm rasch zufiel, aber ihre Hand erkämpfen; denn einmal machte die Trennung ihrer katholisch eingesegneten Ehe Schwierigkeiten, während ihm doch ihr Stiefvater, der bekannte italienische Staatsmann Marco Minghetti mit aller Entschiedenheit erklärte, eine bloß zivile Trauung sei ausgeschlossen, und dann war es sehr zweifelhaft, ob er den Konsens zur Heirat mit der geschiedenen Frau eines ebenfalls im preußischen Dienst stehenden Diplomaten erhalten würde, zumal diese Frau eine Ausländerin und dem Bismarckschen Kreis durch die Gunst der kronprinzlichen Herrschaften schwer verdächtig war. Um da durchzudringen, blieb ihm nichts übrig, als sein Amt zur Verfügung zu stellen. Und nun ist es für die Beurteilung seines Charakters doch wichtig, daß er das tat, obwohl die Geliebte ihn keineswegs durch besonderen Reichtum entschädigen konnte. Adolf Wilbrandt hat am Tag ihrer Silberhochzeit Fürst und Fürstin Bülow als eins der schönsten Paare unserer Geschichte, eine herrliche Mischung von Deutsch und Welsch, die Fürstin als die treue Poesie, die beglückende holde Musik dieses großen Lebens gepriesen (III, 109 f.). Sicher war sie, wie die ernstere und engere Mutter Bülows ihm nach kurzer Bekanntschaft verstehend sagte, „die Frau, die zu ihm paßte“ (IV, 596). Man fragt sich wohl, ob ihn, der an sich mehr aus dem Rahmen deutscher Art herausfiel, als für seine Wirkung in Deutschland gut war, nicht eine Deutsche günstiger hätte beeinflussen können als diese Italienerin, die, wie sehr sie mit der deutschen Sprache und Kultur vertraut sein mochte, doch notwendig dazu beitrug, den

internationalen Zug seines Charakters zu verstärken. Indessen eine deutsche Hausfrau, a german frauchen, wie König Eduard höhnisch zu sagen pflegte, hätte ihn eben nicht zu fesseln vermocht. Mit Maria Camporeale wurde er, obwohl es an Merkwürdigkeiten der Ehe nicht fehlte, sehr glücklich. Sie half ihm mit ihrem „italienischen Lächeln" Menschen fangen und hat ihm, obwohl politisch ganz uninteressiert, ja geradezu ahnungslos, durch ihre menschlichen Vorzüge den Weg zum Gipfel gebahnt. Gleich das Haus, das sie mit ihm in Petersburg machte, ist von allen, die das Glück hatten, dort zu verkehren, als eine Stätte edelster, geistigster Geselligkeit gepriesen worden.

Selbst der gestrenge Botschafter Schweinitz huldigte ihr: „Sie ist genial begabt", soll er gesagt haben, „und dabei so harmlos wie meine zwölfjährige Tochter. Sie ist natürlich, aufrichtig und wahrhaftig . . . eine Dame und jeder Stellung gewachsen" (IV, 592). Ueber den Mann Bülow war sein Urteil nicht ganz so bedingungslos freundlich. Schweinitz galt ganz allgemein für einen unbequemen Vorgesetzten: Bismarck hat ihm einmal ärgerlich Vorwürfe wegen der schlechten Behandlung seiner Untergebenen gemacht, und wie sein Charakter war: ernst, fest, immer bemüht, Menschen und Dingen auf den Grund zu gehen, mochte ihm gerade der neueste allzu viel lächelnde, geschmeidige, leicht von der Oberfläche abgelenkte Sekretär bei aller Begabung, die er willig anerkannte, wenig nach dem Herzen sein. Später im Ruhestand, als Bülow schon in der Wilhelmstraße saß, charakterisierte er ihn gegen den Oberpräsidenten Grafen Zedlitz mit dem sehr beachtenswerten Wort: „Bis zum Konflikt wunderbar begabt und geschickt, aber im Konflikt versagend[1])." In seiner Petersburger Amtszeit aber vertraute er seinem Tagebuch 1887 einmal die Klage an, daß während seines Urlaubs der Stellvertreter in seinen Berichten allzusehr das in Berlin gewünschte Lied gesungen und durch eine Menge pikanter, geschickt eingeflochtener Anekdoten den Glauben an Rußlands Kriegswillen bestärkt habe[2]). Was es damit so eigentlich für eine Bewandtnis hat, läßt das in der „Großen Politik der europäischen Mächte" vorliegende Aktenmaterial nicht erkennen. Die Denkwürdigkeiten selbst werfen zwar manches interessante Licht auf die Verhältnisse und Stimmungen am Hof Alexanders III. — besonders wichtig, was Bülow den Generaladjutanten Tscherewin über seinen Herrn sagen läßt (IV, 577) —, rühren aber nur sehr obenhin an die großen, gerade heute soviel umstrittenen Probleme, die Bismarcks Russenpolitik der Jahre 1884 bis 1888 betreffen. Eine Frage, an der Bülow wenigstens nicht ganz vorbeigeht, ob

[1]) Robert Zedlitz: „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof", S. 202.
[2]) „Die Denkwürdigkeiten des Botschafters General von Schweinitz" II, 351.

der Kanzler 1885 einen russisch-englischen Krieg wegen der afghanischen Händel wünschte, scheint er überraschenderweise fast mehr zu bejahen als zu verneinen (IV, 580). Bei der Herbeiführung der Dreikaiserzusammenkunft von 1884 und der Anbahnung des Rückversicherungsvertrages schreibt er sich zweifellos eine zu große Rolle zu. Immerhin bestätigen auch die amtlichen Akten, daß seine Wirksamkeit in Petersburg bedeutend war. Nach seiner eigenen Erzählung soll ihn Bismarck für so schwer ersetzbar gehalten haben, daß er daran gedacht hätte, ihn über den für seine Ernennung zum Gesandten ins Auge gefaßten Termin (1888) hinaus am russischen Hof zu belassen und nach ein, zwei Jahren gleich zum Botschafter dort zu befördern (IV, 617). Dagegen wandte sich Herbert: es widerspräche den Grundsätzen des diplomatischen Dienstes. Eine Zeitlang war von Washington die Rede. Am Ende, weil wegen einer innerpolitischen Krisis, die den Thron König Carols bedrohte, dort mehr Not am Mann schien, wurde er nach Bukarest geschickt (Frühling 1888).

Wieder möchte man wünschen, daß es bei der ersten Versetzungsabsicht verblieben wäre. Ein Einblick in die amerikanische Welt würde Bülow einen volleren Begriff von den bewegenden Kräften des modernen Staats- und Wirtschaftslebens gegeben und ihn vor manchen späteren Irrtümern und Fehlern bewahrt haben. In Bukarest verlebte er „sechs (eigentlich nur fünfeinhalb) stille und glückliche Jahre[1])". Er machte sich nützlich, wie noch in allen seinen bisherigen Stellungen, war persona gratissima bei dem von ihm hochverehrten König, „einem der besten Menschen und weisesten Regenten, denen ich begegnet bin" (IV, 619), vertrug sich schlecht und recht mit den rumänischen Beutepolitikern, von denen er einige recht bezeichnende Züge und Worte überliefert, und tat manches für die Festigung der Beziehungen Rumäniens zum Dreibund, wenn er auch den von ihm für notwendig gehaltenen öffentlichen Bundesvertrag nicht erreichen konnte, doch ist er, obwohl er schon als junger Geschäftsträger in Athen und dann wieder in Petersburg ausgiebig mit Balkanangelegenheiten befaßt gewesen war, selbst durch den langen Aufenthalt in Bukarest nicht zu einem tieferen Verständnis der Probleme des Nahen Ostens geführt worden. Sie haben ihn innerlich nie stärker beschäftigt. Seine Einstellung war zu ausgesprochen westlich dafür. Auch brachte es die politische Entwicklung in Deutschland während seiner Bukarester Zeit mit sich, daß seine Blicke allererst nach Berlin gezogen wurden.

[1]) IV, 651. Zu diesem Urteil paßt nicht ganz, was Philipp Eulenburg im Dezember 1893 an seine Mutter über eine Begegnung mit den eben nach Rom versetzten Bülows schreibt (Haller, S. 131): „Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie reizend Marie Bülow in ihrer Freude war, endlich Bernhard von diesem geisttötenden Bukarest befreit zu sehen. Sie war wie ein Kind, sah auch so aus."

Es waren die Jahre, wo die lange so stabilen, ja stationären deutschen Verhältnisse durch den Tod der beiden Kaiser und den Sturz Bismarcks in eine krampfhafte Bewegung gerieten. Bülow beklagte das vorzeitige Ende Kaiser Friedrichs, über den er mit ganz auffallender Wärme spricht; und den Bruch des jungen Kaisers mit Bismarck, den er seit dem Herbst 1889 fürchtete, hätte er gern vermieden gesehen, ja, er suchte ihn durch einen langen abmahnenden Brief an Philipp Eulenburg noch im letzten Moment aufzuhalten oder abzuschwächen. In den Denkwürdigkeiten widmet er ihm eingehendere und tiefer greifende Betrachtungen, als sonst seine Art sind (IV, 636 ff.). Den entscheidenden Grund sieht er richtig in den persönlichen Gegensätzen. Den sachlichen weist er eine mehr sekundäre Rolle zu, und doch hätte nach seiner Meinung gerade nur ein völliger Kurswechsel der Entlassung des Reichsgründers zur Rechtfertigung dienen können: „Bismarck durfte nur fortgeschickt werden, wenn der Kaiser entschlossen war, nach seinem Ausscheiden eine liberalere Richtung einzuschlagen, also, wenn auch nicht sofort das parlamentarische System im westeuropäischen Sinne einzuführen, so doch sich einem solchen zu nähern. Auf die Diktatur Bismarck durfte nicht eine Diktatur Wilhelm II. folgen." Für sich selbst brauchte Bülow bei seinen engen Beziehungen zu dem erklärten Kaisergünstling Philipp Eulenburg von dem neuen Regiment kaum etwas zu fürchten. Eulenburg versuchte ihn sogar gleich damals als Staatssekretär zu lancieren. Daraus wurde nichts. Holstein, in dem man doch den eigentlichen Bismarck-Ersatz für das Auswärtige zu haben meinte, erklärte, dann seinen Abschied nehmen zu wollen[1]). Auch Herbert Bismarck soll die Ernennung widerraten haben[2]). Aber Bülow rechnete fortan doch unter die Papabili, und nachdem Eulenburg seine Versöhnung mit Holstein bewirkt hatte, gelang es ihm eben durch diesen, dem Freund 1893 die Botschaft beim Quirinal zu verschaffen, obwohl die einflußreiche militärische Umgebung des Kaisers die unmögliche Kandidatur des römischen Militärbevollmächtigten, Oberst von Engelbrecht, betrieb[3]). Um die Jahreswende 1893/94 durfte er als Herr in denselben Palazzo Caffarelli einziehen, in dem er zwanzig Jahre früher seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte.

Eulenburg, der ihn unmittelbar vor der Uebersiedelung in Wien sah, schrieb, er sei „in einem freudigen Entzücken", und er selbst stellt fest, daß ihn außer seiner Beförderung zum Gefreiten im Bonner Königshusarenregiment kein Avancement mehr beglückt habe (IV, 650). Doch sind die Denkwürdigkeiten über seine Botschafterzeit verhältnismäßig kurz. Man hat ein

[1]) Haller: „Eulenburg", S. 226.
[2]) So erzählte Caprivi Radowitz nach dessen „Aufzeichnungen und Erinnerungen" II, 322.
[3]) Haller: „Eulenburg", S. 84.

wenig das Gefühl, daß der Verfasser, der ja diese Kapitel wohl zuletzt diktiert hat, müde geworden ist und zum Schluß drängt. Von seiner diplomatischen Arbeit erwähnt er nur, daß er 1896 Italien von Seitensprüngen bei der Behandlung der Kretafrage zurückgehalten habe. Der Nachdruck liegt, indem das Kommende seine Schatten vorauswirft, schon auf der Erzählung seiner Begegnungen mit dem Kaiser 1894 in Venedig und 1896 in Neapel und auf der Wiedergabe seiner Verhandlungen mit Philipp Eulenburg über seine Berufung nach Berlin.

In Berlin hatten sich die Dinge seit 1890 eigentlich immer nur verschlimmert. Die staatsgefährliche Opposition des unversöhnten Bismarck dauerte an, und der neue Kurs führte, indem er nach außen eine Großmacht nach der andern verstimmte, erst recht im Innern einen wahrhaft höllischen Wirrwarr, einen Krieg aller gegen alle mindestens in den höheren Regionen herauf. „Alles beißt sich, schlägt sich, haßt sich, belügt und betrügt sich", heißt es in einer Aufzeichnung Philipp Eulenburgs vom 2. März 1894[1]). Auswärtiges Amt, Preußisches Ministerium, Kaiserliches Hauptquartier standen gegeneinander, von den ganz persönlichen Intrigen einzelner (Waldersee!) zu schweigen. Caprivi, von dem bei Bülow wenig die Rede ist, fiel im Oktober 1894, weil er für das verwickelte Spiel zu gerade, einfach und steif war, und sein Nachfolger Chlodwig Hohenlohe, „die alte Reichsschaute", wie ihn Wilhelm II. burschikos nannte, verhinderte zwar manches Aergste, hatte aber keinerlei Tat- oder Schöpferkraft mehr. Der Kaiser mit seiner militärischen Umgebung gefiel sich in Staatsstreichsgedanken nach Art derer, die er Bismarck nicht hatte ausführen lassen wollen, und wieder Holstein, der neben ihm fast als die wichtigste Figur der sieben Jahre von 1890 bis 1897 erscheint, verfolgte je länger je mehr mit allen Mitteln einer diabolischen Minierkunst den Plan, den jungen Herrn, den er schon 1892 mit dem Kaiser in Faust (Zweiter Teil) verglich, zur Abdankung zu zwingen, zu entmündigen oder mindestens unter die Kontrolle einer parlamentarischen Regierung zu bringen. „Seine Majestät müsse als das Kind oder der Narr behandelt werden, der er sei[2])."

In dieser Lage, die einige Aehnlichkeit mit der von 1862 hatte, war es Philipp Eulenburg, der, wie damals Roon auf Bismarck, immer wieder auf Bülow hinwies. Der Kaiser ließ sich auch leicht von „Bernhards" Fähigkeiten überzeugen. Schon im April 1894 überreichte er ihm den Stern zum Roten Adlerorden mit den verheißungsvollen Worten: „Das ist nur ein kleiner Anfang. Es wird noch viel mehr dahinter kommen" (IV, 661), und im Dezember 1895 sagte er zu Eulenburg:

[1]) Haller: „Eulenburg", S. 109.
[2]) Haller: „Eulenburg", S. 234.

„Bülow soll mein Bismarck werden[1])." Die Aussichten, die sich so eröffneten, enthielten für Bülow nicht nur Verlockung. Seine Eindrücke vom Kaiser waren, wie wir ihm glauben dürfen, widerspruchsvoll (IV, 676). Im August 1890 hatte er an Eulenburg geschrieben: „Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir einen solchen Herrn haben, der mich immer an die heldenhaften Salier- und Hohenstaufenkaiser unseres Mittelalters gemahnt. Er ist . . . aus dem Holz gemacht, aus dem unser Herrgott die großen, die sehr großen Herrscher zu schnitzen liebt[2])." Zu diesem Urteil stand er jetzt kaum mehr ganz und immer. Gerade durch Eulenburg mußte er wissen, wie unendlich schwer die Behandlung Wilhelms war. Und dann: Holstein, den er gleich damals für unentbehrlich erklärte, die maison militaire und der Reichstag mochten ihm die Geschäftsführung auch nicht erleichtern. Indem er zwar mit der Anwartschaft auf das Reichskanzleramt, aber zunächst doch erst als Staatssekretär unter Hohenlohe eintreten sollte, ergab sich eine gewisse Halbheit und Unsicherheit. Wie, wenn nach Hohenlohe doch ein anderer Kanzler ernannt wurde? Seine römische Stellung demgegenüber war klar und angenehm. Er liebte Italien und die Italiener. Von seiner Frau wußte er, daß der Wechsel ihr schwer werden würde. Alles das wollte bedacht sein. Aber andererseits doch er besaß hohen Ehrgeiz. Er kannte, vielleicht überschätzte seinen Wert. Der Gedanke, ein zweiter Bismarck zu werden, mochte ihm nicht so fern liegen. Als daher in nicht eben rascher Entwicklung endlich 1897 die große Frage an ihn herantrat, nahm er ohne allzu langes Zögern an. Am 28. Juni 1897 konnte das Wolf-Büro melden, daß er mit der Leitung des Auswärtigen Amts betraut worden sei.

Die Zeit der Vorbereitung war abgeschlossen. Nun mußte sich zeigen, ob er wirklich größten Aufgaben gewachsen war.

[1]) Haller: „Eulenburg", S. 225.
[2]) Haller: „Eulenburg", S. 52.

***

# Die Katastrophe der deutschen Landwirtschaft

## von Reichsminister a. D. Dr.-Ing. Gothein

Die Lage der deutschen Landwirtschaft ist höchst kritisch. Der Großhandelsindex, der für pflanzliche Nahrungsmittel im Juli 1929 noch 130,9 im Juli 1930 noch 119,7 stand, ist trotz aller Stützungsmaßnahmen auf 107,6, der für Vieh von 133,7 auf 111,9 bzw. 83 gesunken (am 29. Juli hatte er sogar einen Tiefstand von 82,6 erreicht). Vieherzeugnisse gleichzeitig von 135,9 auf 121,3 bzw. 108, Agrarstoffe zusammen von 132,4 auf 114,8 bzw. 99,4 gefallen. Die Selbstkosten aber sind seit 1929 annähernd auf gleicher Höhe geblieben; sie sind fast doppelt so hoch wie vor dem Krieg.

Auf den Weltmärkten sind die Preisrückgänge noch stärker. Weizen Northern III notierte vor Jahresfrist in Winnipeg 94,75 cts. je 60 lbs., Anfang August d. J. 43,88 cts., also nur 46 v. H. des Vorjahrpreises. Western-Roggen ist in Rotterdam von 18,90 im Juli 1929 auf 8,52 RM. im Juni d. J. und seitdem noch weiter gefallen. Butter in Kopenhagen von 327,60 auf 191,60, Rinder von 83 auf 64,4, Schweine in Posen von 108 auf 46, in Chikago auf 63,8 usw. Der Rückgang hat sich inzwischen noch verschärft.

Die Preisbewegung von Agrarstoffen vermag sich in Deutschland nicht völlig unabhängig von den Weltmarktspreisen zu bewegen. Nicht durch übermäßige Einfuhr ist der Preisfall hervorgerufen worden. Im laufenden Jahr ist sie gegen das Vorjahr vielmehr stark zurückgegangen. So im ersten Halbjahr dem Gewicht nach bei Weizen um 3 713 000 dz = 51,5 v. H., bei Roggen um 278 000 dz = 60 v. H. (während in Roggen die Ausfuhr um 1 615 000 dz gestiegen war). In Gerste die Einfuhr um 7 558 000 dz = 68,7 v. H., in Mais um 2 113 000 dz = 52,3 v. H., in Kartoffeln um 1 938 000 dz = 70 v. H. (die Ausfuhr stieg auf das Zwanzigfache); in Gemüse um 403 000 dz = 11 v. H., in Butter um 100 000 dz = 17 v. H., in Käse um 16 000 dz = 5,7 v. H., in Eiern um 129 000 dz = 13,9 v. H., in Fleisch und Würsten um 304 600 dz = fast 50 v. H., in lebenden Rindern um 55 280 Stück = 49,1 v. H., in Schweinen um 43 540 Stück = 41 v. H., während gleichzeitig deren Ausfuhr um 27 000 Stück stieg.

Wertmäßig war die Einfuhr von Rindern um 18,6 Mill. RM. = 56 v. H., von Schweinen um 7,26 Mill. = 63 v. H., von Lebensmitteln und Getränken um 550 Mill. = 33,5 v. H. gesunken; speziell bei Butter um 62 Mill. = 36 v. H., bei Eiern um 51 Mill. = fast 60 v. H., bei Fleisch und Fleischwaren um 42,5 Mill. = 55 v. H. usw.

Der Preissturz ist auf dem Inlandsmarkt für die spezifischen Erzeugnisse der bäuerlichen Wirtschaft noch weit stärker, als für die der landwirtschaftlichen Großbetriebe. Die Notlage ist bei ersteren also mindestens ebenso groß, wenn nicht noch größer, als bei den Großbetrieben. Trotzdem der Kleinbetrieb Familienwirtschaft führt, also keine Arbeitslöhne zu zahlen hat und die Ungunst der Preislage durch gesteigerte Arbeitsleistung und eingeschränktere Lebenshaltung auszugleichen sucht, ist nach neueren Erhebungen auch die Verschuldung des Kleinbesitzes in starker Zunahme; in letzter Zeit sogar in stärkerer als beim Großbesitz. In Ostdeutschland steigt sie nur noch wenig, weil die Grenze der Verschuldungsmöglichkeit erreicht, vielfach sogar überschritten ist. Im Westen nimmt sie daher jetzt stärker zu als im Osten. 1929/30 wuchs sie je Hektar um 37 RM. im Osten, um 42 RM. im Westen. Durchschnittlich erforderte der Zinsendienst in Ostdeutschland 47,1, in Westdeutschland 43 RM. je Hektar. Aus dem Reinertrag der Wirtschaft konnte der Zinsendienst bestritten werden in Ostdeutschland nur von 25 v. H. der Großbetriebe, von 39 v. H. der Mittelbetriebe und 42 v. H. der Kleinbetriebe. Selbst in Westdeutschland war das nur bei 29 v. H. der Großbetriebe, 43 v. H. der Mittelbetriebe und 45 v. H. der Kleinbetriebe der Fall. Mit dem seit dem Vorjahr eingetretenen Preissturz aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse dürften sich diese Verhältnisse noch außerordentlich verschlechtert haben. Im laufenden Jahr dürften selbst von den Kleinbetrieben kaum mehr als ein Drittel noch ohne Verlust gewirtschaftet haben. Mit der Aufteilung von Großbesitz zu Kleinbesitz, der für ersteren vielfach die letzte Rettung ist, wird die Krise der Landwirtschaft daher nicht beseitigt.

Der große Vorteil der kleinbäuerlichen Scholle ist, daß dieselbe Fläche mehr Menschen ernährt und, da der größere Teil der Produktion von der Familie des Betriebsinhabers selbst verzehrt wird, ein verhältnismäßig geringerer Teil der Produktion auf den Markt kommt, als beim landwirtschaftlichen Großbesitz. Immerhin ist auch der Kleinbauer auf den Verkauf eines Teiles seiner Wirtschaftserträge angewiesen, um aus dem Erlös seinen Bedarf an Betriebsmitteln, an Kleidung, und Hausrat, Reparaturen, Steuern und Lasten zu bestreiten. Da der Großhandelsindex für industrielle Fertigwaren-Produktionsmittel auf 130,3, der für Fertigwaren-Konsumgüter auf 136,8, für Agrarstoffe aber auf 99,4 steht, und die Preise, die der Landwirt ab Hof erhält, noch weit tiefer liegen, während er für das, was er braucht, die noch stärker gestiegenen Kleinhandelspreise anlegen muß, so wird selbst für ihn die Lage immer katastrophaler.

Zur Deckung unseres Einfuhrbedarfs an Butter — im laufenden Jahr dürfte er unter 1 Million dz bleiben — bedarf es keiner Vermehrung unserer Kuhhaltung, also auch keiner vermehrten bäuerlichen Siedlung; es würde dazu die Hebung der Milchergiebigkeit der Kühe durch bessere Zucht und reichlichere Fütterung namentlich mit den sehr billig gewordenen Oelfrüchten und ihren Rückständen genügen. Die Gefahr einer Ueberproduktion an Milch liegt aber keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit[1]). Auf dem Weltmarkt besteht eine solche bereits und findet ihren Ausdruck in den stark rückgängigen Butterpreisen. Bei der verringerten Kaufkraft infolge der Weltwirtschaftskrise und der ebenfalls verminderten Bevölkerungszunahme ist eine steigende Aufnahmefähigkeit für ein relativ so teures Nahrungsmittel wie Butter wenig wahrscheinlich. Das Gleiche gilt vom Fleischverbrauch. Unsere Geflügelhaltung und Eierproduktion sind in starkem Aufstieg. Gegen 1925 ist die erstere um ein Drittel, die letztere um die Hälfte gestiegen; entsprechend ist die Einfuhr seit 1928 rückgängig. Recht bedenklich ist der Rat an die ostdeutschen Siedler, sich besonders auf den Gemüsebau zu verlegen. Boden- und klimatische, besonders aber die Absatzverhältnisse sind dafür weit weniger günstig als im Westen und Süden. Aus Ostpreußen erschallen bittere Klagen derer, die diesen Rat befolgt haben. Hohe Preise erzielen zudem nur die Frühgemüse, und darin kann der Osten nicht mit den klimatisch bevorzugteren Gegenden konkurrieren.

Unsere Einfuhr an Vieh, tierischen Produkten und Gemüse, soweit sie durch Inlandsproduktion gedeckt werden könnte, dürfte in diesem Jahr 800 Mill. RM. nicht erreichen. Unsere gesamte Warenausfuhr nach den uns fast ausschließlich damit versorgenden europäischen Staaten betrug im letzten Jahr 9377 Mill. RM., das sind 3552 Mill. RM. mehr, als sie zu uns einführten. Selbst wenn diese im laufenden Jahr nur 8 Milliarden werten sollte, so wird ihr Ueberschuß über die Einfuhr noch wesentlich größer sein, als im Vorjahr. Im deutschen Interesse liegt es nicht, die Kaufkraft unserer besten Abnehmer von Industrieerzeugnissen zu schwächen, geschweige sie durch zollpolitische Maßnahmen vor den Kopf zu stoßen. Mit Ausnahme einiger ausgesprochenen Konsumgüterindustrien — wie Nahrungsmittel- und Textilindustrie — sind unsere wichtigsten Industrien — Bergbau-, Eisen-, Maschinen-, Papier-, Glas-, Porzellan-, Metallwaren-, chemische Industrie usw. — gegenwärtig zu mehr als 60 v. H. fürs Ausland beschäftigt. Nehmen wir den Niederlanden, Belgien, Frankreich, Italien, den skandinavischen und baltischen usw. Staaten ihre Erzeugnisse nicht

[1]) Von 1925 bis 1930 ist die deutsche Frischmilchproduktion von 17,5 auf 22 Milliarden Liter, die Butterproduktion von 2300000 auf 3600000 dz gestiegen.

ab, so werden sie auch uns die unsern nicht mehr im bisherigen Umfang abkaufen, und unserer „geschützten" Landwirtschaft würde es dann auf dem innern Markt für ihre höherwertigen Erzeugnisse infolge Arbeitslosigkeit an Absatz fehlen. Die Methode der künstlichen Preissteigerung hat, weil sie zur Ueberproduktion anreizt, auf die Dauer immer versagt. *Anpassung der Produktion an den Bedarf, wie sie durch niedrige Preise erzwungen wird, ist der allein zum Ziel führende Weg.*

*Voraussetzung dafür ist aber Senkung der Produktions- und Verteilungskosten.* Sie lassen sich aber nicht senken, wenn ihre wichtigsten Faktoren: Löhne und Soziallasten, Steuern und Gebühren, Frachten, elektrischer Strom, Gas, Wasser usw. den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht angepaßt werden. Man kann nun einmal von der deutschen Landwirtschaft nicht Angleichung der Preise an die des Weltmarkts verlangen, wenn man ihr durch Gesetze und Verordnungen die Selbstkosten verteuert.

Agrarzölle sind gewiß überaus unerwünscht. Wenn jedoch von manchen Seiten jede „Senkung der Löhne" — die doch nun einmal die Voraussetzung für die Senkung der Steuern, der sozialen Lasten, wie der Gebühren und damit der Produktions- und Verteilungskosten ist — „abhängig gemacht wird von einer Verbilligung unserer durch die agrarische Hochschutzzollpolitik zum Teil auf das vielfache der Weltmarktspreise getriebenen Lebensmittelpreise", so sind sich die Vertreter dieser Forderung weder über das Ausmaß dieser Belastung noch über die wirtschaftlichen Konsequenzen ihrer Forderung klar. Bei einer so überwiegend industriellen Bevölkerung wie der niederrheinisch-westfälischen beträgt der Kopfverbrauch von Weizen 40, von Roggen 45 kg. In Groß-Berlin ist der Roggenverbrauch noch niedriger. Wenn ein Zoll von 100 RM. je Tonne wirklich im Preise des Brotes und Mehles voll zum Ausdruck käme, würde das eine jährliche Kopfbelastung von 8,50 RM. sein. *Für Vieh und Geflügel* bilden sich die Preise lokal, unabhängig vom Zoll; das Gleiche gilt von *Milch*, überwiegend auch von Gemüse. Der Zoll auf *Eier* von 5 RM. für 100 kg ist kaum mehr als eine statistische Gebühr. Die Viehpreise auf den großen Schlachtviehmärkten stehen heut um 17—18 v. H. unter den Vorkriegspreisen; da Frachten und Handelsspesen erheblich gestiegen sind, erlöst der Züchter oder Mäster 20—25 v. H. weniger als vor dem Krieg. Die Löhne sind dagegen um 75—100 v. H., die Soziallasten um über 200 gestiegen, die Steuern nicht weniger.

Das Verhältnis zwischen Erwerbstätigen und Unterhaltungsbedürftigen hat teils durch den Geburtenrückgang von 26,9 auf 17,5, teils durch die Zunahme der Frauenarbeit eine außerordentliche Verbesserung erfahren. Trotz der erhöhten

Lebenshaltungsziffer — die übrigens in den letzten zwei Jahren einen Rückgang von 13,5 v. H. erfahren hat — ergibt sich für den Vollbeschäftigten daher eine sehr beträchtliche Hebung seines Lebensstandards. Die war freilich nur möglich auf Kosten weitgehender Aufzehrung von Kapital einerseits, ungeheurer Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit andererseits. Die ersteren suchte man durch Heranziehung ausländischen Kapitals zu begegnen, was zu der geborgten Konjunktur mit ihren schweren Gefahren führte, die letzteren durch weit getriebene soziale Leistungen. Das eine wie das andere verteuert die Produktionskosten und Lasten in einer für die Wirtschaft untragbaren Weise.

Die Steigerung der Löhne und Soziallasten trifft den landwirtschaftlichen Großbetrieb ungleich schwerer, als den Kleinbetrieb. Im Erntejahr 1925/26 machten auf geringeren Getreideböden Schlesiens je Hektar die Barlöhne im Kleinbetrieb 21 RM., im Großbetrieb 109 RM., die sozialen Lasten bei ersteren 6 RM., bei letzterem 29 RM. aus. Sie dürften inzwischen um 40 bzw. 70% gestiegen sein, sich also zusammen auf 40 bzw. 170 RM. erhöht haben. Rechnet man auf solchen Böden einen den Saatgutverbrauch übersteigenden Körnerertrag von 1,45 t je ha, so bleiben bei einem Großhandelspreis von 160 RM. für Roggen und Hafer und einem solchen von 150 RM. ab Hof, dem Großbetrieb je Hektar ganze 47,50 RM. für künstlichen Dünger und Instandhaltung von Maschinen, Geräten und sonstigem Inventar übrig, was kaum für den ersteren ausreicht. An eine Verzinsung des investierten Kapitals, geschweige an eine Grundrente oder eine Entlohnung der Arbeit des Besitzers bzw. Betriebsleiters ist dabei nicht zu denken. Bei einem Roggen- oder Haferpreis von 70—80 RM., wie er zur Zeit auf dem Weltmarkt herrscht, würden die Löhne und Soziallasten noch nicht zu zwei Drittel bzw. drei Viertel durch den Ernteertrag gedeckt werden. Kommen doch zu den Lohn- und Sozialaufwendungen noch hinzu 9% Verzinsung und 10% Abschreibung vom Wert des Maschinen- und Geräteparks, der auf 9 Milliarden RM. geschätzt wird, was allein 1700 Mill. RM. im Jahre erfordert. Weiter der Wert des aufgewandten Kunstdüngers mit 700 Mill. im Erntejahr 1929/30 und der für zugekaufte Futtermittel mit 1100 Mill. RM., was zusammen je Hektar landwirtschaftlicher Fläche nochmals 137 RM. ausmacht. Der Aufwand an Futtermitteln trifft natürlich die relativ viehschwachen Großbetriebe weniger als die viehreichen Klein- und Mittelbetriebe; der für

Kunstdünger und Maschinen die ersteren dafür um so stärker. Zu allem kommen noch die Grundsteuern mit den Gemeindezuschlägen, die auf rund 8—10 RM. je Hektar zu veranschlagen sein dürften und als Realsteuern auch da entrichtet werden müssen, wo ohne Gewinn, ja mit Verlust gewirtschaftet wird.

Die Annahme, am Getreidepreis sei nur der Großbesitz interessiert, da nur er Getreide verkaufe, der Klein- und Mittelbesitz seine Ernte aber in der eigenen Wirtschaft verbrauche oder an Mehl, Brot und Körnerfutter mehr zukaufe, als er verkaufe, ist nur bedingt richtig. Auf die Kleinbetriebe (5—20 ha) entfallen 39 v. H., auf die Mittelbetriebe 31 v. H. und auf die Großbetriebe nur 30 v. H. der Getreideversorgung. Noch geringer ist der Anteil des Großbesitzes an der Kartoffelversorgung mit 28 v. H.

Wie erwähnt, sind besonders stark gefallen die Viehpreise; an ihnen ist der Großbesitz bei Rindern nur mit 12, der Mittelbesitz mit 28 und der Kleinbesitz mit 60 v. H. der Viehhaltung beteiligt. Für die Milchversorgung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung kommen Mittel- und Großbesitz allerdings etwas stärker in Betracht, da sie milchergiebigere Tiere halten, während der Kleinbesitz die Kühe vielfach auch als Zugvieh benutzt. Noch etwas geringer ist der Anteil der Groß- und Mittelbetriebe an der Schweinezucht.

Von der Vermehrung der bäuerlichen Betriebe ist, da die Preise ihrer spezifischen Erzeugnisse selbst auf dem Weltmarkt stark im Sinken sind, um so weniger eine dauernde Besserung der Lage der deutschen Landwirtschaft zu erwarten, als sie — wie bereits bei Schweinen — zu einer Ueberproduktion mit weitgehenden Preisdruck führen würde, z. T. schon geführt hat. Sie durch weitere Zollerhöhungen anzuregen, hat auch um deshalb schwere Bedenken, weil damit die besten Abnehmer deutscher Industrieprodukte in Europa gezwungen würden, sich in diesen von uns unabhängig zu machen, und es dann bei uns infolge wachsender Arbeitslosigkeit erst recht an Aufnahmefähigkeit für die höherwertigen Lebensmittel fehlen würde, was die deutsche Landwirtschaft in der jetzigen Wirtschaftskrise bereits bitter empfindet.

Die landwirtschaftliche Siedlung erfordert außerordentlich umfangreiche Kapitalinvestitionen; bei der geringen Rentabilität der landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe und den hohen Kosten, die dabei für Gemeindezwecke erfordert werden, ist Privatkapital dafür nicht zu haben und die ungünstige Finanzlage von Reich, Ländern und Gemeinden sollte die Hergabe von öffentlichen Mitteln ausschließen. Bei den starken Anforderungen, die die bäuerliche Wirtschaft an die Arbeitsleistungen des Besitzers und seiner Familie stellt, die über das vom Lohnarbeiter verlangte weit hinausgehen, würde das für

Aufteilung des Groß- und des großbäuerlichen Besitzes erforderliche geeignete Siedlermaterial heut teils nicht zu haben, teils auch nicht zu halten sein.

Die Agrarkrise ist keine spezifisch deutsche; in den Agrarexportstaaten wütet sie noch schlimmer als in den überwiegenden Industriestaaten. Nicht nur in den untern Donaustaaten und Polen, aufs schärfste auch in Argentinien, Kanada, den Vereinigten Staaten von Amerika, Australien usw., und zwar nicht nur in den Getreideexportstaaten, sondern neuerdings auch in den Ausfuhrstaaten von Vieh und tierischen Produkten. Eine Besserung ist nur von der Einschränkung des Anbaues zu erwarten. Bezüglich Weizens ist sie von Argentinien, Australien, Kanada und den Vereinigten Staaten in Angriff genommen, vermag sich aber wegen der auf den Markt drückenden ungeheuren Lagervorräte und wegen der verstärkten Ausfuhrtätigkeit Rußlands nicht auszuwirken. Die letztere dürfte ihre Grenzen an der furchtbaren Unterernährung des russischen Volkes finden, die auch dessen Arbeitsleistung einschränkt. Da auf die Dauer nicht mit Verlust produziert und verkauft werden kann, die gegenwärtigen Weltmarktspreise von Getreide aber selbst für die billigst produzierenden Länder Verlustpreise sind, so dürfte — wenn auch erst nach Jahren — ein Wiederanziehen der Preise eintreten.

Bis dahin bei uns die Landwirtschaft durchzuhalten, ist aus folgenden Gründen geboten:

1. Um den Nahrungsmittelbedarf des Inlandes zu decken müßte für das von den dann zu Grunde gehenden Landwirtschaftsbetrieben bisher Produzierte Ersatz durch Einfuhr geschaffen werden. Das würde für unsere Handels- wie Zahlungsbilanz, die wegen unserer Verschuldung unbedingt stark aktiv gestaltet werden muß, verhängnisvoll werden. Da unsere besten Abnehmer von Industrieprodukten nicht die großen Getreideüberschußstaaten sind, so würden sie sich gegen unseren dann notwendigen Schleuderexport von Industrieerzeugnissen mit gesteigerten Schutzzöllen wehren. Die Arbeitslosigkeit in der Industrie würde daher noch weit stärker zunehmen. Und, womit wir die erforderliche Mehreinfuhr an Lebensmitteln bezahlen sollten, ist schleierhaft.

2. Der Zusammenbruch zahlloser Landwirtschaftsbetriebe würde nicht nur auf dem Grundstücks- und den Markt der langfristigen Verschuldung (Hypotheken, Pfandbriefe, Rentenbriefe), sondern auch auf dem der kurzfristigen Kredite (landwirtschaftliche Genossenschaften) und mittelbar auf den ganzen Kapitalmarkt verheerend wirken. Schon jetzt erscheint bei Zwangsversteigerungen von Gütern meist kein Bieter. Eine solche Krise könnte Deutschland nicht überstehen.

3. Die landwirtschaftliche Bevölkerung umfaßt noch 22 v. H. der deutschen Gesamtbevölkerung. Ein weiterer Teil ist unmittelbar für ihre Bedürfnisse tätig, wie Schmiede, Stellmacher, Reparaturarbeiter und die in den Land- und Kleinstädten ansässigen sonstigen Handwerker und Kaufleute. Ganze Gegenden — namentlich die des landwirtschaftlichen Ostens — würden veröden; an Stelle des höhere Lebensansprüche stellenden deutschen Bauern würde der bedürfnislose polnische Siedler treten. In Ostpreußen, wo 80 v. H. der Milch als Werkmilch verarbeitet werden, liegen eben die Verhältnisse anders wie im Rheinland und Baden, wo 80 v. H. als Trinkmilch abgesetzt werden.

Wir müssen daher — wohl oder übel — unserer Landwirtschaft über diese Krisenzeit notdürftig hinweghelfen. Nicht durch neue Zollerhöhungen, sondern durch Senkung ihrer Gewinnungs- und Verteilungskosten, durch Verringerung der Spanne zwischen den Preisen der Lebensmittel und denen der industriellen Fertigfabrikate. Das ist nicht ohne starke Senkung der Löhne und Sozialleistungen möglich. Die letzteren müssen ohnehin zwecks Erhaltung der Sozialversicherung sofort auf den Stand von 1926 zurückgeführt werden. Eine entsprechende Lohnsenkung bedeutet zweifellos für die Kurzarbeiter eine schwere Einschränkung ihrer Lebenshaltung, aber sie ist unumgänglich, um das Preisniveau inländischer Rohstoffe dem der ausländischen anzugleichen, um die klaffende Preisschere zwischen ihnen und Lebensmitteln einerseits, industriellen Fertigfabrikaten andererseits zu schließen. Nur dadurch läßt sich die Wirtschaftskrise beheben, die Arbeitslosigkeit beseitigen. Die Senkung der Löhne und Lasten würde zudem eine so starke Senkung der Lebenshaltungskosten im Gefolge haben, daß nach kurzer Uebergangszeit die Lebenshaltung der der letzten Vorkriegsjahre nicht nachstehen dürfte.

***

# Gedanken zur Philosophie Hegels

von Richard Hönigswald

Am 14. November 1831, dem Todestag Leibniz', starb auf der Höhe seines akademischen Ruhms Hegel. Während des Jahrhunderts, das seither verflossen ist, erfuhr sein Lebenswerk schnell wechselnde Schicksale. Bewundert, ja als unüberbietbarer Gipfel philosophischer Einsicht gepriesen, schien es die Ewigkeit selbst abzubilden. Trotzdem sah man die eherne Geschlossenheit seines Gliederbaus sich alsbald lösen und das „System" in die Mannigfaltigkeit der Hegelschen Schulen auseinanderfallen. Schroff entgegengesetzte Lehrmeinungen und hart widerstreitende politische Tendenzen beriefen sich nun mit anscheinend gleichem Recht auf Hegel. Der „Gegensatz" schien das Ganze, dessen belebendes Prinzip er sein sollte, in gleichgültig nebeneinandertretende oder sich planlos befehdende Teile zu zersprengen: man durfte glauben, die Lehre Hegels sei an sich selbst gescheitert und dazu verurteilt, in alle Winde verweht zu werden. Man hielt sie nicht allein für „überwunden", d. h. in höheren Formen der Bestimmtheit weiter wirkend, sondern für endgültig beseitigt. Und doch, was sich ungestüm und siegessicher an ihre Stelle drängte, wurzelte zum guten Teil selbst wieder — eine mittelbare Bestätigung seiner Ideen — im Gedankenkreise Hegels. Das gilt nicht zuletzt auch für jenen handfesten Materialismus etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der alles überflutend sich in schwächlicher Selbsttäuschung für ein Ergebnis exakter Forschung gehalten hatte. Er glaubte, der „Spekulation" ein Ende bereitet zu haben; in Wahrheit aber gab er ihr nur einen anderen, scheinbar naturfreundlicheren Inhalt. Auch der „Stoff" blieb eben eine „Maske des Geistes". — Es folgte die „Rückkehr zu Kant". Allein der Ausweg, den sie schaffen sollte, der Durchgang zwischen den Klippen eines bewußt oder unbewußt hegelianisierenden Materialismus und den Fährnissen jener vermeintlichen Verneinung aller Philosophie, die das Recht der „Tatsache" verfocht, ohne sich doch um deren Begriff bemühen zu wollen, schien durch die immanenten Schwierigkeiten eines Wiederaufbaus der kritischen Philosophie vielfach in Frage gestellt. Und so änderte sich denn im allgemeinen zunächst kaum etwas: den wenigen, die noch Hegel dogmatisch verherrlichten, blieben die vielen gegenüber, die ihn, obschon aus sehr verschiedenen Motiven, dogmatisch verdammten. Die rasch abnehmende Kenntnis seiner Lehre beflügelte nur noch die Kampflust bei Freunden und Gegnern. Man verfiel hüben und drüben dem Schlagwort. — Indessen Verherrlichung und Verdammnis der Philosophie Hegels, der Materialismus aller Schattierungen, wie die positivistische Selbstbescheidung auf

‚Tatsachen' stellten im letzten Grunde doch immer nur dasselbe zur Erörterung: die unverlierbare Aufgabe aller Philosophie, die Sicherung ihres eigenen Begriffs, wenn man will den Versuch ihrer Selbstrechtfertigung; — eine Aufgabe, die das Problem jeder anderen einschließt. Denn gibt es *überhaupt* Aufgaben, so muß es auch die Frage nach den Bedingungen ihrer „Möglichkeit" geben. Sie forscht nach dem Sinngehalt des Begriffs der Gegenständlichkeit und umgrenzt eben damit den wohlcharakterisierten Problemkreis der Philosophie. In allen Wechselfällen ihrer Geschichte lebendig, beherrscht sie als Quellpunkt jeglicher Systematik auch deren zeitlich bedingten Wandel.

Es offenbart nun die überragende Bedeutung Hegels, diesem Problem der Philosophie eine neue, umfassende Form gegeben, ihrem Begriff einen in Anbetracht bestimmter Konsequenzen neuen und fruchtbaren Inhalt abgewonnen zu haben. Darum bleibt auch die Auseinandersetzung mit ihm für alle Zeiten eine freilich nicht immer klar gewürdigte Notwendigkeit. Welche besonderen literarischen Formen diese Auseinandersetzung im Laufe der Entwicklung annimmt, welche wissenschaftlichen Stimmungen sich in ihnen ausprägen mögen, tritt gegenüber dem Gesamtaspekt des Problems vergleichsweise zurück. Ausdrücke wie „Neu-Hegelianismus" oder „Hegel-Renaissance" drohen auch ihn denn zunächst zu verdunkeln. Denn über einer zeitgeschichtlichen Würdigung des Einflusses, der von Hegel ausgeht, steht die *Sache* seiner Philosophie. Dieser Sache aber wird man, gerade weil sie nie aufhört, Problem zu bleiben, weder durch pathetische Bekenntnisse zu Hegels „idealistischer Metaphysik", noch auch durch billige Hinweise auf die tausendfach, von Kundigen und Unkundigen, betonten Entgleisungen der Hegelschen Naturphilosophie, durch keine noch so tönende Ablehnung des „Rationalismus" und „Panlogismus" bei Hegel oder durch Geständnisse und Beteuerungen gerecht, die darauf abzielen, das Vorhaben Hegels an „*Tatsachen*" zu messen — an Tatsachen der Natur oder der Geschichte. Gewiß, der schreiende Widerspruch zwischen manchen der „Konstruktionen" Hegels und den Ergebnissen methodischer Erforschung der Natur springt in die Augen; nicht minder der Abstand einer auf Befriedigung konkreter Bedürfnisse ausgehenden Gesetzgebung bzw. einem an solchen Bedürfnissen gestalteten Begriff des Rechts und den Beweisgängen der Hegelschen Rechtsphilosophie. Die Bedeutung und die Mängel, die Wucht und die Schranken des Denkers aber erschließen sich nur einer auf die Grundsätze seiner Begriffsbildung gerichteten Untersuchung. Nicht sowohl seine handgreiflichen Verstöße gegen Tatsächliches oder vermeintlich Tatsächliches beschäftigen also den kritischen Historiker der Philosophie, als vielmehr die Gesichtspunkte, denen zufolge es ohne Beeinträchtigung der Größe

Hegels zu jenen Verstößen kommen mußte. Schnell fertige Worte helfen hier nicht weiter. Insbesondere haften Wendungen wie „Erfahrungsferne", Deduktion, Abstraktion, Begriffskonstruktion an der äußersten Oberfläche. Die eigentlichen, das Ganze seiner Leistung tragenden Motive verweisen auf Faktoren von ganz anderer Art und Bedeutung.

* * *

1. Man hat Hegel oft genug aufklärerische und romantische Züge nachgesagt. Diese Kombination bedeutet an sich noch keinen Widerspruch. Denn wenn sich auch die Romantik in schroffem Gegensatz zur Aufklärung grundsätzlich und folgerichtig dem Geist der Geschichte ergibt, so verrät doch auch die Berufung auf „Gefühl" und „Phantasie", auf „Intuition" und „Trieb", als auf letzte, dem individuellen Erleben zugehörige Instanzen, das bekannte aufklärerische Bestreben, jeweils „von vorn anzufangen". Bei Hegel freilich liegen die Dinge weit weniger einfach. Die typischen Charaktere von Aufklärung und Romantik verbergen sich hier hinter der Fassade eines Gedankengebäudes von feierlich-imposanter Einheitlichkeit. Werden sie an einzelnen Punkten trotzdem kenntlich, so überwiegt bald die eine, bald wieder die andere Tendenz. Aufklärerisch im weitesten Sinn des Wortes erscheint fürs erste Hegels bedingungsloses Bekenntnis zum „Begriff"; aufklärerisch die Rolle, die er dem logischen Prinzip des Widerspruchs im Ganzen seiner Philosophie anweist; aufklärerisch die unerbittliche, keine Konsequenz scheuende Strenge seines Beweisgangs; aufklärerisch sodann, auch wo er sich gegen ehrwürdigste Schlagworte der Aufklärung selbst richtet, sein pädagogisches Verhältnis zur Philosophie. „Die Philosophie muß gelehrt und gelernt werden, so gut wie jede andere Wissenschaft. Der unglückliche Pruritus zum Selbstdenken und eigenen Produzieren zu erziehen, hat diese Wahrheit in Schatten gestellt — als ob, wenn ich, was Substanz, Ursache oder was es sei, lerne, ich nicht selbst dächte, als ob ich diese Bestimmungen nicht selbst in meinem Denken produzierte, sondern dieselben als Steine in dasselbe geworfen würden." Der Lehrer besitze den Schatz „philosophischer Szientien" als „Erbgut", das der Schüler zu erwerben, d. h. zu lernen habe. Aufklärerisch erscheint schließlich Hegels Stellung gegenüber der „reinen" Poesie der Romantik. — Und dennoch, je tiefer man in den spezifisch Hegelschen Sinn des Wortes „produzieren" eindringt, um so klarer markieren sich in seinem aufklärerischen Verhalten romantische Züge. Denn romantisch ist schon jene scharfe Betonung des „Selbsttuns" in allem Lernen; romantisch das lebendige Gefühl für die Kontinuität der Forschung; romantisch das Verständnis für die „genialische Arbeit" der Vergangenheit, romantisch vor allem die entscheidende Be-

tonung der „Vernunft" vor dem „Verstande", des „Ganzen" und „Konkreten" gegenüber dem Zerteilten, Einzelnen und Beschränkten, kurz gegenüber dem „Abstrakten". Hegel verkündet, es ist wahr, die Allgewalt des Begriffs. Aber sofern sie sich für ihn am „Konkreten" und nur am Konkreten darstellt und auswirkt, gewinnen für ihn „Konkretes" und „Begriff" einen neuen, einen identischen Sinn.

2. Dieser Sinn nun prägt sich zunächst in Hegels Kampf gegen die These von der „Abstraktheit" des Begriffs aus. Zwar bleibt er als Begriff stets allgemein, und dieser seiner Natur entspricht das beweisend argumentierende Weiterschreiten des „Verstandes" von Instanz zu Instanz. Man kann es ohne Verzicht auf Erkenntnis nicht missen. Der volle, der philosophische Sinn des Begriffs aber erfüllt sich erst an dessen Funktion, das Einmalige zu bestimmen. So ist der Begriff für Hegel geradezu das Konkrete in seiner Bestimmtheit; und umgekehrt, nur am Konkreten gestaltet sich ihm alle Bestimmtheit, d. h. der Begriff. Das Abstraktum erhebe „eine aufgegriffene Seite der Erscheinung in die Allgemeinheit"; sie erteile dieser „Herrschaft über die anderen". Das habe sich „in letzten Zeiten . . . Philosophie, und je nachdem sie sich zu leeren Abstraktionen erschwang und sich reinerer Negationen bemächtigte, wie Freiheit, reiner Wille, Menschheit usw., Metaphysik genannt". Ein neuer Begriff des Begriffs verbindet sich also bei Hegel mit neuen Begriffen der Philosophie und der Metaphysik. Nicht die Verabsolutierung eines Abstraktums ergibt deren letzten Sinn, sondern die grundsätzliche Ausschaltung jedes Abstraktums. „Es muß nichts so anwendbar auf die Wirklichkeit und vor der allgemeinen Vorstellungsart so sehr gerechtfertigt sein, als das, was aus der Philosophie kommt, so wie auch nichts so sehr individuell, lebendig und bestehend sein können, als ebendasselbe."

3. So bedeutet Philosophie für Hegel nicht das Gegenteil von „Leben", sondern eben dieses „Leben" selbst. Der oft zitierte Satz Hegels, „ein gebildetes Volk ohne Metaphysik" sei wie „ein mannigfach ausgeschmückter Tempel ohne Allerheiligstes", hat einen ganz fest umrissenen Sinn. Hegel ist ein schlechter Eideshelfer für die vielen Metaphysiker, die „erkennend" oder in Erkenntnis verschmähender „Schau" hinter die Erkenntnis und deren Gegenstände gelangen möchten; ihm handelt es sich nicht darum, eine durch diese Gegenstände verhüllte, ihnen selbst gegenüber ‚allgemeine' Realität zu ergreifen, sondern eben um die ‚Realität' der Gegenstände der Erkenntnis selbst. Hegel bejaht damit den Begriff der Erkenntnis; er fällt für ihn zusammen mit der individuellen Fülle der ‚Konkretheit' ihrer Gegenstände.

4. ‚Realität' bedeutet also hier die Bestimmtheit der Gegenstände in der individuellen Vollendung ihrer Bezüge, also nicht

nur unter einem gewissen Aspekt, d. h. „relativ", sondern „absolut"; auch nicht isoliert von der Tatsache, den Akten und den Ergebnissen, kurz, von dem Subjekt der Erkenntnis, sondern als den schlechthin einheitlichen Ausdruck aller dieser Instanzen. Solche Einheitlichkeit aber offenbart sich für Hegel in dem Gedanken, daß der Gegenstand in seiner schlechthinnigen Konkretheit und Individualität gleichsam unter den Aspekt seiner selbst, und damit unter den einer universalen, alles Gegenständliche gestaltenden Bestimmtheit trete. ‚Realität' bedeutet also den Gegenstand als „Substanz und Subjekt" zugleich; das „An-sich" des der Erkenntnis in irgendeinem Sinn des Wortes ‚gegebenen' Gegenstandes und dessen von sich selbst aus gesehene Bestimmtheit; seine Bestimmtheit als sein schlechthin adäquates Erfaßtsein, oder was dasselbe bedeutet, seine Bestimmtheit als Ausdruck seiner Zugehörigkeit zu einem in seinem Erfaßtsein beschlossenen „Ganzen", dem „Geist"; sodann aber und im weitesten Sinne dieses Wortes das Erfassen dieses Ganzen selbst. Die Realität ist hier das ‚Absolute'; d. h. sie ist, wie der Ausdruck Hegels lautet, nicht nur „an sich", sondern zugleich „für sich".

5. Wie nun diese Voraussetzungen eine scharfe Abgrenzung von Metaphysik und positiver Wissenschaft grundsätzlich verwehren, so erklären sie auch die „Uebergriffe" der Hegelschen Metaphysik. Hegels persönliches Verhältnis zur positiven Wissenschaft steht dabei außer Erörterung. Es war weit bewußter und viel weniger negativ, als manche seiner Kritiker ahnen. Und ebensowenig kann es sich hier darum handeln, daß es Hegel nicht unterläßt, auch dem „An-sich" eine Stelle im System der Erkenntnis anzuweisen. Wichtig allein ist die Einsicht, daß dem „An-sich" gegenüber das „An-und-für-sich" die höhere Form der Bestimmtheit darstellt, daß anders ausgedrückt Philosophie und positive Wissenschaft beständig interferieren und sich durch ihr Verhältnis der Ueber- und Unterordnung in einem bedenklichen Wettbewerb verzehren müssen.

6. Und gleichwie Wissenschaft und „Metaphysik", so auch Metaphysik und „Logik". Sie fallen unter Hegels Voraussetzungen zusammen, wie denn auch Logik und positive Wissenschaft konkurrieren. Denn jeder Abstand von Sein und Wissen erscheint hier ausgeglichen. Der Geist „weiß" nunmehr seinen Gegenstand „als sich selbst" und „der Gedanke" ist „die Sache an sich selbst, insofern sie ebensosehr der reine Gedanke ist". Weder auf seiten des Geistes, noch auch im Bereich des Gegenständlichen beharrt unter solchen Umständen ein unbezwungener Rest als Aufgabe; weder hier noch dort ist Raum für den Irrtum, wenn auch die schlechthinnige Positivität, die Vollkommenheit und Absolutheit, die ‚Unendlichkeit' des Ganzen, grundsätzlich in keinem empirischen Ansatz erreichbar wird. In der Erkenntnis also entfaltet sich der Geist als

Sache, bringt besser gesagt der Geist die Sache zu sich selbst, indem er die Vollendung ihrer restlosen Bestimmtheit, ihre ‚Realität', und so im Gegensatz zu aller tötenden Abstraktion, ihr „Leben" verkörpert. In ihrer Identität mit dem Geist wird die Sache und mit der Sache deren philosophische Erkenntnis „absolut". Die Entfaltung dieser Identität in jener Erkenntnis muß also die Sache selbst in ihrer Absolutheit bedeuten; sie bedeutet den nimmer ruhenden Prozeß, in dem sie ‚zu sich selbst' kommt, vermöge dessen sie das „An-sich" des Gegenstandes zur höheren Form absoluter Bestimmtheit emporführt. Es ist die Rede von Hegels Begriff der „Dialektik".

7. Man erkennt leicht: Das Wort „Dialektik" hat hier nichts mehr von seinem mittelalterlichen Sinn. Es bedeutet nicht die Kunst des Argumentierens, nicht ein Instrument, das die im übrigen als fertig und gegeben angesetzten Gedanken und Gegenstände ergreift; nicht einen Rahmen, darin diese eingefügt und bestimmten Erkenntniszwecken gemäß geformt werden, sondern die Vollendung aller Bestimmtheit, d. h. das wahre „Sein" der Gegenstände selbst. Und auch diese Wendung darf hier nicht platonisierend oder kritizistisch verstanden werden. Dialektik besagt bei Hegel nicht dies, oder doch nicht nur dies, daß der Gegenstand in seiner analytischen, die Bedingungen seiner „Möglichkeit" umfassenden Bestimmtheit gesetzt, daß er durch die Interferenz einer Mehrheit von Methoden definitorisch „erschaffen" wird. Wohl ist auch Hegel der Gedanke solcher Mehrzahl der Methoden gewiß nicht fremd. Aber sie wird gleichsam aufgesogen in der Einheit und Einzigkeit jener Identität von „Substanz und Subjekt", in der „Absolutheit" der Realität, d. h. der Universalität der *philosophischen* Methode. Sie ist dialektisch. Zwar auch das platonische ἀνυπόθετον und Kants „Bewußtsein überhaupt" bedeuten höchste und darum einzige Bestimmtheitsbedingungen des Gegenstandes. Beide aber rechnen mit gewissen Voraussetzungen der „*Gegebenheit*" des Objekts. Für Hegel kann dieser Begriff, wenigstens auf den Höhen seiner systematischen Position und in der platonischen oder Kantischen Form keine grundsätzliche Bedeutung gewinnen. Der Gegenstand muß für ihn in philosophischem Belang in der Gegebenheitsform des „Seins", d. h. des „Geistes" aufgehen.

8. Das ist denn auch der Grund, warum bei Hegel das Problem der *Psychologie* niemals zu voller Ausprägung gelangt: das wechselbezogene Auseinander von Erlebnis und Gegenstand kann sich angesichts der systematischen Grundabsicht seines Philosophierens immer nur als eine — das Wort logisch, nicht zeitlich verstanden — vorübergehende, also „aufzuhebende" Phase darstellen. Dem entspricht denn auch die tiefsinnige und wuchtige Charakteristik des empirischen Subjekts bei Hegel. Selbst in meiner empirischen ‚Endlichkeit' *bin* ich

recht eigentlich nur sofern ich das Absolute denke. „Beide Seiten suchen sich und fliehen sich. Es sind nicht die Säulen des Herakles, die sich hart aneinander gegenüberstehen. Ich bin und es ist in mir für mich dieser Widerstreit und diese Einigung. Ich bin das Gefühl, die Anschauung, die Vorstellung dieser Einigkeit und dieses Widerstreites und das Zusammenhalten der Widerstreitenden, die Bemühung dieses Zusammenhaltens und die Arbeit des Gemüts dieses Gegensatzes Meister zu werden. Ich bin der Kampf. Ich bin nicht einer der im Kampf Begriffenen, sondern ich bin beide Kämpfende und der Kampf selbst. Ich bin das Feuer und Wasser, die sich berühren, und die Berührung und Einheit dessen, was sich schlechthin flieht."

9. Wir wenden uns zum Motiv der Dialektik zurück. Als Grundbegriff des Systems wird es nie einen Sinn annehmen können, der den Bedingungen der Psychologie Rechnung trägt, d. h. nie dem Gedanken jenes korrelativen Auseinanders von Erlebnis und Gegenstand genügen. Denn dieser Gedanke steht jenseits vom Begriffsbereich des Systems. In entscheidendem Zusammenhang bedeutet „Dialektik" bei Hegel stets nur eine besondere, auf den Begriff der Methode abgestimmte Form, die „Absolutheit" der Realität bzw. der Erkenntnis auszudrücken. — Eine Frage für sich bleibt es dabei, ob nicht schon der Begriff der Methode Voraussetzungen enthalten mag, denen zufolge eine grundsätzliche und endgültige Bestimmung des Problems der Psychologie, d. h. der „Tatsache" des Erlebens unerläßlich erscheint. — Absolutheit und Dialektik, Realität und Philosophie bedeuten also im Rahmen des Systems stets Leugnung alles Toten, Geteilten und einseitig, wenn auch mit noch so umfassender Absicht, Relativierten, alles Schematisierten und abstrahierend Sublimierten. Beide gehen in diesem Belang aufs „Ganze", oder besser sie repräsentieren mit dessen Begriff den der Philosophie. Denn „das Wahre ist das Ganze."

10. Es ward oben angedeutet, daß Hegels System dem Begriff Funktionen zuweist, deren Bedingungen kein Abstraktum genügt. Als Moment der Erkenntnis — und unter Erkenntnis ist hier aus bekannten Gründen nur der Sinnzusammenhang des Absoluten, die Einheit von „Substanz" und „Subjekt" zu verstehen — hegt der Begriff die ungeschmälert-volle Wirklichkeit in sich. Man hat das Wort vom „diamantenen Netz der Begriffe" oft hervorgeholt und viel bespöttelt; man täte besser zu erwägen, daß „Begriff" auch im Zusammenhang dieses Ausdrucks das Gegenteil dessen bedeutet, dem jener Spott zugedacht war. Der dogmatische Rationalist verwandelt sich eben, wenn man nur seinen „Begriff" richtig versteht, unversehens in den die Tiefen des Individuellen ermessenden Romantiker. Zwar fordert Hegel unerbittlich strenge Begriff-

lichkeit, und das ‚logische' Prinzip des Widerspruchs erscheint als deren Träger. Aber auch der „Widerspruch", wie er bei Hegel als treibendes Motiv der Dialektik, als Kern des Dreischritts „Setzung, Entgegensetzung, Zusammenschluß" gedacht ist, trägt nicht „panlogistische", sondern die romantischen Züge des Hegelschen Begriffs an sich; seine Kompetenzen decken sich mit denen der Dialektik, d. h. der Realität, also jenes Absoluten, das „ebensowohl Substanz als Subjekt ist". „Romantik" hat eben hier einen mit Strenge und Begrifflichkeit keineswegs kontrastierenden Sinn. Man betrachtet freilich Hegel, indem man den nahegelegenen Vorwurf des Rationalismus ablehnt, zuweilen geradezu als den Protektor des „Irrationalen". Der Ausdruck verfehlt hier Wesentliches. Denn gerade das kennzeichnet hier die Sachlage, daß „ratio" und „irratio" in der Funktion des Begriffs aufgehoben erscheinen, daß im Begriff die ‚ratio der irratio' erfaßt werden soll.

11. Der landläufige Begriff der Romantik wandelt sich also unter Hegels Hand. Oder besser: Hegel gibt ihm einen fest umrissenen Gehalt. Aus dem Bann eines ungezügelten Genialitätswesens hat Hegel die Romantik vermittels seiner Auffassung von der Natur des Begriffs befreit und zu methodischer Bestimmtheit, d. h. auf ihren Begriff gebracht. Wesenloses Schwärmen und deklamierende Pose verachtet er. Er erkennt eben die unüberbrückbar tiefe Kluft zwischen seelenvoll-romantisierenden Phrasen über Wissenschaftsferne und „Intuition" (wenn man hier Modeworte der Gegenwart heranziehen darf) und dem feinen Sinn der philosophischen Romantik für die unbezwungene Wucht der Probleme, die im Individuellen beschlossen sind. „Das Schöne, Heilige, Ewige, die Religion und Liebe" sind ihm unendlich viel mehr als „der Köder, der gefordert wird, um die Lust zum Anbeißen zu erwecken"; — sie gelten ihm als höchste Formen der Bestimmtheit des Wirklichen, der ‚Konkretheit des Allgemeinen'. Hegel, so darf man manchen seiner lehrhaft-aufklärerischen Aeußerungen zum Trotz füglich sagen, hat das Problem der Kunst, allgemeiner: des Ganzen, Einmaligen und Individuell-Unerschöpflichen in einer grandiosen Theorie festzuhalten gesucht, deren Sinn es war, zugleich die Begriffe der Wirklichkeit und der Erkenntnis auszuschöpfen. Er hat helfen wollen, den „Begriff" vor den Fährnissen der Aufklärung, im weitesten Sinn dieses Wortes zu bewahren und die echten, die philosophischen, Probleme der Romantik einem haltlosen Schwelgen in pseudoästhetischen und pseudoreligiösen Formeln zu entrücken. Ein Philosophieren, „das sich zu gut für den Begriff und durch dessen Mangel für ein anschauendes und poetisches Denken hält, bringt willkürliche Kombinationen einer durch den Gedanken desorganisierten Einbildungskraft zu Markte, — Gebilde, die weder Fisch noch Fleisch, weder Poesie noch Philo-

sophie sind". Mit Ausblicken auf neue Kreise wichtigster Probleme hat Hegel den Begriff aus der Sphäre der Abstraktion zur Funktion der Analyse zurückzuführen gestrebt. Warum angesichts dieser gewaltigen Ziele Hegels Verhältnis zur Methodenlehre der positiven Wissenschaft im ganzen dennoch platonisch bleiben mußte, ward oben schon angedeutet. Der Sinn seines Vorhabens aber war so umfassend und fruchtbar wie nur möglich.

12. Nicht als Erster in der Geschichte der Philosophie ringt Hegel um die Bestimmtheit des Individuellen, um die „Allgemeinheit" des Konkreten. Schon das aristotelische τόδε τι enthält das Problem. Denn auch Aristoteles sucht das „dieses da" in der Form der Erkenntnis, d. h. des Begriffs festzuhalten. Daß sich dabei ihm und insbesondere der an ihn anknüpfenden Ueberlieferung das Individuelle in das Besondere verwandelt, daß der Begriff als Gegenstück des klassenmäßig bestimmten „Wesens", der οὐσία, zum Abstraktum, und die „Entelechie" Funktion dieses Abstraktums wird, ändert an dem, wenn man es einmal so nennen darf, romantischen Sinn seiner Absicht wenig. Freilich blieb sie unter der Hülle jener Verschiebung unverwirklicht. In den jahrhundertelangen Spekulationen über das „principium individuationis", die dann im Leibnizschen Motiv der Monade ihren weithin sichtbaren Höhepunkt erreichen sollten, offenbart sich das gleiche Problem. Bei Hegel aber gewinnt es dank dem neuen Begriff vom Absoluten, wenn man so will: dem neuen Begriff des Begriffs doch noch eine besondere Färbung. Zwar verkörpert auch Leipnizens μονάς auf gewisse Weise die Identität von Substanz und Subjekt nicht minder als Hegels Idee vom Absoluten. Denn gleichwie die Bestimmtheit des Gegenstandes für Leibniz die Verwandtschaft zur Gesetzlichkeit des Monaden einschließt, so bedeutet sie schließlich auch den Bezug auf die Bestimmtheit aller überhaupt möglichen Gegenstände. Auch Leibnizens Erkenntnisbegriff knüpft sich sonach an den des Absoluten, auch bei Leibniz sind also Substanz und Subjekt eins. „Diese Monaden sind nicht ein abstraktes Einfaches in sich wie die leeren epikureischen Atome", meint einmal Hegel. . . . „Sie sind substantielle Formen; sie sind die Entelechien des Aristoteles als reine Tätigkeit begriffen, welche Formen in ihnen selber sind." Allein, für Leibniz steht aus besonderen systematischen Gründen die unbegrenzte Vielzahl der Monaden als stetig abgestufte Mannigfaltigkeit im Vordergrund. Das bedeutet, daß sich auch Leibnizens Substanzlehre ganz und gar dem Problemkreis seiner Relationstheorie eingliedert. Es sind eben die Bedingungen von Beziehungen oder doch des Begriffs möglicher Beziehungen, die sich in jener Lehre von den „substanziellen" Monaden bei Leibniz verwirklichen. Gerade das aber begründet zwischen ihm und Hegel trotz aller

Uebereinstimmungen einen grundsätzlichen Abstand. Die Relation, auch wo sie wie bei Leibniz dazu bestimmt erscheint, die „Möglichkeit" des Erlebens zu verbürgen, genügt dem Hegelschen Sinn jener Identität von Substanz und Subjekt noch nicht. In ihrer Gegenständlichkeit, ihrem „An-sich-Sein", behält die Relation unter allen Umständen etwas von dem, was Hegel als „Reflexion" ablehnt.

13. Und letztlich trennen ihn die gleichen Gesichtspunkte auch von seinem Jugendfreunde Schelling. Auch dieser hatte den Begriff in seiner von Hegel geforderten Funktion nicht besessen. Darum verliert sich ihm das „Absolute" — der nach dem Unbedingten drängende Geist der Romantik beflügelt auch Schelling — teils in einer unbestimmten Idee der „Anschauung", teils in jener Indifferenz alles Unterscheidbaren, der „Nacht, worin alle Kühe schwarz sind". Die Romantik, die Unterschiedenes im ‚Absoluten' gleichsetzt, philosophiert weder, noch forscht sie im Sinne positiver Erkenntnis. Sie erdenkt höchstens Formeln, die vielleicht das „weit entlegen Scheinende zusammengreifen", worüber „Unerfahrenheit in bewunderndes Staunen geraten" mag; nimmermehr aber erschließen sie den Weg zu jenen, dem „Begriff" allein zugänglichen Höhen der Einsicht, auf denen höchste Differenzierung mit schlechthinniger Allgemeinheit zusammenfällt. Das Schema tötet, mag es nun in dem „kimmerischen" Grau der Aufklärung auftreten oder sich in das leuchtende Blau der Romantik hüllen. Aber selbst im „perennierenden Sollen" Fichtes ist für Hegel noch nicht alles Abstrakte getilgt und „zum Begriff befreit". Denn gerade als Sollen erscheint es an die Natur, dieses ‚Material der Pflichterfüllung', gebunden; es setzt die Natur als eine negative, d. h. begrenzte und begrenzende Instanz, wenngleich oder besser: weil und sofern es die Natur ‚überwindet'. Die ‚Reflexion' bleibt also auch bei Fichte unbewältigt, die „Versöhnung mit der Wirklichkeit" eine ungelöste Aufgabe. Noch gilt es darum, den „warmen Frieden" mit ihr zu schließen, den allein „die Erkenntnis verschafft".

14. Der „Begriff" überwindet also für Hegel die Mängel der „Reflexion": er bezeichnet ihm die der Identität von ‚Substanz' und ‚Subjekt' angemessene Form der Erkenntnis. Daneben aber gibt es auch für Hegel einen zweiten, durchaus positiven und unverlierbaren Sinn des Wortes: ‚Reflexion' als die besondere Art philosophischer Fragestellung. Philosophieren selbst bedeutet ja, allem, mehr noch: der Möglichkeit von allem die Form der Reflexion zu geben. Der „Begriff" im Sinne Hegels aber ist deren letzte Stufe: er bringt Erkenntnis auf die Höhe der „Vernunft" und begründet sie allererst als Philosophie. Und gerade damit hebt er Erkenntnis als Leistung des bloßen „Verstandes" auf, d. h. über sich selbst hinaus. So erweist sich denn Hegels nüchterne Objek-

tivität als Bekenntnis zur „Vernunft“. Welche „rationalen“ Stimmungselemente sich in ihr auch ausprägen mögen, — sie steht zur „Nüchternheit“ der Aufklärung in grundsätzlichem Gegensatz. Denn sie durchdringt gleichsam das Objekt im Abstand von einer nur unterscheidenden, im Unterscheiden verharrenden, Abstracta setzenden Isolierung; sie will es als Ganzes, d. h. in der einmaligen Fülle seiner Bestimmtheit ergreifen; sie will es ergreifen als Moment jenes bedingungslos einen Ganzen, dem es kraft seiner vollen Bestimmtheit zugehören muß, des Ganzen, dessen „Einzigkeit“ nur auf besondere Weise ausdrückt, daß es allein in sich, von sich selbst aus besehen wirklich, d. h. eben restlos bestimmt ist. Nichts Abgegrenztes aber, nichts, in Rücksicht auf sein Begrenztsein Bestimmtes, ist ‚von sich selbst aus besehen‘, d. h. philosophisch. Nichts Abgegrenztes genügt der Bedingung, zugleich „Substanz“ und „Subjekt“, also „absolut“ zu sein. Die Philosophie ist wie die Vernunft eine, denn sie ist das „Absolute“ als Erkenntnis, die Erkenntnis als das „Absolute“. Sie ist in diesem definierten Sinn des Wortes notwendig System, das System Hegels. Ihr Recht bedarf keiner Begründung, denn sie ist dieses Recht selbst; ihr Dasein zugleich ihr Grund. Sie hat kein principium, sie ist es. So erweist sich denn auch „Dialektik“, dieses Korrelat des Absoluten, als ein letztes: für das Mannigfaltige, das sich im philosophischen Denken gestaltet, hat dieses selbst aufzukommen. Hinter ihm ist nichts, und in ihm die Sache. Indem es ‚ist‘, bewältigt es sich selbst und damit die Sache. Es „überwindet die Schwierigkeiten, die es selbst erzeugt“.

15. Hegels beständige Sorge um die ungebrochene Fülle des Konkreten zeitigt ein zwiespältiges Verhältnis zum „gesunden Menschenverstand“. Wo dieser sich auf naiv hingenommene Abstracta festlegt („Ding“, „Wesen“ usw.), da freilich wird er mit einer Art höhnischen Behagens abgelehnt. Sein unwiderstehlicher Zug zum Konkreten, sein unbefangenes Verhältnis zum Einmaligen aber bringt den ‚gesunden Menschenverstand‘ für Hegel in die unmittelbare Nähe des „echten spekulativen Philosophierens“. Daß selbst eine gehobene Alltagsrede nicht die Ausdrucksweise Hegels ist, erschließt sich wahrlich schon einem Minimum von Scharfsinn. Etwas schwerer aber mag man erkennen, daß der vielgeschmähte Stil des Denkers im wesentlichen auf dessen nimmer rastendes Streben zurückgeht, das als Einmaliges schlechthin und grundsätzlich Komplexe, im dialektischen Auftrieb sich selbst Bestimmende, d. h. „absolut“ Bestimmte, den Formen der Sprache einzufügen, also Ausdrucksmittel und Redewendungen zu ersinnen, die der Identität von Substanz und Subjekt entsprechen. So droht oft die Fülle zart ineinanderspielender Motive den Rahmen der (positiv verstandenen) Reflexion und selbst das

weitmaschige Gefüge der Rede des Philosophen zu sprengen. Oft genug drängt sie ihn freilich auch bis hart an die Grenze des sprachlich eben noch Möglichen. Oft genug aber verleiht sie seiner Darstellung eine monumentale Wucht, eine klassische Einfalt und eine plastische Energie des Ausdrucks von bestrickender Ursprünglichkeit. Dann unterbrechen scharfe Pointen, treffende Gleichnisse, verblüffende Anspielungen den scheinbar umständlichen Gleichschritt des Vortrags, dem ein behaglich-kaustischer Humor oder ein schonungslos hingeworfenes Spottwort eine manchmal unerwartete Stoßkraft verleihen.

16. In allem dem aber offenbart sich weit mehr als ein persönlicher Wesenszug des Denkers: es bekundet seine tiefe Ueberzeugung von dem unaufhebbaren, immanenten Wechselbezug zwischen Wort, Gedanke und Sache. „Wie der wahrhafte Gedanke die Sache ist, so auch das Wort, wenn es vom wahrhaften Denken gebraucht wird; indem sich daher die Intelligenz mit dem Worte erfüllt, nimmt sie die Natur der Sache in sich auf." Man fühlt hier den Flügelschlag *Humboldtscher* Ideen. Die Sprache ist ἐνέργεια und ἔργον zugleich. „Wir wissen von unseren Gedanken nur dann, haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der Gegenständlichkeit, des Unterschiedenseins von unserer Innerlichkeit, also die Gestalt der Aeußerlichkeit geben, und zwar einer solchen Aeußerlichkeit, die zugleich das Gepräge der höchsten Innerlichkeit trägt. Ein so innerliches Aeußerliches ist allein der artikulierte Ton, das Wort... Es ist lächerlich, das Gebundensein des Gedankens an das Wort für einen Mangel des ersteren anzusehen[1])." Die Sprache erscheint gleichsam als das lebendige Symbol jener Identität von Substanz und Subjekt. Und gleichwie das Ganze, das Einzige und Absolute, „an und für sich" seiend, d. h. im höchsten Sinne bestimmt, auf sich selbst gestellt zu denken ist, so verklärt auch die ihm gemäße, d. h. *philosophische* Darstellung den brodelnden Reichtum der Motive zur unerschütterlichen Festigkeit einer „durchsichtigen und einfachen Ruhe".

17. Zu den schwierigsten problemkritischen Fragen gehört die nach Hegels Stellung zum Begriff der *Erfahrung*. Weder „*stützen*" sich natürlich seine Deduktionen in irgendeinem Sinne des Wortes auf Erfahrung, noch auch ist deren Problem das bestimmende Thema seines Philosophierens. Wohl aber paßt es sich seiner Lehre vom „Absoluten" in charakteristischer Weise an. Auch an der Erfahrung muß sich auf besondere Art das Denken durch sich selbst gestalten. „Das Prinzip der Erfahrung enthält die unendlich wichtige Bestimmung, daß für das Annehmen und Führwahrhalten eines Inhalts der Mensch selbst dabei sein müsse, bestimmter, daß

[1]) Vgl. hierzu u. a. H. Glockner, Hegel Bd. 1, Stuttgart 1929, S. 35 f.

er solchen Inhalt mit der Gewißheit seiner selbst in Einigkeit und vereinigt finde." Diese Sätze verraten deutliche Spuren cartesianischer Motive. Hegelisch aber werden sie erst durch das Hinzukommen des Gedankens, daß sich die Vernunft auch in der Erkenntnis der Natur selbst suche und selbst finde; daß also in bestimmter Form auch die Natur den Bedingungen der Identität von Substanz und Subjekt unterliege. Bis zur Berührung nähert sich dabei Hegel dem kritischen Gedanken, mit dem Begriff der „Gegebenheit" die Notwendigkeit eines sinnlich Gegebenen abzuleiten. Und selbst für den Empirismus findet er in diesem Belang Worte ernstester systematischer Würdigung. „Es liegt im Empirismus dies große Prinzip, daß was wahr ist, in der Wirklichkeit sein und für die Wahrnehmung da sein muß." Aber die Frage nach der besonderen Bedingtheit jenes „Wirklichen", d. h. nach der besonderen Form, gemäß welcher es als Natur die Vernunft „zu sich selbst" bringt, ging bei Hegel unter in der Sorge um die Superiorität des „Absoluten" über die Natur. Das Absolute schließt die Begriffe „Anfang" und „Ansatz" aus, die Natur schließt sie im Motiv der Gegebenheit *ein*. Was „nur als System wirklich" ist, scheint als schlechthin Vollendetes und „Abgerundetes" die Möglichkeit des Ansetzens hinter sich zu lassen: es kommt als uneigentlicher Sinn des „Systems" gleichsam nur *neben* dieses zu stehen. Sinnliche „Gegebenheit" und die Tatsache ihrer Bestimmtheit als mögliches Erlebnis entgleiten, auch wenn sie ausdrücklich erwogen werden, den Maschen des Systems; das Problem der *Psychologie* gewinnt innerhalb seiner keine wissenschaftliche Aktualität.

18. Das Begriffspaar „Verstand—Vernunft" stellt sich nun aufs neue zur Erörterung. Es bezeichnet die Wechselbestimmtheit des Abstrahierens und der Konkretion. Jenes gilt Hegel als Domäne des „Verstandes", diese allein hält er für die Funktion der „Vernunft". Von selbst versteht sich dabei, daß „Verstand" und „Vernunft" hier nicht etwa psychologische Fähigkeiten, sondern Ordnungsbedingungen bedeuten, denen freilich nur ein „Bewußtsein" zu genügen vermag. Daher denn auch der tiefere Sinn ihrer Wechselbezogenheit: nur am Unterschiedenen erfüllt sich das Ganze, und nur an der Einzigkeit des Ganzen bestimmt sich die Unterscheidung. Reflexion, das „An-sich" und die Unterscheidung, schrittweis argumentierendes Vordringen, können darum „nicht geschenkt werden". Aber erst in der vernünftigen Einheit des „Für-sich", erst durch den „Begriff" werden sie „philosophisch". So ist der Begriff im Sinne Hegels nicht das *Produkt* der Abstraktion, sondern die Vernunftinstanz, welche Abstraktion, d. h. für Hegel zergliedernde Setzung, allererst fordert, aber freilich nur, um sie in demselben Augenblick auch in ihren Dienst zu zwingen. „Intuition", oder „Irrationales" als Gegensatz zum „Begriff"

ist kein adäquater Hegelscher Terminus. Der ‚Begriff' allein erfüllt für ihn die Bedingung philosophischer, d. h. „absoluter" Erkenntnis. Trotzdem ist hier der Begriff nicht ‚diskursiv', d. h. eine Mannigfaltigkeit des sinnlich Gegebenen unanschaulich durcheilend. Wir stehen an einem problemgeschichtlich wichtigen, ja entscheidenden Punkt. Er kennzeichnet sich am besten durch die Frage: Wie ist die dem Begriff durch Hegel zugedachte Funktion, nicht ‚diskursiv', und dennoch Träger der ‚Reflexionsform', dabei doch auch wieder nicht Ausdruck reflektierender Analyse zu sein, möglich? Schellings „intellektuelle Anschauung" hilft hier nicht weiter. Denn einmal besagt sie kaum etwas über das Gefüge jener Funktion. Sodann aber haftet ihr noch vielzuviel von einem „Vermögen" an, um die gegenständliche Leistung des Begriffs wirklich zu erschöpfen. Und das wieder bedeutet im Sinne Hegels: Die intellektuelle Anschauung überwindet trotz aller Ansätze die Abstraktion, also die „Reflexion" im negativen Sinne dieses Wortes, noch nicht. Sie macht das „Absolute" zur absoluten Indifferenz alles Unterscheidbaren. Sie erhebt das Individuelle noch nicht zur Bestimmtheit seiner selbst.

19. Aber ist eigentlich Hegel an dieses Ziel gelangt? Wer die Frage schnellfertig verneint, zeiht ihn eines schwerwiegenden Mangels an Folgerichtigkeit, ohne doch dessen systematische Gründe zu enthüllen; wer sie ohne weiteres bejaht, übersieht nicht nur die Schranken, die Hegel durch die philosophische „Tatsache" eines Systems positiver Wissenschaften gesteckt sind; er verkennt auch, daß er dem Problemkreis der Psychologie keinen Ort anzuweisen vermag. Nicht als sähe Hegel diese Aufgaben nicht. Aber sie führen bei ihm genauer betrachtet noch ein im Absoluten, aus dem allein sie begriffen werden dürfen, nicht restlos überwundenes Sonderdasein. Es ist augenblicklich nicht die Frage, wie Psychologie und Einzelwissenschaften auf diese Sachlage reagieren mußten. Wichtig allein ist hier die Würdigung der Sachlage selbst. Sie aber verweist uns zurück auf das zentrale Problem der Hegelschen Philosophie: den Begriff. Als Bestimmtheitsform des Absoluten ist er ‚allgemein' und ‚konkret' zugleich. Allgemein, sofern jeder Begriff nicht nur die Gesetzlichkeit jedes anderen darstellt, sondern vor allem das Zu-Begreifende in dieser Gesetzlichkeit vereinigt; konkret, weil er die in seinem „Für-sich-Sein" beschlossene Einzigkeit des Gegenstandes ausprägt. Der Begriff ist allgemein zu nennen im Hinblick auf die Bereiche seiner Funktion, konkret als Bestimmtheit des von sich aus, d. h. als ‚Subjekt' besehenen Gegenstandes; allgemein als Träger einer schlechthin universellen Bestimmung, konkret als Ausdruck eines grundsätzlich ‚monadischen' Verhaltens jeder Bestimmtheit. Er bezieht eben in die Gesetzlichkeit des Gegenstandes diejenige der Psychologie mit ein.

20. Erscheint nun diese funktionelle Struktur des Begriffs bei Hegel methodisch aktualisiert? Sind mit anderen Worten die Bedingungen aufgezeigt, denen zufolge er gefordert werden muß? Gewiß, es gibt *nichts* außerhab des Absoluten, keinen „Anfang", also auch keine „Bedingungen". Aber ist mit solcher Abwehr die Frage nach der „Möglichkeit" des Absoluten, zu dessen Gunsten man *argumentiert*, das man an philosophiegeschichtlichen Instanzen *mißt*, zu dessen Rechtfertigung man selber, und sei es auch mit dem Bewußtsein, damit gegen die Vollendung des Absoluten zu verstoßen, ‚Ansätze' macht, wirklich erledigt? Verlangt nicht auch solcher Mangel an ‚Konsequenz', und zwar als positive Bestimmung, nach rechtfertigender Begründung? Und führt das nicht wiederum zu jener Frage nach den ‚Bedingungen', die Philosophie als Wissenschaft vom Absoluten möglich machen? Sie bleibt bei Hegel grundsätzlich unbeantwortet. Unbestimmt bleibt daher auch das Gefüge des Begriffs. Der Satz von dessen Allgemeinheit gründet sich letzten Endes nur auf die Ueberzeugung von der Ausnahmslosigkeit eines Verhaltens „aller" Gegenstände; er stützt sich kurz gesagt auf ein klassifikatorisches, nicht auf ein analytisches Prinzip. Er stützt sich auf ein Prinzip, das auch der Abstraktion zugrunde liegt. Und ebenso fehlt jeder Anhaltspunkt für das Recht der Verbindung jener klassifikatorischen Allgemeinheit mit dem individualisierenden Prinzip der ‚Konkretion', also mit der Gesetzlichkeit der Psychologie. Wohl leuchtet Hegels grundlegende Unterscheidung zwischen „Verstand" und „Vernunft" ein. Aber weder erscheint ihre Notwendigkeit erwiesen, d. h. aus einem sich selbst rechtfertigenden Prinzip dargetan, noch gewinnen im Hinblick auf das Streben *aller* Wissenschaft zur Ganzheit hin die Kompetenzen der „Vernunft" innerhalb der nichtphilosophischen Forschung scharfe Grenzen. Die Unterscheidung zeitigt keine methodologischen Folgen. Die Sphären von Verstand und Vernunft mußten sich stellenweise überschneiden, in die der Vernunft mußten abstraktive, oder was hier dasselbe bedeutet, ‚aufklärerische' Motive eindringen. Die ‚Dialektik' Hegels vermochte diese Mängel vielleicht zeitweilig zu verdecken, nicht aber endgültig zu beseitigen. Denn sie nährte sich aus den gleichen Quellen, wie seine Theorie des Begriffs.

21. Und so bleibt denn allen ursprünglichen Ansätzen und Absichten zum Trotz an Hegels Lehre vom Begriff, wie er sich in dem berühmten dialektischen Dreischritt von Setzung, Gegensetzung und Zusammenschluß darstellt, etwas von jenem „Rationalismus" haften, den Hegel selbst mit seiner Ablehnung aller Reflexions-Philosophie hinter sich gelassen zu haben glaubte. Oder anders gesagt und allgemein: Das philosophiegeschichtliche *Schema* vom „Rationalismus" paßt auf Hegel, den Verächter der Abstraktion, den Gegner aller Reflexions-

philosophie, den Theoretiker des Einmaligen und Ganzen, den Metaphysiker des nicht nur „an", sondern auch „für sich" seienden „Absoluten", nicht. Hegels „Begriff" sprengt die philosophiegeschichtliche Rubrik des „Rationalismus". Nicht aufklärerisch-reflektierend will denn auch Hegel die Geschichte „konstruieren", oder gar vergewaltigen; er will in ihr nur die „ewige Präsenz", die nie vergehende Gegenwart, die unüberbietbare, die ‚absolute' Konkretheit des „Menschen" treffen. Ja, so sehr erfüllt ihn die Wucht dieser Aufgabe, so sehr beherrscht ihn der romantische Sinn für die ewige Gegenwart und Unerschöpflichkeit des Einmaligen, für das in der positiven, in der „guten" Bedeutung des Wortes Unendliche also, das in *seiner* Auffassung „Geschichtliche", daß ihm das Problem der Natur unter den Fingern zerfließt. Die Bizarrerien und Entgleisungen seiner Naturphilosophie entspringen als Ganzes betrachtet gewiß nicht Unkenntnis und Ueberheblichkeit; sie sind vielmehr zum guten Teil unausbleibliche Folgen einer eigenartigen methodologischen Sachlage. Die romantische Verabsolutierung der Geschichte erdrückt gleichsam den Sinn für das durch Größenkonstanten beherrschte Naturereignis. Sie verkennt die eigentümliche, die ungeschichtliche „Ewigkeit" des Naturgesetzes. Kein Zweifel also: Hegel hat sich, blickt man auf Verfahren und Ergebnisse, gegen den Geist der Naturforschung unheilvoll vergangen; er hat Beobachtung, Versuch und mathematische Analyse zugunsten einer, wie er meinte, „begrifflichen" Behandlung der Natur in den Wind geschlagen, die Naturerkenntnis durch illegitime Begriffe und Scheinprobleme verschiedenster Art an allen Ecken und Enden gehemmt, ja unterbunden. Er hat Natur und Geschichte auf einen gemeinsamen, den romantischen Nenner bringen und diesen verabsolutieren wollen. Aus ganz bestimmten Gründen erscheint jener Nenner der Fragestellung der Geschichte relativ angemessen; doch ist er derjenigen der Naturerkenntnis grundsätzlich zuwider. Aber auch an diesen romantischen Tendenzen vermochte Hegel für die Dauer nicht festzuhalten. Wie in seiner Theorie des Begriffs das Motiv der Abstraktion unüberwunden bleibt, so schlägt die „Vernunft" immer wieder plötzlich in den „Verstand", die romantisch-spekulative unversehens in eine aufklärerisch-konstruktive Betrachtung um. Es kommt nun in Natur und Geschichte zu jenen bekannten Vergewaltigungen des „Tatsächlichen", die den Tiefsinn der Hegelschen Ansätze so oft verhüllen und immer wieder einer unkritisch-nivellierenden, äußerlichen, alles wesentliche in dogmatischen Schlagworten verflüchtigenden Verurteilung seines „Rationalismus" zum willkommenen Vorwand dienen sollten.

22. Ohne Schwierigkeit ließen sich über Hegels Verhältnis zu Kunst und Freiheit, zu Recht und Glauben verwandte Erwägungen anstellen. Ueberall der Zug zum „Absoluten", in

jenem definierten Sinn des Wortes, in dem es „Geist", d. h. Identität von Substanz und Subjekt bedeutet; überall der Sinngehalt eines „absoluten Idealismus". Ueberall auch ein größer, seiner Verantwortung sicherer Wille, in allen Differenzierungen des Wahrheitsbewußtseins die ‚Selbstentfaltung' des Begriffs zu belauschen. Ueberall aber auch, wenn auch in stark wechselndem Ausmaß, das Abgleiten in die reflektierende Konstruktion. Der schier unerschöpfliche Reichtum der Hegelschen Gedankenwelt sollte freilich auch diese Einsicht vor schematisierender Verallgemeinerung und Erstarrung bewahren. Nichts wäre der Fülle der Motive weniger angemessen, als der Glaube, Hegels Philosophie durch sie eine auf bequeme Formel gebracht zu haben. Denn das eben kennzeichnet die überragende Größe dieses Geistes, daß er jedes Schema, das in seiner eigenen Arbeit angelegt zu sein schien, zerbricht, indem er mit immer neuen Ansätzen zu den Ausgangspunkten seines Denkens, und damit zu einem Kreis unverlierbarer Aufgaben aller Philosophie zurücklenkt.

23. Unter solchen Gesichtspunkten aber muß auch die positive Bedeutung Hegels für die Schicksale des wissenschaftlichen Denkens voll gewürdigt werden. Nie vielleicht war das Verhältnis zwischen Natur und Kultur, wenn man will: zwischen Natur und Geschichte mit solcher Ursprünglichkeit exponiert, nie auch auf die sich hier und dort verkörpernden Formen der Notwendigkeit mit solchen Nachdruck verwiesen worden. Die tiefgreifenden methodologischen Forschungen des 19. Jahrhunderts über das Verhältnis, und fügen wir gleich hinzu: die schließliche Harmonie zwischen Naturgesetzlichkeit und Geschichte atmen denn auch Hegelschen Geist, und es ist gewiß mehr als Zufall, daß die sogenannte „Renaissance" Hegels zum guten Teil dem Ideenkreise jener Forschungen entstammt. Durch Hegel zum mindesten *mitbestimmt* erscheint, ungeachtet seiner eigenen ursprünglichen Motive, der grundlegende naturwissenschaftliche Gedanke der *Entwicklung*, einer naturhaft unabänderlichen und doch ideengemäß verlaufenden, sich selbst vollendenden Gestaltung der Natur. So steht Hegel, trotz aller Entgleisungen und Mängel seiner Naturphilosophie im einzelnen und ohne selbst auch nur im entferntesten Naturevolutionismus für Philosophie zu halten, dem Problem der organischen Natur weit näher als so mancher seiner naturforschenden Gegner. — *Hegelscher* Geist lebt sodann, um es nun noch einmal auszusprechen, in der Ueberzeugung von der Autonomie geschichtlicher Notwendigkeiten, in der Idee der Letztheit, hegelisch: der Absolutheit des geschichtlichen Daseins. Das tiefe Wort Rankes: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott" formuliert im letzten Grunde Motive Hegels. Denn es besagt, daß sich an jedem Glied des geschichtlichen Ganzen dessen eigentümliches Gesetz offenbare, ja

mehr noch: es verkündet, daß im Begriff des höchsten Glaubensobjekts die Struktur der Geschichte, ihre zeitlich-überzeitliche Bestimmtheit, besondere Formen annehme. Von Hegel her kommt der Gedanke, daß das Kunstwerk in seiner selbstgenugsamen Gegenständlichkeit die Gesamtheit der Bedingungen verkörpere, die in einem vollendet Ganzen beschlossen sind, daß sich in ihm das Absolute und Göttliche auf die besondere Art des künstlerischen Schaffens und Genießens verwirkliche. Man hat Hegel zuweilen, unter dem Eindruck mancher seiner Formeln und nicht zuletzt wegen seiner mißdeuteten Lehre vom Begriff als nüchtern-kunstfernen Banausen geschildert. Der Sache nach betrachtet verdankt ihm jedenfalls nicht nur die Theorie der Kunst, auch im einzelnen, starke Anregungen, ihn selbst verbindet ein lebendiges Verhältnis mit denjenigen ihrer vollendetsten Schöpfungen, in denen die „Wirklichkeit" sich restlos zur Freiheit der Gestaltung, d. h. zur ‚höheren' Wirklichkeit jener Identität von ‚Substanz' und ‚Subjekt' bestimmt.

24. Man hat die letzten Entwicklungsphasen der Lehre Hegels oft als Ausdruck einer politischen Gesinnung, als die Philosophie der preußischen „Restauration", aufgefaßt. In welchem Umfang dieses Urteil zutrifft, mag den Biographen im engeren Sinne dieses Wortes beschäftigen. Hegels vielberufener Satz: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig", weist, auch wenn ihm selbst nach der eigenen Absicht des Denkers eine politische Aktualität nicht ganz gefehlt haben sollte, in die letzten Tiefen des „absoluten Idealismus". Es ist das parmenideische τὸ γὰρ πλέον νόημα, seiner ‚reflexiven' und abstraktiven Züge entkleidet und in seiner besonderen Anwendung auf den Problembereich des Staates. Wohl ist ja Hegel, wie zu bemerken man kaum umhin kann, geneigt, in dem „Wirklichen" und „Vernünftigen" ein geschichtlich bedingtes und begrenztes, ein „empirisches" staatliches Gebilde, eben das Preußen seiner Zeit, zu sehen. Aber man bedenke eines: Nie geht auch in solcher Begrenzung das „Absolute" verloren, nie trennt sie sich von der Fülle seines Wesens. Auch wirkt in der lebendigen, geschichtlich bedingten, empirisch betätigten und politisch bekundeten Staatsgesinnung stets die Idee des Staates; und dieser selbst ist, gleich der Geschichte, eine Ausprägung des „Absoluten", d. h. wie jene ‚unmittelbar zu Gott'. Nie aber war ein Denker, vielleicht selbst Plato nicht, von dieser Letztheit und Unmittelbarkeit, das Wort recht verstanden: von dieser Göttlichkeit des Staates tiefer durchdrungen als Hegel. Nicht wie er als Politiker gedacht oder aus politischen Motiven gehandelt haben mochte, ist für die problemgeschichtliche Würdigung seines Werkes von Bedeutung, sondern nur die Frage, ob und wie sich in jenem seinem Denken und Handeln die Prinzipien seiner Philosophie offenbaren.

25. Hegels Lehre vom Recht ward viel erörtert. Gewiß, sie entbehrt des „soziologischen" Einschlags. Auch gilt Hegel, wie wahrlich leicht zu erkennen, das Recht nicht als eigenartig sublimierter Ausdruck für „Bedürfnisse" und „Interessen". Dornige Formeln und ein oft unentwirrbares Gestrüpp komplexer Beziehungen mögen seinen Begriff des Rechts von dem, was der Jurist „braucht", entfernen. Aber hinter allem steht der große Gedanke von der Geschichtlichkeit des Rechts, als Ausdruck seines Anspruchs auf Geltung, besser: von der im Begriff des Rechtes angelegten unaufhebbaren Einheit zwischen dem jeweiligen sachlichen Gehalt des Rechts, dem besonderen Typus seines Anspruchs auf Anerkennung und seiner geschichtlichen Bedingtheit. Rechtshistorismus und „Naturrecht" sinken, gemessen an solchen Maßstäben, seit Hegel zu einer nur relativen Bedeutung herab. Getrennt verweisen sie bestenfalls auf Gesichtspunkte, die nur in ihrer systematischen Gemeinschaft, d. h. eben im Begriff des Rechts, möglich sind. Sie verabsolutieren Abstracta; sie verkennen die Identität von „Substanz" und „Subjekt".

26. Philosophisch in einem engeren und engsten Sinn des Wortes aber führt diese Identität Hegel, wie er meint, endgültig über eine Position hinaus, die sich ihm mit dem Namen Kants verknüpft. Das „Absolute" verbirgt sich für Hegel nicht als „Ding an sich" hinter „Erscheinungen"; es erweist sich vielmehr als der in jener Einheit von Substanz und Subjekts beschlossene, in der Philosophie festzuhaltende und sich in der dialektischen Entfaltung der Erkenntnis gestaltende Sinn aller Bestimmtheit selbst. Es bleibe dahingestellt, inwieweit die hier angedeutete Lehre vom „Ding an sich" Kants endgültige Meinung wirklich kennzeichnet, oder gar, wie weit sie dem systematischen Gehalt seiner Fragestellung entspricht. Auf alle Fälle verweist sie uns auf die immanenten Schranken der Philosophie Hegels selbst. Auch Hegel schleppt noch, so erkannten wir, deutliche Reste jener Theorie der Abstraktion mit sich, die er überwunden zu haben wähnte. Sie machen sich vor allem an seinem Begriff des „Begriffs" bemerkbar. Wohl legt ja auch Hegel das Schwergewicht auf die dynamisch gegliederte Entfaltung des Begriffs in der Bestimmtheit des Gegenstandes; und insofern nimmt er ihm die Merkmale eines starren Abstraktums. Aus bestimmten Gründen aber beherrscht bei Hegel die methodische Idee der Funktion die Problemlage noch nicht. Darum droht auch sein „Absolutes" immer wieder zum „Ding", die Absolutheit zum Gegebensein eines Absoluten herabzusinken; darum fehlt es ihm recht eigentlich an den Voraussetzungen, des Motivs der sinnlichen Gegebenheit Herr zu werden. Besäße er sie, so rückte jenes Motiv, anstatt im Nebel des Absoluten unterzutauchen, in das grelle Licht einer festgefügten, sich in einem

definierten Sinn des Wortes selbst rechtfertigenden Fragestellung. Gegebenheit wäre nun in ihrer strengen Notwendigkeit „abgeleitet", sie wäre nicht, wie letzten Endes bei Hegel, nur gedeutet. Natur und Naturforschung aber verwandelten sich aus lästigen Mahnern und Hemmnissen in begründete, d. h. notwendige Forderungen. Philosophie bejahte sie in ihrer autonomen methodologischen Struktur, und sie wiederum bejahten Philosophie als ihre notwendige Theorie. Vor allem aber vermöchte diese das Problem der Psychologie in den methodischen Zusammenhang ihrer Aufgaben einzugliedern. „Meine" empirische Gegebenheit, das Verhältnis „meiner" Gegebenheit zum Gefüge der „sinnlichen", würde mit neuen Ausblicken auf das Einmalige und Einzigartige, d. h. auf den Gedankenkreis der Romantik, und fügen wir hinzu: auf denjenigen Hegels, Problem. Auf höherer Stufe wäre somit eine Fragestellung gewonnen, die gleichviel ob man sie Kantisch nennen mag oder nicht, kritisch heißen darf, und zwar kritisch in einer Bedeutung dieses Wortes, die niemandem geläufiger war als, nach dem Zeugnis der ursprünglichen Tendenzen seines Philosophierens, Hegel selbst. Denn in jeder kritischen Theorie, in jeder Frage nach dem Gefüge des Gegenstandes wirken jene Tendenzen weiter. Die kritische Theorie des Einmaligen und Individuellen, das Problem der Psychologie (nicht etwa eine psychologische Behandlung der Philosophie), steht sachlich genommen zwischen Kant und der Romantik; es verbindet auch Kant und Hegel. Es erschließt, wenn man es so ausdrücken will, der ‚transzendentalen' Methode den Zugang zum Problemkreis der Dialektik, und es führt diese zu den Grundmotiven der Transzendentalphilosophie, zum Begriff des Gegenstandes, zurück. Erst im Lichte jenes Problems erscheint das Absolute ohne Rückfall in die „Reflexion", um eine Wendung Hegels abzuwandeln, zur Funktion „befreit". Vor allem aber liefert eine kritische Theorie des Individuellen entscheidende Gesichtspunkte für die problemgeschichtliche Beurteilung Hegels. Hegel führt die kritische Philosophie nicht dadurch weiter, daß er aus ihr gewisse Schwierigkeiten wirklich oder scheinbar ausschaltet. Er „überwindet" sie vielmehr, indem er sie an einem System neuer oder doch neu formulierter Aufgaben mißt — ohne freilich selbst die Voraussetzungen dieses Systems in Händen und damit das philosophische Problem der Romantik bewältigt zu haben.

27. Mit dem Wort „Problemgeschichte" aber verweisen wir auf eine letzte und entscheidende Leistung Hegels. Der Philosoph des absoluten Geistes wird zum Philosophen der Selbstrechtfertigung der Philosophie. Er muß mit der Konkretheit jeder ihrer Phasen stets ihr Ganzes ergreifen, in jenen Phasen immer aufs neue sich des Problems vom Begriff aller Philosophie bemächtigen wollen: Geschichte wird ihm zu ewiger

Gegenwart. Was wahr ist, ist „itzt" „im Sinne der absoluten Gegenwart. In der Idee ist, was auch vergangen scheint, ewig unverloren. Die Idee ist präsent, der Geist ist unsterblich; es gibt kein Einst, wo er nicht gewesen wäre oder nicht sein würde, er ist nicht vorbei und ist nicht noch nicht, sondern er ist schlechterdings itzt." Zwar beziehen sich diese wuchtigen Sätze zunächst auf die „Welt-" und nicht auf die Philosophiegeschichte. Aber erst hier, wo der Begriff der Absolutheit, der Letztheit, d. h. der Selbstrechtfertigung, einen fruchtbaren Sinn gewinnt, erlangen sie ihre volle systematische Bedeutung. Seit Hegel sind Philosophie und Geschichte der Philosophie nicht mehr zu trennen. Daß er dabei immer deutlicher zu einer „konstruierenden" Behandlung der Philosophiegeschichte neigt, folgt aus den immanenten Mängeln seines Systems, nicht aber aus dem Prinzip seines Vorhabens.

28. Dieses aber gehört zu dem klassischen Bestande der Philosophie. Es geht auf die „begriffene Wirklichkeit", indem es, wie Dilthey einmal sagt, „die Gesetzgebung des Lebens in das Wirkliche selbst" hineinnimmt. Wo immer man diesem Ziel ohne Phrase und in strenger Selbstzucht des Gedankens zugestrebt ist oder zustreben wird, wirkt der Geist Hegels. Er erneuert das unverlierbare Motiv der antiken ἀρχή; aber nicht als das blinde Verhängnis eines unbeugsamen Naturgesetzes, sondern als den sich selbst wissenden Begriff. Er erfüllt die ἀρχή, geläutert durch Kant, mit dem Sinngehalt des neuplatonisch-christlichen Λόγος. Er bringt damit die Wirklichkeit zu sich selbst, d. h. er erhebt sie zu Gott. Denn: ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν.

***

# Einige Gedanken über Staat und Religion

von O. G. von Wesendonk

1.

Eine Staatsreligion, d. h. eine Kirche, die mit dem Bestand der Staatsgewalt auf das engste und grundsätzlich verbunden ist, hat zuerst das sassanidische Persien ausgebildet, das im 3. Jahrhundert n. Chr. die Kräfte des Ostens gegen das römische Imperium wie gegen die Nomaden Hochasiens zusammenfaßte. Kult und Königtum waren im Reich des Sassaniden vereinigt. Die mächtige Priesterschaft wachte über der Reinheit des Dogmas und schritt gegen Bewegungen wie die manichäische Weltreligion, die den feudalaristokratischen Aufbau der iranischen Gesellschaft bedrohende Lehre eines Mazdak oder gegen jene Christen ein, die der Neigung zu Rom verdächtig waren. Politisch unbedenkliche Elemente, wie die verschiedenen heidnischen Glaubensformen, die Nestorianer nach dem Bruch mit der byzantinischen Orthodoxie oder die von Justinian aus Athen vertriebenen neuplatonischen Philosophen, ließ die persische Staatskirche dagegen ebenso unbehelligt wie die Buddhisten, Jainas oder Hindus.

Diocletian hat bei seiner Reform der Reichseinrichtungen die Organisation des Sassanidenstaates vielfach nachgeahmt. In religiöser Hinsicht vermochte er dem Mazdaïsmus der Sassaniden nichts an die Seite zu setzen. Denn die Verehrung der Kaiser, die von den Römern den Gewohnheiten der hellenistischen Staaten nachgeahmt wurde und die neben den zahllosen Sonderkulten stand, bedeutete nur die äußere Anerkennung der Zentralmacht. Daß allein das übernationale Christentum imstande sein würde, dem Völkergemisch des Römerreichs eine gemeinsame Unterlage zu gewähren, hat Constantin erkannt. Ohne sich persönlich der christlichen Religion zu verschreiben, zu der er sich der unverbürgten Legende zufolge erst am äußersten Ende seines Daseins überzutreten entschlossen haben soll, hat er die politische Tragweite der Schaffung einer bekenntnismäßigen Bindung für die Reichsangehörigen eingesehen und damit Europa bis in die Neuzeit den Weg gewiesen.

Aber wie das römische Imperium in eine lateinisch und eine griechisch sprechende Hälfte zerfiel, so schied sich auch die christliche Welt in die Kirchen von Rom und von Byzanz. Selbst als im Islam eine die Völker des Orients einende Religion entstand, vermochte das Abendland trotz Papst und Kaisertum mit ihren ideellen Ansprüchen auf Weltgeltung nicht zur Beseitigung der Differenzen sich durchzuringen. Lateiner und Byzantiner befehdeten sich in der grimmigsten Weise. Nur die Völker, die derselben christlichen Glaubensform angehörten, be-

saßen auch eine gemeinsame kulturelle Grundlage. So wurde der Begriff der Christenheit gleichbedeutend mit dem der westlichen abendländischen Staatenwelt, denn es war undenkbar geworden, daß eine Regierung nicht auch amtlich die christliche Kirche stützte. Hatte sich aber die Christenheit schon seit dem Mittelalter in zwei Hälften geschieden, in den römischen Katholizismus und die griechische Orthodoxie, so brachte die Reformation weitere neue Spaltungen. Aber ob es sich um Katholiken, Rechtgläubige Lutheraner, Calviniſten oder Zwinglianer handelte, immer blieben im Okzident der Staat und die Religion wenigstens eine theoretische Einheit.

Religiös gebunden war gleichfalls die islamische Welt, in der es freilich auch genügend innere Unterschiede gab. Der Typus des islamischen Staates war aber im wesentlichen der gleiche wie der des mittelalterlichen und auch neuzeitlichen Abendlandes. Angesichts der Betonung des staatlich-religiösen Gedankens bei Christen wie Muslimen erregte die Gleichgültigkeit der Mongolen in Glaubensdingen Erstaunen, die von Ostasien her die Indifferenz der Staatshoheit in religiösen Angelegenheiten gewohnt waren, wo man gegen Sekten oder Religionen nur dann einschritt, wenn diese die Grundlagen des staatlichen Bestandes durch ihre Lehren zu unterhöhlen drohten.

2.

Erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat gegen den staatlichen Schutz des Dogmas Sturm gelaufen, und es hat mehr als ein Jahrhundert gedauert, ehe Frankreich die Trennung von Staat und Kirche durchführte, um freilich sich trotzdem mit Geschick der Vorteile zu bedienen, die gerade die katholische Kirche Frankreichs zu gewähren vermag. Das Beispiel Frankreichs ist von einer Reihe von Staaten befolgt worden, die in den Doktrinen der französischen Republikaner den rettenden Leitgedanken sahen, ohne sich darüber klarzuwerden, daß Frankreich wohl seine der großen Revolution entsprossenen Lehren vom Laienstaat beachtet und auch als Propaganda ausnützt, daß es sich aber wohl hütet, diese Auffassungen auf die Spitze zu treiben.

3.

Sind verschiedene Staaten des lateinischen Amerika, so namentlich Mexiko, oder das heutige Portugal und nach dem jüngsten auch Spanien Vertreter der französischen Ansichten von der Trennung von Staat und Kirche, so haben sich im Orient die modernen Türken als gelehrige Schüler der Aufklärung erwiesen. Als Vormacht der islamischen Welt hat seit dem 16. Jahrhundert das osmanische Reich das Kalifat für sich beansprucht, das Recht auf die

Führung der moslemischen Gemeinschaft. Insofern, als der Islam nicht nur eine Religion ist, sondern auch eine soziale und politische Organisation darstellt, hat das Amt des Kalifen einen entfernten politischen Anstrich. Nicht der Imam, das Haupt der mohammedanischen Welt, sondern die Ansicht der Gelehrten, der Ulema, hat dagegen die Entscheidung in dogmatischen Fragen. Eine geistliche Spitze des Islams gibt es ebensowenig wie eine Priesterschaft im Sinne der christlichen Auffassung. Der Anspruch der Osmanen auf das Kalifat ist übrigens von bedeutenden Teilen der moslimischen Gemeinschaft nie anerkannt worden, so von den malekitischen Marokkanern, von der seit dem 16. Jahrhundert namentlich in Persien verbreiteten Schi'a, von den puristischen Wahhabiten und zahlreichen Gruppen oder Sekten. Für die Türkei hat die Betonung des osmanischen Gedankens einst den Vorteil besessen, ihr einen Wirkungskreis zu sichern, der weit hinausreichte über das Gebiet des Reiches selber, der aber dem türkischen Element Anstrengungen, Leistungen und Rücksichten zumutete, die seine Kräfte überstiegen. In Arabien, Nordafrika und auf dem Balkan haben sich die anatolischen Bauern mit dem Erfolg geopfert, daß die Macht des osmanischen Reiches dauernd beschnitten wurde. Von dem das gemeinsame Band des mohammedanischen Glaubens hervorhebenden Panislamismus ist die moderne Türkei von Ankara ebenso abgerückt wie von den überspannten Idealen eines erst spät nach dem Osten getragenen Nationalismus, der im turanischen Gedanken oder im Pantürkentum mit seinen Utopien zum Ausdruck kam.

Die an den Lehren der französischen Staatstheorie und Soziologie geschulte kemalistische Türkei will aus dieser einen Rechtsstaat im abendländischen Sinne machen. Das in der arabischen Schrift gebotene Verbindungsmittel mit anderen islamischen Völkern ist mit Absicht beseitigt worden zugunsten des lateinischen Alphabets, wie es zuerst bei den Türken in der Sowjetunion in Gebrauch genommen wurde. Der Islam ist für die Türken eine einfache Glaubensform geworden, die mit dem Aufbau von Staat und Gesellschaft nichts mehr zu schaffen hat. Da die Schichten, die einer solchen Okzidentalisierung des Denkens Verständnis entgegenbringen, in der Türkei äußerst dünn gesät sind, muß die Reform sich vor allem auf das Heer stützen, das von jeher der Rückhalt der Türken war. Die Einstellung der Türkei auf das Ziel, ein neuzeitliches Land mit technisch-wirtschaftlicher Tendenz zu werden, bedeutet den Verzicht auf die Rolle einer Großmacht, die den Osmanensultanen auch in den trübsten Zeiten als das Ziel vorschwebte. Da sich die Türken von Ankara weigerten, sich im Sinne des Friedensvertrages von Sèvres zu einem Schutzgebiet der Mächte herabwürdigen zu lassen, war jedoch der von den

kemalistischen Türken beschrittene Pfad der Selbstbescheidung auf ein national-türkisches Anatolien vielleicht der richtige Weg in die Zukunft.

Als Zeichen der Zeit ist es jedenfalls bedeutsam, daß der Gedanke des Kalifates nirgends wieder aufgenommen worden ist. Eine gemeinsame Parole für die Völker mohammedanischen Bekenntnisses gibt es eben nicht mehr. Der Begriff eines ägyptischen, arabischen, indischen, persischen Nationalismus hat sich als zugkräftiger erwiesen als der der Zusammengehörigkeit der Moslime. Dabei darf man sich natürlich nicht verhehlen, daß die Grade des Nationalismus bei den verschiedenen östlichen Völkern in sehr verschiedenartiger Weise ausgeprägt sind. Neben den Aegyptern oder moslimischen Indern mit einem teilweise beachtlichen Bildungsstand, macht sich in Afghanistan der Rückfall in das wahre Mittelalter geltend. Die Wahhabiten des Nedjd, die bis auf geringe selbständige Gebiete und das Imamat von Yemen mit sechs oder gar mehr Millionen Einwohnern ganz Arabien in der Hand haben, vertreten den Islam in seiner angeblich ursprünglichen Gestalt. Sie suchen sich gegen den Westen durch einen hermetischen Abschluß zu sichern. Für die Welt im großen sind die Vorgänge in Arabien allerdings so gut wie belanglos.

## 4.

In stärkster Weise war das Staatskirchentum im einstigen Rußland ausgeprägt gewesen. Kaiser und Haupt der Orthodoxie waren tatsächlich, wenn auch nicht juristisch, dieselbe Person, denn die formellen Leiter der Kirche, zunächst die Patriarchen und seit Peter dem Großen der heilige Synod, bildeten lediglich Organe des Selbstherrschers, dessen weltlicher Einfluß in dem von Byzanz übernommenen System des Caesaropapismus ausschlaggebend blieb. Nur wer der pravoslawischen Glaubensform angehörte, konnte dem Staat tatsächlich dienen, der Rechtgläubigkeit und Russentum gleichsetzte. Denn Katholiken waren im allgemeinen Polen und evangelische Deutsche, während die Moslime an die überwundene Periode der Tatarenherrschaft unliebsame Erinnerungen wachriefen. Gerade weil die Identifizierung von Religion, Staat und Nation im zaristischen Rußland eine übertrieben stark hervorgekehrte und schon mystisch anmutende Verbindung angenommen hatte, ließ sich die Gegenwirkung hier besonders heftig an. Kerenskis westlich orientierter Liberalismus wurde als Halbheit empfunden und wurde hinweggefegt von einem System, das den krassen Materialismus zum Glaubensartikel erhoben hat und insofern nur theoretisch die Scheidung zwischen Staat und Kirche kennt, als die Annahme des marxistisch-materialistischen Weltbildes von den wahren Bürgern des Sowjetbundes gefordert wird.

Wer religiöse Vorbehalte macht, bleibt im kommunistischen Gefüge im besten Fall ein lauer Mitläufer.

Gegenüber der Anschauungsweise des folgerichtig bis aufs äußerste getriebenen Materialismus und dem eine Vorstufe zu dieser Weltanschauung bildenden liberalisierenden Rationalismus heben die Angelsachsen den christlichen Charakter ihres Staatsideals hervor, das im Sinne Benthams das größte mögliche Glück der größten möglichen Anzahl Menschen sicherstellen soll. Das Natürliche gilt zugleich als das Richtige. Die Richtlinien für sein Verhalten meint der Pragmatiker aus der Erfahrung ableiten zu können, aus jenem Empirismus, der, von England ausgehend, die französische Aufklärung beeinflußt und zu einer jedenfalls konsequenteren Haltung geführt hat, als sie im Pragmatismus zu finden ist. Während nämlich die Angelsachsen in metaphysischen Fragen dem Agnostizismus huldigen, wird für das christliche Dogma die allgemeine und rückhaltlose Anerkennung gefordert. Dabei ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß unter den Angelsachsen die dogmatischen Auseinandersetzungen gerade besonders verbreitet sind, und daß die maßgebende Stelle fehlt, die festzulegen vermag, was als gültige Lehre anzusehen und was zu verwerfen ist. Trotzdem steht der Angelsachse nicht an, seinen Staatsbegriff in der Form der verfassungsmäßigen Monarchie, wie in England, oder der Republik, wie in den Vereinigten Staaten mit der Forderung der Anerkennung des Christentums zu verquicken. Nur in der Form der christlichen Demokratie mit monarchischer oder republikanischer Spitze kann sich nach englisch-amerikanischer Auffassung die wahre Kultur verwirklichen. Moslime wie Ostasiaten befinden sich von diesem Standpunkt aus betrachtet im Zustand einer mehr oder weniger ausgesprochenen Barbarei, denn hervorragende Leistungen etwa auf dem Gebiet der Kunst vermögen den Mangel der Zugehörigkeit zum christlichen Bereich nicht aufzuheben, der auch der Antike anhaftet. Es ist daher kein Zufall, daß chinesische Reformer, wie Sunyatsen, die in Amerika ihre Ausbildung empfangen haben, zum Christentum übergetreten sind, wie die in Frankreich in die Lehre gegangenen Lateiner und Levantiner gern die tönenden Redensarten der französischen Revolution im Munde führen, die Menschenrechte, Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, ohne mit diesen Begriffen auch eine wirkliche Anschauung zu vereinigen.

Der Angelsachse hat für solchen Redeschwall nur wenig Verständnis übrig, namentlich weil er sieht, wie hinter der Fassade der vernunftgemäßen, der Religion, wenn auch nicht feindlich, so doch mißtrauisch und gleichgültig gegenüberstehenden, positivistischen Staatsauffassung von den leitenden Kreisen Frankreichs die Kräfte des Konservatismus ausgenutzt werden. Völlig unbegreiflich erscheint dem Angelsachsen

die Haltung der Sowjets, die als Weltbewegung freilich kaum mehr ernsthaft in Betracht kommen, deren Absicht aber im Geiste Lenins vielleicht darauf angelegt war, den an Führung und straffe Leitung gewöhnten Massen Rußlands im Materialismus und in der Verherrlichung des Atheismus einen neuen Blickpunkt zu gewähren, wie ihn die abgewirtschaftete pravoslawische Kirche nicht mehr zu bieten vermochte.

5.

Die spezifisch angelsächsische Ansicht, daß nur der christlich organisierte Staat als eine Kultureinrichtung zu gelten hat, wird in seiner Verquickung mit einer von den Angelsachsen zwar nicht als Heuchelei gemeinten, wohl aber von der Umwelt als solche empfundenen Haltung in praktischen Dingen den Deutschen niemals zusagen. Ebensowenig kann der Hang zur Gründlichkeit es dulden, daß ein schönklingendes Phrasengedresch für Wirklichkeit genommen wird, an dem der Franzose und seine Nachbeter ihre Einbildungskraft zu entzünden vermögen. Der Pragmatismus wie der aufklärerische Nationalismus sind auf fremdem Boden gewachsene Pflanzen, auch wenn Karl Marx seine Lehre vom Materialismus in deutscher Sprache verkündet hat.

Das Hegelsche Staatsideal, das den Menschen nur als Glied des Ganzen gelten läßt, ist auch vom Sozialismus als Vorläufer für sich in Anspruch genommen worden. Dabei wird geflissentlich übersehen, daß die Suprematie des Hegelschen Staates in der metaphysischen Idee begründet erscheint, deren Vorhandensein allein dem Staat den Anspruch darauf verleiht, daß sich sämtliche Einzelkräfte ihm unterordnen müssen. Hat der Hegelsche Staatsbegriff namentlich Preußen in jener Periode beherrscht, wo es die Führung in Deutschland antrat, so ist die gegenwärtige deutsche Verfassung von Weimar ein laues Kompromiß, in dem die verschiedensten Strömungen zur Geltung gelangen sollten, die zentralistische „République une et indivisible“ und der Föderalismus, die Freiheit der Religion und der Atheismus, die konfessionelle Schule und die glaubenslose Ausbildung im Sinne des Materialismus mit einer nur auf Redensarten gegründeten unbestimmten und ohne metaphysische Fundierung unbestimmbaren Ethik.

Wurden hier auf deutschem Boden lahme Zugeständnisse gemacht, die niemand recht befriedigen, so hat Italien das Beispiel gegeben, wie eine stark aufgezogene Staatsgewalt, die wie bei Macchiavelli oder Hegel das oberste Prinzip der Gesellschaftsordnung darstellt, sich mit der Anerkennung der Religion zusammenbringen läßt, so daß ein Ausgleich der Kräfte entsteht, die beide irrationaler Herkunft sind und erst in der Vereinigung jene volle Entfaltung aller Möglichkeiten erlauben, die in einem Volke schlummern. Ein nur für sich

bestehender isolierter kirchlicher Dogmatismus führt zur Unduldsamkeit und zum Gewissenszwang; der rein materialistische Staat wird zu einer den Einzelnen zermalmenden, geistlosen Maschine, nur die Zusammenschließung der Gebiete des Staatlichen und des Religiösen vermag zu einer glücklichen und zukunftsfrohen Entwicklung hinzuleiten, so daß Staat, Volkstum und Kirche alle dem gleichen Ziele dienen, einer in gesellschaftlicher Ordnung lebenden Gemeinschaft die Ausbildung und Verwendung aller in ihr ruhenden Fähigkeiten zu gestatten. Wenn die Tätigkeit des zum Bewußtsein erwachten menschlichen Geistes darauf abzielt, die Einzeltatsachen und Erscheinungen durch das Denken begrifflich zu ordnen und auf das schärfste zu sondern, so läuft auch die politische Wirksamkeit darauf hinaus, die einzelne im Staat zusammengefaßte Menschheitsgruppe zu den höchsten Leistungen zu bringen im Wettbewerb mit anderen Staaten, nicht jedoch die einzelne Volksindividualität in einer farblosen und ungestalteten Massenbewegung untergehen zu lassen. Der Stoff strebt zur Form, die Menschen drängen bewußt oder unbewußt zur staatlichen und religiösen Ordnung. Weder die wesenlose Masse und der ganz auf sich gestellte „Einzige" können den Gipfelpunkt der Leistung und der schöpferischen Schaffensmöglichkeit erreichen. Nur in Gott fallen nach Aristoteles Stoff und Form zusammen — die irdische Organisation behält notgedrungen die Mängel eines nicht endgültigen Vorstadiums an sich und muß das Kompromiß suchen, den Ausgleich zwischen den widerstreitenden Potenzen.

***

# Die Notverordnung von 1863 und die inneren Vorgänge im preußischen Königshause

von Emil Daniels

(Schluß)

Dieser Ministerrat fand im Mai 1864 statt, ein Jahr nach jener Korrespondenz zwischen Russel in London und der britischen Gesandtschaft in Berlin, die den Sturz Wilhelms und Bismarcks durch Aufpeitschung des Kronprinzen zum Inhalt hatte[1]). Die Engländer waren Bismarcks Todfeinde, er aber durfte nicht auf Einen Schelmen anderthalben setzen, wie das seiner Natur entsprochen haben würde. Vielmehr kämpfte er diesen Kampf mit gebundenen Händen. Er hatte sich zu hüten, wie wir eben gesehen haben, Königin Viktoria zu verletzen, auch verbot es das preußische Interesse, durch Schritte, die an der Themse unnötig erbitterten, die Entente Cordiale zu befestigen. Wie die Italiener, die Griechen, die Polen, die Dänen waren die preußischen Liberalen mit dem Kronprinzenpaar an der Spitze, mochten sie auch auf ihre Unabhängigkeit bedacht sein, die Schützlinge Englands. Das hatte Bismarck gar sehr zu beachten, wenn er wider den Vorstoß Friedrich Wilhelms zur Gegenwehr schritt. Das war aber noch nicht alles. Im Jahre 1848 war die Nationalversammlung bei einem Vorstoß gegen die konservativen Bestandteile des Offizierkorps unterlegen, und ihre Autorität war infolgedessen zu Bruch gegangen. Als sich die Wolken des Verfassungskonflikts zusammenzogen, hatte der Kriegsminister v. Roon dem König einmal angedeutet, wenn die Krone Preußens zu weit nach links gehe, könne sich im Offizierkorps etwas ereignen: „Das überlebe ich nicht!" rief der König aus.

Nachdem der König die Vorgänge im Danziger Rathaus erfahren hatte, verbot er dem Sohn sofort brieflich weitere oppositionelle Aeußerungen, und dieser antwortete aus Schlobitten nach Rücksprache mit seiner Gemahlin umgehend, er habe in Danzig mit tiefstem Ernst und nach Gebet nur sein Gewissen erleichtert; den Entschluß, fortan zu schweigen, habe er bereits vor dem Empfang des königlichen Verbots gefaßt. Dann bat der Sohn den Vater um Verzeihung, nicht etwa, indem er, sich in der Sache unterwerfend: „Pater peccavi!" sagte, sondern unter charaktervoller Festhaltung seines Standpunkts, der ihm verbiete, den vom König gewünschten Widerruf auszusprechen: „Nachdem ich nunmehr alles gesagt zu haben glaube, was ich zur Erklärung meines Standpunktes zu äußern vermag, bitte ich Dich demütig um Verzeihung, teuerer, lieber

[1]) Vgl. ersten Aufsatz S. 74.

Papa, für den Schmerz und das Aergernis ... Ich muß es wiederholen, daß dieses mein Benehmen der schwerste Schritt meines Lebens gewesen ist, und daß Gott es weiß, welche Kämpfe es mich kostete, ehe ich mich zum Handeln entschloß."

Victoria ließ den Brief nur widerstrebend abgehen, denn sie fand, daß man ihrem Mann wie einem kleinen Kinde den Mund verbiete. Das werde sich Fritz aber nicht gefallen lassen, schrieb sie aus Königsberg an Augusta; zwar werde Fritz keine Rede mehr halten, aber fortfahren, sich gegen Freunde zu äußern, wie sein Herz es ihm eingebe. Das konnte leicht zu neuen Zusammenstößen zwischen Vater und Sohn führen, denn schon vor der Danziger Sache hatte der König den Kronprinzen getadelt, weil oppositionelle Aeußerungen von ihm in die Oeffentlichkeit gedrungen wären[1]). Noch gereizter als die Schwiegertochter war der Schwiegersohn des Königs. In einem Brief an die Königin ging der Großherzog von Baden so weit, zu äußern, der Kronprinz hätte das Schweigegebot des Vaters mit dem Abbruch seiner Dienstreise, ja, der Niederlegung seiner militärischen Stellungen beantworten müssen. Unter den Gründen, mit denen Königin Augusta jene Ansicht des Großherzogs von Baden bekämpfte, ist besonders beachtlich der Hinweis auf die Armee: „Welche Partei gegen den Kronprinzen ergriffen haben würde; um so mehr, als sich die öffentliche Meinung für ihn erklärt hätte."

Wenn das Gros der Offiziere mit der bürgerlichen Bevölkerung politisch auf gespanntem Fuße lebte, gab es unter jenem bevorzugten Stand doch auch eine andere Gesinnung. Seit Gneisenau enthielt das Offizierkorps auch ein liberales Element, das dann später, unter Caprivi, vorübergehend zu politischem Einfluß gelangt ist. Liberale Offiziere gab es sogar in Berlin bei der Garde, die im allgemeinen sowohl der Verfassung als auch dem Kronprinzen geringe Sympathien entgegenbrachte. Ein Oberst des Gardekorps äußerte zu Droysen, gegen einen Verfassungsbruch der Minister werde der Kronprinz förmlichen Protest einlegen müssen. Er werde den Ministern erklären müssen, daß er sie seinerzeit persönlich zur Rechenschaft ziehen werde. Solche Ansichten seien verbreiteter, als man glaube, fügte der Oberst hinzu; er sei in der Lage, sofort acht bis zehn streng konstitutionell gesinnte Stabsoffiziere der Garde namhaft zu machen.

Jedenfalls soviel ist wahr: Wenn überhaupt irgend etwas dieses durch und durch königstreu gesinnte Offizierkorps zu spalten vermochte, so wäre es die Schilderhebung des Kronprinzen gewesen. Das konservative Parteiregiment der fünfziger Jahre hatte nach dem Geständnis, das der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel dem König Friedrich Wilhelm IV. Ende 1855 in

[1]) Siehe ersten Aufsatz Seite 71.

einer Denkschrift machte, dazu geführt, daß der Verfasser selber kaum noch an die Zukunft der Monarchie glaubte. Die preußische Landeskirche sei durch Heuchler der inneren Auflösung nahegebracht worden, die preußische Regierung habe aufgehört, in der Welt als ein Muster von Disziplin, Gewissenhaftigkeit und Intelligenz zu gelten, ein Verfassungsbruch, zu dem die Konservativen es treiben dürften, würde ein zweites Olmütz, das Schicksal Polens, die alleräußerste Gefährdung der Dynastie nach sich ziehen[1]).

Daß die religiöse Heuchelei sich unter Friedrich Wilhelm IV. auch auf die Armee erstreckte, ist bekannt. In Berlin gab es eine Weinstube in der sich Sonntags nach dem Gottesdienst fromme Gardeoffiziere zu reichlichen Libationen versammelten; vom Volksmund die nassen Engel genannt. Und wenn Ministerpräsident v. Manteuffel vor Friedrich Wilhelm IV. das katastrophale Sinken des Staates konstatierte und es zu einem erheblichen Teil: „dem überwiegenden Einfluß jenes zweiten Ministeriums" zuschrieb, das „die Kabinettsräte, Adjutanten und Sekretäre Seiner Majestät" bildeten, gehörte zu dieser sogenannten Kamarilla auch der Chef des Militärkabinetts. Diesen Posten bekleidete seit 1857 Edwin v. Manteuffel. Als der unheilvolle Mann in unheilvoller Stellung war er 1861 von dem Fortschrittler Twesten charakterisiert worden; nicht ganz mit Recht insofern, als er nach dem Thronwechsel sich um die Verjüngung des Offizierkorps gewisse Verdienste erworben hatte. Die preußische Generalität hat allerdings 1866 und 1870 zum großen Teil versagt[2]), und als Manteuffel im deutsch-französischen Krieg zur Führung von Armeen berufen wurde, hat er selber sich als Feldherr wenig bewährt[3]). Diese Mängel in der Stellenbesetzung blieben zwar 1866 und 1870 den Kundigen nicht verborgen, erfuhren jedoch bei der öffentlichen Meinung eine sehr starke Unterbewertung, weil die Erfolge, die dem unvergleichlichen, nicht wiederkehrenden Genie Moltkes verdankt wurden, das Urteil blendeten. Daß Moltke an seinen Posten gelangte, war nicht des Königs Verdienst, sondern ein halber Zufall, und Manteuffel hat erst recht nichts dazu beigetragen, doch, wie gesagt, der Erfolg schien die ungeheure Macht gerechtfertigt zu haben, die, unabhängig von dem dem Parlament verantwortlichen Kriegsminister, vom Chef des Militärkabinetts als besonderem Vertrauensmann des Königs für Personalangelegenheiten ausgeübt wurde. Vor den glücklichen Kriegen aber war jedermann der Ansicht, daß der Chef

[1]) Vgl. H. Delbrück, „Weltgeschichte" Bd. 5, Seite 43.

[2]) Vgl. meine „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte", I (Fünfter Teil und Fortsetzung des gleichnamigen Delbrückschen Werks), Seite 560.

[3]) Ich glaube das in dem demnächst erscheinenden zweiten Band meines Werks erwiesen zu haben.

des Militärkabinetts in das konstitutionelle Preußen um so weniger passe, als ja schon einmal die Kabinettsregierung nach Jena geführt habe. General v. Manteuffel suchte gegenüber den immer wiederholten Angriffen seine Stellung in einem Promemoria zu rechtfertigen, das er an König und Kronprinz richtete: „Im Jahre 1848", heißt es hier, „ging das Bestreben dahin, dem König das Kommando der Armee zu entreißen. Der Minister Hansemann dekretierte, daß das Büro des Militärkabinetts als eine Abteilung des Kriegsministeriums in dem Gebäude desselben untergebracht werde. . . . Die Armee gewöhnte sich an die Auffassung, sie stehe nicht mehr unmittelbar zu dem König; dieser führe das Kommando nur durch Vermittlung des Kriegsministers. Es ist vorgekommen, daß Erlasse des Kriegsministers mehr galten als die Orders des Königs, falls diese nicht kontrasigniert waren."

Wir berühren hier den Nerv der Weltanschauung des Generals v. Manteuffel. Er hoffte, der Verfassungskonflikt, wenn man ihn rücksichtslos durchfechte, werde die Reibungen zwischen dem überlieferten Militärstaat, der sich noch im tatsächlichen Besitz der Macht befinde, und der mächtigen aber vorläufig nur moralisch mächtigen Opposition ihrer Gefährlichkeit entkleiden durch feste Begründung einer dauernden Vorherrschaft der Militärmonarchie dem Parlament gegenüber. Wohl hielt auch General v. Manteuffel ein gewisses Eingehen auf die Bedürfnisse und Ansichten der Zeit für nötig, aber schon daß seine königlichen Eltern den Kronprinzen hatten auf die Universität gehen lassen, anstatt ihn auf die übliche Offiziersausbildung zu beschränken, war eine Konzession an den Zeitgeist, die Manteuffel als Konservativen schmerzlich berührte. Er wünschte dem Verfassungskonflikt einen Ausgang, der die Konservativen der Notwendigkeit, weitere sie empfindlich berührende Konzessionen über sich ergehen zu lassen, so gut wie vollständig überhob, also eine Wiederherstellung des Regiments der fünfziger Jahre, vielleicht ohne die allerschlimmsten Auswüchse. Seinen Standpunkt vertrat er nicht ohne Brutalität. Jene Aeußerung Twestens, die zwar eine scharfe Kritik enthielt, aber die Ehre Manteuffels vollkommen unberührt ließ, beantwortete dieser mit einer Duellforderung. Wenn der Oberbürgermeister von Danzig im Rathaus zu den kronprinzlichen Herrschaften gesagt hatte, ihr Kommen mache die städtischen Behörden und die Bürgerschaft glücklich, aber überaus unglücklich sei die Stadt, weil die Verhältnisse es ihr unmöglich machten, ihre herzliche Freude in lautem Jubel erschallen zu lassen[1]), fand Manteuffel in seinem Promemoria, der Oberbürgermeister habe sich einer Effronterie unterfangen. Der Hof-General, als solchen

[1]) Magistrat und Stadtverordnete hatten beschlossen, dem Kronprinzen und seiner Gemahlin kein Fest zu geben.

wird man Manteuffel bezeichnen dürfen, wenn er auch innerhalb bestimmter Grenzen ein tüchtiger Militär war, sprach von seiner „Religion über Königtum". In dem Promemoria äußert er: „Als der Hochselige König den Oberst Manteuffel . . . zu ernennen geruhte, geschah es mit der bestimmten Weisung, daß Allerhöchstderselbe das Militärkabinett wiederhergestellt haben wollte. . . . Der Hochselige König begann Kommando- und Personalfragen wieder direkter zu bearbeiten. Seine Majestät der König (Wilhelm) nahm bei seiner großen Armeekenntnis und seinem militärischen Wissen vom Herbst 1857 an das Kommando der Armee noch kräftiger und persönlicher in die Hand und brachte das Bewußtsein des unmittelbaren Verhältnisses der Offiziere zu ihrem König wieder zu vollem Leben.

„Das ist in allgemeinen Zügen die Entstehung und die Geschichte des Militärkabinetts. Seine Aufrechterhaltung bedeutet das persönliche Armeekommando des Königs. Daher kommt das Geschrei des heutigen Tages gegen das sogenannte Militärkabinett."

Es ist sehr zweifelhaft, ob diese Anschauungen überall im Offizierkorps geteilt wurden. Da Preußen noch keinen parlamentarischen Kriegsminister hatte, waren die Sorgen vor einem Parlamentsheer, dem Manteuffel durch das Militärkabinett den Weg versperrt haben wollte, verfrüht; sehr aktuell dagegen war die Verbundenheit Manteuffels mit den Konservativen, die sich bei allen Ständen verhaßt gemacht hatten, und deren Politik der Armee gar keine Hoffnung auf Lösung der deutschen Frage durch den Degen zu geben schien. Denn das Ministerium Bismarck wurde ungefähr wie eine Wiederaufnahme des Ministeriums Manteuffel angesehen. Der General v. Manteuffel rühmte, der König (lies das Militärkabinett) habe die Armee durch alle Phasen der inneren Landeswirren frei von der Politik zu erhalten gewußt; darauf beruhe ihr Gehalt und Zusammenhang. Politisierende Offiziere seien vor ein Ehrengericht gestellt oder unmittelbar entlassen worden. Dieses System hatte unstreitig Erfolg gehabt; mochte man nun meinen, daß es den Interessen der konservativen Partei oder denen der Monarchie gedient habe. Jedenfalls fürchtete die liberale Königin die antiliberalen Impulse der Armee. Aber Bismarck war zu Beginn seiner Laufbahn nicht stark genug, um es auf das ankommen zu lassen, was er in den letzten Zeiten seiner Herrschaft ins Auge gefaßt hat: die Einsetzung der Armee bei den inneren Kämpfen. Deshalb zügelte der Ministerpräsident willensstark seine Rachsucht und bewirkte einen Beschluß des Ministerrats, der ihm sehr bereitwillig folgte, des Inhalts, daß es im Interesse der Krone und des Landes liege, das Ausmaß des Danziger Vorgangs zu verkleinern, anstatt es durch Strafmaßnahmen gegen den Kronprinzen zu vergrößern.

Wie den Ministern, so fiel erst recht dem König ein Stein vom Herzen. Rücksichtslose Unterdrückung des eigenen Sohns hätte schlecht zu diesem Charakter gepaßt. Er beantwortete nach dem Ministerrat den Brief Friedrich Wilhelms, in dem dieser zwar versprochen hatte, nicht wieder öffentlich Opposition zu machen, im übrigen jedoch von seinem Standpunkt nicht abgegangen war: „Du . . . habest nach Deinem Gewissen gehandelt", erwiderte der König. „Aus unzähligen Aeußerungen von mir . . . und aus meiner ganzen religiösen Auffassung der Stellung des Menschen zum Menschen weißt Du, daß ich, gleich wie ich verlange, daß man meine Gewissenhaftigkeit anerkenne, auch die Gewissenhaftigkeit und die Handlungen anderer anerkenne." Aus seinem Gewissen heraus dem König zu widersprechen, möge der Kronprinz gegen sich selber die Verpflichtung empfunden haben. Das wolle er, der König, auch gar nicht tadeln. Wenn der Kronprinz sich aber darauf berufe, daß sein Vater ja als Prinz von Preußen das gleiche getan habe, so vergesse er den Unterschied zwischen dem Privatbrief[1]), den der Prinz von Preußen in der Boninschen Sache an den König gerichtet, und dem öffentlichen Akt von Danzig. Wenn dergleichen sich wiederholen sollte, würde der König genötigt sein, den Kronprinzen seiner militärischen Kommandos zu entkleiden: „Statt durch Dein Verhalten dazu beizutragen, die Erregtheit der Gemüter zu beruhigen und . . . . den Frieden zwischen König und Volk wieder zu befestigen, steckst Du eine Fahne auf, die, wenn Du sie länger wehen lassen wolltest, die Nation auffordert, zwischen Vater und Sohn zu wählen. . . . Für dies Dein Benehmen muß ich Dir hiermit einen **strengen** Verweis erteilen, den meine väterliche Liebe (die sich nie gegen Dich verleugnen wird, der ich bis jetzt nur Freude an Dir erlebte) nur in Milde, Vergeben und Vergessen umwandeln wird, wenn Du Deinem Versprechen gemäß Dich hinfort jeder ferneren Auslassung enthältst, die von neuem zu Erlebnissen führen müßte, wie die, welche Du in Danzig bewirkt hast. . . .

„Mit väterlicher Liebe, aber mit königlichem Ernst habe ich zu Dir gesprochen."

Wilhelm beeilte sich nach dem Ministerrat mit diesem Brief, damit er noch am folgenden Tag in die Hände des Empfängers gelangte, denn das war der Hochzeitstag der Eltern des Kronprinzen. Daß sowohl der Brief selber als auch die Umstände, unter denen er erhalten wurde, das Gemüt des Sohnes bewegten, kann nicht bezweifelt werden, aber in einer dem Publikum erkennbaren Oppositionsstellung verharrte er. Zugleich machte er im erregten Zwiegespräch dem Minister-

[1]) Die Unterstreichungen rühren vom König her. Kriegsminister v. Bonin wurde entlassen, nachdem er während des Krimkriegs in der Kammer geäußert hatte, ein Bündnis Preußens mit Rußland sei so undenkbar wie ein Vatermord im alten Athen.

präsidenten begreiflich, daß er bei nacktem Verfassungsbruch sich an sein Versprechen, öffentliche Opposition zu meiden, nicht gebunden halten würde. Daß es zu offenkundiger Verleugnung der preußischen Verfassung durch Wilhelm kommen würde, war allerdings wenig wahrscheinlich; auch Bismarck konnte trotz aufreizender Reden, die er gelegentlich in diesem Sinne führte, die Aufhebung der preußischen Verfassung im Ernst nicht planen. Verkündete er doch als sein Programm die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung. Aber er schlug für diese das allgemeine Stimmrecht vor, und es war nach seiner Fühlungnahme mit Lassalle nicht unwahrscheinlich, daß er auch in der preußischen Monarchie ein entsprechendes Wahlgesetz oktroyierte. Das allgemeine Stimmrecht, auf das Napoleon III. sein faschistisches Regiment stützte, galt bei einem Teil der Allerradikalsten, wie z. B. bei Bebel, für reaktionär, und daß ihm Liberale und Fortschrittler das gleiche Stigma aufdrückten, ergibt sich schon aus der Parallele, die Max Duncker zwischen der Diktatur des Säbels und der der Masse zog[1]). Schon hatte die Fortschrittspartei das Gefühl, daß der Ministerpräsident die Arbeiter gegen die Unternehmer aufreize. Im Abgeordnetenhause fand eine gereizte Debatte statt zwischen dem fortschrittlichen Fabrikanten Reichenheim und Bismarck, der auf die sozialpolitische Mission des preußischen Königtums hinwies.

Diese über den Rahmen der liberalen Weltanschauung hinausweisenden Gedanken wurden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz anders beurteilt als nachher in den achtzigern, wo Kaiser Wilhelm seine Botschaft über Sozialpolitik erließ. Sie erschienen nicht als praktisches Christentum, sondern als frivole Abenteurerpolitik. Hatte der Kronprinz seine Nichtverantwortlichkeit für solchen uferlosen Kurs in Danzig deutlich genug markiert? Das Kronprinzenpaar war nicht der Meinung. Der Großherzog von Baden bedauerte, wie wir gesehen haben, daß es Friedrich Wilhelm nicht zu einem Krach getrieben hatte, der von der Bevölkerung unmöglich zu überhören war. Ganz so urteilte Königin Viktoria. Die englische Botschaft in Berlin und die Regierung in London bliesen in das Feuer, denn sie fürchteten, daß Großbritannien um der schleswig-holsteinschen Frage willen mit Preußen in Krieg verwickelt werden würde, wenn Bismarck am Ruder bliebe. Was die Umgebung der kronprinzlichen Herrschaften betraf, so war Max Duncker mit seinem feinen Gefühl für den konstitutionellen Aufbau und die auswärtigen Interessen der preußischen Monarchie schon über die Szene in Danzig außer sich gewesen. Jedes weitere öffentliche Hervortreten Friedrich Wilhelms im Gegensatz zu der Regierung erschien dem politischen Berater des Kronprinzen als scharfe Steigerung des

[1]) Vgl. Seite 67.

Uebels. Dagegen war für unentwegte Fortsetzung des Kampfes gegen den Ministerpräsidenten der Kabinettssekretär der Kronprinzessin, Freiherr Ernst v. Stockmar, ein früh verstorbener, nicht unbegabter Mann, der interessante Forschungen über die Geschichte der französischen Revolution angestellt hat[1]). Gegen den Willen des pietät- und disziplinvollen Kronprinzen, den Absichten der Kronprinzessin aber entsprechend, verschworen sich Stockmar, der dem kronprinzlichen Hause wie dem Herzog Ernst von Koburg nahestehende Gustav Freytag und der Koburgsche Regierungsrat Samwer, den Zwist zwischen Vater und Sohn in die Presse zu bringen. Ein Leitartikel in den „Times" schilderte die Begebenheiten in Danzig, indem der Verfasser Gebrauch von dem Briefwechsel zwischen Wilhelm und Friedrich Wilhelm machen konnte, der sich daraus entwickelt hatte. Auch von scharfen Maßregeln, die gegen den Kronprinzen als General in Betracht gezogen worden waren, vermochte der Artikel zu sprechen. Die im Brockhausschen Verlag in Leipzig veröffentlichte „Deutsche Allgemeine Zeitung" brachte noch viel mehr aus der Korrespondenz der beiden hohen Herren, und dazu dem Inhalt nach einen an den Ministerpräsidenten gerichteten scharfen Protest des Kronprinzen gegen die Notverordnung sowie Bismarcks sehr maßvolle Antwort auf jenes Schriftstück. Alles dies in indirekter Rede, so daß es lange nicht so wirksam war wie die Publikation in der „Süddeutschen Zeitung", dem in Frankfurt a. M. erscheinenden Organ des Nationalvereins, das die gesamte Korrespondenz größtenteils im Wortlaut und in Einem chronologisch geordneten Zuge zu drucken in die Lage versetzt worden war[2]): „Da ist kein Stopp zu rufen", heißt es in einem Schreiben Freytags an Mathy, „das wird jetzt noch vier Wochen aus hundert Ritzen sickern und laufen. . . . Wider Erwarten sind wir dabei unschuldig wie neugeborene Lämmer. Natürlich das erste Lärmschlagen abgerechnet. Es muß irgendwo eine so schöne und großartige Indiskretion stattgefunden haben, daß wir gar nicht dagegen aufkommen."

Der Notverordnung wegen ließen sich die sensationellen Zeitungsnummern innerhalb des preußischen Staates natürlich nicht verbreiten. Beklagte doch der Minister des Innern, Graf Eulenburg, neben dem Kultusminister v. Mühler, der begabteste von Bismarcks Kollegen, in einer Besprechung mit den Hauptschriftleitern der Berliner Blätter selber die „Kirchhofsruhe" der preußischen Presse. Denn ihm war bei der Notverordnung ebensowenig wohl zu Mute wie dem Grafen Robert v. d. Goltz, Botschafter bei Napoleon III. Goltz schrieb dem König, in Paris

[1]) „Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy i. J. 1791." Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst v. Stockmar, herausgegeben von Emil Daniels, Berlin 1890.

[2]) In Meisners „Darstellung" ist: „vom Königsbrief des 1. oder 2. Juli" (S. 25) zu berichtigen in: „1. oder 2. Juni" (vgl. S. 68).

folgere man aus der Knebelung der preußischen Presse, daß die preußische Monarchie sozial genau so unterwühlt sei wie Frankreich 1848, und diese Auffassung bringe die Gefahr einer französischen Angriffspolitik mit sich. Graf v. d. Goltz wäre gern an Bismarcks Stelle getreten, um den Streit mit dem Abgeordnetenhaus beizulegen, und er war insoweit der kommende Mann, als der König ihm in der Tat ein besonderes Vertrauen entgegenbrachte.

Den Enthüllungen in London, Leipzig und Frankfurt wurde innerhalb der preußischen Grenzen eine gewisse Publizität durch ein Memoire von Schulze-Delitzsch verschafft, das, mit sehr bestimmten Einzelheiten aufwartend, das politische Innenleben der königlichen Familie den Kreisen des Berliner Fortschritts preisgab. Das Dokument trug die Ueberschrift: „Der Eintritt des Kronprinzen in den Verfassungskampf" und war von Freytag verfaßt, der dem badischen Staatsmann und Leiter der großherzoglichen Domänenkammer, Karl Mathy, hochgemut schrieb, Wilhelm müsse bis zum Frühjahr zur Abdankung gezwungen werden; er halte das wohl für möglich. Daß der welt- und menschenkundige Verfasser von „Soll und Haben" so falsch gesehen hat, wird manchem Leser beinahe unbegreiflich erscheinen. Aber man vergesse nicht, daß es erst die Bismarcksche Politik gewesen ist, die die unter dem Stoß des demokratischen Zeitgeists wankenden Kronen auf den Häuptern der deutschen Fürsten wiederbefestigt hat. Diese dynastischen Sorgen drückten niemanden schwerer als den König von Preußen selber. Ereignisse wie die Flucht der Kronprinzenpartei in die Oeffentlichkeit konnten nach seinem Empfinden den Anfang vom Ende bedeuten. Man hatte ihm die Veröffentlichungen zu verheimlichen gesucht, um die Wirkungen einer Kur, die Wilhelm in Karlsbad durchmachte, nicht in ihr Gegenteil umschlagen zu lassen. Aber eine Nummer der „Weserzeitung", die zufällig in des Königs Hände kam, enthüllte ihm den Skandal. Still und in sich gekehrt, suchte der König die Einsamkeit. Den Regungen der Furcht folgten andere Affekte. Der ergrimmte König ließ, um die hinter den Zeitungsschreibern wirkenden Intriganten zu entlarven, gegen zwanzig Personen: „welche durch ihre Beziehungen zu meinem verführten Sohn um die Sache wissen konnten" eidlich vernehmen, darunter auch Stockmar; doch verliefen sich alle Spuren im Sand, und der König mußte sich endlich gestehen, das Register derjenigen, die er auf ihren Eid befragen lassen könne, sei erschöpft. Sammer war als Nichtpreuße dagegen geschützt, daß sich die Untersuchung auf ihn erstreckte; Freytag lebte als Redakteur in Leipzig oder auf seinem Gut Siebleben im Gothaischen; Schulze gehörte dem Staatsdienst nicht mehr an; die Nachforschungen aber erstreckten sich nur auf Beamte. Wie mangelhaft ihre Ergebnisse auch sein mochten — die Regierung fühlte sich doch

berechtigt, Stockmar von seinem Posten bei der Kronprinzessin zu entfernen, indem Bismarck im Hinblick auf die polnische und schleswig-holsteinsche Frage ihn der Empfänglichkeit für ausländische Einflüsse beschuldigte. Daß die Hauptverantwortung für den Pressefeldzug auf die Kronprinzessin Viktoria fiel, entging niemandem. Trotzdem konnte Samwer an Stockmar schreiben, eines sei merkwürdig, die Kronprinzessin scheine bei allen ohne Ausnahme lebhafte Anerkennung zu finden. Das lag an der gebietenden Stellung ihres Heimatlandes. Wenn Preußen die Rheinprovinz behalten und Aussicht haben wollte, Schleswig-Holstein den Dänen zu entreißen, hatten Wilhelm und Bismarck — und sie waren sich dessen bewußt — alle Ursache, den englischen Hof pfleglich zu behandeln. Die Kronprinzessin lief also für sich und auch für ihren Gemahl nur ein beschränktes Risiko, wenigstens soweit der Gang der Dinge sich im Sommer und Herbst des Jahres 1863 überblicken ließ: „I enjoy a pitched battle exceedingly!" schrieb die Zweiundzwanzigjährige, über die Bismarck ironisch äußerte, es scheine so, als ob sie bereits zu eigenen festbegründeten Anschauungen über die Preußen angemessensten Regierungsformen und Maximen gelangt sei.

Dem Kronprinzen glaubte jedermann seine feierliche Erklärung, daß er an den journalistischen Ränken unbeteiligt war. So ereignete sich denn nichts besonders Unerquickliches, als, knapp zehn Wochen nach dem Danziger Vorfall, Wilhelm und Friedrich Wilhelm sich in Gastein zum erstenmal wiedersahen. Der König hatte seinen Sohn dorthin gerufen; auch Bismarck war anwesend. Es handelte sich um die Stellungnahme Preußens gegenüber dem Fürstentag, den Oesterreich nach Frankfurt am Main berief. Der König wollte in dieser Frage ersten Ranges keine Entscheidung treffen, ohne dem Erben der Krone Gelegenheit gegeben zu haben, sich zu äußern. Er fuhr Friedrich Wilhelm ins Hofgasteiner Tal entgegen: „Papa fand ich... wohl...", schrieb Friedrich Wilhelm der Mutter, „und war er gütig und liebevoll wie immer für mich." Mit großer Genugtuung stellte der König fest, daß über die Nichtteilnahme Preußens am Fürstentag der Kronprinz und der Ministerpräsident endlich einmal Eines Sinnes waren. Als die beiden Herren am anderen Tag auf der Schillerhöhe saßen, fragte der König, was Friedrich Wilhelm denn nun eigentlich tun würde, wenn er in der nächsten Zeit seinem Vater auf dem Thron folge. Der Kronprinz erwiderte, daß er altliberale Minister berufen und eine zweieinhalbjährige Dienstzeit zugestehen würde. Der König hörte das ärgerlich aber ohne Zornesausbruch an. Er wollte Frieden in seinem Hause haben, sowohl weil er das Kronprinzenpaar politisch fürchtete, als auch weil Familienzwist ihm in der Seele zuwider war. In letzterer Hinsicht gestattet einen tiefen Blick in sein Inneres der Brief, den er

Augusta schrieb, als nach dem Gasteiner Aufenthalt die Fürstentagsfrage im Geist der Bismarckschen Politik gelöst wurde, obgleich die Königin versucht hatte, ihren Gemahl zum Erscheinen in Frankfurt fortzureißen: „Ich habe die einzige Bitte an Dich, daß wenn Du Deinen Rat und Deine Ansichten mir mitgeteilt hast, und ich nicht in allem darauf eingehen kann, Du Dich immer erinnern mögest, wie ich nur nach meinem Gewissen handeln kann und Gott dereinst allein Rechenschaft meines Tuns zu geben habe, wohl wissend, was ich dereinst zu erwarten habe, wenn ich einem falschen Gewissen gefolgt bin. Du hast so oft meinen Kampf in solchen Momenten gesehen, und ich habe dabei nur die zweite Bitte, meine Entschlüsse, wenn sie Dir momentan nicht gefallen, nicht sofort zu verurteilen und meinen innern Kampf nicht noch schwerer zu machen, sondern Dich mit dem Bewußtsein Deinerseits, Dein Gewissen mir gegenüber haben reden zu lassen, Dich zufrieden zu geben und Gott das Weitere anheimzustellen. Nur so ist für mich in der Häuslichkeit der Friede und die Ruhe zu finden, die ich ja nach so schweren Kämpfen nirgends anders finden kann und deren ich dann so benötigt bin."

Man sieht, wieviel diesem ernsten, frommen Fürsten daran gelegen war, daß die Familienatmosphäre von der schwülen Luft des politischen Haders gereinigt wurde. Das weiche Gemüt seines Sohnes ist bekannt. Trotzdem konnten die beiden sich nicht aussöhnen; die sachlichen Differenzen waren viel zu groß. Bismarck und Edwin v. Manteuffel, der gleichfalls in Gastein weilte, fuhren fort, durch ihre Individualitäten den Konflikt zu verschärfen. Der Ministerpräsident entwickelte vor dem Thronfolger die Ansicht, daß die Verfassung sich für Preußen nicht eigne; wohl halte er sie noch aufrecht, aber es werde einmal anders kommen; in der Einführung des parlamentarischen Regiments würde der Keim für den Zerfall der Monarchie liegen. Solche aufreizenden Aeußerungen entfremdeten Friedrich Wilhelm dem System seines Vaters um so stärker, als er aus Putbus, wo er vor der Gasteiner Reise beim Fürsten zu Gast gewesen war, zu seinem Leidwesen seiner Mutter hatte schreiben müssen: „Fester wie der Premier hat wohl selten einer gestanden, und hörte ich noch ganz neuerdings erzählen, er habe erklärt, sein Eintritt ins Ministerium sei nicht erfolgt, um wieder aus demselben zu scheiden."

Das waren Worte, hinter denen ein massiver Wille stand; man weiß, wie zäh Bismarck noch am Ende seiner ministeriellen Tätigkeit, als Widerstand längst aussichtslos geworden war, sich an sein Amt geheftet hat. Der Kronprinz, der in dieser Hinsicht schon 1863 Verständnis für Bismarcks Charakter hatte, mußte also einem langen Ringen um die Grundlagen des preußischen Verfassungswesens entgegensehen. Der Haß gegen den Konstitutionalismus, nicht bloß in seiner rein parlamen-

tarischen Form, der Bismarck beseelte, wurde durch General v. Manteuffel geteilt, ja überboten. Wie die Fortschrittler sich bemühten, die Minister zu stürzen, so wollte Manteuffel zusammen mit Roon und Kleist-Retzow den Kronprinzen seiner Ratgeber berauben, nicht nur, um ihn jetzt zu lähmen, sondern auch im Hinblick auf die Möglichkeit eines Thronwechsels, damit ihm dann die Steuermannskunst fehle, um dem Staatsschiff einen anderen Kurs zu geben. In jenem Promemoria, das ihn als Chef des Militärkabinetts verteidigte, kommt Manteuffel auch auf die Politik Friedrich Wilhelms zu sprechen und verlangt von ihm, er solle sich die Auskunft über Tagesfragen beim König selbst holen. Wie er das meinte, äußerte er in einem anderen Promemoria. Hier verwies er den Thronerben für jenen Zweck auf „die alten Diener, ... die Generale und ... höheren Beamten ... aus der Zeit König Friedrich Wilhelms III ...“ Als Manteuffel in Gastein über seine Promemorien mit dem Kronprinzen zu reden wünschte, und dieser die Zusammenkunft ablehnte, weil jeder von ihnen beiden die Tatsachen in ganz anderem Licht sähe, ließ sich Manteuffel in seinem Bestreben, Ratgeber Friedrich Wilhelms zu werden, nicht entmutigen: „Warum soll ich nicht mit meinem alten ehrerbietig ehrfurchtsvollen Vertrauen zu E. K. H. sprechen ... Mein Schwiegervater hat als vortragender Generaladjutant König Friedrich Wilhelms III. ein Aehnliches getan, und bis zu seinem Tode hat die Ungnade des damaligen Kronprinzen auf ihm geruht. Aber fast zwanzig Jahre später hat dieser, nachdem er den Thron bestiegen, mir ausgesprochen, General Witzleben sei ein treuer Diener des Königs gewesen. Vielleicht sprechen E. K. H. auch meinem Sohn dasselbe Urteil über mich aus.“

Manteuffel war ein Mann von Geist, ein Freund Rankes und seiner Geschichtsschreibung, aber ein reaktionärer Romantiker; seinem dem gesunden Fortschritt ergebenen Schwiegervater, von dem Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“ [1]) ein schönes Charakterbild entworfen hat, nicht ebenbürtig. Witzleben ging auf in dem preußischen Staatsgedanken, so wie er den Stein-Hardenbergschen Reformen zugrunde gelegen hatte. Manteuffel, obgleich sicher auf seine Weise auch ein Patriot, stand auf der Zinne der Partei und war dabei, zum großen Unterschied von seinem Schwiegervater, sehr stark auf persönliche Geltung bedacht. Unter seiner und Roons Führung kämpften die Feudalen in der sich rasch umbildenden Zeit mit Erbitterung für ihre historische Stellung im Staat. Daß sie Stockmar beiseite geschafft hatten, genügte ihnen nicht, um das Kronprinzenpaar in den Geschäften zu desorientieren; vor allem mußte Duncker fallen, obgleich er selbstverständlich hatte

[1]) Dritte Auflage, 1886, II 184.

nachweisen können, daß er den Publikationen in der Presse vollkommen fremd geblieben war. Vergebens suchte ihn Bismarck gegen den Ansturm des Chefs des Militärkabinetts und des Kriegsministers, der mit besonderem Eifer beim König vorging, zu decken. Eben weil sein Liberalismus nicht zu weit nach links ausgriff, um im damaligen Preußen möglich zu sein, vertrieb ihn die Rechte aus seinem Amt. In der Tat hatten ihre Ultras einen Ratgeber zu fürchten, der dem Erben des alten Königs jede öffentliche Opposition widerriet, sowohl die aktive als auch die demonstrativ passive. Vor den Beschlüssen der Minister- und Kronräte, so waren Danckers Gedankengänge, möge der Kronprinz in der Debatte pflichtgemäß seine Bedenken äußern, aber nachdem die Regierung ihre Position genommen habe, gehe das nicht mehr an, wenn Friedrich Wilhelm vermeiden wolle, auf die Ebene des Parteimanns hinabzusteigen, dem Bruch mit seinem Vater oder einem schimpflichen Rückzug entgegenzugehen. Auch sei des Kronprinzen „kindliches und pietätvolles Herz" einem Kampf gegen den eigenen Vater nicht gewachsen. Friedrich Wilhelm solle an den Diskussionen der Minister klar, tätig, sachlich, charaktervoll mitwirken. Dann könne er, wie jeder Beamte in seinem Kollegium, auch gegen Maßnahmen, die er für schädlich halte, Verwahrung einlegen. Der Kronprinz dürfe kein Dilettant der Politik sein: „Neben dieser Berufstätigkeit empfiehlt sich ein zweites; es ist... die Bildung eines festen Kreises von hervorragenden Beamten des Militär- und Zivilstandes, die in regelmäßige Beziehung zum Kronprinzen treten würden. Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz einen sehr bestimmten Kreis um seine Person gebildet, nicht minder des Königs Majestät als Prinz von Preußen. Abgesehen davon, daß es S. K. H. Pflicht ist, die Männer, durch welche derselbe einst wirken will, sehr genau kennenzulernen, werden die Besprechungen in diesen Kreisen Sr. K. H. die Vorbereitungen für das Votum im Staatsministerium in entscheidenden Momenten erleichtern. S. K. H. würden nicht in das Staatsministerium gehen, bevor nicht in diesen Kreisen die vorliegenden Fragen eingehend und ausführlich vor Sr. K. H. diskutiert worden wären."

So rangen Konservative und Liberale um die Seele des Kronprinzen! Wir wissen, daß dieser, schon ehe Max Duncker zurücktreten mußte, sich von seinen Ratschlägen abgewendet hatte, um radikaleren Elementen, darunter Gustav Freytag, zu folgen! Dieser gottbegnadete Poet scheint nach allem, was man von ihm hört, ein fragwürdiger Charakter gewesen zu sein. Folgendes Schreiben aus seiner Feder an Karl Mathy, inmitten der Aktion der Hochkonservativen gegen Duncker verfaßt, macht mit seinem triumphierenden Hohn einen üblen Eindruck: „Der arme Max ist... in eine so jämmerliche Lage gekommen, daß es einen Stein erbarmen könnte. Der König hat Befehl gegeben,

ihn vom Kronprinzen zu entfernen, Bismarck hat, wie er Duncker erzählt, dies noch einmal verhindert. Der Kronprinz traut ihm nicht mehr, weil er fürchtet, daß Max trotz aller Redlichkeit eine Pumpe für Bismarck geworden sei...

„Jetzt ist das Gräuliche, daß Bismarck unsern armen Max angeleimt und sich als seinen einzigen Vertreter gebärdet hat, daß aber der König, wenn er die letzten massenhaften Enthüllungen der Presse erfährt, aufs neue in Wut gegen Duncker geraten... wird. So wird Max wegen Taten fallen, die er verabscheut und, was in der Tat traurig ist, wegen Preßexzessen, welche alte Freunde von ihm verübt haben. Mich dauert dabei am meisten, daß überall sichtbar ist, wie brav und gewissenhaft er zu handeln bemüht ist. So ein treues Herz, so ein hübscher Bart und soviel von einem Waschweibe!"

Die Eindrücke, die Friedrich Wilhelm in Gastein von den Absichten des Königs und seiner Umgebung empfing, und die sich im folgenden Monat, dem September, bei einem Kronrat über die Auflösung des Abgeordnetenhauses noch intensiver geltend machten, verstimmten den Kronprinzen dermaßen, daß er zur Zeit der Herbstmanöver des Gardekorps im schroffen Widerspruch zu Duncker dem Vater die Bitte vortrug, längere Zeit nach England zu gehen und von der Teilnahme an den Ministerräten — nicht an den Kronräten — auch nach seiner Rückkehr entbunden zu werden. Namentlich der demonstrativen passiven Opposition — eine „sourde" nannte sie der König —, die in der Absonderung von den Ministerberatungen lag, widersetzte sich Wilhelm, indem er in seiner etwas ungelenken Ausdrucksweise von Austritt aus dem „Geschäft" sprach. Doch gab er schließlich der Königin nach, die ihn „im Interesse des inneren Friedens und der häuslichen Würde" darum gebeten hatte, denn der Kronprinz hatte für den Fall, daß man ihn zum Verbleiben im Ministerrat zwang, mit so rücksichtsloser Bekämpfung des dort herrschenden Geists gedroht, daß Augusta von dem Echo dieser Proteste eine schädliche Rückwirkung auf England befürchtete. Der König verlangte zum Entgelt für seine beiden Zugeständnisse, daß sein Sohn sich schriftlich verpflichten solle, jeder öffentlichen Opposition gegen die Regierung zu entsagen. Aber auch vor diesem Revers, wie sie ihn nannte, bewahrte den Kronprinzen die Mutter: „Mein Wunsch war Versöhnung", schrieb Augusta dem Gemahl, „ich hatte diesen Wunsch Gott im Gebet dargelegt und Ihm dabei gedankt, daß Er uns einen so gut geratenen Sohn gegeben." Solche Einwirkungen auf Wilhelms Vaterherz zusammen mit — man darf das Wort nicht scheuen — der Furcht des Königs vor einer Schilderhebung des Kronprinzen führten zu abermaligem Einlenken an Allerhöchster Stelle. Friedrich Wilhelm weilte für zehn Wochen „in dem gesegneten Lande..., an dem unsere Regierung gut täte, sich ein Beispiel

zu nehmen, statt jenes gefährliche Spiel zu treiben, das mich nötigte, so entschiedene Schritte zu tun." Aus Windsor Castle gab er auf die königliche Forderung eines „Reverses" die ihm keineswegs die Hände bindende Antwort, zu einer Opposition nach außen hin werde jeder Anlaß aufhören, wenn der Kronprinz den Ministerräten fernbleiben dürfe. Im Anschluß hieran betonte Friedrich Wilhelm noch einmal entschieden, daß er keineswegs auf das Recht zu verzichten gedenke, Privatmeinungen auszusprechen, die gegen die Minister geltend gemacht werden könnten.

Die Einflußnahme des Kronprinzen auf die Politik war damals eine bedeutende. Er schützte die Verfassung, von der man nicht weiß, was aus ihr geworden wäre, wenn ihn die Machthaber nicht gefürchtet hätten. Noch mehr als von Wilhelm und Bismarck, die als Vorkämpfer des Staatsgedankens das reinere Gewissen hatten, gilt das vielleicht von den Parteifanatikern Roon und Manteuffel. Das Bestreben Bismarcks, den Konflikt zu verschärfen, hemmte der Kronprinz, indem er dem König bei seinem Bemühen, sich durch den Ministerpräsidenten nicht allzu weit nach rechts abdrängen zu lassen, den Rücken stärkte. Dafür tat er selber bedenkliche Schritte nach links. Wenn die Königin durchgesetzt hatte, daß ihr Gemahl sich der demonstrativen Abkehr des Sohnes von den Staatsgeschäften fügte, verdankte sie das in hohem Grade einer Denkschrift, die der Minister des Königlichen Hauses, v. Schleinitz, an Wilhelm gerichtet hatte. Aber jener schrieb zugleich an Augusta, es sei: „nicht zu übersehen, daß die Stimmung in der Armee gegen den Kronprinzen ... wegen seiner angeblichen Hinneigung zu sehr avancierten politischen Tendenzen keineswegs eine gute ist und sich bei einer noch mehr in die Oeffentlichkeit tretenden Verschärfung der Gegensätze ohne Zweifel noch bebeutend verschlimmern würde. Die Bedeutung der Armee in Preußen auch in politischer Beziehung ist gewiß nicht zu unterschätzen, und wer vermag im voraus zu sagen, ob nicht Situationen eintreten können, die, von anderer Seite geschickt und energisch benutzt, in den Geist und die Haltung der Armee große Entscheidungen zu legen geeignet wären ..."

Wenige Tage, nachdem der Minister des Königlichen Hauses dies der Landesmutter geschrieben hatte, schüttete der Kriegsminister seinem Parteigenossen, dem Chef des Militärkabinetts, sein Herz aus. Er schrieb aus Pommern: „Ich lebe hier mitten im sogenannten Junkertum ... Halbheit, Faulheit, Verzagtheit — das sind die Haupteigenschaften der sogenannten konservativen monarchistischen Mehrheit des Volkes, die von der Regierung alles dulden, aber auch alles erwarten will. Uns kann nur ein Säbelregiment retten!" Dem Mann, der das zu Papier brachte, lag bei allem parteipolitischen Zelotentum Frivolität ganz fern: „Ein tiefer Riß geht durch

das Land!" gestand er bekümmert, und auch Manteuffel hatte in seinem Promemoria zugegeben, das preußische Volk befinde sich in Gärung, und, was das Gefährlichste sei, sein Rechtsbewußtsein sei erschüttert.

Der Verfassungskonflikt war ein tragischer Konflikt. Die Schuld lag auf beiden Seiten, wenn die Leidenschaften der Forderung Max Dunckers spotteten, das alte und das neue Preußen nicht miteinander versöhnt werden konnten. Die Schuld aber auch das gute Recht. Vortrefflich verteidigte der König seinen Rechtsstandpunkt, als er dem Sohn nach England schrieb: „Daß Du einverstanden mit mir seiest, ist die natürliche Annahme im ganzen Lande, aber gerade, um meine Regierung zu... stürzen, verbreitet man absichtlich..., Du befändest Dich in Opposition mit mir, um bei meinem vorgerückten Alter die Menschen auf eine baldige Aenderung im Regierungssystem beim Thronwechsel aufmerksam zu machen und meine Anhänger lahmzulegen. Dies hat sich in diesen Tagen gezeigt, wo da, wo man konservative Wahlen erwartet[1]), in der elften Stunde Abdrücke unserer verratenen Korrespondenz in 1000 Exemplaren verteilt wurden, die dann auch demokratische Wahlen bewirkten.

„So bist Du also bereits die Fahne der Demokratie geworden!... Daß (die Rede in Danzig) Dir und mir gefährlich geworden ist, darüber wirst Du hoffentlich keine Illusion mehr haben..., indem jetzt leider jedermann weiß, daß Du... bei meinem Tode beabsichtigen mußt, mein Regierungsgebäude niederzureißen... Zu diesem Niederreißen... willst Du Dir also das Terrain vorbereiten... Hast Du es auch wohl bedacht, daß Dir in Deinen Familienmitgliedern dieselbe Opposition gemacht werden kann, die Du jetzt selbst machst? Hast Du überdacht, welch einen Eindruck es im Land, in allen Familienkreisen desselben machen muß, wenn man... in der Königsfamilie... politische Opposition öffentlich provoziert sieht? Untergräbt das nicht alle Pietät gegen die Krone?...

„Das Parlament ist in seinen beiden Häusern verfassungsmäßig berufen, an der Gesetzgebung teilzunehmen, aber kein Gesetz kann zustande kommen, das nicht von den drei Faktoren der Gesetzgebung angenommen worden ist. Hierin besteht der große Unterschied der preußischen Verfassung mit der englischen und belgischen pp. Seit zwei Jahren geht das offenkundige Gebaren der Fortschrittspartei dahin, unsere Verfassung umzustoßen und die englisch-belgischen Prinzipien... hineinzuinterpretieren. Darin besteht der ganze Kampf, den ich jetzt zu bestehen habe, und den ich zum Wohle Preußens nicht müde werde, auszukämpfen. Willst Du dereinst diese Prinzipien annehmen... sind Dir die Hände dazu nicht gebunden, Du

[1]) Das Abgeordnetenhaus war aufgelöst worden. Vgl. S. 189.

magst in die Staatsministerialsitzungen gehen oder nicht. Du hast keinen Staatsakt mit zu unterzeichnen, folglich bist Du auch zu nichts verpflichtet nach meinem Tode[1]). Aber Dein Gewissen, Deine Erfahrung und Preußens Geschichte werden Dir hoffentlich zeigen, daß Preußen nur bestehen kann, wenn es einen mächtigen König und keinen Scheinkönig auf dem Throne siehet..."

Die Schwäche dieser Ausführungen wie der gesamten Politik Wilhelms I. war seine Taubheit gegen den Schrei der Bevölkerung nach liberalen Reformen. Obgleich er sich anstrengte, über den Parteien zu stehen, erschien er seinen Untertanen doch beinahe wie ein Parteigänger der Konservativen. Er klagte die Fortschrittspartei an, aber mit den Gesinnungsgenossen Max Dunckers, den Altliberalen, die es sich zum Grundsatz machten, ihn nicht zu drängen, hatte er sich ebensowenig zu verständigen vermocht; ja die Fortschrittler waren eben dadurch erst emporgekommen. Die liberalen Ideen waren damals die politische Religion des deutschen Volkes; jeder auf sie abgeschossene Pfeil schien auf den Schützen zurückspringen zu müssen. Wenn Bismarck mit richtiger Abschätzung der moralischen Macht der Opposition seinem Souverän von Schritten gegen den unbotmäßigen Sohn zurückhielt: „welche an Friedrich Wilhelm I. und Küstrin erinnert hätten", sagte er mit dieser geschichtlichen Erinnerung eigentlich noch viel zu wenig. Friedrich Wilhelm I. hatte im Innern seiner Staaten niemanden ernstlich zu fürchten, denn sein Absolutismus war eine Frucht des Zeitgeistes. Wilhelms I. Diktatur, verkörpert in der Notverordnung vom 1. Juni 1863, stemmte sich gegen den Zeitgeist, nicht etwa bloß gegen einige seiner flachen Vorurteile, sondern gegen seine tiefsten, bestbegründeten Ueberzeugungen, die mit den wirklichen Bedürfnissen der damals lebenden Menschen identisch waren: „Was kann einem überwältigenden Schicksal ähnlicher sein", fragt Ranke, „als die Macht der Meinung, die unbemerkt um sich greift, die Gemüter in Besitz nimmt und plötzlich mit einer nicht mehr zu bezwingenden Stärke auf dem Kampfplatze erscheint? Heinrich IV. sah die Welt vor seinen Augen sich von dem Kaisertum abwenden zum Papsttum... Ja, in sein eigenes Haus drangen die ihm feindseligen Ideen ein; zuerst ward sein älterer Sohn von katholischem Eifer ergriffen und zum Abfall von dem Vater gereizt;... der (jüngere) zwang, List und Gewalt vereinigend, den eigenen Vater zur Abdankung; mit Herzeleid fuhr der alte Kriegsmann in die Grube."

---

[1]) Anspielung auf den Revers, das Verbot einer Verfassung betreffend, den alle Prinzen des königlichen Hauses unterzeichnen zu lassen, Friedrich Wilhelm III. nur durch den Tod verhindert wurde. Vgl. Treitschke, „Deutsche Geschichte IV, 1889, Seite 726,

Heinrich V., der letzte Salier, und Friedrich Wilhelm von Hohenzollern waren von sehr verschiedenem Charakter. In jenem Schreiben, durch das Wilhelm I. seine Politik vor dem Kronprinzen zu begründen suchte, heißt es: „Dies führt zum Schluß Deiner Betrachtungen, gegen die Du Dich von vornherein verwahrst, nämlich, daß man glaubt, Du wolleſt mir die Regierung verleiden, um alsbald selbst dieselbe zu übernehmen. Eine solche Nichtswürdigkeit habe ich **nie**[1]) über Dich äußern hören und liegt sie so weit von Deinem Charakter, daß Du mit Wahrheit schreiben konnteſt, daß Du in diesem Punkt ein reines Gewissen habeſt. . . ." Aber wenn auch die Menschen des zwölften und die des neunzehnten Jahrhunderts schwer miteinander zu vergleichen sind, so war doch immerhin in dem Memorandum Friedbergs, das die Fernhaltung des Kronprinzen von den Ministerräten motivierte, der Ausdruck des Bedauerns darüber zu lesen, daß dem Erben der Krone nicht durch die Berufung in das Herrenhaus: „ein Status zur konstitutionellen Opposition eingeräumt würde". Mit gerechtem Befremden antwortete Wilhelm I.: „Geschähe das, so würde die Welt das traurige Bild der gesetzlichen Opposition zwischen König und Thronfolger, zwischen Vater und Sohn, täglich vor sich haben und zusehen, wie der Sohn der Führer der Feinde des Thrones würde."

Die inneren Zusammenhänge dieser Staat und Seelen aufwühlenden Krisis in unserem alten Herrschergeschlecht durchleuchtet zu haben, ist ein schönes Verdienst Heinrich Otto Meisners. Es sollte nicht bloß von Gelehrten gewürdigt werden. Die Versenkung in die Ergebnisse der Meisnerschen Forschung lohnt sich für alle, die ihren politischen Horizont zu erweitern wünschen, zumal die Weltanschauungen und Leidenschaften, die die Notverordnung von 1863 umkämpften, heute noch leben, wenn auch in vielfach anders gearteten Parteien und Menschen verkörpert. Die Meisnersche Arbeit ist auch, obgleich sie sich auf einen ganz anderen Zeitraum im Leben Viktorias bezieht, ein wertvolles Mittel der Berichtigung für das Bild der Kaiserin in den Bambergerschen Tagebüchern, die die „Frankfurter Zeitung" soeben veröffentlicht. Frau v. Stockmar, geb. von Schmidthals, die hier eine so große Rolle spielt, war die Gemahlin des in meinem Essay als gefährlicher Feind Bismarcks und unbewußtes Werkzeug der englischen Polen- und Dänenpolitik charakterisierten Kammerherrn v. Stockmar.

[1]) Vom König dreimal unterstrichen.

***

# Inland und Ausland

## Zeitschriftenschau

### I.

Den Kunden deutscher Großbanken gingen in letzter Zeit vielfach Schreiben zu, die sie darauf aufmerksam machten, daß die Banken als Gläubiger sich das Recht vorbehalten müßten, in ausländischer Valuta gegebene Kredite nur auf Basis der Goldparität zur Rückzahlung anzunehmen.

Der Anlaß zu solcher Mitteilung lag natürlich in dem vorausgegangenen Pfundsturz. Die Banken selbst waren teilweise größere Engagements in anderen Devisen eingegangen und hatten aus Arbitragegründen Pfundbeträge ausgeliehen. Anderseits war die Neigung zu beobachten gewesen, vorzeitig seine Schulden abzutragen, um auf das Disagio des Pfundes wenigstens einen Teil des Zinsdienstes abwälzen zu können. Demgegenüber ist daran zu erinnern, daß die Banken selbst an die Termine der Stillhaltefrist gebunden sind und ihrerseits bereits von Holland und der Schweiz an ihre Rückzahlungspflicht in Gold gemahnt wurden.

Das Nebeneinander dieser Absichten, Wünsche und Verpflichtungen zeigt nicht bloß die große Schwierigkeit der ganzen Frage; auch die Antwort, die auf das Hindrängen gewisser Schichten zu einer Devalvation unserer Mark einzig gegeben werden kann, läßt sich daraus ablesen.

Nun war letzthin die Beurteilung der Krise durch einen für England besonders zuständigen Franzosen, den Professor André Siegfried, hier wiedergegeben worden: aus sicherster Beherrschung des historischen und des Gegenwartsmaterials kam sie zu Feststellungen, die eben doch — französische Auffassung waren. So mag sich diesmal die Stellungnahme eines der führenden deutschen Experten hier anschließen: Franz Urbig hat sich im Oktoberheft des „Bankarchivs" (Verlag de Gruyter) über das Pfund Sterling ausgelassen und dabei, wie es seinem genialen Weitblick entspricht, den ganzen auch unser Land angehenden Fragenkomplex in kurzen, schmucklosen Sätzen voll leuchtender Klarheit und Ueberzeugungskraft entrollt. Beweis dafür die nachfolgenden Auslassungen:

„Wenn nunmehr die Bank von England die Goldeinlösung ihrer Noten mit dem 20. September d. J. eingestellt hat, so ist nach meiner Ueberzeugung die Vermutung völlig verfehlt, daß in diesem Schritt eine Abkehr von der Goldwährung liegen könnte. Man hat sich daran gewöhnt, daß seit siebzehn Jahren die Goldmünze aus der Zirkulation verschwunden ist, und zwar auch in denjenigen Ländern, in denen man eine solche Zirkulation sicherlich nicht ungern sehen würde. Nach der schrecklichen Arbeit, welche die Notenpressen im Verlaufe dieser siebzehn Jahre geleistet haben, wirkt die fast restlose Gewöhnung an Papiergeld wie ein psychologisches Phänomen. Man hüte sich aber, daraus den Schluß zu ziehen, daß das Gold seine Rolle als Währungsmetall ausgespielt haben könnte. Die Literatur, welche sich in den letzten Jahren über diesen Punkt entwickelt hat, förderte,

soweit sie von berufener Seite stammte, nur die Ansicht zutage, daß sich bis jetzt kein gleichwertiger Ersatz für Gold als Währungsmetall habe finden lassen. Der im Rahmen paneuropäischer Bestrebungen aufgetauchte Gedanke einer Schaffung von Kreditgeld, basiert auf solidarischer Garantie der Staaten von Europa, ist interessant, aber auch nur das. Ein Finanzminister müßte schon von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er nicht sofort erkennen würde, daß bei der Ausführung eines derartigen Planes derjenige Staat am schlechtesten fährt, der es sich angelegen sein läßt, seine Finanzen am besten in Ordnung zu halten. Mit den vielen Vorschlägen, die unter der Devise „Kampf gegen die Deflation" verlorengegangenes Kapital durch Ausgabe von Noten oder andere Surrogate ersetzen wollen, lohnt es nicht, sich zu befassen. Die Pläne sind oftmals ganz uferlos, haben aber als Ziel stets das eine gemeinsam: die künstliche Geldschöpfung, also die Inflation. Amerika, England und Frankreich werden nicht daran denken, die Goldwährung aufzugeben, und damit ist auch für uns die Richtung gegeben, wenn wir eine Stellung im Welthandel behalten wollen, was wir doch schließlich müssen, da wir auf Ausfuhr und Einfuhr angewiesen sind. Vor dem Kriege glichen die Goldsendungen von einem Lande zum anderen die Spitzen der Kapitalbewegung aus, die sich aus Güterverkehr und Finanzgeschäften ergab. Als vor Jahren im Laufe von etwa zwölf Monaten ein Goldbetrag von ungefähr fünfzig Millionen Dollar sukzessive von Amerika nach Frankreich ging, sprach die ganze Bankwelt über diesen Vorgang, der wegen der Höhe der Summe und sodann aber auch darum überraschte, weil die besten Arbitrageure im Kurswechselgeschäft keine rechnerische Lösung dafür fanden. In letzter Zeit waren Goldsendungen im Ausmaße von fünfzig Millionen Dollar das Objekt weniger Tage. Die Goldversendung ist eben leider nicht mehr die Spitzenleistung der Kapitalbewegung geblieben, sondern sie ist jetzt ein wesentlicher Teil der Kapitalbewegung selber. Ist daran das Gold in seiner Eigenschaft als Währungsmetall schuld oder die Funktionsstörung der Weltwirtschaft? Die Antwort ergibt sich von selbst.

Solange die Weltwirtschaft besser funktionierte als heute, hat sich kein Mensch darüber aufgeregt, daß jahraus jahrein erhebliche Goldmengen nach Indien gingen und dort wieder zu dem wurden, was sie vorher waren, ein totes Wertobjekt. In Transvaal grub man das Gold aus, schickte es nach London, von da nach Indien, und dort grub man es wieder ein. Weder die Kapitalbewegung noch die Preisgestaltung ist durch diesen Vorgang sonderlich gestört worden. Man muß deshalb die immer wiederkehrenden Hinweise darauf, daß die Einsperrung des Goldes zu einer Goldhausse geführt, also einen allgemeinen Preisverfall verursacht haben, doch mit einiger Reserve aufnehmen. Eine solche These zu generalisieren, ist jedenfalls nicht angängig. In Frankreich, wo Gold sich angehäuft hat, der Notenumlauf gewaltig ist, der Wert des Geldes also gesunken, die Preise hiernach gestiegen sein müßten, lebt der Franzose billig. In Deutschland dagegen, wo die Golddecke kurz, der Geldumlauf nicht übermäßig ist, dieser nach Ansicht vieler Leute sogar den Charakter einer Deflation trägt, die Preise also entsprechend niedrig sein

müßten, hat der Konsument vom Preisverfall der Rohstoffe bisher herzlich wenig gehabt. Wir leben nach wie vor sehr teuer, denn das starre Festhalten am viel zu hohen Lohn-Niveau hat die Elastizität der Preisbildung bei uns aufgehoben. Was sich von den Preisen hätte abbauen lassen, ist durch neue Steuern und neue Lasten sofort wieder eingebaut worden.

Ich teile nicht die vielfach ausgesprochene Vermutung, daß England die Goldeinlösung der Noten absichtlich und zu dem Zweck aufgegeben habe, um den Wert des Pfundes zu senken. Eine solche Absicht, wenn sie überhaupt bestanden hätte, könnte nur jemand verwirklichen, der seine fünf Sinne nicht mehr beisammen hat. Vergessen wir nicht, daß England ein Weltreich ist, dessen einzelne Teile durchaus nicht gleichartige wirtschaftliche Interessen haben und deren politische Abhängigkeit nur Bestand haben kann, wenn sie gestützt wird durch den Wagemut britischer Tatkraft und durch die Geldmacht, die in der Londoner City ihre Stätte hatte und die mit ihrem Glanz das Inselreich und sein Ansehen überstrahlte. Der schwerwiegende Entschluß vom 20. September kann also nur unter dem Einfluß anders nicht abwendbarer Ereignisse gefaßt worden sein. Der der Bank von England verbliebene Goldbestand reicht ungefähr hin, um, wenn alle Stränge reißen, die in Amerika und Frankreich aufgenommenen Kredite zu decken. Daß übrigens diese Kredite, denen Fernstehende zunächst den Charakter eines nur vorbeugenden Mittels beizulegen geneigt waren, so schnell benutzt werden mußten, zeigt am deutlichsten, in welch schwierige Lage die Bank von England geraten war. Vergessen wir ferner nicht, daß saldomäßig England von ausländischen Schuldnern langfristig weit mehr zu fordern hat, als es kurzfristig noch schuldig sein kann. Diesen vielen Schuldnern ein Geschenk von Milliarden zu machen, kann niemals einer verantwortlichen Persönlichkeit in London in den Sinn gekommen sein. Solchen Erwägungen folgend, entfällt nach meiner Ueberzeugung jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Bank von England von vornherein ein bestimmtes Niveau für die Senkung des Pfundes in Aussicht genommen hat. Die Wirkung der getroffenen Maßnahmen war unberechenbar. Fest steht nur, daß, wenn die Bank von England schon nach einigen Tagen und aus eigener Kraft imstande gewesen wäre, das Pfund bei 16 sh zu halten, sie überhaupt nicht nötig hatte, es bei 20 sh fahren zu lassen. Jetzt muß sie die Bewegung sich zunächst austoben lassen. Das Grauen, von dem die Bankwelt der Londoner City am 20. September zweifelhaft erfaßt wurde, wird sich als Ernüchterung auf weitere Kreise übertragen. Die Preise und die Aktienkurse werden selbstverständlich steigen, Geld wird knapp werden, und hieraus wird sich das Korrektiv entwickeln, mit dem die Bank von England die Bremse anlegt, falls sie nicht gezwungen wird, zugunsten der Staatskasse Inflation zu treiben. Das aber wird man in England, wenn nicht alles trügt, zu vermeiden wissen. England hat ein Weltreich zu verteidigen. Das Pfund trägt mit an diesem Weltreich, und daher kann und wird das Pfund nicht untergehen.

Wenn wir in Deutschland noch einer Belehrung darüber bedurften, wohin wir zu steuern haben, so ist sie durch die Londoner

Vorgänge gegeben, zugleich aber auch durch die Rapidität, mit der sich die Wertsenkung des Pfundes in wenigen Tagen vollzogen hat. Die Reichsbank wehrt sich und muß sich wehren gegen alle Gelüste, welche sich in Form einer versteckten Propaganda für eine sogenannte „kleine Inflation" geltend machen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er eine Krankheit, so schwer sie auch war, vergessen kann, wenn sie überwunden ist. Wer aber bei uns die Jahre 1913 bis einschließlich 1923 und die Verwüstung vergessen hat, welche diese Jahre einer ausgearteten Inflation zurückließen, der sei an diese Zeit warnend erinnert. Der Begriff von der „kleinen Inflation" ist ein, allerdings gefährliches Spiel mit Worten. Man bilde sich nicht ein, daß man eine einmal losgelassene Währungssenkung abstoppen kann, ähnlich wie man ein Schleusentor auf Kommando schließt. Sie gleicht einem Dammbruch, über dessen Ausweitung erst die sich entwickelnden Tatsachen belehren.

In Tausende von Verträgen ist seit dem Jahre 1924 der Goldwert der Reichsmark, sei es durch Bezugnahme auf den Goldinhalt, sei es durch Verbindung mit einer anderen Währung, verflochten worden. Ab und zu hört man die Frage, ob man nicht den Wert der Mark durch ein einfaches Währungsdekret um einen Bruchteil heruntersetzen könnte. Jedem Schuldner würde das als ein Ziel erscheinen aufs innigste zu wünschen. Ein solcher Vorgang ist aber auch als Gewaltstreich undenkbar, denn er würde einen Vertragsbruch bedeuten, der Deutschland für Jahrzehnte kreditunwürdig macht.

Was haben wir aus dem Ereignis zu folgern? Mit großer Klarheit schält sich aus den bisherigen Erörterungen der Hinweis darauf heraus, wie schädlich die Einflüsse waren, welche die Politik der Gewerkschaften und das starre Tariflohn-System auf die Kosten der Lebenshaltung und die Konkurrenzfähigkeit der industriellen Betriebe ausübte und wie stark trotz steigender Steuern dadurch die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt andauernd bedroht wurde. Also wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß das reiche England die aus der neuen wirtschaftlichen Weltanschauung geborenen sozialen Errungenschaften doch länger aushalten konnte als wir, die wir ein immer schneller sich ausbreitendes Trümmerfeld vor uns sehen, bei dessen Anblick man sich jetzt darin gefällt, noch obendrein den Zertrümmerten als Sündenbock dafür hinzustellen, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als seinen Betrieb zu schließen oder seine Zahlungen einzustellen. Natürlich ist das Tarif-System mit seinem Drum und Dran nicht an allem schuld. Aber es trägt mit seinen unabwendbaren Folgeerscheinungen zum weitaus größten Teil die Schuld daran, daß unseren wirtschaftlichen Unternehmungen nicht nur die Rentabilität, sondern zugleich auch die Reserven entzogen wurden, mit deren Einsatz man in der Abwehr wirtschaftlicher Stöße länger bestehen kann. Will man den Ausdruck „Trümmerfeld" rechtfertigen, so kann man als Bankier nur noch auf die erschreckende Tatsache hinweisen, daß, nach dem gegenwärtigen Kursstande berechnet, die Hälfte des Gesamtkapitals der deutschen Aktiengesellschaften von etwa vierundzwanzig Milliarden Mark als verloren angesehen werden kann. Die Schlüsse, welche man

aus den in England gemachten Beobachtungen auch wiederum für uns zu ziehen hat, laufen in der Notwendigkeit zusammen, in den politischen Einfluß der Gewerkschaften einen Regulator einzubauen und unsere Wirtschaft aus den würgenden Fesseln eines längst untragbar gewordenen, die individuellen Vorzüge eines nach oben strebenden Mannes untergrabenden Tarif-Systems zu befreien. Die Konkurrenzfähigkeit unserer industriellen Unternehmungen ist ohne Wiederherstellung eines freien, den Wirkungen von Angebot und Nachfrage ungehindert folgenden Spiels der Kräfte nicht aufrechtzuerhalten. Das ist oft gesagt, man kann es aber nicht oft genug wiederholen. So mancher hört es nicht gern, indessen „Qui odit veritatem, odit lucem" — das Licht, welches unsere Situation grell beleuchtet.

In letzter Folgerung aus den Londoner Vorgängen bleibt noch zu sagen, daß auf die Summe der uns auferlegten Reparationen die Wertsenkung des Pfundes einen Einfluß nicht ausübt, da wir Goldmark zu zahlen haben. Der Zeitpunkt ist aber gekommen, wo Klarheit darüber geschaffen werden sollte, daß Deutschland die Reparationszahlungen nicht wieder aufnehmen kann. Einen stärkeren Beweis als den durch die Londoner Vorgänge gegebenen brauchen wir hierfür nicht."

## II.

Lord Byron kommt aus der Mode, hatte schon lange bevor Max Brod sein Schauspiel so benannte, Heinrich von Treitschke festgestellt, als er nämlich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen glänzenden Aufsatz über Byron und den Radikalismus schrieb. Wenn er freilich annahm, daß damals bereits, nachdem das helle Traumbild seiner Jugend, als das Lord Byron ihm und tausenden anderen europäischen Jünglingen vorgeschwebt, endgültig einer Gleichgültigkeit der Betrachtung gewichen, diese Teilnahmlosigkeit jener Unvoreingenommenheit Platz machen würde, ohne die historische Feststellung sich nicht denken läßt, so sollte es damit gute Weile haben: erst unsere Tage haben nachgeholt, was die besten Köpfe vor einem halben Jahrhundert erwarteten. Damit ziele ich weniger auf Kasimir Edschmids raketenfrohe Darstellung, der in dem englischen Dichter den bequemen Helden einer buntbewegten Folie erkannte; nicht so sehr auf die farben- und handlungsreiche psychologische Biographie, die André Maurois, Frankreichs geistvollerer Emil Ludwig, unlängst in zwei Bänden lohnender Lektüre vorlegte (Grasset, Paris), als vielmehr auf das materialspendende, sorgsam wägende Werk einer an Lewinski und Kainz bewährten Interpretin: ich meine die gehaltreiche Zusammenfassung eines Jahrhunderts internationaler Byron-Forschung durch Helene Richter (Lord Byron, Persönlichkeit und Werk. Max Niemeyer Verlag, Halle 1929).

Da es unmöglich ist, die Fülle der Probleme — über die sogenannte Inzestfrage hat sich hier früher Karl Federn mit der ihm eigenen dichterischen Feinfühligkeit verbreitet — abzuhandeln, so sei diesmal das Problem seines Todes herausgegriffen.

Was die Quellen nur hergeben, das hat Helene Richter unaufdringlich und doch eindrucksvoll gestaltet: es ist die Szene von Missolunghi, die im seltsam unwirklich anmutenden Abendschein

eines zu früh verbrauchten Lebens hier noch einmal vor unseren Augen vorüberziehen mag:

„Seine letzten Tage sind einsam: Maurokordatos — ein Grieche, Gamba — ein kaum flügger Schwärmer, Parry — sein Hofnarr. Wie in den Jugendtagen von Newstead ist sein bester Freund sein Neufundländer Lyon, tagsüber sein unzertrennlicher Gefährte, nachts der treue Wächter vor seiner Tür, ein kluges Tier, mit dem er plaudert. „Lyon, du bist kein Schurke", oder „Lyon, du bist ein ehrlicher Kerl!" sagte Seine Lordschaft. Die Augen des Hundes glänzten, und sein Schwanz schlug den Boden, auf dem er saß. „Du bist treuer als die Menschen, Lyon; ich traue dir mehr!" Lyon sprang auf und bellte und umsprang seinen Herrn, als wollte er sagen: „Ihr könnt mir vertrauen. Ich will eifrig wachen nach allen Seiten!" „Lyon, ich liebe dich, du bist mein treuer Hund!" Und Lyon sprang empor und küßte die Hand seines Herrn als Quittierung dieser Huldigung.

In den kahlen Stuben fehlte jegliches Behagen. Byron wundert sich, daß Parry über Kälte klagt. „Da es keine Kamine gibt, habe ich mich gewöhnt, mit der animalischen Wärme und meinem Mantel auszukommen" (an Hancock, 5. Februar). Am 6. April muß er einen Mitbewohner, den Schwiegervater seines Hauswirts Capsali, als Spion verhaften lassen (an Barff, 6. April). Das Leben ist ein graues Einerlei von Regen und Widerwärtigkeiten. Selbst am täglichen Spazierritt hindert ihn das Wetter. Da bringt ein und derselbe Tag (9. April) zwei hochwillkommene Botschaften aus England: das griechische Darlehen (1 800 000 L) ist bewilligt, in Byrons Augen das wichtigste, was im Augenblick für die Griechen zu erreichen war, und Augusta schickt Ada das Bild und einen ausführlichen erfreulichen Bericht über die Entwicklung der nun achteinhalb Jahre Alten, beides von Lady Byron für ihn zur Verfügung gestellt. In froh erregter Stimmung besteht er trotz des drohenden Regens heut auf dem Spazierritt. Um die in Schmutz schwimmenden Straßen zu vermeiden, pflegt er sich im Boot bis vor die Stadt rudern zu lassen, wo die Pferde warten. Auf dem Rückweg, noch 3—4 Meilen entfernt, ereilt ihn ein Wolkenbruch. Gamba bittet ihn, sich, erhitzt und durchnäßt, wie er ist, keiner Bootfahrt auszusetzen. Aber er lacht: ‚Das wäre ein schöner Soldat, der eine solche Kleinigkeit nicht ertrüge!'"

Abends indes meldet ein starker Schüttelfrost die ausbrechende Krankheit, die ihn rasch umwirft. Schon am 13. muß er seinem Diener eingestehen, er habe sich noch nie so schlecht gefühlt, und am 15. April kann er das Bett schon nicht mehr verlassen.

„Am 17. bricht Gamba, den ein verstauchter Fuß 24 Stunden an sein Zimmer gefesselt, über Byrons Anblick in Tränen aus. Man fürchtet eine Gehirnentzündung (die die Obduktion bestätigt). Ein deutscher Stabsarzt der griechischen Armee, Dr. Treiber, wird zugezogen. Byron selbst ist am meisten über seine Schlaflosigkeit beunruhigt. Ohne Schlaf müsse der Mensch entweder sterben oder wahnsinnig werden. „Tausendmal lieber sterben... Ich fürchte den Tod nicht... Ich bin zum Sterben reifer als man denkt."

Mit Gamba spricht er über Griechenland: „Ich habe ihm meine Zeit, mein Geld, meine Gesundheit gegeben — was konnte ich mehr? Nun gebe ich ihm mein Leben." Er gestattet zwei

Aderlässe. In der Nacht vom 18. zum 19. werden Blutegel gesetzt. Die ganze Woche über hat er fast keine Nahrung mehr zu sich genommen.

Am 18. ist Ostersonntag. Um das landesübliche Böllerschießen und lärmende Volksbelustigungen zu vermeiden, führen Gamba und Parry die Brigade vor die Stadt hinaus. Die Regierung läßt Wachen durch die Gassen patrouillieren, die die Bewohner zur Ruhe auffordern. Byron nimmt die Morgenpost in Empfang und übersetzt ein halb griechisch, halb französisch abgefaßtes Schreiben. Gegen Mittag verschlimmert sich sein Zustand, ein eben eingelaufener Brief von Hobhouse (vom 15. März) wird ihm nicht mehr übergeben. Hobhouse schreibt: „Ich kann Dir versichern, daß die hier weilenden Griechen in Deinem Avatara einen unverhofften Glücksfall erblicken. Einer sagte mir wörtlich: Die Vorsehung schickt uns diesen Mann zu Hilfe... Alle Freunde erkundigen sich nach Dir und hoffen, Du gibst acht auf Dich in Griechenland und kehrst hieher zurück, sobald der gute Kampf ausgekämpft ist ... Dein jetziges Bestreben ist sicher das ruhmreichste, in dem ein Mensch sich betätigen kann. Campbell sagte mir gestern, er beneide Dich um das, was Du jetzt vollbringst, mehr als um alle Deine Lorbeeren, wie immer sie grünen mögen. Fahr fort, blühe, gedeihe!“ Diesen Brief — Lebenselexier! — hat er nicht mehr gelesen. Nachmittags — Parry und Gamba sind bei der Brigade — überkommt ihn zum erstenmal das Bewußtsein seiner Lage. Er will Fletcher für den Fall, daß er plötzlich weggerafft würde, einige letzte Anordnungen geben. Da, während der Diener sich anschickt, Tinte und Feder zu holen, fühlt Byron mit einem jähen Schlage die Gewißheit des unmittelbar bevorstehenden Endes. Er hält ihn zurück. „Du verlierst zuviel Zeit, und ich habe keine mehr übrig!... Paß auf!... Du wirst versorgt werden...“ Dann verliert er sich in Ausrufe: „Mein liebes, armes Kind!... O hätte ich sie noch sehen können! Bring' ihr meinen Segen! ... Meine Schwester Augusta!... Du wirst zu Lady Byron gehen und ihr sagen... sag' ihr alles — du stehst ja gut mit ihr.“ Er scheint sehr bewegt, die Stimme versagt ihm. Eine Weile fährt er fort, in tiefem Ernst zu murmeln, und nur hin und wieder versteht Fletcher einen Namen, ein Wort, oder die übliche Drohung, ihn als Geist heimzusuchen, wenn er nicht alles ausführe. „Da sagte ich Seiner Lordschaft in größter Bestürzung, daß ich kein Wort von dem, was er gesprochen, verstanden hätte.“ „O mein Gott!“ stöhnte er, „dann ist es verloren! Denn jetzt ist es zu spät! Ist es möglich, daß du mich nicht verstanden hast?“ Auf Fletchers Bitte, seine Befehle zu wiederholen, seufzt er: „Wie soll ich es? Zu spät! ... Nun ist alles vorbei.“ Was war diese letzte Botschaft, die der Tod ihm abschnitt? „Ich möchte Lady Byron und mein Kind sehen, weil ich sicher glaube, daß ich von Griechenland nicht zurückkehre und sehnlich wünsche, ihr zu vergeben und von ihr Vergebung zu erlangen und Ada zu küssen?“ So hatte er vor der Abfahrt zu Lady Blessington gesprochen, und ihr einen Brief an Lady Byron vom 17. November 1821 gezeigt, darin es hieß: „Ich versichere Dir, daß ich (was auch einst gewesen sein mag) Dir nichts nachtrage. Denke daran, daß diese Vergebung, wenn Du mir Unrecht tatest, etwas wert

ist, und daß sie noch mehr wert ist, wenn ich Dir Unrecht tat, da ja, wie Moralisten sagen, wer am schwersten beleidigt, am wenigsten vergibt. Ob das Vergehen lediglich auf meiner oder auf Deiner Seite war — oder beiderseits — ich habe aufgehört an etwas anderes zu denken als an zwei Dinge: daß Du die Mutter meines Kindes bist, und daß wir einander nie mehr begegnen." Die heiß aufquellende Sehnsucht nach Vergebung mag das letzte irdische Bewußtwerden seines Herzens gewesen sein, das Gefühl, das er als Scheidegruß über Meere und Länder getragen wünschte." „Nicht unser, sondern Gottes Wille geschehe", betet Fletscher am Sterbelager seines Herrn, und Byron spricht — vielleicht zum erstenmal im Leben — nach: „Nicht mein Wille, sondern seiner."

Die Aerzte treten zum Konsilium zusammen. Fletcher, Tita, Millingen weinen. Byron macht den letzten matten Versuch, die Lage zu bespötteln. „Questa e una bella scena!" sagt er fast lächelnd.

Der Kopf schmerzt. „Ah, Christi!" knirscht er mitunter zwischen den Zähnen, und als Parry die Kopfbinde lockert, löst sich die Erleichterung in Tränen. Er trinkt den von Bruno verabreichten Chinarindenabsud, murmelt noch einzelne Worte, unter denen Gamba die italienischen versteht: „Io lascio qualche cosa di caro nel mondo", die er auf seine Schwester Teresa deutet. Um 1/2 6 Uhr abends flüstert Lord Byron: „Ich will nun schlafen", und schließt die Augen zu dem Schlummer, aus dem er nicht mehr erwacht.

Reglos liegt er 24 Stunden, ohne anderes Lebenszeichen als das Röcheln, das in regelmäßigen Zeitabständen seine Brust durchrasselt. Draußen heult der pestilenzialische Schirokko, und der Regen fällt mit tropischer Heftigkeit. In den Gassen grüßen sich die Leute mit dem osterüblichen: „Christ ist erstanden!" und fügen scheu hinzu: „Wie geht es Lord Byron?" Die dumpfe Ahnung eines Nationalunglückes lastet in der Luft. Ab und zu stürzt einer, der Erkundigungen eingezogen, aus dem Hause mit der Schreckensbotschaft: „Der große Mann stirbt!"

Am 19. April, abends ein Viertel nach sechs Uhr, schlug er lautlos die Augen auf. Und schloß sie wieder — auf ewig."

„Wer aber ein Herz besaß für echte Menschengröße, der gestand, daß nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt ward", hätte Treitschke auch hier hinzugefügt. Uns aber soll diesmal lediglich der physiologische Vorgang an diesem Tode interessieren. Schon Schopenhauer hatte sich aus Medwins „Conversations of Lord Byron" notiert, daß Byrons Gehirn sechs Pfund gewogen habe, während Cuviers nur fünf schwer gewesen sei, es Gewöhnliche aber nur auf drei brächten. Wie steht es damit? Frau Professor Richter hat den klinischen Fall nur gestreift, gleichsam nur in Parenthese bemerkt, daß die Obduktion Gehirnentzündung bestätigt habe. Nach den Erhebungen James Kembles über Byrons letzte Krankheit, die er im Oktoberheft 1931 der „Quarterly Review" vorlegt, wird man über die Richtigkeit zumindest streiten dürfen. Kemble hat in dieser Studie auch die Byronsche Lahmheit untersucht und damit sorgfältig bestätigt, was bereits Treitschke so ausgedrückt hatte: „Gleich wie ihm zu

den Gliedern und dem Kopfe eines Apoll der hinkende Fuß des Vulcan beschieden war, so prägten sich im Verlaufe eines verworrenen Lebens auch seiner edlen Seele einzelne widerwärtige Züge ein, die das schöne Bild entstellten." Aber bleiben wir hier bei dem letzten Befund, wie ihn die Obduktion ergab. Im Besitz des Urenkels von Byrons Verleger Murray befindet sich noch heut der Originalbericht darüber, den der italienische Arzt Francesco Bruno unterm 26. April 1824 verfaßt hat, und den die Deutschen Julius Millingen und Heinrich Treiber sowie der griechische Arzt des Sulioten-Korps, Lucea Vaya, gegengezeichnet haben. Dieses denkwürdige Dokument konnte Kemble einsehen, und der erfahrene und interessierte Mediziner hat daraus seine Schlüsse gezogen, über deren Hieb- und Stichfestigkeit der Literarhistoriker nichts auszusagen hat, deren Existenz ihm jedoch bekannt sein muß. Und so mag nun der von Kemble in reichlichem Maße beanstandete Obduktionsbericht zusammen mit seinen kritisch scharfen Zusätzen den Beschluß machen:

„Am nächsten Morgen um neun Uhr nahmen die Aerzte Dr. G. G. Meyer und Torti die Sezierung Lord Byrons vor. Dabei fiel sogleich auf, daß seine Schädelknochen sinnfällige Anzeichen vorzeitiger Senilität zeigten. Bruno meinte, es sei der Schädel eines Achtzigjährigen. Die Knochen waren sehr hart, sie zeigten eine vollkommene Verwachsung aller Nähte, während die schwammige Masse zwischen den Schädelplatten fehlte; die äußere harte Hirnhaut (dura mater) war mit den Knochen so fest verbunden, daß selbst zwei handfeste Männer sie nicht hätten ablösen können. Weiche Hirnhaut (pia mater) und Oberfläche des Gehirns einerseits, Balken und Hirnlappen andererseits waren nicht mehr voneinander zu scheiden. An der Oberfläche des Gehirns und in der Hirnhöhle zeigte sich blutig-seröse Flüssigkeit in geringem Maße. Die graue Masse überwog die weiße um ein beträchtliches und war durchsetzt mit kleinen glänzendroten Blutgefäßen. Obwohl die Untersuchung von Schädel und Gehirn die ganze Aufmerksamkeit der Aerzte in Anspruch genommen zu haben scheint, so gibt ihre Beschreibung für eine präzise pathologische Festlegung keinerlei Anhaltspunkte her. Vor allem gestattet der Befund keineswegs den eindeutigen Schluß, daß Byron an einer Gehirnerkrankung gestorben sei. Ich habe daher den Verdacht, daß die Aerzte ihren Bericht absichtlich in so verschwommenen Wendungen gehalten hätten, um ihn ihrer Diagnose besser anpassen zu können.

Das Gesamtgewicht des Gehirns ohne Schädeldecke betrug ‚sechs medizinische Pfund', also ungefähr 1980 g — in der Tat sehr groß, wenn die Feststellung richtig ist. ‚Die Lungen waren sehr schön und gesund': also kann er einer Lungenentzündung nicht erlegen sein. ‚Im Herzbeutel fanden sich fast 30 g Flüssigkeit, das Herz war größer und voller als gewöhnlich, dagegen die Muskulatur sehr schlaff': das ist das hypertrophische und erweiterte Herz eines Mannes mit hohem Blutdruck und Arterienverkalkung als Folge starken Trinkens. ‚Die Leber war kleiner als sonst, so schien auch die Gallenblase kleiner, die statt Galle nur Luft enthielt': demnach litt er auch an alkoholischer Leberschrumpfung. ‚Die Eingeweide waren aufgebläht und zeigten gelbliche Färbung': nichts aber deutete auf Typhus hin. ‚Die Nieren waren sehr groß, aber

gesund': ich möchte wohl wissen, ob diese ziemlich unerwartete Feststellung Brunos der Wahrheit entspricht und als zuverlässige Deutung gelten kann. Millingen berichtet nichts über den Zustand der Nieren. Wie dem immer sei, Bruno erwähnt häufig, daß Byron trotz des vielen Trinkens während seiner Krankheit auffällig wenig Harn gelassen habe; auch berichtet er, daß eine Katheterisierung nichts ergeben habe und daß bei der Sezierung die Blase ‚verhältnismäßig klein' gewesen sei; daraus läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Nieren trotz ihres gegenteiligen Aussehens Funktionsstörungen gehabt haben müssen.

Obwohl sich Byrons letzte Krankheit, die zehn Tage dauerte, nicht vollständig rekonstruieren läßt, meine ich, daß sie anfangs nichts weiter als eine akute Fiebererkrankung war, der sein an sich schon übermäßig verbrauchter Organismus auf die Dauer keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten konnte. Zuerst versagten die Nieren. Die wahre Todesursache wird man also in der geschwächten Konstitution sehen müssen, die ihrerseits auf die unbedachte Kräftevergeudung seiner letzten Jahre zurückzuführen ist. Er hatte zügellos gelebt. Aufregung, Frauen und Wein hatten ihn zermürbt: so war er vorzeitig gealtert. Mit sechsunddreißig Jahren hatte er sich so völlig ausgegeben, daß er nicht imstande war, eine wenigstens anfänglich verhältnismäßig leichte Infektion zu überwinden. Und das steht fest, daß eine starke Erkältung zu seiner letzten Erkrankung führte, und er an Urämie in Koma starb, kein ungewöhnliches Ende für einen bon viveur. Er hatte sein kurzes Leben in vollen Zügen genossen."

## III.

Im Februarheft hatte Curt Schütt seine „Elf Fragen über den belgischen Franktireurkrieg" erneut an die belgische Regierung gerichtet — jetzt schließt der Oberarchivrat R. P. Oszwald seine kritische Untersuchung über die ganze Angelegenheit (Der Streit um den belgischen Franktireurkrieg. Gilde-Verlag. Köln 1931), zu deren Klärung die gesamte bis 1930 erschienene Literatur und auch nicht veröffentlichtes Material mit unendlichem Fleiß und kritiksicherem Weitblick herangezogen wurde, gar mit 25 Fragen. Sind wir da nicht weiter denn je vom Ziel entfernt? Die Antwort läßt sich nicht in ein Ja oder Nein kleiden. Was Oszwald behandelt, ist ein unendlich kleiner und doch so gewichtiger Abschnitt aus der jüngsten Vergangenheit, die für uns belastende Gegenwart bleiben wird, solange es nicht gelingt, die belgischerseits immer wiederholten Unterstellungen in einer auch die Gegenseite völlig überzeugenden Weise zu entkräften. Sie völlig auszurotten, dürfte ein fruchtloses Bemühen sein, seitdem uns der englische Unterstaatssekretär Arthur Ponsonby näheren Einblick in die Entstehung von Kriegslügen und Lügen in Kriegszeiten vermittelt hat (vgl. die deutsche Ausgabe seines Buches im Verlag Georg Stilke): man lese bei ihm nach, wie aus der Nachricht in der „Kölnischen Zeitung", daß nach der Einnahme Antwerpens in Deutschland die Glocken geläutet wurden, über die Entstellung des „Matin", die Antwerpener Geistlichkeit selbst sei dazu gewungen gewesen, diese Priester nach weiteren gemeinen Uebertreibungen englischer Blätter in der Mitteilung des „Corriere

della Sera" dann gar als lebende Klöppel, selbstverständlich mit dem Kopf nach unten, an den Glocken gehangen haben sollen.

Wer sich solche Verwüstung der Berichterstattung klarmacht, versteht, daß es hier darauf ankommt, Ausdauer zu wahren, auch wenn der Gewinn auf dem Boden der Wahrheit nach Schritten zu beziffern wäre. Wie im Kriege, so gibt es auch in der Wissenschaft Nahkampf um Grabenstücke, von deren Besitz oder Verlust alles abhängen kann. Nach dieser Vorausschickung mag man an die Zusammenfassung gehen, wie sie Oszwald als Resultat seiner Ergebnisse versucht hat, um den nicht aufgegangenen Rest in Fragen aufzulösen:

„Die von belgischer Seite bis in die jüngste Zeit hinein festgehaltene Hauptthese, daß die deutschen Truppen mit dem Gedanken an Franktireure belastet in den Krieg gezogen wären und unter dieser Franktireurpsychose die ihnen zugeschriebenen Greueltaten begangen hätten, hat einer kritischen Untersuchung nicht standhalten können. Im Gegenteil: es hat sich herausgestellt, daß der Gedanke, Franktireurtrupps zu bilden, in Belgien selbst, und zwar schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten, bestanden hat und in Aufrufen laut geworden ist, und daß die erste Nachricht über einen Zusammenstoß zwischen deutschen Truppen und belgischen Zivilisten von der Havas-Agentur in Brüssel am ersten Kampftage, dem 4. August 1914, verbreitet worden ist; Gerüchte darüber waren in Belgien bereits vom 2. August an im Umlauf, also noch ehe überhaupt der Einmarsch der deutschen Truppen erfolgt war. Die belgische Presse aus den ersten Augusttagen hebt die ruhige und korrekte Haltung der einrückenden deutschen Truppen hervor, die sich den Zivilisten gegenüber überall entgegenkommend zeigten und erst dann, wenn sie von diesen angegriffen wurden, schonungslos gegen sie vorgingen.

Auch die Behauptung, daß die deutschen Soldaten durch die Greuelberichte in der deutschen Presse erregt und dadurch zu den ihnen vorgeworfenen Taten veranlaßt worden seien, hat sich in dieser Verallgemeinerung nicht als stichhaltig erwiesen, da in den deutschen Zeitungen erst vom 7. August an solche Berichte erschienen und da in den ersten zwei Wochen des Krieges vollständige Briefsperre herrschte, die Zeitungen also mit der Feldpost erst vom 14. August an zur Versendung an die Fronttruppen gelangt sind. Die erste Nachricht über Greueltaten stammt aus einer offiziösen belgischen Nachrichtenstelle vom 5. August 1914, also zu einer Zeit, wo man in Deutschland in der Oeffentlichkeit von solchen Dingen noch gar nicht sprach; und spätestens am 7. August, vielleicht schon einen Tag früher, wurde vom belgischen Justizminister die Errichtung des Beschwerdeausschusses beschlossen, der die Bevölkerung zur Mitteilung von Greueltaten auffordern sollte.

Auch die belgischen Thesen, daß die Garde civique non active nur zu Polizeizwecken aufgeboten worden sei, daß die Regierung von den ersten Kampftagen an die Bevölkerung vor einer Teilnahme am Kampfe gewarnt hätte und daß die Waffen rechtzeitig abgeliefert worden wären, haben sich bei näherer Untersuchung nicht halten lassen können. Die Behauptung, Menschen als Kugelfang benutzt zu haben, wurde als tendenziöse Verdrehung der Flucht der Bevölkerung aus den Dörfern erkannt und festgestellt,

daß der Gedanke an einen aus Menschen bestehenden Schild zuerst im Kopfe eines belgischen Einwohners entstanden ist. Die Verwendung von Zivilkleidung durch belgische und französische Soldaten, wodurch ein Wechsel als Soldat oder Zivilist je nach Bedarf herbeigeführt werden konnte, mußte zu verhängnisvollen Irrtümern führen, wobei sicherlich auch Unschuldige von den unerbittlichen Kriegsmaßnahmen mit ergriffen sein mögen. Völkerrechtswidrige Vergehen ebenso wie Plünderungen durch belgische Zivilisten und belgische Militärpersonen konnten mit belgischen Zeugnissen belegt werden.

Es wird niemand in Deutschland geben, der bestreiten wird, daß während des Krieges Unregelmäßigkeiten und Dinge geschehen sind, die sich nach den völkerrechtlichen Grundsätzen nicht rechtfertigen lassen. In jedem Kriege und in jedem großen Heere werden solche Fälle vorkommen. Die Frage ist, ob ein ganzes Volk als Mörder und Plünderer hingestellt wird, wie es die belgische Propaganda mit dem deutschen Volke bis auf den heutigen Tage tut, oder ob der ernste Versuch gemacht werden soll, die wirkliche Wahrheit zu erkennen. Es wird niemand in Deutschland geben, der aus der Tatsache, daß ein Teil der Bevölkerung von Dinant, wie die belgischen Staatsanwälte selbst mitteilen, geplündert und gestohlen hat, folgern wird, daß das ganze belgische Volk nur noch ein Volk von Plünderern und Dieben sei. Auch hier ist der Einzelfall erklärbar, wenn auch nicht entschuldbar. Auf belgischer Seite sehen wir aber, daß ein solcher notwendiger Unterschied zwischen einzelnen Vorkommnissen und einer ungeheuerlichen Verallgemeinerung der Anschuldigung gegen ein ganzes Volk noch nicht gemacht wird. Deshalb müssen wir immer von neuem die Forderung nach einer neutralen Nachprüfung der von beiden Seiten zusammengetragenen Tatsachen erheben.

Zur weiteren Aufklärung der ganzen Frage und damit zur Beseitigung der zwischen Deutschland und Belgien noch bestehenden Unstimmigkeiten kann aber auch die belgische Regierung in wesentlichem Maße beitragen, selbst wenn sie glaubt, dem von der deutschen Regierung ausgesprochenen Wunsche nach einer neutralen Untersuchung vorläufig noch nicht beitreten zu können, nämlich dadurch, daß sie aus ihren Akten das in Betracht kommende Material veröffentlicht und damit der objektiven Forschung zugänglich macht. Es handelt sich dabei um Material, das insbesondere für folgende Fragen in Betracht kommt:

1. Wie lauteten die vor dem Kriege für die Verwendung der Garde civique active und Garde civique non active im Kriegsfalle zwischen den in Betracht kommenden belgischen Regierungsstellen erörterten Vorschriften, und in welcher Weise sind diese Instruktionen bei den praktischen Uebungen der Garde civique active in Anwendung gekommen? Es handelt sich um den vollständigen Wortlaut des gesamten Schriftwechsels und der Instruktionen, von denen einige auszugsweise wiedergegeben worden sind.
2. Welche Vorschriften sind bei Ausbruch des Krieges und in den Monaten August und September für die Garde civique active und Garde civique non active, ihre Einberufueg, Bewaffnung, Ausrüstung, Verwendung usw. erlassen worden?

3. Wie ist die Mitteilung des Innenministers Berryer in Lokeren vom 23. August 1914, also zu einem Zeitpunkt, wo die Garde civique aufgelöst und noch nicht wieder einberufen worden war, zu erklären, welche lautete, daß die Bürgerwehren (aktive und nicht aktive) als reguläre Truppen anzusehen seien?
4. Wie verhält sich die Erklärung des Ministerpräsidenten und Kriegsministers de Broqueville gegenüber der belgischen Presse am 31. Juli 1914, daß die Garde civique active nur zum Dienst in den Garnisonorten verwendet werden würde zu der späteren tatsächlichen Verwendung der Garde civique im Kampfe?
5. Warum ist die belgische Verbalnote vom 8. August 1914 an die deutsche Regierung betreffend Einberufung der Garde civique non active, welche der Behauptung widerspricht, daß diese nur zu Polizeidiensten aufgeboten worden sei, weder im Belgischen Graubuch von 1917 noch in dem offiziellen belgischen Rapport von 1923 im Wortlaut abgedruckt worden?
6. Wie läßt sich die Behauptung, daß die Garde civique non active nur zu Polizeizwecken verwendet werden sollte, mit der Tatsache vereinbaren, daß auch in Gemeinden, welche nur wenige Hundert Einwohner hatten, alle männlichen Einwohner aufgeboten wurden, während für den Ordnungsdienst doch nur wenige Personen genügt hätten?
7. Wie verträgt sich jene Behauptung mit den Straßenketten und Wagensperren in den Dörfern, welche für polizeiliche Ordnungsdienste doch eher hinderlich als förderlich sein mußten?
8. Auf Grund welcher Instruktionen und welcher belgischen gesetzlichen Vorschriften „mobilisierte" der Gouverneur von Lüttich am 1. August 1914 die Garde civique?
9. Wie war es möglich, daß zwei Tage vor dem allgemeinen Aufgebot der Garde civique non active diejenige in Tongern bereits am 3. August einberufen und überdies mit völkerrechtswidrigen Waffen ausgerüstet wurde?
10. Welche Anordnungen hat der Minister des Innern Berryer bei seiner Besprechung mit den Behörden am 2. August 1914 in Lüttich erlassen? Wie lauten das Protokoll dieser Sitzung und die Berichte bzw. Anordnungen der einzelnen Teilnehmer an die ihnen unterstellten Organe?
11. Wie war der am 2. August 1914 in Lüttich eingesetzte Verteidigungsausschuß zusammengesetzt und wie lauteten seine Instruktionen?
12. Welchem Zwecke diente die Zusammenberufung der Notabeln und der Garde civique active und non active durch die Pfarrer in der Umgebung von Lüttich am 3. August 1914 und welche Anweisungen hatten diese erhalten und von wem?
13. Wer hat die „Garde civile — Garde civique sans uniforme" in der Umgebung von Brüssel einberufen und welches waren ihre Funktionen?
14. Sind der Bevölkerung in Lüttich, die sich am 2. August 1914 bewaffnete, die Waffen abgenommen worden, und wann und durch welche Maßnahmen?

15. Wie lautete der Befehl der militärischen Behörden an die Einwohner von Visé, von dem Le XXième Siècle am 6. August 1914 spricht?
16. Welche Nachrichten hat die am 1. August 1914 von de Broqueville eingerichtete offiziöse Nachrichtenstelle im August und September verbreitet?
17. Wie kam es zu der falschen Proklamation der Behörde in Antwerpen vom 3. August 1914 über den Einfall der Deutschen in Holländisch-Limburg? Wie erklärt es sich, daß diese Proklamation das Datum des 2. August 1914 trägt, da die entsprechende Falschmeldung des französischen Gesandten Klobukowski erst von 2.30 Uhr nachts, also vom 3. August 1914 stammte? Und wer war der Generalstabsoffizier, der sie dem Gewährsmann Klobubowskis mitteilte?
18. Von wem stammt die Abänderung der Proklamation des Königs Albert von Belgien vom 5. August 1914 in Lüttich und zu welchem Zwecke ist sie erfolgt? Welche Rolle hat dabei der Bürgermeister Kleyer von Lüttich gespielt?
19. Welches Datum trägt die im Belgischen Graubuch von 1917 und auch im Rapport von 1923 erwähnte und von Vandervelde wiederholte Bekanntmachung des Innenministers betreffend Ermahnung zur Ruhe und Nichtbeteiligung am Kampf, die vom ersten Tage an erlassen und angeschlagen sein soll, aber erst am 16. und 17. August 1914 in der Presse festgestellt werden konnte? Und warum ist in den offiziellen belgischen Publikationen dieses Datum bisher verschwiegen worden?
20. An welchem Tage ist die Errichtung des Beschwerdeausschusses beschlossen worden und aus welchen Gründen? Wie lautet das darauf bezügliche Ministerprotokoll bzw. der darüber gepflogene Schriftwechsel?
21. Uebten die nach dem Bericht des belgischen Kriegswerkes aus Antwerpen in den Rücken des Feindes gesandten Radfahrerabteilungen ihr Zerstörungswerk in Uniform oder in Zivil aus? Wann, wo und in welcher Weise ist die Ausführung ihrer Aufgaben, welche in den meisten Fällen erfolgreich gewesen sein soll, erfolgt?
22. Welche Vorschriften bestanden für die Mitnahme von Zivilkleidung im Tornister der Soldaten und der Garde civique active? Wie ist die durch zahlreiche Zeugnisse in der Untersuchung des Reichsgerichts belegte Erscheinung von Soldaten in Zivil zu deuten?
23. Wo hat die Löwener „Compagnie Universitaire" (1er Régiment Carabinier) gekämpft?
24. Wie erklärt die belgische Regierung die Gefangennahme des Parlamentärs in Namur, die Erschießung der Parlamentäre in Sint-Truiden und den Befehl des Kommandanten de Guise von Antwerpen, auf jeden Parlamentär zu schießen?
25. Warum hat Belgien 1919 eine unparteiische Untersuchung abgelehnt, als sie von offizieller deutscher Seite gefordert wurde?

Walter Heynen.

# Besprechungen

## Literatur

Georg Schmückle: „Engel Hiltensperger, Der Roman eines Deutschen." Stuttgart 1930. Verlag Strecker und Schröder.

Der leitende Grundgedanke dieses deutschen Aufrührers aus den Zeiten der Reformation und des Bauernkrieges ist: den Traum Kaiser Maximilians vom germanischen Kaisertum in Wirklichkeit umzusetzen durch Ankämpfen eines mit Bürger-, Bauern- und Ritterschaft verbündeten deutschen Königtums gegen römisch-verwälschte Pfaffenherrschaft und reichs- wie landständische „Aristokratie" jeglicher Art.

„So ein jeder nützit anderes sinnet und trachtet, dann das Reich zu bauen, so wurd einmalen der Tag kummen. Alsdann wurd die teutsche Nation erstrahlen for Zeit und Ewigkeit."

Alsdann werdent die Teutschen seind ein Volk, dawider nit Tod noch Tuifel möcht ankummen".

Das Werk Hiltenspergers zerbricht noch im Werden an der Uneinigkeit, der Sondersucht und Selbstgerechtigkeit, dem Verrat und der Irrgängerei, wie solche immer noch alle Macht- und Kraftgestaltung lähmend umschattet haben, wenn es sich sehnte und reckte in deutschen Herzen nach erneuernder Wiedergeburt deutschen Lebens und deutschen Glaubens an Haupt und Gliedern.

Der Held des Romans, Engel Hiltensperger, aus dem Allgäu ist wohl eine vom Dichter frei erfundene Persönlichkeit gut oberschwäbisch anmutenden Namens mit altalemannischem Einschlag; erinnert aber auch in Wort und Tat nicht unwesentlich an Züge des geschichtlichen im Roman selbst mit auftretenden Hans Müller aus Bulgenbach.

Schmückle hat ohne Zweifel seinen Roman durch jahrelanges tiefgreifendes Quellenstudium vorbereitet, ohne sich dabei in dem reichlich überquellenden Stoffgebiet zu verirren oder in seiner Masse stecken zu bleiben, wie es seinerzeit Hermann Kurz begegnete, oder, wie es Gerhart Hauptmann im „Florian Geyer" geschah, in der Enge rein zuständlicher Wiedergabe ästhetisch zu erstarren.

Seine Dichtung hat aus ihrer geschichtlichen Unterlage eine stark anfassende unmittelbare Zeitstimmung und lebendig einwirkende Kulturtönung herausgeholt; Chronik in Lebhaftigkeit umgesetzt[1]).

Weil Schmückle weniger erzählt als vielmehr schildert, und zwar unter Vermeidung aller philosophischen, seelenanalysierender oder irgendwie reflektierender Einschiebsel, lebt und fühlt der Leser alles Geschehen der Dichtung sozusagen ganz persönlich mit; lebt, fühlt, schaut und empfindet mit den die reich bewegte Handlung durchschreitender Personen und Persönlichkeiten; sieht wie vom Geiste Hiltenspergers, des „Pfaffen Kunrat", die zündenden Funken überspringen zu Hutten, zu Sickingen, zum Florian

[1]) Wie etwa, wenn nicht weit erfolgreicher als dieser, Ibsen in „Kaiser und Galiläer" — „a réussi à s'approprier le style de son héros".

Geyer; bangt um den Ausgang, wenn Sickingens Feste in Trümmer geschossen liegt, wenn das Glöcklein auf der Ufenau dem Hutten zu Grabe läutet; hält nochmals den Atem an, wenn das schwarze Banner Florian Geyers in die Bewegung rauscht und steht erschauernd am Ende des deutschen Kaisertraums, wenn die Mauern des Ingolstädter Schlößleins über ihm zusammenstürzen.

Die echt dichterische Intuition, mit der Schmückle seinen viel und weit ausgegliederten Stoff beherrscht, und alle äußeren Einzelheiten in eine innere Einheit zusammenfaßt; die künstlerische Kraft in höchstem Maße Anschaulichkeit zu gestalten, heben diese, seine erste große Prosadichtung, aus dem Bereiche des üblichen Romanbegriffes wesentlich heraus auf das ästhetisch höhergelegene Gebiet des Epos', denn Aufbau wie Ausbau weisen unverkennbar, wenngleich in ungebundener Rede, auf einen neuen epischen Stil für den Roman hin.

Den Gang der Handlung selbst, ohne in bloßen Skizzen zu bleiben, erschöpfend nachzuerzählen, alle bekannten und berühmten Namen jener Zeiten anzuführen, deren Träger fortlaufend oder episodisch mit ihr verschlungen sind, ist im Rahmen einer nur kennzeichnenden Anzeige nicht möglich; und nicht weniger schwer möchte es fallen, eine Auswahl aus den vielen packenden Schilderungen und ergreifenden Situationen herauszuheben.

Wenn Hermann Fischer einmal den Verfasser von „Schillers Heimatjahre" und des „Sonnenwirts", Hermann Kurz, nicht nur den bedeutendsten Erzähler Schwabens nannte, sondern gleich auch die Frage anknüpfte: „oder soll ich sagen, den bedeutendsten, ja fast den einzigen wirklichen Dichter unter den schwäbischen Erzählern", so darf im Hinblick auf „Engel Hiltensperger" mit gleichem Recht gefragt werden: „ist Georg Schmückle nicht mindestens der andere wirkliche Dichter unter allen schwäbischen Erzählern und zudem unter allen deutschen jedenfalls einer der allergrößten?" Er hat das Buch des deutschen Schicksals geschrieben, das Epos des deutschen Volkes von dazumal, von gestern, von heute und leider wohl auch noch von morgen und übermorgen.

Stuttgart. Theodor Mauch.

## Geschichte

Karl Stählin, „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart", Band II. Osteuropa-Verlag. Berlin und Königsberg 1930.

Eine umfassende Geschichte Rußlands, von einem deutschen Forscher aus deutscher Geisteseinstellung heraus geschrieben und auf dem Stande der neuesten Forschung aufgebaut, ist seit Jahren eines der allerdringendsten Bedürfnisse nicht nur der historischen Wissenschaft. Das ist um so mehr der Fall, als das erschütternde Phänomen der Bolschewisierung Rußlands vielfach ganz neue Probleme emporgewälzt und das geschichtliche Werden im europäischen Osten in anderes Licht gerückt hat. Waren wir doch bisher immer noch angewiesen auf das 1915 bald nach dem Tode des Verfassers in zweiter Auflage erschienene knappe Buch von Th. H. Pantenius, das aber keine eigentlich wissenschaftlichen Ansprüche stellt und vielfach überholt ist. Stählin hatte bei dem

1923 erfolgten Erscheinen seines ersten bis zur Geburt Peters des Großen reichenden Bandes (angezeigt von Emil Daniels im Januarheft 1925) sein groß angelegtes Werk ursprünglich auf nur zwei Bände abgesehen. Man hat alle Ursache, dem Verfasser und seinem neuen Verlag Dank zu wissen, daß der Fülle unendlich wichtiger und fesselnder Ereignisse, Strebungen und Persönlichkeiten Raum geschaffen werden soll durch Ausweitung des Buches auf drei Bände. Der zweite jetzt vorliegende umfaßt eine in sich in hohem Maße geschlossene Epoche von etwa 100 Jahren, die Zeit von den Anfängen des großen Zaren bis zum Tode der Kaiserin Katharina II., den Aufstieg des bis dahin europafernen Zartums Moskau zu europäischer Großmachtstellung.

Es ist dies seit der Mongolenherrschaft sicherlich die entscheidungsvollste Epoche in der russischen Geschichte überhaupt, und niemals sind die Machtverhältnisse unseres Kontinents grundstürzender verändert worden als durch die in dieser Zeit erfolgte Zusammenballung des russischen Machtkolosses. Gleichzeitig bedeutete das für das Russentum eine Entwicklung von atemberaubender Schnelligkeit. Das russische Mittelalter, in seiner starren Gebundenheit von Stählin im ersten Bande eindrucksvoll kontrastiert gegen das deutsche Mittelalter, dauerte an bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dann erfolgt, durch die eiserne Faust Peters des Großen, ein ungeheurer Bruch, der Rußland hineinreißt in die Entwicklung der anderen europäischen Völker, und es annähernd zwei Jahrhunderte organischen Werdens überspringen läßt. Aber wie äußerlich ist doch im Grunde die Angleichung des neuen Zarenstaats an Europa geblieben! Neben einem grandiosen und genialen Tätigkeitsdrang sind es burleske Unkultur und primitive Grausamkeit, die das Wesen des großen Zaren kennzeichnen, und wie selten sind selbst im humaneren Zeitalter der Kaiserin Katherina II., die ja in ihrer geistigen Persönlichkeit immer die deutsche Fürstentochter geblieben ist, die russischen Menschen, die sich den geistigen Bewegungen des damaligen Europa erschlossen hatten. Ueberall in den absoluten Monarchien Europas lebte doch in den besten Köpfen schon das Humanitätsideal der geistig freien und selbstverantwortlichen Persönlichkeit, und vielfach machte sogar die persönliche und wirtschaftliche Befreiung der niederen Stände, so in manchen preußischen Provinzen sogar der Bauernschaft, wenig beachtete, aber doch unverkennbare Fortschritte. In Rußland aber war die absolute Zarengewalt im tiefsten Grunde Despotie, und die Adligen blieben die durch keinerlei Geisteskultur und deren moralische Imperative gehemmten Unterdrücker einer stumpfen Masse halb versklavter Leibeigener. Es ist wohl so, daß die russische Seele in der Mongolenzeit asiatisch geworden und bis heute geblieben ist. Wie anders wäre sonst der Rückfall in das barbarische Extrem der bolschewistischen Tyrannei, den kein europäisches Volk ertragen hätte, zu begreifen?[1])

Im ersten Buche des zweiten Bandes wird das Werk Peters des Großen behandelt, dessen Persönlichkeit Stählin seinerzeit

[1]) Zu ähnlichen Folgerungen kommt auch das schöne Buch von Sten Bonnesen, Prof. in Lund, Peter Den Store, Stockholm 1925.

schon in dem Sammelwerk „Meister der Politik" umrissen hatte. Zum ersten Male in der deutschen Geschichtsschreibung erfolgt hier eine Auseinandersetzung mit der großen und überaus wertvollen, außerhalb Schwedens leider fast ganz unbekannten schwedischen Forschung zu dieser Epoche. Die Renaissance der Erfassung des karolinischen Zeitalters, die ausging von der bedeutenden Gelehrtenpersönlichkeit des Professors Harald Hjärne in Upsala[1]) und stark befruchtet worden ist durch die Arbeit des deutsch-baltischen Kieler Professors Karl Schirren[2]), ist Stählin keineswegs entgangen. Natürlich hat sich diese neue Schule schwedischer Historiker auch eingehend mit dem russischen Gegenspieler Karls XII. beschäftigt. Diese schwedischen Arbeiten gelangen, worauf auch Stählin hinweist, zu einer in vielem wesentlich anderen Beurteilung nicht nur der Ereignisse des Nordischen Krieges, sondern auch des Werkes des großen Zaren als die nationale russische Geschichtsschreibung so bedeutender Köpfe wie Solowjew, Kliutschewskij, Platonow, Miljukow und anderer. Stählin neigt dazu, den Grundauffassungen der russischen Forscher zuzustimmen. Man mag der Meinung sein, daß dort z. B. die Größe des Machteinflusses Peters in Europa in den Jahren vor Poltawa überschätzt wird, wenn man die Friedensaktionen des Zaren, insbesondere die des Gardekapitäns Iwan Ismailow in Berlin, oder etwa die Berichte des preußischen Gesandten in Moskau, Grafen Keyserlingk, oder des dänischen Residenten Georg Grund kennt. Sicherlich ist auch die immer noch allgemein gehegte Ansicht unrichtig, daß Karl XII. den Zaren unterschätzt habe; er hat vielmehr von Anfang an in ihm seinen gefährlichsten Gegner gesehen, wie die Durchsicht der Gesandtenberichte aus dem schwedischen Feldlager zu Altranstädt unwiderleglich zeigt. Man mag auch, der Auffassung des schwedischen Generalstabswerkes „Karl XII på seagfältet" folgend, die Lage Karls XII. im russischen Feldzuge, insbesondere noch vor Poltawa 1709, wo der Zar zur Schlacht gezwungen werden muß, für keineswegs verzweifelt ansehen. Aber man braucht nur die vielfach unzulänglichen außenpolitischen Partien in der weitverbreiteten und höchst einflußreichen, vorwiegend soziologisch gerichteten „Geschichte Rußlands" von Kliutschewskij, den man in Deutschland ganz irreführenderweise wohl gelegentlich als den „russischen Treitschke" bezeichnet hat, nachzulesen, um dem gegenüber den gewaltigen Fortschritt Stählinscher Forscherarbeit zu ermessen. Diese erstreckt sich auf alle Gebiete der immensen Tätigkeit dieses Zaren und weist vor allem auch in interessanter und zwingender Weise nach, daß er nicht nur der radikale und gewaltsame Reformer gewesen ist, sondern auch der Fortsetzer und Vollender früherer Anfänge.

---

[1]) Vgl. besonders die grundsätzlich wichtige Schrift von H. Hjärne, Karl XII. en uppgift för svensk häfdaforskning. Hjärnes Lebenswerk und dessen Bedeutung werden gewürdigt von C. Hallendorf in: Karolinska Förbundets Årsbok 1922.

[2]) K. Schirren, der eine einzig dastehende Sammlung von Aktenabschriften und -auszügen zum Zeitalter des Nordischen Krieges zusammengetragen hat, wirkte besonders durch Spezialuntersuchungen und großangelegte Rezensionen (letztere gesammelt erschienen in Kiel 1913).

In ähnlich universaler Weise erwachsen aus dem dritten Teil des neuen Stählinbandes — der zweite Teil ist der wirren und ränkevollen Zeit des „Frauenregiments" gewidmet — Größe und Widersprüche der Kaiserin Katharina II. und ihrer Epoche. Hier weitet sich, entsprechend der gewaltig gesteigerten Machtausdehnung Rußlands, die Darstellung aus zu einer umfassenden europäischen Geschichte im 18. Jahrhundert, von der russischen Perspektive her gesehen. Einseitigkeiten und allzuscharfe Zuspitzungen in dem interessanten und wertvollen neuen Buch von Ernst F. S. Hanfstaengl „Von Marlborough bis Mirabeau" — 1930 erschienen und in der „Geschichte Rußlands" daher wohl noch nicht verwertet — erfahren hierbei durch Stählin, von seiner größeren und bodenständigen Themastellung aus, die notwendige Reduzierung.

So wird diese russische Geschichte eines hervorragenden deutschen Kenners osteuropäischer Kultur und Geschichte zu einem umfassenden Bilde des leidvollen Werdens der russischen Nation. Kein Zug im Antlitz dieses wahrhaft großen historischen Gegenstandes fehlt. Es ist schwer zu sagen, ob der Darstellung der Außenpolitik und ihrer kriegerischen Entladungen, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung oder der eigentümlichen Entfaltung der russischen Geisteskultur der Vorzug zu geben ist; nicht minder, ob die Persönlichkeitselemente des historischen Werdens Rußlands oder seine überpersönlichen Kraftkomponenten in ein helleres Licht gerückt sind. Jedenfalls hört dieses Buch keinen Augenblick auf, den Leser zu fesseln, durch die bunte Fülle historisch bedeutsamer Persönlichkeiten und Ereignisse, durch fein abgewogene Zustandsschilderungen, klar gesehene Perspektiven und Kontrastierungen, und nicht zuletzt durch die Kultur der literarischen Form. Noch 1926 glaubten die deutschen Herausgeber von Kliutschewskijs großem Werk schreiben zu müssen. „So wird ein verständnisvolles Studium des Werdeganges des russischen Volkes zu einem Gebot der Stunde. Es hätte schon längst begonnen werden müssen, und eine arge Verfehlung ist es, daß es bisher nicht geschah. Was die westeuropäische Schule an russischer Geschichte bot, war ein jämmerliches Bruchstück, wenige Namen, einige Daten — leere, tote Tatsachen, die kein lebendiges Bild vermittelten. An den Hochschulen war und ist die Geschichte Rußlands nur selten Gegenstand selbständigen Studiums. Ist das nicht sonderbar, vornehmlich in Deutschland, das seit Jahrhunderten mit den östlichen Nachbarn so eng in tausendfachen politischen und wirtschaftlichen Interessen verbunden ist? Es ist Zeit, daß dies anders werde. . ." Dies Gebot der Stunde, von dem hier gesprochen wird, hat Stählin erfüllt. Sein Werk wird dem deutschen Leser mehr zu sagen haben als das des russischen Autors. Möge der abschließende dritte Band nicht allzulange auf sich warten lassen!

Dr. Otto Haintz.

# Theater

## Berliner Theater

Es ginge schon merkwürdig zu, wenn das Theater als Kulturfunktion von der allgemeinen wirtschaftlichen Depression verschont geblieben wäre. Im Gegenteil: das Theater bekommt den Druck, den Schwund der Substanz, die sinkende Kaufkraft des Konsumenten besonders deutlich zu spüren. Vielleicht ist es deshalb im ersten Augenblick gar nicht so wichtig, *was* gespielt wird, sondern *daß* gespielt wird. Wichtig ist eine Anzahl von Maßnahmen, Ereignissen, Erscheinungen, die in der Notverordnung gegenüber den Theatern gipfeln. Wichtig ist, daß der Bühnen-Verein den Tarifvertrag gekündigt hat, der Errungenschaften wie Mindestgage, Vorprobenbezahlung usw. enthält. Wichtig ist, daß eine Gagenkonvention für verbindlich geschlossen worden ist, nach der kein Theater einem Star eine höhere Gage als 3000 RM. im Monat zu garantieren braucht. Das heißt: dem prominenten Darsteller, einschließlich, dem, der es zu sein glaubt, wird ein Abendhonorar von 100 RM. gesichert, im übrigen erhöht sich sein Gewinn dadurch, daß er an den Einnahmen des Theaters prozentual beteiligt wird. Das hat sich im vorigen Jahre sehr gut bei einem Engagement von Hans Albers in der Volksbühne bewährt, auch, freilich nicht ganz so gut, bei Pallenberg. (Aber er hat's ja doch zur Amstelbank getragen! Warum hält er sich nicht an das schöne Sprichwort: Spare in der — Schweiz, dann hast du in der Not!) Wichtig ist ferner, daß die Bühnen mit den Eintrittspreisen (ein bißchen) herabgehen; daß der Schauspieler des Staats- oder Stadt-Theaters mit der Gage wie der Beamte behandelt wird, also den Notverordnungen unterliegt. Allerdings kommen dabei Trugschlüsse vor, die beseitigt werden müßten. Wenn man die Etats der öffentlich-rechtlichen Bühnen einschränkt und dabei 40 Millionen M. ersparen will, denen eine produktive Einnahme aus dem Kartenverkauf von ebenfalls 40 Millionen gegenüberstehen, so gefährdet man natürlich diese 80 Millionen sehr erheblich, sobald man denjenigen durch schlechte Bezahlung in der Leistung einengt oder ihn durch eine billigere Kraft ersetzt, dessentwegen die Menschen ins Theater gehen, nämlich den Tenor oder die erste Soubrette oder den ersten Liebhaber. Sind die darstellerischen Kräfte billig, und das heißt hier: weniger bedeutend als bisher, dann kommen die Leute auch weniger gern und seltener ins Theater, ganz abgesehen davon, daß der allgemeine Gehalts- und Lohnabbau (*ohne* gleichzeitige allgemeine Preissenkung der Lebensnotwendigkeiten) überhaupt dem Theaterbesuch ungünstig ist. Man macht auch bei den Gagenfestsetzungen in den Provinzstädten den Fehler, immer auf Berlin zu sehen; das Publikum macht den Fehler mit. Da hört man, daß Pallenberg und die Massary eine Million verdient (und verloren) haben, daß die Bergner, die Dorsch, Werner Krauß, Hans Albers, Max Adalbert und der kleine Kreis der Theaterprominenten am Tage durchschnittlich 1000 RM. verdienen; und nun schließt man: der Schauspielerberuf ist einer der bestbezahlten dieser schweren Erde. Man vergißt dabei folgende, fast entsetzliche Tatsache: nur 10 Prozent aller am Theater tätigen Künstler verdienen mehr als 1000 RM.

im Monat, aber 60 Prozent, also über die Hälfte, muß mit einer Einnahme von 300 RM. und weniger im Monat zufrieden sein. Hier ist immer wieder gegen die ruinöse Ueberbezahlung der Stars, vor allem in Berlin, angerannt worden; aber mit aller Deutlichkeit muß auch das moralische Recht betont werden, mit dem jetzt die Bühnengenossenschaft kämpft für Abbiegung von Härten, die aus der letzten Notverordnung sich bei den Theatern und ihren Mitgliedern ergeben können. Man mache sich einmal klar: die Notverordnung gibt den Länder- und Stadtverwaltungen die Möglichkeit, die Theater mit 14tägiger Frist, also von heute auf morgen zu schließen. So wollte z. B. die Stadt Zwickau sämtliche Schauspieler fristlos entlassen, mit Berufung auf die Notverordnung. Das Gericht hat aber, verständigerweise, anders gesprochen und die Stadt zur Innehaltung der Verträge gezwungen. Man kann, gestützt auf die Notverordnung, heute in jedem Theater ganze Scharen solcher Mitglieder loswerden, die man hat „mitschleppen" müssen; man kann die unbequemen loswerden. Mit Recht weist die Bühnengenossenschaft auch darauf hin, daß schon vor dieser Notverordnung in den letzten zwei Jahren die Gagen um 20 bis 60 Prozent gekürzt worden sind.

Und wichtig ist schließlich, daß in Berlin Neugründungen von Theatern beschlossen und angekündigt sind, die sich den Zeitbedürfnissen und Zeitforderungen anpassen. Mir liegt es ganz weit fern, die allgemeine „Miesmacherei", die einem überall entgegentritt, auch auf das Theater zu übertragen. Theater ist immer gespielt worden, auch in den schlechtesten oder bewegtesten Zeiten der Menschheitsentwicklung. Theater wird auch im kommenden Winter überall gespielt werden; und je mehr, desto besser. Aber das dürfte wohl klar sein, daß der geistig anspruchsvolle Mittelstand im Winter kaum noch wird ins Theater gehen können. Das Bücherkaufen hat in diesen Schichten längst aufgehört, und eine Theaterkarte können sie sich nur leisten, wenn der Preis dafür ihren sehr eingeschränkten Einnahmen angepaßt ist.

Zwei Gründungen wollen in solchem Sinne wirken: die eine nennt sich „Deutsches Volkstheater", stützt sich auf die Organisationen der Beamten und Angestellten und will bei Kroll spielen. Der künstlerische Leiter soll Hans Brockmann sein, der Bühnen wie Frankfurt a. d. O. und Kiel geleitet hat. Preise, Spielplan, Regisseure, Schauspieler sind schon genannt worden, aber offenbar ist die ganze Sache schon steckengeblieben.

Viel weiter gediehen ist bereits Otto Wilhelm Lange mit dem „Deutschen Nationaltheater". Er hat schon mit den Proben zur Eröffnungsvorstellung begonnen: es sollte die Steuertragödie „Bork", von Gerh. Menzel sein. Da aber diesem Stück offenbar von Beamtenseite her Widerstand erwächst, so wird es wohl ersetzt werden durch Hans Kysers Schauspiel „Die Grenze brennt". Die Gründung Langes, den wir ja als erfolgreichen Leiter der Berliner Volksoper in bester Erinnerung haben, vertritt ein weltanschauliches Programm; dieses Nationaltheater (der Name verpflichtet!) tritt dem „zersetzenden Gift bolschewistischer und anderer Tendenzstücke" entgegen, indem es sich zur Aufgabe macht, „eine Pflegestätte deutscher und deutschverwandter Kunst zu sein zur Ermunterung und Stärkung der Schaffenslust unserer deutschen Dichter, eine Stätte ernster und

weihevoller Arbeit, fern von fremdem Spekulationsgeist, für den deutschen Schauspieler, der seit langem einen solchen Platz ersehnt, eine Stätte zur Erbauung und Erschütterung unseres ganzen Volkes, vor allem aber unserer Jugend, sie fortzureißen zu flammender nationaler deutschfreudiger Begeisterung". Der Spielplan ist bedacht, diejenigen Autoren in den Vordergrund zu stellen, die man in Berlin bewußt beiseite geschoben hat. Die Gründe dafür sind allzu deutlich. Die — Nase gefiel den Herrschaften nicht, will sagen: sie entsprachen mit ihrer politischen (also privaten) Anschauung nicht dem, was am Berliner Theatermarkt gängig (und billig) ist. Man hat Kolbenheyer in Berlin überhaupt noch nicht gespielt. (Seine dramatischen Erfolge gehen vom Düsseldorfer Schauspielhaus aus.) Wahrscheinlich weil ein Mann der „Akademie" ihn unter diejenigen rechnet, die „dem ganz platten Lande" angehören! Und von Hermann Burte weiß man auch, daß er rechts steht, also eigenen sich seine Stücke weniger für Berlin als Bruckners „Verbrecher" oder irgendein Verneuil. Das geht ja so weit, daß ein Berliner Theaterdirektor glaubte, er brauche einem Autor gegenüber den abgeschlossenen Vertrag nicht zu halten, weil der Autor inzwischen — — Nationalsozialist geworden war. (Das Gericht hat ihn sehr schnell belehrt, daß für die Innehaltung von Verträgen nicht die politische Ueberzeugung der Vertragschließenden maßgebend sein kann!) Paul Gurk hat den Kleist- und auch sonst noch einige Preise erhalten; Grund genug, ihn in Berlin totzuschweigen. All diese Autoren will Lange spielen, also Ziese und Ilges, Ortner und Klimsch, Johsts Schlageter-Drama (wie wird man darüber in Berlin zetern! Welche Störung der rüstig — oder rüstend? — fortschreitenden französisch-deutschen Verständigung!), Ernst Geyers „Fritzische Rebellion" usw. Aus den Klassikern sind vorgesehen: „Wilhelm Tell", „Nibelungen", „Hermannsschlacht". Das alles sind ausgezeichnete Vorschläge. Aber: da in Berlin die herrlichste Theaterkunst gemacht wird, weil man die besten Schauspieler und beste Regisseure haben kann, so ist die Einordnung eines neuen Theaterunternehmens, namentlich wenn es sich um ein künstlerisches Gesinnungstheater handelt, nur möglich, wenn man beste Theaterkunst bietet. Macht man in Berlin Theater gegen den Strom, nun gar Theater, das etwa dem Kulturprogramm der politischen Rechten entspricht, dann kann man auf gut geladene Giftspritzen von der anderen Seite nur rechnen. Der Fehler aller kulturellen Unternehmungen auf der politischen Rechten (wenn man schon einmal so weit gehen will, so zu tun, als ob überhaupt auf der Rechten Kulturpolitik getrieben worden sei!) bestand darin, daß mit viel gutem Willen, mit noch mehr guter Gesinnung, aber mit ganz unzulänglichen Kräften gearbeitet worden ist. In der Kunst aber entscheidet nicht die gute Gesinnung, sondern durchaus und zu allererst: die Leistung. Wird hier Gutes, nicht nur Braves, geleistet, kommt ein Ensemble-Theater zustande, dann kann die Unternehmung Langes für das Berliner Theaterleben viel bedeuten. Die Namen der Schauspieler: Odemar, Jakob Sinn, Schroth, von Alten, Otto Gebühr, Käte Haack, Franziska Kinz zeigen, daß man darauf aus ist, jedenfalls nicht mit kleinen Leuten anzufangen.

Nicht einmal auf die berlin-üblichen 25 Wiederholungen hat es das durchgefallene Stück „Kat" von Hemmingway gebracht. Einen

nochmaligen Mißerfolg konnte sich das Deutsche Theater nicht leisten, Holland war in Not, Reinhardt wurde zu Hilfe geholt und mußte in kurzer Zeit „Kabale und Liebe" fertigmachen: es gab einen selbst für Berlin ungewöhnlichen Erfolg. Gewiß hätte sich zum Schluß in erster Linie der Dichter Schiller verneigen müssen; aber an diesem Abend hat sich, wieder einmal, erwiesen, was der gut geführte Schauspieler vermag, und das merkwürdige ist, daß es Reinhardt im Grunde nicht gelungen ist, die Darsteller stil-einheitlich zusammenzuschweißen. Bezeichnend, daß in Berlin kein eigentlich tragender Ferdinand zu haben war. Also holte sich Reinhardt seinen alten Getreuen: Paul Hartmann von der Wiener Burg; der mußte dann am Morgen nach der Premiere im Flugzeug nach Wien und dort am Abend spielen, am andern Morgen, wieder im Flugzeug, nach Berlin und abends als Ferdinand auf der Berliner Bühne stehen. (Hernach hat der junge Paul Wagner die Rolle übernommen.) Zwar ist Hartmann über die Jugendlichkeit des Majors von Walter weit hinaus und könnte Luisens Vater sein; aber in aller gehaltenen und doch leidenschaftlichen Männlichkeit, in der reinen Echtheit des stoßenden Schillerschen Pathos ist er herrlich, klar, erregend. Eine kleine Sensation: Lucie Höflich, die selbst vor langen Jahren, Anno 1904, die Luise unter Reinhardt gespielt hat, ist heute die alte Millerin (mit fast überbetontem Ausdruck namentlich des Wortes), und ihre Tochter, Ursula Höflich, eben der Schauspielerschule entwachsen, gibt die Luise, noch gar nicht mit der menschlichen Reife, um Jahre zu früh an die Rolle herangelassen, aber doch sehr begabt, spürbar bemüht und an der prominenten Umgebung sich entzündend und in manchem Ton erfreulich weit. Gustaf Gründgens gestaltet den Kalb zu einem unkarikierten, lebensnahen, bemitleidenswert dummen, aber entwaffnend heiter-„sonnigen" Hofschranzen. Sehr gegensätzlich dazu Eugen Klöpfers leicht schwäbelnder, breit ausladender und wild fuchtelnder Musikus. Der sonst so scharfe Rudolf Forster zwingt sich offenbar in den Ton des Präsidenten; Lili Darvas als Milford schön, zwingend, überlegen, leidenschaftlich, und Sokoloff, sprachlich gewachsen, sichtbar auf den Intriganten abgestellt, wenn er den Wurm lustvoll böse anlegt. Sie spielen alle in ihrer eigenen Luft und Linie, und doch zeigt das Ganze eine hinreißende Führung, und der lange wirkende Erfolg beweist wieder, daß es nie das Gespenst des „Klassikertod" gegeben hat.

Wenn nun die Volksbühne einen Halbklassiker wie Anzengruber spielt, so zeigt der Regisseur Karlheinz Martin, wie man's *nicht* machen soll, wie wir es aber bei ihm gar nicht anders gewöhnt sind. Er kam ja immer ein bißchen zu spät an, und so steht er im Augenblick bei der Anschauung, man müsse die alten Stücke auf neu bügeln. So wurde der Julius Cäsar auf Mussolini frisiert, so bekam Büchners Danton zeitgemäße Szenen angeklebt, und so muß „Das vierte Gebot" für einen Appell gegen die Todesstrafe benutzt werden. Was im vierten Akt, fünfte Szene von Martin Schalanter über das Erschießen gesagt wird, läßt der Regisseur textlich anklagehaft ausbauen, und er untermauert diese Idee, indem er eine Zwischenszene vor die vierte Szene legt: unter großem Trommelwirbel erscheint ein Teil der Festung

in ihrer dunklen, drückenden Schwere, und es ist gewiß für die Erkenntnis des Sinngehaltes der Anzengruberschen Dichtung unerläßlich, daß, mit großen Lettern kenntlich gemacht, die Militärlatrine sichtbar wird. Auch sonst ordnet Martin das Stück der modernen, etwa seit Marie-Luise Fleisser deutlich gewordenen W.C.-Dramatik ein, indem er im dritten Akt den Feldwebel Frey betont den mit OO bezeichneten Ort aufsuchen läßt. Daß Einfügungen wie „Sch....kerl" gemacht werden, charakterisiert die Regiearbeit des Herrn Martin an dieser Bühne von neuem; er horcht nach der Gasse und nach der Gallerie; lassen wir ihn in seinem segensreichen Wirken. Die Aufführung arbeitete mit dem Zugmittel der prominenten Gäste; man lockt ins Theater (und muß es wohl auch hier schon tun), indem man Hansi Niese die Großmutter, Rudolf Forster — herrlich in der Schlampigkeit und Verkommenheit! — den Schalanter, Gisela Werbezirk — deftig und in ordinärer Breite — die Barbara, Fritz Kampers den Stolzenthaler, Hilde Körber die Josepha spielen läßt. Da kommt schon, unterstützt durch ein sehr feines Bühnenbild Julius von Borsodys, eine Aufführung heraus, die ebensogut am Kurfürstendamm gemacht sein könnte. Man sucht hier geradezu nach Sensationen, und R. A. Stemmles Schulstück „Kampf um Kitsch" wurde, in der Mitwirkung von (durchaus schon wieder mechanisierten) Schulkindern, so aufgezogen, als sei es die Erfindung von heute, Schulkinder zu theatralischer Wiedergabe einfacher Vorgänge zu erziehen. Der Kampf gegen kitschige Nippessachen und schlimme Glasstiefel wird in dem Stück zum Anlaß, um gegen den Abbau von Lehrkräften zu kämpfen. Ein solcher Kampf ist gut; aber man darf nicht so tun, als ob nur die weltliche Volksschule etwas leistet, als ob nur sie von der Wirtschaftsnot getroffen ist, und man braucht dabei nicht gegen „Denkmalspflege" und „Reichswehr" loszuziehen. Jedem betroffenen Institut sein eigenes Kampftheaterstück? Dann operiert in Kürze Bier auf der Bühne, um die zweite chirurgische Universitätsklinik zu retten!!

In besseren Zeiten sind wir im Oktober mit Nacht- und Sonntagmittag-Uraufführungen zur Förderung junger Autoren bereits reichlich überschüttet gewesen. So wie heute die Dinge liegen, verstummen solche Unternehmungen. Wer soll sie finanzieren? In den weitaus meisten Fällen waren diese Uraufführungen ergebnislos; weil man nicht die richtigen Autoren zu finden verstand. Und diesen Fehler hat auch das Staats-Theater begangen, das sein Versprechen, etwas für die „jungen Dichter" zu tun, durch ein „Studio" einlösen wollte. An Sonnabendnachmittagen soll die Sache vor sich gehen, wofern sie nicht nach dem ersten und durchaus mißglückten Versuch sogleich wieder einschläft. Erste Programmnummer: „Die Prüfungen Hiobs", ein Lustspiel von Klaus Herrmann. Intendant Legal hielt eine kluge Ansprache über die Ziele seines Studios: man wolle „Begabungen von inneren und äußeren Hemmungen" befreien, „im Dienst des Werdenden" etwas leisten, ohne auf Thema und Form bei einem Suchenden allzu streng zu achten. Das haben bisher alle Studios gesagt und gewollt; das Staats-Theater aber geht noch einen (Fehl-)Schritt weiter: Das Publikum soll „Mitarbeiter"

sein und nach der Aufführung über das Stück diskutieren. Das mißglückte völlig, vor allem weil die Theaterleitung die Opposition nicht ernst nahm und der Aufforderung aus dem Publikum, einmal darzulegen, aus welchen Erwägungen gerade dies Stück angenommen sei, einfach auswich, und die Diskussion, die von hier aus hätte fruchtbar werden können, versanden ließ. Nichtssagendes Geplätscher, das uns hoffentlich für immer erspart bleiben wird. Es lohnt sich außerdem gar nicht, über ein so leeres Stück zu diskutieren. Thema: Ein Generaldirektor wird a) von seinem Onkel aus Amerika, b) von seiner Frau, c) von seiner Freundin, d) von seinem Sekretär betrogen und fällt, durch die rührige Gerissenheit der Eltern seines Sekretärs den Steuerstrafgesetzen ausgeliefert, mit dem Ruf: So wird es allen Generaldirektoren gehen. Ein solcher Frontalangriff auf den Kapitalismus wäre eine Sache, die ernster (und das schließt: komischer nicht etwa aus) Behandlung wert wäre, aber jedenfalls: vertiefter, nicht oberflächlicher. Hier aber, unter der Hand Klaus Herrmanns, wird eine Kabarettbagatelle daraus; das Generaldirektörliche aus der Perspektive des kleinen Moritz, gespickt mit einigen hübschen Bonmots. Das Studio des Staats-Theaters hat selbstverständlich das Recht auf Unvollkommenheit der Autorleistung, aber es ist kein Sprungbrett für Schwankautoren. Vor allem, weil es leicht ein Dutzend Stücke gibt, für die einzutreten ein Verdienst wäre. Bierulk findet anderwärts seine Statt. Wie der Autor, so lebte auch der Regisseur L. Lindtberg aus zweiter Hand: Piscator-Erinnerungen wie laufendes Band, hängende Dekorationsstücke und ähnliches. Der schauspielerische Impetus war allenthalben erkennbar, die Atmosphäre des selbstsicheren pensionierten Beamten fing Aribert Wäscher im Bunde mit Elsa Wagner wirkungsvoll ein, Paul Bildt wirkte als Generaldirektor leicht anroutiniert. Aller Enthusiasmus der Mitwirkenden in Ehren; aber dieser Anfang war ein glatter Fehlschlag.

Im laufenden Spielplan hatte Leopold Jeßner die Aufgabe, den völlig abgespielten „Peer Gynt" Ibsens zu erneuern. Er hat sie, ohne besondere Offenbarungen, schlicht gelöst, wirkungsvoll in den langen Gebirgsgängen im Anfang und in den vertieften Schlußteilen; die Mitte blieb dünn und ohne Dichte, und aus dem ganzen Stück war alles Märchenhaft-Phantasiemäßige restlos entfernt. Heinrich Georges Peer steigerte sich vom blanken, undichterischen Naturburschen zum geschlagenen, einsichtigen resignierten Alten, dessen Weg durch die verpuffende und fehlgesehene Gestalt des Krummen in Jeßners Regie allzu rational erscheint und in seinen Stationen den tieferen Sinn nicht voll hergibt; obschon dieses Stück eine alte Liebe Jeßners ist und von ihm schon in seiner Hamburger Zeit, stilisierend, inszeniert wurde. Die Solveig der Bertha Drews, im Anfang aller notwendigen Lieblichkeit bar, bekam erst gegen Ende eine mitklingende Betonung.

Für ein paar Tage war das Personal des Staats-Theaters Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung. Die guten Leutchen hatten, wer weiß von wem mißgeführt, ihren Generalintendanten Tietjen öffentlich wissen lassen, daß sie protestieren müßten, weil er erstens schuld sei an der Gagennotverordnung und seine Sänger besser bezahle als seine Schauspieler, wodurch er sich als „schau-

spielfeindlich" offenbart habe; und weil er zweitens den eventuellen Abbau des Schiller-Theaters nicht genügend bekämpft habe. Allgemeine Verblüffung ob dieser Erklärungen. Diesen aber setzte der „General" Dokumente des Ministeriums entgegen, aus denen sich ergab, daß die Schauspieler durchaus falsche Informationen gehabt haben. Kabinettsfrage Tietjens: entweder ich gehe, oder das Personal nimmt alles zurück. Es nahm nicht nur alles zurück, sondern entzog seinem Ortsausschuß das (von Fehling geforderte) Vertrauen, es wählte sich einen neuen Ausschuß, in dem auch Fehling nicht mehr wieder auftauchte, mit Recht aber der bewährte und vortreffliche Otto Laubinger. Ich gäbe viel darum, wenn ich erfahren und mitteilen könnte, wessen Geistesprodukt jener Protest ist, der an die Presse ging und von ihr, barmherzigerweise, entgegen dem Willen der Absender *nicht* in extenso abgedruckt wurde; es ist ein Beleg dafür, wie schwer doch die deutsche Sprache für Eingeborene ist. A propos Fehling! Da verschickt jüngst das Staats-Theater Mitteilungen über seine nächste Uraufführung; diese Notiz lautet: „Jürgen Fehlings Premiere ... findet noch im Oktober statt." So weit wären wir nun also: eine Premiere des Regisseurs! Der Spielleiterstar! Was schiert uns Stück, was schiert uns Besetzung; der Regisseur hat seine Premiere.

Mit nicht geringem Erstaunen nahm man Kenntnis, daß eine Veranstaltung des Bühnenvolksbundes im Theater des Westens das (bereits in Osnabrück uraufgeführte) Kriegsstück „Reims" von Friedrich Bethge bringen sollte und brachte. Kein großes oder tiefes oder gestaltendes Stück; aber eine Arbeit, die, in sauberer Gesinnung und offenbar aus tiefem Erleben heraus, der Gegensätzlichkeit von Führung und Front, Stab und Kämpfer und die Blutverbundenheit der Frontsoldaten untereinander betont. In diese Idee wird hineingezogen der treue Kampf der zu Haus gebliebenen Frau um ihre Ehre, und, so wichtig diese Frage in einem Kriegsstück auch sein kann, hier gleitet Bethges dramatischer Versuch fühlbar ab. Es gibt bessere Kriegsstücke; so etwa die „Hohenzollernschanze" von Wilhelm Michael, dem Verfasser des „Infanteristen Perhobstler"; besser deswegen, weil er *nur* das Fronterlebnis herausstellt und deswegen eine größere berennende, seelisch angreifende Kraft besitzt und sich in der (von allen Besonnenen gewünschten) Wirkung: die Furchtbarkeit und Unentrinnbarkeit des Kriegserlebnisses fühlen zu lassen, mehr als Bethge der „Anderen Seite" Sheriffs nähert. Aber gut; wir nehmen Bethges Stück gern an und hin. Aber wir protestieren gegen eine Aufführung, die so ziemlich das Ungepflegteste und Talentloseste war, was man in Berlin vorgesetzt bekommt. Fehlbesetzungen (eine Ausnahme: Lothar Körner) und — keine Spur von Regie. Man stellt das mit großem Bedauern fest, weil ja der Bühnenvolksbund sich weltanschaulich gegen den Theaterbolschewismus von links richtet und also besonders genau auf Niveau zu halten hätte. Und siehe da: der Bühnenvolksbund erklärt, es sei *ohne* sein Wissen geschehen, daß diese Vorstellung auf dem Theaterzettel als Veranstaltung des Bühnenvolksbundes bezeichnet worden ist. Na, zum . . ., das wäre ja noch schöner, wenn irgendwer irgendwo irgendeine Veranstaltung in meinem Namen vornehmen dürfte,

von der ich nicht weiß oder der ich nicht zustimme. Aber die Sache liegt wohl so, daß irgendein Substitut selbständig gehandelt und damit den Bühnenvolksbund in arge Verlegenheit gebracht hat.

Aller Berliner Theatermisère kann man nur immer wieder entgegenhalten: seht euch im Osten das Rose-Theater an; hier hat man 20 000 Abonnenten, spielt zwei-, auch dreimal am Tage, hier hat man fast nicht genug Spielmöglichkeit, um den Theaterhunger einfacher Menschen zu befriedigen. Aber: man hat billige Eintrittspreise, Zettel und Garderobe kosten nicht, wie im Westen, je 60 Pfennige; hier ist das Theater wirklich noch eine Angelegenheit des Volkes. Dieses Theater kennt keine Sorgen; es kennt aber auch keine Stars und keine Stargagen! Und doch kennen die Gebrüder Rose mit ihren Frauen, vor allem Pauls Frau Traute, das Gefühl, Liebling des Volks zu sein. Man feiert Jubiläum: das Theater ist seit 25 Jahren in der Hand der Familie Rose; der Vater Bernhard Rose hat zu Ende September 1906 das damalige Ostend-Theater übernommen, das bereits eine mannigfach ruhmreiche Vergangenheit hinter sich hatte; seine bedeutendsten Tage hatte es gehabt, als Josef Kainz, von Ludwig Barnays Feindschaft verfolgt, nur in diesem Außentheater Berlins spielen durfte. Energie und Fleiß des Vaters und der Kinder hat dieses Theater in 25 Jahren hochgebracht. Ein Spielplan fürs Volk: einmal „Rose Bernd", dann „Charleys Tante", einmal „Die andere Seite", dann eine Gesangsposse — — alles nimmt dieses dankbare, unsnobistische Publikum begeistert auf; im vorigen Winter konnte hier die „Braut von Messina" fünfzigmal gespielt werden!!! Zum Jubiläum gab es einen Nestroy, nicht den wirksamsten, den „Talisman", und es endete alles mit einer Art großer Familienfeier auf der Bühne. Diesem Theater muß jeder wohlmeinende ein weiteres gutes Gedeihen wünschen.

Nachdem Dr. Klein im Lessing-Theater mit dem schäbigen Stück „Junge Liebe" eines amerikanischen Herrn Müller oder Samson angefangen hatte (weil es in New York ein „Erfolg" war!), nimmt er sich nun eines Russen an und spielt den „Letzten Equipagew" von Nik. Katajew, nicht ohne sich wieder die Ungründlichkeit oder Flunkerei zu Schulden kommen zu lassen, er biete die deutsche Uraufführung, obwohl er es so gut wie ich weiß, daß man jüngst das Stück am Deutschen Theater in Prag gespielt hat. Die Berliner Theater und Herr Dr. Klein sehen ja einen wesentlichen Teil ihrer Aufgabe darin, die Autoren des Auslandes auf ihre Bühnen zu bringen. Der Fall der Katajew-Hausse ist dadurch besonders bemerkenswert, weil nicht unbeträchtliche Gelder damit nach Rußland gehen, während dort unsere deutschen Autoren durch unbezahlte Uebersetzungen ihrer Arbeiten nach wie vor ausgeräubert werden. Ich komme nicht in den Verdacht, darauf aus „Chauvinismus" hinzuweisen, und ich habe oft genug betont, daß das Geniale Ausländische immer wertvoller ist als das Unbedeutende aus eigener Produktion. Indes handelt es sich hier um einen russischen Kotzebue kleinsten Formates. (Ich versichere Herrn Dr. Klein, daß ich nicht etwa wirklich Kotzebue für den Verfasser des „Letzten Equipagew" halte!) Was in der „Quadratur des Kreises" nett und lustig war, wird jetzt ins Breite gezogen. „Avantgarde" war schon blöd und ärmlich. Im „Equipagew"

sind die Mittel von geradezu erschreckender Dürftigkeit und Witzlosigkeit. Der Vertreter des alten bürgerlichen Rußland ist ein Gauner und Trottel, er lügt und maust, ist ungebildet; die neuen Russen sind Goldkinder, wahrhaft gebildet und selbstlos, drängen sich zur Arbeit und in die Badewanne, sie tragen alle einen unsichtbaren Heiligenschein; und der alte, dumm-aufgeblasene Trottel hält nun den Bolschewisten für seinen Schwiegersohn aus der alten Familie, während dieser erwartete Schwiegersohn tatsächlich ein Trunkenbold und Erbschleicher ist. Eine besonders wichtige Rolle spielt in dem Stück noch ein Klosett, dessen Benutzung der alte Equipagew durch Entziehung des Schlüssels bei seinen Untermietern rationiert. Homolka bemüht sich die Pallenberg-Rolle des angerempelten Trottels lustig und lebendig zu gestalten; Hans Brausewetter kam mit dem jungen Blödling gut zurecht, zu interessieren beginnt die junge, von Wien kommende Luise Ullrich (die in der Volksbühne in „Nebeneinander" noch nicht zur Geltung gekommen war).

Diesem schlechten Katajew ziehe ich immer noch den guten, alten Carl Roeßler vor, der im „Theater in der Behrenstraße" (wo man die junge Ellen Schwanneke bereits überschätzt, die ohne Charme nur eckig wirkt) in dem Lustspiel „Das verfl . . . . Geld" das Millionärskind entdeckt, das sein Aktienpaket am liebsten in die Spree würfe und lieber als Stenotypistin in ihrer eigenen Fabrik unerkannt die wahre Liebe entdeckt. In viel, viel wertvollerer Wiedergabe unterhält Reinhardts Komödie mit dem Lustspiel „Rückkehr" von Donald Ogden Stewart — ebenfalls amerikanischer Import —, weil hier Käte Dorsch die kleinen enttäuschenden und stärkenden Erfahrungen einer jungen Ehefrau mit aller menschlichen Vertiefung nachfühlen läßt, im Bunde mit Dagny Servaes, Johannes Riemann, Paul Otto, Hans Thimig und Paul Hörbiger. Weil man heute nicht mehr vom verpachteten Theater leben kann, sondern wieder Theater arbeiten muß, so sind Meinhard und Bernauer wieder in ihr Theater in der Stresemannstraße zurückgekehrt, das einst große Tage unter ihrer Führung sah (allein Strindbergs „Traumspiel" genügte!) und jetzt einfaches Unterhaltungstheater ist. Auch diese alten Theaterhasen glauben, daß sie mit einer amerikanischen Komödie, „Der Essigbaum", hier: „Ich weiß etwas, was du nicht weißt" von Paul Osborne, durchkommen; aber sie werden sich durchaus täuschen. Es ist die übliche, hier aber besonders schwach angelegte Verwechslungskomödie mit Backfischerotik und Liebe über Kreuz, bis dann am Schluß überraschenderweise doch noch jung zu jung und alt zu alt kommt. Nur eine Figur lebt wirklich in dem Stück, die liebehungrige Frau reifen Alters, für die Rosa Valetti alles mitbringt; besonders entzückend ihre falschen Töne, wenn sie Verliebtheit und Gefühlstiefe heuchelt.

Dünne Ernte. Schlechte Theaterzeit. Ueberall Sorge. Ueberall Klagen. Soll das Theater, die letzte Position in allen Irrungen und Wirrungen des äußeren Lebens, wirklich nicht mehr die Kraft haben, sich gegen den vernichtenden Ansturm schwerer Sturzwellen zu halten? Wir wollen und sollen es nicht glauben.

Hans Knudsen

# Politische Korrespondenz

## Nach der Amerikafahrt Lavals.

Seit der Jugend Ludwigs XIV. hat Frankreich nie mehr so unbestritten die Rolle der ersten Macht der Welt gespielt wie gegenwärtig. Mit dem französischen Heer läßt sich kein anderes vergleichen. Die Wiederherstellung der vernachlässigten Flotte erfolgt in einem Tempo, mit dem die übrigen Seemächte kaum Schritt zu halten vermögen. Dem Staatsbankrott in der modernen Form der Inflation, der den Franken auf den fünften Teil seines Werts herabgedrückt hat, ist ein unerhörter Aufschwung der Geldmacht gefolgt. Dank den Reparationen hat sich Frankreich in aller Herren Ländern Guthaben geschaffen. Kaum eine einzige Landeswährung, vielleicht nicht einmal die amerikanische, könnte aushalten, daß jene Guthaben noch rücksichtsloser zurückgezogen würden, als das schon bisher der Fall gewesen ist. Auch die geistigen Kräfte Frankreichs scheinen denen aller anderen Nationen überlegen zu sein. Das öffentliche Leben Frankreichs bringt eine Menge anmutiger und gepflegter Talente hervor, wie sie so in den Parlamenten und der Publizistik Deutschlands, Italiens, Englands und Amerikas nicht zu finden sind. Ranke setzte an das Ende seines Buches: „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" den Gedanken, die territoriale Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sei 1870 für immer geregelt worden, aber die Einwirkung der französischen Ideen auf unser Volk würde fortdauern. Das erste Glied dieser These hat sich leider nicht stichhaltig gezeigt, aber dem zweiten wohnt ein um so zäheres Leben inne. Nach wie vor steht unsere Linke unter dem Einfluß der Ideen von 1789 und damit indirekt unter dem der französischen Politik.

Trotz der glänzenden Stellung, die die französischen Politiker ihrem Land errungen haben, herrscht unter den Massen der Wähler eine Mißstimmung von beachtlicher Schärfe. Bei der Nachwahl in Meaux hat sie sich so deutlich vernehmen lassen, daß alle Richtungen der französischen Demokratie von Bestürzung ergriffen worden sind. Um das Kammermandat, das die Wähler von Meaux zu vergeben hatten, bewarben sich alle Parteien: Rechtsrepublikaner, Radikalsozialisten, Sozialisten, Kommunisten, aber die Wählerschaft von Meaux ließ sie alle durchfallen und übertrug den Sitz in der Kammer einem völlig unbekannten Kandidaten, der sich als parteilos bezeichnete und erklärte, überhaupt kein Programm zu haben. Eben dadurch erwarb er sich Vertrauen und schlug seine Konkurrenten aus dem Feld. Und nicht nur in der Marne-Landschaft, sondern überall in der Provinz ist die Abneigung gegen das Parteitreiben im Wachsen. Schon bei einer Nachwahl im Departement du Nord, die vor einiger Zeit stattfand, ist jene Strömung der Geister zu bemerken gewesen. In Meaux aber wurde sie als so reißend empfunden, daß den Politikern aller demokratischen Parteien der Boden unter ihren Füßen zu wanken schien. Es schien so etwas wie Faschismus in der Luft zu liegen. Ernsthaft wurde in demokratischen Kreisen erwogen, die Kammerwahlen anstatt im April 1932 schon im Dezember dieses Jahres stattfinden zu lassen, um den Deputierten als den Verfechtern des Parlamen-

tarismus durch die Berührung mit dem Mutterboden der Wählerschaft neue moralische Autorität zu verschaffen. Das wäre von seiten der Volksvertreter ein heroischer Entschluß gewesen. Doch ist es bei der bloßen Velleität geblieben. Man entzog sich offenbar den schweren Bedenken nicht, denen ein so kühner Schachzug insofern unterlag, als sein übler Erfolg ihn als einen leichtsinnigen Versuch charakterisieren konnte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Ein tiefes Aufatmen ging durch die Reihen der Besitzer von parlamentarischen Mandaten und ihres journalistischen Anhangs, als die Wahlen zu den Generalräten den Parteien keine Verluste zugunsten von parteilosen Kandidaten eintrugen. Doch bleibt immerhin ungewiß, ob aus dem Ergebnis der lokalen Wahlen ein Schluß auf die Denkungsart der Bevölkerung in politicis gewagt werden darf.

Die parlamentarische Republik hat den Krieg für Frankreich gewonnen; das verleiht ihr gewiß eine große Festigkeit; jedoch über alle Anfechtungen erhaben ist sie keineswegs. Nicht bloß als der Wert des Franken sich um neun Zehntel vermindert hatte sondern auch nach der Regelung der Valuta, als dem Ausscheiden Poincarés die Wiederkehr des üblichen Kegelschiebens der Abgeordneten nach den Ministern auf dem Fuß gefolgt war, sprachen sehr ruhige Beobachter der französischen öffentlichen Meinung von einer drohenden Krisis der Regierungsform. Es ist also durchaus begreiflich, daß das Stirnrunzeln des Volkswillens in Meaux die Interessenten des Parlamentarismus erschreckt hat. Vielleicht nicht die tiefste Ursache jedenfalls aber die greifbarste Veranlassung der Malaise ist die Wirtschaftskrise, deren Uebergreifen auf Frankreich nach langem Leugnen nunmehr auch die Regierung zugeben muß. Sie veröffentlicht endlich einigermaßen glaubwürdige Zahlen über das Ausmaß der Arbeitslosigkeit und der Kurzarbeit in Frankreich. Daß die französische Ausfuhr in starkem Rückgang begriffen ist, hat nie verhüllt werden können. Die Bevölkerung fängt an, am eigenen Leibe zu fühlen, daß man in Frankreich nicht mehr lange auf den Inseln der Glücklichen wohnen wird. Noch ist die wirtschaftliche Lage des größeren Teils von Frankreich beneidenswert, aber die Franzosen machen sich keine Illusionen darüber, was es für ein Land mit Qualitätswarenausfuhr bedeutet, wenn ein Nachbar wie England in seiner Verarmung sich anschickt, den Import aller Luxusfabrikate zu drosseln. Und nicht nur hier, sondern überall in der Welt ist Frankreich, der Eigenart seiner Wirtschaft entsprechend, darauf angewiesen, teure Erzeugnisse eines verfeinerten Gewerbefleißes zu verkaufen. Eben der Aufnahme solcher wertvoller Produkte ist die Kaufkraft der Völker der Erde gegenwärtig am allerwenigsten gewachsen. Die Schrumpfung des französischen Exports wird mithin voraussichtlich einen noch größeren Umfang erreichen als bisher, freilich wohl, ohne sich auf die nationale Gesamtwirtschaft so zerstörend auszuwirken wie in Großbritannien und anderen Ländern, weil Frankreichs ökonomischer Aufbau von besonderer Art ist.

Die Grenzen zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum sind hier flüssiger als in Deutschland und England, und die Landwirte haben sich eine größere Macht bewahrt. Die Tugend der Sparsam-

keit steht in größerer Geltung. Das ganze wirtschaftliche und soziale Getriebe macht auf deutsche und englische Besucher den Eindruck einer gewissen Rückständigkeit, eines Mangels an Rührigkeit, aber es hat den unschätzbaren Vorzug, daß die Massen trotz hoher Kultur materiell nicht so anspruchsvoll sind wie die Bevölkerung des Deutschen Reichs und Großbritanniens. Bei uns und jenseits des Kanals hat das rücksichtslose Streben der unteren Klassen nach erhöhtem Wohlleben das Wirtschaftsvolumen aufgebläht. Finanzen und Währung sind dadurch in England ruiniert worden, und von den Zuständen, die jene siegreichen Instinkte in unserem Vaterland herbeigeführt haben, brauche ich ja nicht weiter zu sprechen. Auch in dem Heimatland der Weltwirtschaftskrise, den Vereinigten Staaten, ist der furchtbare Rückschlag nicht zum wenigsten durch die Irrlehre verursacht worden, daß die Kaufkraft der breiten Massen durch immer höhere Löhne gereizt werden müsse. Die exorbitanten amerikanischen Löhne sind sozusagen ein Lösegeld. Die Kapitalisten zahlen es den Arbeitern, damit diese sich ihre Ausbeutung durch jene, die von sozialen Reformen und Institutionen nichts wissen wollen, gefallen lassen. Wahrscheinlich wird dieses System trotz der zehn Millionen Arbeitslosen, die drüben gezählt werden, weiter funktionieren. Die Union bleibt auch in schweren Zeiten das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber selbst auf diese potentiellen Reichtümer, die auf der Erde nicht ihresgleichen finden, hat die hemmungslose Konsumtion der Massen erstarrend gewirkt, und ein großer Teil der amerikanischen Wirtschaftskraft ist, wie man zu sagen pflegt, eingefroren, läßt sich im gegebenen Augenblick nicht realisieren. Deshalb müssen die Amerikaner, da sie im Verhältnis zu ihrer Kopfzahl und ihrem Wirtschaftsvolumen kaum noch über einen ebenso großen Goldschatz wie Frankreich verfügen, eine empfindliche Verschärfung ihrer wirtschaftlichen Schwierigkeiten befürchten, wenn Paris seine großen Goldguthaben aus New York zurückzieht. *Der Dollar fürchtet sich vor dem Franken*, und das wird so bleiben trotz der vagen Einigungsformel über die Bewahrung des Goldstandards in dem Communiqué Hoover-Laval.

In dieser weltbeherrschenden Stellung befindet sich die französische Republik in dem Augenblick, in dem *Ministerpräsident Laval der Einladung nach Washington gefolgt ist*. Kein Zweifel, daß Laval als Anwalt der Interessen seines Landes sich der Notwendigkeit bewußt ist, zur Eindämmung der Wirtschaftskrise dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Hand zu bieten, aber ebenso sicher, daß der Franzose, im Hinblick auf die relative Immunität Frankreichs gegenüber der Wirtschaftsepidemie sich in Washington als der gebende Teil fühlte. Die amerikanische Politik läßt ihre ehemalige Selbstgenügsamkeit als nicht mehr den Bedürfnissen der Zeit ensprechend fahren. Sie will in das Konzert der Mächte mitratend und mittatend eintreten. Das Kabinett von Washington strebt nach universaler Entspannung. Sie soll sich namentlich in der Herabsetzung der Schulden und der Rüstungen auswirken. Das fordert man am Potomac im wohlverstandenen eigenen Interesse. Man ist der fordernde Teil und Frankreich, wie gesagt, der gebende. Es konnte durch seinen Ministerpräsidenten von Hoover Gegenleistungen ver-

langen, und die Dinge haben eine so unerwartete Entwicklung genommen, Frankreich ist so mächtig geworden, daß sehr wohl Laval, natürlich in den gewinnenden Formen gallischer Höflichkeit, seinen Wirt fragen mochte: „Was kannst du armer Teufel geben?"

Sowohl um seines Landes willen, als auch im Interesse der Partei, die ihn gewählt hat, denkt Hoover wirtschaftlich; wenigstens hat es so den Anschein; Laval jedoch denkt politisch und zieht das Wirtschaftliche erst in zweiter Linie in Betracht. Einer der Begriffe, mit denen die Diplomatien aller Länder und Zeiten gern operieren, ist der der Sicherheit. Der Quai d'Orsay macht seit den Friedensverträgen einen besonders reichlichen Gebrauch von ihm. Frankreich will dem dringenden Wunsch Amerikas nach Drosselung der unproduktiven Ausgaben, die die Staaten für See- und Landrüstungen machen, angeblich entgegenkommen, wenn seine Sicherheit durch diplomatische Mittel besser als bisher geschützt werde. Das Kabinett von Paris versteht hierunter so etwas wie das Genfer Protokoll unter Teilnahme der Union. Das Genfer Protokoll, das vor sieben Jahren von der Völkerbundsversammlung auf den Impuls der Franzosen hin genehmigt wurde, sieht gegenseitige Hilfe, nötigenfalls auch mit den Waffen, für den Fall vor, daß die Friedensverträge angegriffen werden sollten. 1924 scheiterte das Genfer Protokoll an dem Widerspruch des Kabinetts von St. James. Bei der Schwäche, der Großbritannien seitdem durch die Angriffe seiner eigenen Gewerkvereine auf die Gesundheit der Pfundwährung verfallen ist, würde man sich an der Themse ganz gewiß nicht mehr weigern, Frankreich die gewünschte Verbürgung der Verträge zuzugestehen, wenn Amerika die gleiche Unterschrift leistete. An der Seine würde man durch die Garantie der angelsächsischen Mächte für die Pariser Vorortverträge erreicht haben, was Fürst Bismarck trotz allen Aufwandes von genialer Staatskunst zur diplomatischen Untermauerung des Frankfurter Friedens niemals fertigzubringen vermochte.

Wie große Opfer es Frankreich auch kostete, man würde sie in Paris schwerlich scheuen, wenn als Gegenwert noch nachträglich folgendes von Hoover und Borah erlangt werden könnte: Frankreich will eine Urkunde haben, die das Kabinett von Paris in der Lage wäre, in Berlin, Wien und Warschau vorzuzeigen, und in der geschrieben stände, daß die Vereinigten Staaten den Status quo in Europa verbürgten und ihn mit materiellen Machtmitteln, vielleicht sogar dem Degen, gegen jedermann verteidigen würden. Was als Angriff auf die Verträge zu gelten hätte, müßte, um Frankreich einer Abrüstung grundsätzlich geneigt zu machen, gemäß jenem Garantievertrag von einer das französische Vertrauen besitzenden Instanz, etwa der Haager Cour, entschieden werden. Daß die französische Diplomatie, nachdem es ihr gelungen wäre, Washington und London auf die Verteidigung der in Europa gezogenen Grenzen und der sonstigen den französischen Ehrgeiz befriedigenden Bestimmungen der Verträge festzulegen, Völkerbund und Cour beherrschen würde, dürfte niemand bezweifeln. Als captatio benevolentiae an die Adresse der Vereinigten Staaten, die eingefangen werden sollen, um an der Befestigung der französischen Vorherrschaft auf dem europäischen Festland mitzuwirken, ist die Stellungnahme Briands gegenüber den Verwicklungen in der Mandschurei

zu werten. Als Vorsitzender des Völkerbundsrats unterstützte Briand den Anspruch der Amerikaner, an den Bemühungen jener Körperschaft, den Frieden zwischen Japan und China zu erhalten, beteiligt zu werden. Da die Union nicht Mitglied des Genfer Areopags ist, und sich folglich nur als sogenannter Beobachter an den Verhandlungen des Rats zu beteiligen vermag, Japan jedoch der Hinzuziehung der Amerikaner in dieser Eigenschaft entschieden obgleich vergeblich, widersprach, so ergab sich ein französisch-amerikanisch-chinesisches Zusammengehen, das natürlich für die Weltteile Asien und Amerika von der größten Bedeutung ist, demgegenüber der Deutsche aber nie vergessen darf, daß es nur die auf Europa gerichteten Machtbestrebungen Frankreichs zustande bringen konnten.

Das sind die, wie es leider scheint, unabänderlichen politischen Ambitionen unseres westlichen Nachbarn zu dem Zeitpunkt des Zusammentritts der Französisch-Deutschen Wirtschaftskomitees! Als die Wilhelmstraße mit dem Projekt der deutsch-österreichischen Zolleinigung hervortrat, warf der Quai d'Orsay ihr vor, sie bemäntele politische Hintergedanken mit angeblich rein ökonomischen Bestrebungen. Wir wollen abwarten, ob die französische Regierung bei den Verhandlungen, die sie nach dem Mißerfolg des Lavalschen Besuchs in Amerika, wie der Ministerpräsident sagt, in Europa führen will, sich zu dem Gedanken durchringen wird, daß wenigstens inmitten der Erschütterungen der Gegenwart nicht die Politik das Schicksal sei, sondern die Wirtschaft. Der deutsche Reichskanzler hat den Franzosen wiederholt und dringend den richtigen Weg gewiesen, zuletzt bei der Begrüßung des italienischen Außenministers Grandi in Berlin, indem er in modernen Worten den alten Rankeschen Gedanken zu erneutem Ausdruck brachte, daß die romanisch-germanischen Völker trotz unaufhörlicher Entzweiung eine moralische Einheit bilden und auf Gedeih und Verderb miteinander verknüpft sind. Auch Nationen anderer Kulturkreise begreifen in der gemeinsamen Not, daß nicht nur Trennendes zwischen ihnen steht, sondern auch Verbindendes. In Stambul tagte der Zweite Balkankongreß, dem 1930 der erste in Athen vorausgegangen war. Die Völker, deren Vertreter im Palast des türkischen Kaisers Abdul Hamid — Jahrhunderte scheinen seit jener Regierung verstrichen zu sein — zusammentraten, haben grundverschiedene Erinnerungen, Charaktere und Aspirationen, aber sie alle eint der Typ des Levantiners, und auch ihre materiellen Interessen sind gegenüber anderen Menschheitsgruppen zum guten Teil identisch. Trotzdem stehen die Staaten der Levante noch immer in so schroffem Gegensatz zueinander, daß die Regierungen als solche nicht geglaubt haben, die Kongresse in Athen und Stambul beschicken zu können. Man hat die eigentümliche Form gewählt, daß die Kongresse formell Privatveranstaltungen sind, die sich jedoch virtuell aus Regierungsdelegierten zusammensetzen. Das Programm der Balkankongresse schloß machtpolitische Fragen aus und beschränkte sich auf Wohlfahrtspolitik. In erster Reihe sind natürlich Maßregeln gegen die Wirtschaftskrise besprochen worden, doch haben sich die Unterhandlungen auch auf die Schaffung von zwischenstaatlichen Institutionen

z. B. im Postwesen erstreckt. Das alles ist sicher wichtig, aber eine noch bedeutsamere Aufgabe der Balkankongresse ist die Reinigung der moralischen Atmosphäre, die über diesem blutgetränkten Boden lagert. Türken und Griechen haben in der Wegräumung historischen Schutts, der die Luft zwischen diesen beiden Völkern verpestete, sehr Beachtliches geleistet, aber Albanesen, Griechen, Südslawen, Rumänen, Bulgaren sind noch durch tiefe Abgründe voneinander getrennt, die vielleicht durch gewisse Gebietsveränderungen, jedenfalls durch Ausbau des Rechts der Minderheiten überbrückt werden müssen. Es wird noch viel Wasser den Bosporus hinabfließen, bevor jene Spannungen soweit nachgelassen haben, daß an einen Staatenbund des Balkans überhaupt nur gedacht werden kann. Immerhin sind die Zeiten vorüber, in denen Rußland, obgleich der Todfeind der Freiheit des Balkans, sich bemühen konnte, einen Balkanbund mit der Spitze gegen Oesterreich zustande zu bringen. Auf dem Kongreß in Stambul lautete die Parole: „Der Balkan den Balkanvölkern!"

Nicht überall außerhalb des Nahen Ostens hat man das ganz ohne Mißvergnügen gehört. Die Presse von Paris erinnerte die Kabinette von Belgrad und Bukarest diskret aber deutlich daran, daß Südslawien und Rumänien Bundesverpflichtungen eingegangen wären, die sich auf andere als Balkanangelegenheiten bezögen, und denen Arrangements zwischen den Balkanvölkern selber nicht widersprechen dürften. In Italien zeigte man sich recht verstimmt darüber, daß vor dem Kongreß in Stambul der türkische Außenminister, als er den stammverwandten Ungarn einen Besuch machte, nicht auch nach Rom „ad audiendum verbum ducis" gereist ist. Aber der Nahe Orient besinnt sich auf sich selbst; er möchte nicht wieder wie 1914 durch den Magnetberg der Großmächte angezogen und dem Zerfall preisgegeben werden, sondern als eine, wenn auch vielgestaltige, moralische Einheit die Bahnen einer sich selbst genügenden Entwicklung verfolgen, sein eigenes Leben leben. Dieser belebende Funke des Stambuler Kongresses hat sofort auf Zypern gezündet, dessen größtenteils griechisch sprechende Bewohner unter geistlicher Führung so leidenschaftlich für den Anschluß an Griechenland demonstriert haben, daß britische Truppen von Alexandrien herüberbeordert werden mußten, um die schon fast zum Aufruhr gewordene Agitation zu dämpfen. Wahrlich! die bei den Wahlen siegreichen Tories werden sich mit noch größeren Dingen als mit Pfunden und Zöllen zu beschäftigen haben! Die Autorität der Zentralregierung im Empire sinkt: Die in London wiederzusammengetretene Allindische Verfassungskonferenz entzieht sich seit Monaten bindenden Beschlüssen. Auf dem flachen Land in Irland, dem der Dominion-Status nicht länger zu genügen scheint, sind die geheimen Gesellschaften wieder so mächtig, wie im Zeitalter der Bandmänner, der Weißen Burschen, der Eichenherzen, der Fenier und des Kapitäns Boycott. Die Engländer selber sagen, daß die Bildung der „republikanischen Armee" in Irland mit der internationalen Wirtschaftskrise wenig zu schaffen habe, daß es sich vielmehr um eine separatistische Bewegung handle, die durch Terrorisierung von Polizei und Gerichten, die seit dem 18. Jahrhundert landesüblichen Mittel der Bekämpfung des „Sassenach", zunächst den dem König von England

zu leistenden Treuschwur aus der irischen Verfassung zu entfernen trachte. Und dann werde man weiter sehen.

Wie das kleine Irland und das noch kleinere Zypern ist das große China mit seinem Wirtschaftsboykott gegen die Japaner in nationalistischer Bewegung; durch den immer schärfere Formen annehmenden Rassenkampf zwischen Flamen und Wallonen droht sich der belgische Staat zu zersetzen. Ueber die ganze Erde hin erblicken wir die Leidenschaften und Aspirationen der Völker in der Offensive, oder wenn in der Defensive, so doch in der offensiv geführten. In diesem Zusammenhang angeschaut, erscheint die diplomatische Offensive, die das Deutsche Reich und Oesterreich in der Zollvereinssache ergriffen haben, in einem günstigeren Licht, als unsere öffentliche Meinung sie sieht. Nur ein ganz genau Eingeweihter, einer, der alle wesentlichen Tatsachen der internationalen Lage und ihre Verflechtung miteinander als Sachkenner wirklich beherrscht, nicht ein bloßer Dilettant in der Diplomatie, kann beurteilen, ob es für Minister Curtius überhaupt möglich war, phlegmatisch stillzusitzen, während Frankreich um Worte des Laval-Hooverschen Communiqués zu gebrauchen, seine Sicherheit organisierte, d. h. an unserer immer festeren Einkreisung arbeitete. Der vorläufige Mißerfolg des Zollvereinsfeldzugs, durch den Deutschland und Oesterreich einmal wieder vor Orient und Okzident ihre unveräußerlichen Ansprüche dokumentiert haben, beweist noch keineswegs, daß er verfrüht war. Si parva magnis componere licet — auch Bismarck hat diplomatische Niederlagen erlitten, ohne deshalb seine Vorstöße bereut zu haben; die Route, die die Staatsmänner einschlagen, ist eben oft zwangsläufig gebunden.

Nur soviel von diesem Thema, das heute noch wenige interessieren wird; dafür ein paar Schlußworte über die innere Lage nach dem parlamentarischen Sieg des Reichskanzlers! Ob sich Brüning in der deutschen Geschichte einen Namen machen wird, oder ob man ihn vergessen wird, wie andere Reichskanzler vor ihm auch, hängt, soweit heute geurteilt werden kann, von einem einzigen Punkt ab: Die Gewerkschaften, sozialistische, katholische, staatsparteiliche, treiben im heutigen Deutschland eine kurzsichtige Interessenpolitik, genau wie im siebzehnten Jahrhundert die damaligen Beherrscher Deutschlands, die Herren Stände. Zur Strafe wurden diese freiheitsstolzen Feudalen von der geschichtlichen Evolution unter den Absolutismus gebeugt, und ebenso werden die freiheitlichen Staatsformen, in denen wir leben, von der unerbittlichen in den Dingen wohnenden Vernunft zerschlagen werden, wenn nicht die sozialen Mißbräuche, von denen im Anfang dieser Korrespondenz die Rede gewesen ist, verschwinden. Der Wirtschaftsbeirat freilich wird es so wenig schaffen, wie sein Vorgänger im Zeitalter Bismarcks, der Volkswirtschaftsrat, oder der Vorläufige Reichswirtschaftsrat der Republik; nur die stolze Initiative einer verantwortungsfreudigen Regierung vermag vielleicht diese ungeheuren Probleme, an denen unser Schicksal hängt, noch zu meistern.

Emil Daniels.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str 43

# Bernhard Fürst von Bülow

## von Friedrich Luckwaldt

### III. Die Berliner Jahre.

Bülow hat fast genau zwölf Jahre in Berlin amtiert (28. Juni 1897 bis 15. Juli 1909). Reichlich drei Jahre als Staatssekretär des Auswärtigen, die übrige Zeit (ab 17. Oktober 1900) als Reichskanzler. Den Einschnitt, den der 17. Oktober 1900 dabei bildet, wird man weder unter- noch überschätzen dürfen. Auf der einen Seite erfahren wir aus Bülows eigenen Memoiren, wie wenig sicher er sich der Nachfolgerschaft Hohenlohes fast bis zum allerletzten Moment fühlte, und lehrt die auffallend seltene Erwähnung seines Namens in des Vorgängers „Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit", daß sein Einfluß auf die allgemeine Politik vor 1900 nicht stark in Erscheinung trat. Aber andererseits steht nicht minder fest, daß er die auswärtigen Geschäfte schon seit 1897 fast ganz selbständig führte, und auch das Verhältnis zum Kaiser erfuhr durch die Rangerhöhung keine eingreifende Aenderung mehr.

Von diesem Verhältnis zum Kaiser wird jede gerechte Würdigung seiner staatsmännischen Persönlichkeit und Leistung auszugehen haben. Einige Wochen nach Bülows Eintritt am 20. August 1897 schrieb Wilhelm II. an Philipp Eulenburg über den „Prachtkerl": „Bernhard hat sich vorzüglich gemacht, und adoriere ich ihn... Welche Freude, mit jemand zu tun zu haben, der einem mit Leib und Seele ergeben ist und einen auch verstehen will und kann" (I, 139). Acht Jahre später (11. August 1905), angesichts des Abschiedsgesuchs wegen des Vertrags von Björkoe, nannte er ihn immer noch „den besten intimsten Freund, den ich habe": „Ihre Person ist für mich und unser Vaterland 100000mal mehr wert als alle Verträge der Welt[1])." Und wieviel Uebertreibung solchen Worten und Empfindungen bei ihm allemal anhaftete, es kann doch kein Zweifel sein, daß er für Bülow lange wirklich so etwas wie Freundschaft und Liebe empfand. Gerade der tiefe Haß, den er nach den Novembervorgängen von 1908 gegen ihn faßte, kann nur als amour rentré erklärt und gewertet werden.

Bülows Stellung zu seinem kaiserlichen Herrn ist komplizierter und mußte es wohl sein. Man hat in der Art, wie seine Denkwürdigkeiten den scharfen Urteilen und bösen Anekdoten über Wilhelm fast immer ein paar anerkennende Worte voranstellen oder nachschicken, eine besondere Niedertracht finden wollen, die Absicht, den Leser so sicherer einzufangen, wie man einen Pfeil mit Federn versieht, damit er fliegt und trifft. Solche Erklärung beruht vielleicht doch auf falscher, weil zu

[1]) Große Politik der europäischen Mächte XIX, 497.

einfacher Psychologie. Es könnte sein, daß seine Gefühle wirklich zwiespältig waren, daß ein Rest von Anerkennung und Neigung bei ihm fortbestand[1]). Ist es denn nicht jedem, der versucht hat, in das Wesen Wilhelms II. einzudringen, ähnlich ergangen, daß er geärgert, abgestoßen, empört und auch wieder angezogen, gefesselt, gerührt wurde? Bülow sagt einmal, ich glaube: nicht ohne Grund, daß Bismarck den Kaiser nur ziemlich oberflächlich gekannt habe (III, 327). Er selbst hatte schon in seiner römischen Zeit viel über den Charakter und die richtige Behandlung Wilhelms nachgedacht. Minister geworden, schrieb er am 22. August 1897: „Seine Majestät als Mensch reizend, rührend, hinreißend, zum Anbeten; als Regent durch Temperament, Mangel an Nüancierung und zuweilen auch an Augenmaß, Ueberwiegen des „Willens" (im Schopenhauerschen Sinn) über die ruhig nüchterne Ueberlegung (metis im Sinne des Sophokles) von schwersten Gefahren bedroht, wenn er nicht von klugen und namentlich ganz treuen und sicheren Dienern umgeben ist. Davon wird es abhängen, ob seine Regierung ein glänzendes oder ein düsteres Blatt in unserer Geschichte ausfüllt. Bei seiner Individualität ist beides möglich[2]).

Damals mochte er sich noch zutrauen, als solch kluger und sicherer Diener das glänzende Geschichtsblatt zu schreiben. Aber sein alter Vorgesetzter, General von Schweinitz, verglich ihm gegenüber schon bald danach den Kaiser mit dem einst in der Potsdamer Garnison berühmten Zirkusmaulesel Gibraltar, den wenige zwei und selbst die besten Kavalleristen nicht die für den Preis von 100 Talern nötigen dreimal um die Manege hätten reiten können (I, 131), und Hohenlohe, der sich an manches erinnert fühlte, was er als Ministerpräsident Ludwigs II. erlebt hatte, fragte den neuen Mitarbeiter gar ernsthaft, ob er Wilhelm für einen geistig ganz normalen Menschen hielte. Als Bülow das entschieden bejahte, wie er sich auch in den Denkwürdigkeiten wenigstens den Anschein gibt, es zu tun, schwieg der alte Herr eine Zeitlang und meinte schließlich: „Geisteskrank oder nicht. Da gibt es viele Nüancen[3])".

Wahrscheinlich wird sich auch die Geschichtsschreibung auf einen ähnlichen Satz zurückziehen. Der Kaiser gebärdete sich zeitweise sicher sehr seltsam. Eulenburg berichtet von einer der in ihrem Zuschnitt überhaupt so charakteristischen Nordlandreisen im August 1903 (I, 617): „Dann (nachdem er nämlich

[1]) So jetzt auch A. O. Meyer in seiner ausgezeichneten Besprechung der Denkwürdigkeiten. Deutsche Literaturzeitung, 25. Oktober 1931, Spalte 2037 ff.

[2]) An Philipp Eulenburg. Haller: „Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg", S. 240.

[3]) I, 140. Ein ähnliches Gespräch I, 179. Waldersee schreibt am 6. April 1897: „In englischen und amerikanischen Zeitungen wird mit größter Dreistigkeit verbreitet, der Monarch sei geisteskrank." Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Graf v. Waldersee, Gera, H. O. Meisner II, 396.

davon gesprochen hatte, daß er ‚Rache für 1848' zu nehmen habe) fing er plötzlich an — ja, ich will es einfach sagen, wie es war — furchtbar zu lügen. Es handelte sich um alte Privatdinge, die ihn betrafen. Er mußte wissen, daß ich genau orientiert war, schien es aber vergessen zu haben. Ich hörte völlig schweigend zu, aber immer wollte kein Schluß kommen. Er machte mir — blaß, heftig perorierend, unruhig um sich blickend und Lüge auf Lüge häufend — einen so schrecklichen Eindruck! Nicht gesund ist wohl die geringste Form eines Urteils." Im September 1900 sagte er in Cadinen auch zu Eulenburg im Zorn über die Agrarier: „Wenn die Hunde es wagen sollten, aus irgendeinem Anlaß sich gegen mich zu wenden, so fliegen mehrere Köpfe, so wahr ich hier stehe" (I, 458). 1899 hatte er gegen die Sozialdemokraten gedroht: „Ehe nicht die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und füsiliert sind, ist keine Besserung zu erhoffen. Wir brauchen ein Gesetz, wonach es genügt, Sozialdemokrat zu sein, um nach den Karolinen verbannt zu werden" (I, 349). Entsprechend telegrafierte er bald danach anläßlich von Unruhen beim Streik der Berliner Straßenbahner an das Generalkommando des Gardekorps: „Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppen mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden[1])." 1905, bei der Besichtigung von Friedrichs II. Castel del Monte, hörte Graf Robert Zedlitz aus seinem Mund: „Ja, wenn man denkt, was dieser große Kaiser alles geleistet! Aber wenn ich euch ebenso peitschen und köpfen lassen könnte wie er, dann würde ich auch mehr schaffen können[2])." Eulenburg bittet Bülow dann wohl in solchen Zeiten der Aufgeregtheit, politische Mitteilungen auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken und Entscheidungen nur zu fordern, wo sie unvermeidlich seien, weil sonst eine nervöse Krise eintreten könnte, deren Form nicht vorauszusehen sei (I, 457). Aehnliche Sorge spricht aus den wiederholten Mahnungen der Kaiserin, ihren Mann zu schonen, „zu beruhigen in seiner gehetzten Zeit", „etwas langsamere Drehungen der Maschine hervorzurufen" (I, 227, 291, 295, II, 270). 1905 setzt Wilhelm selbst unter den jammernden Brief, in dem er dem Kanzler seine Demissionsabsicht ausredet, die fassungslose Nachschrift: „Der Morgen nach dem Eintreffen Ihres Abschiedsgesuchs würde den Kaiser nicht mehr am Leben treffen! Denken Sie an meine arme Frau und Kinder[3])!"

Was dabei so besonders peinlich anmutet, ist das Schwanken zwischen „Hybris", um einen von Bülow gern verwandten Ausdruck zu gebrauchen, und Depression, der Gegensatz von

[1]) Graf Robert Zedlitz-Trützschler: „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof", S. 75.
[2]) Ebenda, S. 130.
[3]) Große Politik XIX, 498.

renommistischem Gerede und offenbarer Tatschwäche, die oberflächliche Aktivität bei der Scheu vor ernster Anstrengung. Alles wird gleichsam zum Theater. Der Kaiser tragiert Friedrich den Großen oder den Großen Kurfürsten und ist bestenfalls eine Neuauflage Friedrich Wilhelms IV., mit dem er das Dilettantische und Unzuverlässige gemein hat, ohne ihm aber an Geistes- und Herzensbildung nahe zu kommen. Der König von Sachsen lobt seine glänzenden Manöverkritiken und fügt lächelnd hinzu: „Dabei kann er nicht drei Mann über den Rinnstein führen" (I, 623). Miquel meint bissig: „Den Kaiser interessiert nur, wobei er selbst mitmachen kann, macht er aber mit, so verdirbt er die Sache" (I, 105). Steuert er bei den Kieler Regatten statt der Skipper selbst seine Yacht, so stößt sie regelmäßig an die Boje.

Aber wenn ihn Eduard VII. einmal mit einem unheimlich treffenden Wort the most brilliant failure of History genannt hat, so darf man über dem „failure" das „brilliant" nicht vergessen. Bülow hebt hervor, „daß es kaum möglich wäre, liebenswürdiger, einfacher, natürlicher zu sein, als es Wilhelm II. sein konnte" (I, 17) und rühmt an anderen Stellen seinen offenen und gewinnenden Gesichtsausdruck (I, 56), seinen lebhaften und originellen Geist (I, 40), seine ungewöhnliche Gabe, Entgleisungen wieder einzurenken (I, 114), seine Empfänglichkeit und Beweglichkeit (I, 83), seine Visionen und Zukunftsperspektiven (I, 156). In der Tat hatte er etwas Faszinierendes, namentlich sein Auge war wundervoll. Auch kann nicht bestritten werden, daß es ihm keineswegs an Kenntnis des politischen Terrains, an gesundem Urteil und einer gewissen Witterung fehlte. Seine Randbemerkungen, so unerfreulich ihr Kasinoton, und so flüchtig (logisch und grammatisch) ihre Form ist, zeigen ihn gar nicht so selten vorschauender und besser beraten als seine Minister und Gesandten.

Nun, war die Einwirkung dieser Marginalien auf die tatsächliche Gestaltung der Politik in den meisten Einzelfällen nachweisbar außerordentlich gering. Gerade Bülow verließ sich darauf, daß es sich bei seinem Herrn für gewöhnlich nur um Impressionen und Impulse handelte, die ebenso rasch vergessen wurden oder verflogen, wie sie erst heftig geäußert worden waren, quittierte mit einem Kompliment oder parierte mit einer Finte und tat, was er wollte. Dennoch bedeutete die Person des Kaisers eine starke Belastung für die Leitung der Geschäfte; denn zunächst gab es immerhin ganze Gebiete wie die Flottenpolitik, über die er nicht mit sich reden ließ, und feststehende Antipathien (gegen Japan) und Sympathien (für die Türkei), die geschont werden mußten. Weiter die Welt draußen, weil sie sich an die Fassade hielt, nahm ihn wesentlich ernster, als es seine Umgebung tat. Wenn man die diplomatischen Akten der Fremdmächte durchsieht, stößt man fast häufiger auf seinen Namen

als auf den Bülows. Seine Reden fanden weitesten Widerhall und erweckten durch ihre ebenso eindrucksvollen wie unbesonnenen Kraftstellen Furcht und Haß bei den Völkern, während er wieder bei den Fürsten durch seine Korrespondenzen und Unterhaltungen Verwirrung und Verstimmung schuf. Gerade in Wilhelms Stellung zu seinen außerdeutschen Mitfürsten lagen größte Gefahren. Er hatte ähnlich wie Friedrich Wilhelm IV. eine verhängnisvolle Neigung, neben den staatlichen besondere fürstliche Interessen zu sehen und zu berücksichtigen. Als der Zar nur zögernd an den Krieg mit Japan heranging, und Bülow den Kaiser warnte, ihn anzutreiben, sagte er: „Vom Standpunkt des Staatsmanns mögen Sie recht haben. Ich fühle aber als Souverän, und als solcher empfinde ich die Blößen, die sich Kaiser Nikolaus durch sein kleinmütiges Auftreten gibt, als eine Schande für alle Monarchen und insbesondere für mich... Im Interesse des Ansehens der Monarchie muß etwas geschehen, damit Kaiser Nikolaus forscher auftritt" (II, 63). Erwägungen solcher Art begegnen bekanntlich bis in die Julitage von 1914 und in den Weltkrieg hinein. Dabei blieben die Gefühle monarchischer Solidarität auf der Gegenseite meist unerwidert. Des Kaisers „naive Präpotenz" (II, 130), sein Sichaufdrängen und -anbiedern, Ueberrumpeln- und Ueberlistenwollen, die scharfen Worte, die er hinter ihrem Rücken nur zu gern gebrauchte, und die ihnen unfehlbar hinterbracht wurden, zerstörten beim Zaren immer wieder die zeitweilig vorhandene Sympathie und Bewunderung, ärgerten den ohnehin empfindlichen Viktor Emanuel und nährten bei Eduard VII. jenen zähen Verwandtenhaß, der dann ein beherrschender Faktor der europäischen Politik wurde. Alle fühlten sie Wilhelms Anspruch heraus, daß, weil das neue Reich die Fortsetzung des alten sei, der deutsche Kaiser durch das Recht einer tausendjährigen Tradition der einzige wirkliche Kaiser in der Welt sei[1]), und sie lehnten sich naturgemäß dagegen auf.

Um so mehr, als sie, namentlich der kluge Eduard, sehr wohl sahen, wie wenig er gewillt oder fähig war, jenen Vorrang mit der Waffe zu behaupten. Denn das konnte ja kein schärferes Auge verkennen, daß dieser Oberste Kriegsherr, der in seinen Reden die „gepanzerte Faust" erhob und so gern „in schimmernder Wehr" den Marschallstab in der Hand seinen Truppen voranzog, für das blutige Würfelspiel der Schlacht die Nerven nicht haben würde. Auch Bülow wußte von vornherein, daß er seinem Herrn einen Krieg nicht zumuten könne, und schon das mußte ihn veranlassen, sich keine zu hohen Ziele zu stecken. Doch entsprach solch Verzicht auch seinen eigenen Neigungen und Ueberzeugungen. Es ist gewiß falsch, ihn als bequemen Epikuräer zu schildern, der sich nicht gern

[1]) So in dem Brief an die Kaiserin Friedrich, September 1898, I, 237.

durch Anstrengungen und Aufregungen in einem vornehmen Genußleben stören läßt. Er war schon auch ein pflicht- und verantwortungsbewußter, von hohem Ehrgeiz erfüllter Mann. Ich möchte ihm glauben, wenn er schreibt — leider mit schwer erträglichem Pathos —: „Ich bin während meiner Amtszeit in Berlin selten ohne Sorgen aufgewacht und habe mich nur zu oft, wenn die Nacht sich senkte, sorgenvoll auf das Lager gestreckt" (II, 82). Aber niemals hätte er von sich sagen können wie Bismarck: Patriae inserviendo consumor. Dafür war seine Natur zu weich, oder richtiger noch, um seinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, zu sehr „elastisch". Nicht ganz ohne Grund hat man von seiner „olympischen Lässigkeit" gesprochen[1]). Nur allzuhäufig handelte er nach dem Grundsatz: „Wir können die Dinge gar nicht pomadig genug nehmen[2]). Weil er noch immer das Geschick und das Glück gehabt hatte, sich „heute nicht fangen zu lassen", meinte er auch allen kommenden Gefahren mit Ruhe entgegensehen zu sollen. Dazu kam, daß ihm für eine Politik auf lange Sicht Initiative und konstruktive Phantasie, die beiden wichtigsten Gaben des Staatsmanns, nicht in ausreichendem Maß zur Verfügung standen. Er war kein schöpferischer Genius. Ich sprach schon von seiner Armut an Ideen[3]). Er selbst empfand die nicht als Mangel oder war gar geneigt, eine Tugend daraus zu machen; denn — und gerade das scheint mir wichtig — die Politik vorsichtigen Sichdurchwindens, der Freundschaft mit aller Welt, des geringen Risikos, des Ausgleichs und Gleichgewichts gehörte zu den Traditionen der späten Bismarck-Zeit, in denen er groß geworden war. Auch Bismarck hatte gesagt, je älter er werde, desto kürzer stecke er sich seine Ziele, und den Vorwurf des grundsatzlosen Opportunismus auf sich geladen (IV, 610). Bülow fühlte sich also nur als Fortsetzer Bismarcks[4]), wenn er noch 1909 Bethmann die Quintessenz seiner staatsmännischen Weisheit dahin überlieferte: „Lassen Sie sich nicht irre machen durch das dumme Gerede über unseren Zickzackkurs. Eine andere Politik wäre nur möglich, wenn wir es auf den Präventivkrieg ankommen ließen, und ein solcher wäre ein Verbrechen; denn, wie ich nur immer wiederholen kann, die Zeit läuft für uns" (III, 17).

Aber abgesehen von der Frage, die sich schwer beantworten läßt, ob die Zeit wirklich für und nicht gegen Deutschland lief,

---

[1]) Herre, Fürst Bülow und seine Denkwürdigkeiten, S. 26.
[2]) Große Politik XVIII, 840. Gern zitiert z. B. von Herre, S. 26.
[3]) Siehe Novemberheft S. 115.
[4]) Auf diesen Zusammenhang weist auch Friedrich Meinecke hin, Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems, S. 64. Er stellt richtig fest, von vielen Leitgedanken und Verfahrungsweisen des neuen Kurses gelte es, aus Bismarcks Zeit zu stammen und doch unbismarckisch zu werden, die Merkmale der Kontinuität und Entartung zugleich zu tragen.

fehlten für die Fortsetzung der Bismarckschen Politik eine Reihe unerläßlicher Vorbedingungen. Zunächst: gerade das wichtigste Stück des Systems, recht eigentlich sein Schlußstein, der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, war gleich 1890 herausgebrochen worden. Bülow hat den Fehler, den dessen Preisgabe bedeutete, jederzeit sehr laut beklagt und war natürlich ganz unschuldig daran. Er machte sich auch wohl weniger als der Kaiser Illusionen über die Möglichkeit, trotz der inzwischen perfekt gewordenen russisch-französischen Allianz doch wieder ein ähnliches Abkommen zu erreichen[1]). Aber ganz frei von solcher freundlichen Täuschung ist doch auch er nicht immer gewesen. Zeitweilig hoffte er allerdings die Russen zu der Ueberzeugung zu bringen, „daß das alte Dreikaiserbündnis für die russische Autokratie alles in allem die beste Kombination sei". Und jedenfalls hatte er, indem hier ebenso die Bismarckschen Ueberlieferungen wie die Eindrücke seiner Petersburger Diplomatenjahre[2]) nachwirkten, sein Augenmerk bis mindestens 1905 allererst auf Rußland gerichtet. „Ich erkannte bald", sagt er, indem er seine Reflexionen bei Uebernahme des Staatssekretariats wiedergibt, „daß der Punkt, der für uns entscheidend war, an der Newa lag[3])".

Das Bündnis mit Oesterreich genierte ihn dabei zunächst so wenig, wie es Bismarck geniert hatte. Wieder bis 1905 nahm er auf Wiener Wünsche und Interessen eigentlich recht geringe Rücksicht, ja wandte den Vorgängen in der Doppelmonarchie wohl weniger Aufmerksamkeit und Nachdenken zu, als gut war. Derselbe Mann, der dann später das tönende Wort von der Nibelungentreue fand, hatte für den Bundesgenossen an der Donau ursprünglich ganz und gar keine Empfindungen der Liebe und Treue und galt denn auch in Wien noch 1902 „nicht als eine Säule des Bündnisses, sondern als ein feiner weit ausblickender, über Oesterreich hinaus blickender Diplomat[4])". Ein wenig wohl sah er die österreichischen Verhältnisse durch die italienische Brille seiner Damen. Er sagt: „Ueber Oesterreichs Schwäche und fortschreitende Zersetzung durch die Hybris der Magyaren, die Arroganz der Polen, die durch den österreichischen Hochadel genährte Ueberhebung der Tschechen war ich mir nie im Zweifel gewesen... Die habsburgische Monarchie glich einem alten halbruinierten Kavalier,

[1]) Der Kaiser ging in seinen Phantasien 1898 so weit, davon zu träumen, „daß wir unsere ganze Heeresmacht eventuell von Rußland verstärkt vernichtend auf Gallien werfen können und unser Reich retten". Große Politik XIV, 239 f. Zitiert bei Willy Becker, Fürst Bülow und England, S. 77.

[2]) Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten, S. 82 erwähnt, daß Bülow besonders gern aus seiner Petersburger Zeit erzählte.

[3]) I, 44. Ähnlich Bülow an den Kaiser 24. August 1898: „Das Verhältnis zu Rußland, welches für die Sicherheit des Reichs in erster Linie maßgebend ist." Große Politik XIV, 339. W. Becker, S. 88.

[4]) Eulenburg an Bülow 21. März 1902. Haller, S. 282.

der allmählich in die Stimmung geraten ist, mit Galgenhumor alles auf eine Karte zu setzen" (I, 399). Deshalb erschien es ihm notwendig, Oesterreich fest in den Zügel zu nehmen. „Wir mußten Rußland zwar keinen Zweifel darüber lassen, daß wir ihm Oesterreich-Ungarn nicht opfern wollten, noch konnten. Aber Rußland mußte immer den Eindruck haben, daß die Führung im deutsch-österreichischen Bündnis bei Deutschland lag, und daß die deutsche Politik ein gutes Verhältnis zu Rußland im friderizianischen und bismarckischen Sinne wünsche und ehrlich erstrebe" (I, 46).

Nur war, um Rußland diese Ueberzeugung zu geben, noch etwas anderes nötig. In Petersburg „durfte keinerlei Zweifel darüber aufkommen, daß wir trotz unserer wirtschaftlichen Interessen in der Türkei in der Dardanellenfrage uns Rußland nicht in den Weg stellen würden". Da aber trat des Kaisers Türkenfreundschaft, die zweite verhängnisvolle Abweichung von Bismarcks System, störend dazwischen. Wilhelm hatte anfangs noch geschwankt. 1895, im Jahre der Armeniermetzeleien, nannte er Abdul Hamid einen „ekelhaften Menschen", resolvierte forsch: „Kanonenkugeln nach Yildis hinein ist das einzige, was zieht", und bezeichnete Aeußerungen seiner Mutter über eine mögliche Aufteilung der Türkei als „völlig stichhaltig[1])". Aber nach den Siegen über die Griechen 1897 und namentlich durch seine Orientreise setzte sich bei ihm geradezu ein Enthusiasmus für alles Türkische fest. Er proklamierte sich in Damaskus als „Freund der 300 Millionen Mohammedaner, die, auf Erden zerstreut lebend, im Sultan ihren Kalifen verehren". Wir dürfen Bülow glauben, daß er die Veröffentlichung dieser unvorsichtigen Worte gern verhindert hätte und Marschall, der in eigenem Interesse mit ihr zu eilig gewesen war, zur Rede stellte (I, 258). Auch weiterhin mag er manches Wasser in den Wein der kaiserlichen Orientphantasien gegossen haben. Aber das gefährliche Unternehmen der Bagdadbahn hatte seinen vollen Beifall[2]). Er nimmt sogar einen Teil des Verdienstes daran für sich in Anspruch (I, 602); und weder die Denkwürdigkeiten noch die diplomatischen Akten lassen erkennen, daß er die Rückwirkungen der veränderten Türkenpolitik auf die europäische Stellung des Reichs genugsam überdacht hätte.

Insbesondere die Frage, ob eine kontinentale Expansion nach Vorderasien mit einer starken Betätigung über See und dem Bau einer großen Flotte zu vereinen war, ob man hier nicht doch wählen mußte, statt beides zugleich zu versuchen, hat ihn offenbar nicht beschäftigt. Wie sein Mitarbeiter Mühlberg die Hoffnung ausdrückte, man werde „bald mit einer Ver-

[1]) Große Politik X, 111 und 134.
[2]) Wieso Willy Becker, S. 281, meint: „er fuhr nur ungern auf der Bagdadbahn mit", weiß ich nicht.

beugung vor dem britischen Löwen, bald mit einem Knicks vor dem russischen Bären die Bagdadbahn bis Kueit am Persischen Golf hindurchschlängeln können[1])", meinte er, die russisch-englische Rivalität, geschickt ausgenutzt, werde auch Kolonialerwerb und Flottenbau ermöglichen. Damit sind wir bei dem letzten und gefährlichsten Punkt, wo die Bahnen Bismarcks verlassen wurden. Bismarck hatte die maritime und koloniale Ueberlegenheit Englands eigentlich stets, zuletzt fast ängstlich, respektiert. Noch als sich 1897 Tirpitz den „Kugelsegen" für sein erstes Flottengesetz bei ihm erbat, fand er wenig Gegenliebe. Bülow war an sich auch kein Flottenschwärmer[2]). Es ist wohl möglich, daß er schon vor 1908 mit Tirpitz, wie er erzählt (I, 113, 115), „ziemlich häufige, bisweilen recht erhebliche und nicht ohne Schärfe ausgetragene Meinungsverschiedenheiten über Maß und Umfang der Schiffsbauten" hatte, namentlich Bedenken gegen die Bevorzugung der Linienschiffe vor den Kreuzern geltend machte. Tirpitz' ganze Art lag ihm nicht. Das Bild, das er von ihm zeichnet, weist, obwohl er sich in Erinnerung an die Zusammenarbeit im Weltkrieg Zurückhaltung auferlegt, doch viel unerfreuliche Züge auf. Tirpitz wird geschildert als intrigant, unzuverlässig, unverträglich (mauvais coucheur), ohne Sinn für Nüancen, allzusehr von „Schwadronspatriotismus" erfüllt, kein politischer Kopf. Aber wie die Dinge in Berlin standen, mußte sich Bülow mit dem unbequemen Kollegen einrichten. Der Kaiser, dem hier das Vorbild der Armeereorganisation seines Großvaters vorschwebte, suchte seine Ehre allererst in der Schöpfung einer starken Flotte und wäre hier nicht zurückgewichen. Gleich in der Audienz, die Bülows Berufung voranging und bezeichnenderweise in Kiel an Bord der Hohenzollern stattfand, war ausführlich von der Flotte die Rede, und als sich dann nach einem kurzen, dem Nachdenken und Aktenstudium gewidmeten Aufenthalt auf dem Semmering der neue Staatssekretär am 3. August 1897 dem Kaiser wieder vorstellte, begann dieser das Gespräch: „Nun, wie wird's mit meinen Schiffen?" (I, 56). Die Vertretung der Flottenpläne war der Preis, um den allein Bülow sein Amt gewinnen und behaupten konnte. Seine Marschroute war und blieb hier gebunden[3]).

[1]) An Eckardstein, 31. Januar 1900. Große Politik XVII, 375. Willy Becker, S. 21.

[2]) Haller, S. 306: Fürst Eulenburg ist stets der Meinung gewesen, daß Bülow im Grunde kein Freund der Kriegsflotte sei.

[3]) Friedrich Thimme, Front wider Bülow, S. 13, meint: „Die Verantwortung für den Flottenbau fällt nicht etwa in erster Linie auf den Kaiser, der von 1897 bis 1906 doch nur den Ratschlägen des leitenden Staatsmanns folgte, sie fällt ebenso wenig auf Tirpitz, den eigentlichen Erbauer der Flotte, für den die Verfolgung seines hohen Zieles eine Selbstverständlichkeit war, sondern sie trifft vor allem den verantwortlichen Staatsmann". Dabei wird Bülows Stellung sehr viel stärker angenommen, als sie war oder sein konnte.

Daß sie auf lange hinaus durch schwierigstes Gelände führte, daß Deutschland durch den Ausbau seiner Flotte England zum Angriff reizte und ihm gleichsam die Flanke bot, verhehlte er sich nicht ganz. Aber immer wesentlich dem Augenblick hingegeben, und nur zu sehr geneigt, über taktischen Erfolgen die strategische Lage zu vergessen[1]), verließ er sich auf Lavieren und Finassieren, „Gaukeln und Schaukeln[2])", statt entschlossen zuzugreifen, als sich in den Jahren 1898 bis 1901 die Gelegenheit zu bieten schien, die Gefahr durch ein festes Bündnis oder eine Entente mit England zu beseitigen.

Gewiß liegt das Problem der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen ebenso verwickelt, wie es von zentraler Bedeutung ist. Kein wirklicher Kenner wird heute mehr zu einer glatten Verurteilung Bülows kommen. Die Schwierigkeiten waren schon groß und die Bedenken natürlich. Die Volksstimmung lief auf beiden Seiten gegen eine engere Verbindung[3]). Der Eifer und die Eile Chamberlains wurden weitgehend lahmgelegt durch das zähe Widerstreben Salisburys, der nichts von kontinentalen Verpflichtungen wissen wollte, und nicht weniger Mißtrauen als der böse alte Premier mußte den deutschen Staatsmännern die Person des Thronfolgers und bald Königs einflößen, dessen französische und russische Sympathien zu bekannt waren, als daß man von ihm eine bundestreue Gesinnung hätte erwarten können. Auch war die Art, wie England sich in den letzten Jahrzehnten zumeist um ein festes Eintreten für seine Freunde herumgedrückt hatte, keineswegs ermutigend, und hatten die zahlreichen kolonialen Streitigkeiten seit 1884 einen sehr üblen Eindruck von britischer Selbstsucht, Härte und Kleinlichkeit in Deutschland zurückgelassen. „Wer", sagt H. O. Meisner[4]) mit Recht, „bei einer Untersuchung über die englisch-deutschen Bündnisverhandlungen von 1898 bis 1901 sofort in medias res steigt, ohne durch eine Analyse der Beziehungen beider Völker auf den Punkt hinzuführen, wo die speziell behandelte Aktion beginnt, der greift willkürlich aus der Kette kausalen Zusammenhangs einige Glieder heraus. . . . Man hat sich gegenwärtig zu halten, welches Maß von Ent-

[1]) Harold Nicolson: „Die Verschwörung der Diplomaten", S. 179, bemerkt: „Unglückseligerweise waren sich die Deutschen nie recht darüber klar, was Strategie und was Taktik war."

[2]) So nicht übel G. von Jagow, Front wider Bülow, S. 217.

[3]) Wenn Willy Becker, S. 290, Bülows Angst vor der öffentlichen Meinung im Gegensatz zu Meinecke nicht anerkennt, so zeigt das, daß er die Zeit der Burenbegeisterung noch nicht bewußt durchlebt hat. Freilich geht es nach der anderen Seite zu weit, daß Bülow (II, 26) sagt, die Verhandlungen seien an dem Widerstand des damaligen englischen Premiers und dem Unverstand der deutschen öffentlichen Meinung gescheitert.

[4]) Fürst Bülow, der Memoirenschreiber und Staatsmann. Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Bd. 44, S. 181. Eine überhaupt sehr lesenswerte Abhandlung.

täuschungen und Bitterkeit die deutschen Staatsmänner erfüllte." Wenn dabei sogar noch die Spuren des von Lord Bute verratenen Friedrich schreckten, so ist das ein lehrreiches Beispiel dafür, wie lange in der Geschichte der Staaten gewisse peinliche Erfahrungen nachwirken können. Bülow erschien ein Abschluß mit England immer wieder als „Hasardspiel[1])", als societas leonina. Er fürchtete ernstlich, das perfide Albion würde Deutschland gegen die Russen vorschieben und dann im Stich lassen, und argwöhnte bei Chamberlains allzu lauten Bündnisreden die finstere Absicht, ihn jetzt schon in Petersburg zu kompromittieren. Also verlangte er eine Sicherung über die andere: daß der Vertrag vom Parlament, sogar von beiden Parteien gutgeheißen und nicht mit Deutschland allein, sondern mit dem Dreibund abgeschlossen würde. Doch war der tiefste Grund seines Schwierigkeitenmachens und Zögerns freilich, daß er und nicht nur er, sondern auch Holstein, auch der kluge Botschafter Hatzfeld[2]) in dem Irrwahn lebte, daß „mit elementarer Notwendigkeit" ein Krieg zwischen England und Rußland kommen, und mit den steigenden Verlegenheiten Englands auch der Preis der deutschen Allianz steigen werde. Auf diesen Preis aber, das Mehr oder Minder englischer Konzessionen kam es ihm an. „Es schien", sagt Willy Becker[3]), „als hielte man den kleinen Schacher für wichtiger als das Bündnis selber". Das ist unzweifelhaft ein ernst zu nehmender Tadel. Bülow betrachtete die Dinge auch hier nicht genügend im Großen; wie Chamberlain klagte, er sah nicht, daß eine ganz neue Weltkonstellation davon abhinge[4]). Auch im einzelnen versagte den Engländern gegenüber seine diplomatische Kunst. Er war ihnen nicht gerade und klar genug. Sie gewannen nie Vertrauen zu ihm. Der Kaiser will ihn gleich anfangs angehalten haben, sie nicht zu behandeln wie lateinische und slawische Völker. Rückhaltlose Offenheit sei die Hauptsache[5]). Sicher war der Monarch selbst, obwohl die Kaiserin ihren ganzen Einfluß gegen England einsetzte, zeitweilig für rascheres und bestimmteres Entgegenkommen. Anfang Februar 1901 meinte er zu Metternich, er könnte doch nicht immerzu zwischen Russen und Engländern schwanken. Auch von Holstein behauptet Bülow, daß er, seit jeher unbedingt, ja leidenschaftlich probritisch, ein Bündnis mit den nötigen Sicherheiten erstrebt und erhofft habe, während der Staatssekretär von Richthofen, von dem er (I, 511) eine überraschend törichte Denkschrift ab-

[1]) Große Politik XIV, 206.
[2]) Vgl. neuerdings Graf C. Pückler, Fürst Bülow und die deutsch-englischen Beziehungen. Front wider Bülow, S. 50, wo Pückler Hatzfeld sagen läßt: „Nur warten! Die Interessengegensätze zwischen England und Rußland müssen im fernen Osten aufeinanderprallen."
[3]) S. 288.
[4]) Theodor Wolff, „Das Vorspiel", S. 81.
[5]) „Ereignisse und Gestalten", S. 83.

druckt[1]), ein bloßes pactum de non inter se bellum gerendo vorgezogen haben würde. Seinerseits will er wie Holstein gedacht haben. Aber es hat doch den Anschein, daß seine Neigungen jederzeit viel stärker nach der russischen Seite gingen. Die direkte Sicherung der Beziehungen zu dem großen östlichen Nachbarn, die er noch für nicht allzu schwer hielt, dünkte ihn verläßlicher und vorteilhafter als die indirekte, die die englische Allianz hätte bieten können. „Das ist das Hauptbedenken gegen jede Verständigung mit England", bemerkte er noch im Juni 1901, „daß die Russen (Hof und öffentliche Meinung) dann ihre ganze Enttäuschung und Wut gegen uns richten und die Engländer dies benutzen würden, um trotz dem Bündnis sich gut mit Rußland zu stellen und uns in kolonialen Fragen zu brüskieren[2])", wobei gewiß zu beachten ist, daß der ihm bekannt gewordene geheime Windsorvertrag mit Portugal von 1899, der die englisch-deutschen Abmachungen über die portugiesischen Kolonien faktisch aufhob, jedes Mißtrauen rechtfertigte. Uebrigens waren es schließlich, als gerade von deutscher Seite etwas mehr Eifer gezeigt wurde, die Engländer, die sich zurückzogen. Das „qualvolle Gezerre[3])" der Bündnisverhandlungen verlief im Sande, und von London aus setzten alsbald die Bemühungen um eine Verständigung mit Frankreich ein, die dann, weil man am Quai d'Orsay die Zeichen der Zeit besser verstand und mehr Vertrauen zu dem Verhandlungspartner hatte, zu dem Abkommen vom 8. April 1904 führten.

Damit war klar gestellt, daß das Gewicht Englands für die Zukunft gegen Deutschland in die Wagschale fallen würde. Nicht sogleich zu übersehen aber war, wie weit sich auch die kontinentale Stellung des Reichs verschlechtert hatte; denn kurz vorher, im Februar 1904, war der russisch-japanische Krieg ausgebrochen, der in seinen Folgen auch die europäischen Machtverhältnisse schien verschieben zu müssen. Der Kaiser hatte ihn mit Ungeduld erwartet. Er war sich bewußt oder redete sich ein, immer schon, durch die Intervention zu Gunsten Chinas 1895 und durch die Besetzung von Kiautschou, darauf hingearbeitet zu haben, Rußland möglichst weit und gründlich in Ostasien zu engagieren[4]). Auch Bülow, wenngleich er riet, die Karten nicht gar zu offen auf den Tisch zu legen, begrüßte und förderte die kriegerische Entwicklung. Er hatte das englisch-

[1]) 3. Februar 1901. Darin S. 512: das Gespenst einer russisch-englischen Allianz durchaus lediglich ein solches. S. 514: zumal bei den jetzigen Verhältnissen Blockaden nicht mehr so schwer wiegen.

[2]) Große Politik, XVII, 82.

[3]) Willy Becker, S. 277.

[4]) Robert Zedlitz, Zwölf Jahre, S. 71. Bülows Angaben über die Erwerbung von Kiautschou I, 210ff. sind nach Hohenlohes Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit S. 408ff. und dem 14. Band der Großen Politik in dem Sinne zu korrigieren, daß Hohenlohes Anteil doch größer war, als er gelten läßt.

japanische Bündnis begünstigt und nahm im Oktober 1903 dem japanischen Gesandten die Besorgnis, daß Deutschland verpflichtet sei, Rußland zu Hilfe zu kommen. „Wir hatten keine Veranlassung, den sprungbereiten Japaner in seinem Selbstgefühl und seiner Unternehmungslust zu erschüttern" (I, 630). Die Rechnung dabei war, daß Rußland siegen, und England sich einmischen würde, womit die immer erhoffte günstige Konjunktur des russischen und englischen Zusammenstoßes gegeben gewesen wäre. Die überraschenden Erfolge, die stattdessen Japan errang, veränderten die Bedingungen des diplomatischen Spiels in nicht ganz erwünschter Weise, eröffneten dafür aber andere Aussichten, insofern der russische Nachbar hilfsbedürftig und zu einer Aktion gegen Deutschland für längere Zeit unfähig wurde. Lag nicht die Möglichkeit vor, die Rückenfreiheit im Osten zu benutzen, um die Lage im Westen zu klären, Frankreich entweder zum Eintritt in ein großes Kontinentalbündnis — eine alte, zäh festgehaltene Lieblingsidee des Kaisers — oder zum Krieg zu zwingen?

Anläufe nach dieser Richtung hat Bülow genommen. Was herauskam, die Politik von Tanger, Björkoe und Algeciras, war klägliches Stückwerk: darüber gibt es kaum eine Meinungsverschiedenheit. Aber welches die inneren Zusammenhänge der Dinge, die eigentlichen Absichten der Handelnden waren, lassen weder die amtlichen Akten noch die Bülow-Erinnerungen, noch die durch sie veranlaßten Gegenschriften, irgend sicher erkennen. War die Tangerfahrt eine Improvisation im Anschluß an einen touristischen Wunsch des Kaisers und ging sie auf Holstein zurück, während Bülow ganz zuerst nicht wollte[1])? Worin lag die Abweichung der kaiserlichen Reden von dem Programm Holsteins, die diesen so erregte, daß er die Nacht danach Magenbluten bekam[2])? Weshalb legte man sich auf die unfruchtbare Konferenzforderung fest, statt die schon von Delcassé und nach seinem Sturz erst recht von Rouvier angebotene direkte Verständigung mit Frankreich zu versuchen[3])? Wollte Holstein einen Präventivkrieg? Wollte ihn vielleicht sogar Bülow? Abgesehen von der letzten, die ich unbedingt verneine, sind all diese Fragen offen, und auch das ist unaufgeklärt, weshalb Bülow auf den Björkoevertrag hin, den doch Holstein trotz der unbequemen Worte „en Europe" für „immer noch entschieden vorteilhaft" erklärte, ein erstes Abschiedsgesuch einreichte.

[1]) Auf diese Vermutung komme ich durch die sehr bestimmten Angaben bei Robert Zedlitz, Zwölf Jahre, S. 126ff., und die merkwürdige Tatsache, daß die genauen Instruktionen für den Tangerbesuch erst am 26. März dem Kaiser nachtelegrafiert wurden. Große Politik, XX, 273ff.

[2]) Bülow, II, 112: Holsteins Unzufriedenheit ist auch sonst sicher bezeugt. Aber wenn man das, was der Kaiser sagen sollte, vergleicht mit dem, was er gesagt hat, findet man keinen so tiefgreifenden Unterschied.

[3]) Als Herr vom Rath Bülow 1912 diese Frage vorlegte, wich er ihr in seinem Antwortbrief bezeichnenderweise aus. Preußische Jahrbücher 222,154.

Endlich liegt ein gewisses Dunkel über dem ganzen Verhältnis von Bülow und Holstein. Am 27. Dezember 1895 schrieb der damalige Botschafter Bülow an Eulenburg über dessen „Großen Geheimrat": „Ich bewundere nicht nur die Intensität und Genialität von Holstein. Er ist mir auch ans Herz gewachsen. Ich liebe diese tragische Natur[1])". Von solcher Liebe ist in den Denkwürdigkeiten nichts oder doch sehr wenig mehr zu spüren. Er bescheinigt dem einstigen Mitarbeiter zwar teils direkt, teils, indem er die Aeußerungen anderer wiedergibt, hohe politische Begabung, reiche Erfahrung, unbegrenzte Arbeitsfreudigkeit, Geist und gedenkt auch der sentimentalen Seiten, die der wunderliche Einsiedler unzweifelhaft besaß (I, 496). Aber stärker doch werden die schlechten Eigenschaften betont: die Sprunghaftigkeit, die schrullenhafte Unberechenbarkeit, das pathologische Mißtrauen, die Ränkesucht. Von Fürst Bismarck hören wir das Wort (zu dem älteren Bülow), er müsse sich auf jemand ganz verlassen können, auch für das Böse. A corsaire corsaire et demi. Holstein sei ein Korsar und für das Böse, für schmutzige Aufträge gemacht, übrigens tatsächlich ein hervorragender politischer Kopf (IV, 386). Bill Bismarck nennt ihn, während Herbert dem „treuen Fritz" unbedingt vertraut, ein dissolvierendes Element (IV, 454), und Bülow selbst stellt fest, daß er weniger positiv als negativ, mehr zersetzend als aufbauend angelegt gewesen sei (I, 186). Das ist alles richtig. Der Historiker wird die Farben eher schwärzer als heller wählen, und trotz Bülows ausdrücklichen Protest (II, 112) Holsteins Persönlichkeit weiter in „fast romanhaftem Licht" sehen; denn dieser alte einsame Mann, der, der deutschen Oeffentlichkeit bis kurz vor seinem Sturz fast völlig unbekannt, aus dem Dunkel und mit oft sehr dunkeln Mitteln die Geschicke Deutschlands weitgehend bestimmte, selbst unglücklich und schuld am Unglück zahlreicher anderer, hat schon etwas von einer E. Th. A. Hoffmannschen Spukgestalt. Wenn Bülow das abschwächt, so ist der Grund, daß er die Vorstellung seiner Abhängigkeit von Holstein nicht aufkommen lassen will. Holsteins Einfluß sei während seiner Amtszeit nicht so groß gewesen, wie in den vorhergegangenen zwei Jahrzehnten. Den größten Einfluß habe er sogar in der zweiten Hälfte der Aera Bismarck gehabt (II, 112). Nun sind über die Rolle, die Holstein in Bismarcks Spätzeit gespielt hat, die Akten noch nicht geschlossen. Aber schon jetzt wird die Behauptung als unzulässig abgewiesen werden dürfen, daß Bülow weniger auf ihn gehört habe. Er hielt den „tückischen Wolf" keineswegs hinter einem Gitter (I, 229). Wahrscheinlich hatte er geheime Ursache, ihn zu fürchten, weil er Material gegen die Fürstin[2])

[1]) Haller, S. 186.

[2]) Das ist erstmals durch Haller bekannt geworden. Vgl. jetzt Front wider Bülow, S. 45. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang ein Brief

besaß. Doch das Entscheidende sehe auch ich[1]) in einer gewissen geistigen Hilfsbedürftigkeit des Kanzlers, der ohne die Ideen und die Arbeitskraft Holsteins nicht auskommen konnte und bei seiner Eitelkeit gerade den Beistand eines so gar nicht auf äußere Ehren und Applaus bedachten Mannes im Schatten bequem fand.

Erst in den letzten Stadien des unglücklichen Marokkohandels emanzipierte sich der Kanzler von Holsteins Rat und entschloß sich zu seiner Entlassung. Aeußerlich war es der neueingetretene Staatssekretär Tschirschky, durch den der Allmächtige gefällt wurde. Tatsächlich stürzte er mehr über den Kaiser. Denn Wilhelm hatte den Eindruck gehabt, daß Holstein, wenn man ihn gewähren lasse, die Dinge zum Kriege treiben würde, und bebte vor dem Gedanken einer Waffenentscheidung gerade in diesen Jahren auf das heftigste zurück. Bülow weiß zu erzählen, daß schon die englischen Kriegsdrohungen und Rüstungen nach dem Doggerbank-Zwischenfall Ende 1904 bei ihm eine tiefe, ungewöhnlich lang anhaltende Depression erzeugten. Die Kaiserin sprach dem Gatten mit dem kindlich frommen Hinweis auf David und Goliath Trost zu. Auch Bülow suchte ihn aufzurichten (II, 68 ff.). Daß er sich gegen die Landung in Tanger bis zur letzten Minute sträubte, war bekannt, weniger, daß er die Festlegung Frankreichs in Marokko als geradezu vorteilhaft für Deutschland ansah (II, 104). Nachdem der Vertrag von Björkoe seine Hoffnungen auf das große Kontinentalbündnis mächtig angeregt hatte, verlangte er alsbald, daß das „ekle Gezänk" in Paris aufhöre. Gallien müsse jetzt gut zugesprochen, und Freundlichkeit gezeigt werden[2]). Zu Neujahr 1906 sagte er seinen Offizieren bei der Paroleausgabe im Zeughaus, er habe einen trefflichen Reichskanzler, den er schätze und liebe, der aber den Wagen bisweilen zu nahe am Graben fahre (II, 208). Während der Konferenz von Algeciras stieg seine Nervosität. Er verlangte und erreichte schließlich größere Konzessionen, als sie der Wilhelmstraße nötig schienen. Es genüge, daß man ohne Blamage aus der Sache herauskomme (II, 209).

Damals fügte sich Bülow, und der unwillige Holstein wurde ausgeschifft. Beim zweitenmal aber, wo der Kanzler den Wagen ganz nahe am Graben fuhr, bei der bosnischen Annexionskrisis 1908/09, gelang es ihm, kaum zu Deutsch-

---

Eulenburgs an Hohenlohe vom 16. Februar 1895 (Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit, S. 41): „Käme Bülow, so würde ich auch, um die Wege ganz glatt zu machen und Angriffe gegen seine Frau zu verhindern, allmählich an Herbert Bismarcks Anstellung im Ausland denken".

[1]) Wie Herre, S. 23, der ausgezeichnete Bemerkungen darüber hat. Vgl. auch die Ausführungen des früheren Staatssekretärs Zimmermann in Front wider Bülow, S. 222.

[2]) 27. September 1905. Große Politik XIX, 509 ff.

lands Glück, die auch hier ursprünglich erhobenen Bedenken des Kaisers schnell und für die Dauer zu überwinden. Schon die amtliche Aktenausgabe hatte interessantes und überraschendes Material dafür beigebracht, wie Wilhelm über Aehrenthals „Fähnrichsstreich", „furchtbare Dummheit", „Doppelzüngigkeit", „Felonie", „Dank vom Haus Oesterreich" zunächst förmlich tobte[1]). Bülow nun berichtet ergänzend, daß der Kaiser ihm Mitte Oktober in einer anderthalbstündigen Unterredung mit stürmischem Redefluß den Vorschlag eines völligen Kurswechsels gemacht habe. Deutschland müsse in Wien die sofortige Zurücknahme der Annexionsproklamation und den gleichzeitigen Rücktritt Aehrenthals verlangen[2]). Bülow, obwohl er das Verhalten Aehrenthals gegen Iswolski auch nicht als ganz fair betrachtete, redete dem Monarchen seinen Zorn aus, ja, kehrte ihn so vollständig um, daß er weiterhin nur noch österreichischer und forscher war als das Auswärtige Amt. Der Kanzler will ihm erklärt haben, ein Krieg werde nicht entstehen, er werde den Oesterreichern ein militärisches Vorgehen gegen Serbien oder gar gegen Rußland und Italien nicht erlauben (II, 342). Tatsächlich aber gab er Aehrenthal gegenüber Serbien ganz ebenso Blankovollmacht, wie später Bethmann dem Grafen Berchtold[3]); und wenn der Ausgang ein besserer war, so lag das allermeist daran, daß Aehrenthal umsichtiger operierte als sein Nachfolger, und daß Rußland sich noch außerstand fühlte, einen Krieg zu wagen. Die deutsche Politik, die im einzelnen von Kiderlen und dem fortlaufend zu Rat gezogenen Holstein gemacht wurde, war technisch gewiß auch geschickter als im Juli 1914, aber ihre Grundrichtung war dieselbe, und der scheinbare Triumph, zu dem sie führte, enthielt eine starke Versuchung, sie unter weniger günstigen Umständen zu wiederholen.

Bülow selbst freilich möchte solche Wiederholung vermieden haben[4]). Was für Fanfaren er auch in den Denkwürdigkeiten noch anstimmt, er überschätzte seinen Sieg tatsächlich nicht so weit,

---

[1]) Große Politik, XXVI, 53ff., 81, 86, 106, 112, 121.

[2]) II, 341. Vgl. auch Bülow an Bethmann 28. September 1909, Große Politik, XXIV, 206: „Ich habe vom ersten Tag an mit der größten Entschiedenheit ein rückhaltloses Eintreten für Österreich angeraten. Ich habe in dieser Richtung bei Seiner Majestät lebhaften Widerspruch und erhebliche Widerstände zu überwinden gehabt. Seine Majestät wollte, als die bosnische Frage akut wurde, an die Seite von England und der Türkei treten." Iswolski hatte am 8. Oktober 1908 dem Botschaftsrat von der Lancken in Paris davon gesprochen, Deutschland solle das Bündnis mit Oesterreich aufgeben, wogegen ihm Rußland seinen Beistand gegen jeden militärischen Angriff Frankreichs zusichern würde. Die Anregung fiel glatt unter den Tisch. Von der Lancken, Meine dreißig Dienstjahre, S. 71ff.

[3]) An Aehrenthal 30. Oktober 1908. Große Politik, XXVI, 224ff.

[4]) Obwohl die Briefe an Friedjung, die A. Fr. Pribram in der „Neuen Freien Presse" 1930 mitgeteilt hat: „Unveröffentlichte Briefe des Fürsten Bülow", zitiert in „Front wider Bülow" S. 201f. gewisse Zweifel zulassen.

daß er nicht gerade in den letzten Monaten seiner Kanzlerschaft ernsthaft bemüht gewesen wäre, die Lage Deutschlands an dem eigentlich entscheidenden Punkt: gegenüber England durch eine Flottenverständigung zu erleichtern. Noch 1905/06 hatte er nicht ohne Hinblick auf die Nützlichkeit von Neuwahlen im Zeichen der Marine Tirpitz mehr voranzutreiben als zurückzuhalten gesucht: er möge seine Forderungen so hoch stellen, wie er wolle[1]). Aber seit dem Sommer 1907 begann er, durch den klugen Londoner Botschafter Metternich immer wieder gewarnt, die Gefahren, die der überstürzte Bau von Großkampfschiffen mit sich brachte, ernster ins Auge zu fassen und ein Abkommen mit England zu erstreben, das gegen das Versprechen englischer Neutralität bei einem französischen Angriffskrieg die Verlangsamung des deutschen Bautempos zusichern sollte. Daß der Kaiser ihm im Juli 1908 durch den Chef des Marinekabinetts von Müller sagen ließ, er werde mit ihm brechen, wenn er nicht den Standpunkt der Unabänderlichkeit des Flottengesetzes akzeptiere[2]), veranlaßte ihn wohl zu vorsichtigerer Taktik, aber nicht zum Aufgeben seiner Absicht. Die Denkwürdigkeiten sagen: „Die Herbeiführung einer Flottenverständigung zwischen Deutschland und England ist diejenige Frage, die mir während der letzten Periode meiner Amtszeit mehr als irgendeine andere am Herzen gelegen hat" (II, 427), und in diesem Punkt wenigstens werden sie durch die amtlichen Akten[3]) nicht Lügen gestraft. Tirpitz aber setzte ihm zähesten Widerstand entgegen. Er zog aus der Lage nur die Folgerung, daß man „mit allen Kräften rüsten"[4]) müsse. Eine große Beratung am 3. Juni 1909, zu der sich unter Bülows Vorsitz Tirpitz, Müller, Moltke, Bethmann, Schön und Metternich vereinten, verlief ganz ergebnislos. Und beim Kaiser hatte der Kanzler keine Autorität mehr. Aus anderen mehr persönlichen und innerpolitischen Gründen hatte sich eine tiefe Kluft zwischen beiden aufgetan. —

Als Eulenburg Bülow auf Annahme des Staatssekretariats zuredete, soll er ihm gesagt haben (I, 4): „Du bist die letzte Karte des Kaisers Wilhelm II." Eulenburg fürchtete dabei eine Koalition der deutschen Fürsten und des Deutschen Reichstags gegen den Kaiser (I, 499). Wieweit diese Furcht begründet war, wird sich schwer beurteilen lassen. Aber auch Waldersee vertraute am 16. März 1897 seinem Tagebuch an: „In den weitesten Kreisen soll die Stimmung gegen den Kaiser eine sehr schlechte sein. Eigentlich sind alle Parteien teils feindselig, teils tief verstimmt und betrübt... Ich würde weniger

[1]) Tirpitz, „Der Aufbau der deutschen Weltmacht", S. 17—25. Herre, S. 32: In den Briefen an vom Rath meint Bülow, seine Haltung sei im Hinblick auf die Konferenz von Algeciras zu erklären (Preußische Jahrbücher 223, 12).
[2]) Tirpitz, S. 85.
[3]) Große Politik, XXVIII, 1—197.
[4]) An Bülow: 4. Februar 1909.

Sorge haben, wenn seine Nerven ganz gesund wären... Jetzt ist er ganz entschlußlos[1])." Nicht ein volles Jahr später (15. Februar 1898) schrieb Bülow an Eulenburg in einem der seltsamsten Briefe, die von ihm bekannt sind[2]). „Ich denke manchmal, daß Gott — dessen Wege so wunderbare, dessen Mittel so geheimnisvolle sind — mich armen Kerl dem lieben Kaiser als eine Art von Talisman gegeben hat. Seitdem ich da bin, gelingt eigentlich ohne mein Zutun vieles. Wo sind die ewigen Kanzlerkrisen geblieben? Wie haben sich die früher halb dickfellig-renitenten halb verschwörerischen Minister in die reinen Ohrwürmchen verwandelt! Was ist aus der Hetze gegen die ‚Kabinette', die angebliche Kamarilla, die Armee, die Marinepläne, die ‚uferlose' Politik geworden?... Und sind nicht mit Gottes Beistand die viel, sehr viel ernsteren Gefahren beseitigt, an die ich nur schaudernd zurückdenken kann?"

Daran ist, wie falsch der frömmelnde und himmelnde Ton klingen mag, doch so viel richtig, daß mit Bülows (und Tirpitz'!) Eintritt in die Regierung die Wogen sich glätteten, und die innere Lage ihren krisenhaften Charakter verlor. Er spielte virtuos auf dem Instrument von Landtag und Reichstag und wußte, unterstützt von dem Oberhofmarschall August Eulenburg und dem Kabinettsrat der Kaiserin, seinem alten Freund Bodo Knesebeck, auch den Hof geschickt zu behandeln. „Ayant vécu dans le sérail, j'en connaissais les détours" zitiert er wohlgefällig. Sein innerpolitisches Glaubensbekenntnis möchte er in den Denkwürdigkeiten (I, 231) dahin bezeichnen, „daß nur die Verbindung altpreußisch-konservativer Tatkraft und Zucht mit deutschem, weitherzigem und liberalem Geist die Zukunft der Nation glücklich gestalten könne". Sehr ähnlich hat er am 19. Januar 1907 in einer berühmten Rede von der notwendigen Paarung konservativen Geistes mit liberalem Geist gesprochen[3]). Doch ist er lange mehr ein Mann der Rechten gewesen. Wenn er Hohenlohe, übrigens kaum mit Unrecht, vorwirft, daß er den preußischen Konservativen ein wenig mit der aus Hoffart und Mangel an Verständnis gemischten Abneigung gegenüber gestanden habe, die der süddeutsche Standesherr gegen die norddeutschen Junker empfände[4]) (I, 297), so fühlte er sich umgekehrt allererst mit den Kreisen des grundbesitzenden Adels verbunden. Am 11. Mai 1904 sagte er im Herrenhaus: „Ich habe mich bestrebt, seit ich an dieser Stelle stehe, im Rahmen des Staatswohls und des Gesamtinteresses ein Zusammengehen zwischen der Regierung und der konservativen Partei zu er-

[1]) Waldersee, Denkwürdigkeiten II, 395.
[2]) Und der deshalb in „Front wider Bülow" faksimiliert worden ist.
[3]) „Fürst Bülows Reden", herausgegeben von Wilhelm von Massow IV, 188.
[4]) Hohenlohes „Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit" geben manche Belege dafür, z. B. S. 531: agrarische Lausbuben.

möglichen[1])" und noch im April 1909 konnte er den Konservativen vorhalten, er habe bis dahin konservativ-agrarisch regiert. Er half noch als Staatssekretär den Bruch zwischen dem Kaiser und den „Kanalrebellen" einrenken, den Hohenlohe gern erweitert hätte, setzte die hohen landwirtschaftlichen Zölle des Zolltarifs von 1902 gegen das anfängliche Widerstreben auch des Monarchen (I, 382) durch und ließ die Vorherrschaft der Konservativen im Preußischen Landtag und der preußischen Verwaltung bis 1907 ganz unangefochten.

Andererseits der Sozialdemokratie trat er mit betonter Schärfe entgegen. Er hatte zwar schon im März 1890 die Frage aufgeworfen: „Warum soll der Monarchie die Einrenkung des vierten Standes in den Staatsorganismus nicht gelingen, wo sie am Anfang des Jahrhunderts unter noch schwierigeren Verhältnissen diejenige des dritten durchführte?" (IV, 633) und bekannte sich damals und später zu einem stetigen Ausbau der sozialen Gesetzgebung. Auch wies er die von Zeit zu Zeit noch immer erhobene Forderung von Ausnahmegesetzen und Staatsstreich bestimmt zurück. Als 1904 im Herrenhaus einige konservative Scharfmacher tadelten, daß er es der Sozialdemokratie gegenüber bei Worten bewenden lasse, erwiderte er kühl, eine Rede sei unter Umständen nützlicher als eine übereilte Tat oder ein verfehlter Anlauf zu einer Tat[2]). Aber ein andermal erklärte er kategorisch, daß ein Beamter nicht Sozialdemokrat sein könne[3]), und alljährlich bei der Etatsberatung im Reichstag machte er sich ein Vergnügen daraus, die Sozialdemokratie rednerisch zu vernichten. „Ich sehe", sagte er in der vielleicht eindrucksvollsten dieser Etatsreden am 10. Dezember 1903, statt positiver Leistungen „nur eine fortgesetzte wüste Kritik, ich sehe einen ununterbrochenen Appell an die niedrigsten Instinkte, an die schlechtesten Leidenschaften, ich sehe einen blinden Fanatismus, einen engherzigen Dogmatismus, ich sehe das vollständigste Fehlen aller derjenigen Eigenschaften, die man immer mit so großem Recht als gute deutsche Eigenschaften bezeichnet hat: die Innerlichkeit, das Zartgefühl, die Ehrerbietung ... ich sehe eine geistlose, humorlose, die Gemüter ausdörrende Agitation, die wie ein trockener Samum, wie ein entnervender Scirocco über die deutschen Lande hinweggeht[4])". Im Duell mit Bebel hat er, der ja überhaupt ein glänzender Redner war — klar, geistreich, schlagfertig, nur gelegentlich etwas zu glatt und um Applaus bemüht —,

[1]) Reden, III, 153.
[2]) Reden, III, 147.
[3]) Reden, III, 48. Doch will er im Juni 1909 zu Valentini gesagt haben, er wäre nicht abgeneigt, diesen oder jenen tüchtigen Sozialisten z. B. Hué oder Legien als Direktor oder Vortragenden Rat ins Reichsamt des Innern zu setzen (II, 510).
[4]) Reden, III, 49.

geradezu seine größten parlamentarischen Triumphe davongetragen.

Darüber, mit wie billigen Mitteln sie oft erkauft und wie ohne dauernde Wirkung sie waren, gab — und gibt — er sich keine Rechenschaft. Zumal nach dem Gelegenheitserfolg bei den Blockwahlen stand für ihn fest, daß er die richtigen Rezepte zur Beschwörung der roten Gefahr besäße. In der Behandlung der Sozialdemokratie ist während seiner Kanzlerschaft ein Fortschritt nicht zu erkennen[1]).

Dagegen läßt sich ein Wandel in der Haltung gegenüber dem Reichstag allerdings beobachten. Nicht daß er die Parlamente je vernachlässigt hätte. Die Lehre Cavours: La plus mauvaise chambre vaut mieux que l'antichambre (I, 446) war ihm unverloren, wie sie ja auch Bismarck zumeist beachtet hatte. Aber er hatte sich doch mehr auf den Kaiser als auf den Reichstag gestützt. Noch Anfang 1903, als die Vertreter der drei damaligen Mehrheitsparteien: Nationalliberalen, Zentrum und Konservativen ihm eine Denkschrift überreichten, die eine größere Zurückhaltung des Kaisers verlangte, bog er die Aktion ab, für die damals auch kaum genügende Resonanz war. Aber seit 1906 etwa suchte er dann doch die Bundesgenossenschaft des Parlaments gegen das „persönliche Regiment".

Der tiefste Beweggrund dafür war sicher Sorge um seine eigene Stellung. Wenn wir ihm glauben dürfen, hätte er diese nie für ganz fest gehalten. Lucanus hatte ihm gleich 1897 gesagt: „Auf unseren allerhöchsten Herrn hat jeder Einfluß und doch niemand" (II, 99). Er versuchte Wilhelm an den Rosenketten der Schmeichelei zu führen. Aber einmal, wie er auch Geringeren nur zu gern Zucker streute, übertrieb er die Anbetung, so daß des Kaisers Selbstgefühl nur weiter gesteigert wurde — darüber ist viel geklagt worden —, und dann wurde er gewisse Mentorallüren nicht los, die er vom Vater ererbt haben mochte. Sein Ton war leicht der des Lehrers, der einen begabten, aber schwierigen Schüler durch reichliche Lobsprüche und gelegentliche Mahnungen auf dem rechten Weg hält. Nicht in alles, was die Denkwürdigkeiten über solche Mahnungen berichten, braucht man Zweifel zu setzen; schreibt Eulenburg doch schon im August 1903 an den Freund: „S. M. hat eine Mischung von Respekt und Angst vor Dir[2])." Immerhin bis zum Sommer 1905 war des Kaisers Freundschaft für seinen ersten Ratgeber kaum erschüttert. Im Juni 1905, anläßlich der Hochzeit des Kronprinzen, vollzog er seine Erhebung in den

[1]) Noch am 1. August 1911 schrieb er an Bethmann: „Wir müssen die Front gegen die Sozialdemokratie nehmen und den Graben zwischen ihr und den übrigen Parteien möglichst tief ziehen". Front wider Bülow, S. 199.

[2]) Haller, S. 305; und am 26. Juni 1909 nennt Wilhelm ihn ironisch „den großen Pädagogen" (II, 513).

Fürstenstand, die er übrigens ursprünglich schon 1902 nach Annahme des Zolltarifs beabsichtigt hatte (I, 594). Dann aber trat eine erste ernstliche Trübung ein durch Bülows Abschiedsgesuch wegen des Björkoevertrages. Die Zweifel an der Richtigkeit seiner Marokkopolitik kamen hinzu, und schließlich machte Wilhelm die Ohnmacht des Kanzlers am 5. April 1906 tiefen Eindruck, die von ihm — und sehr vielen anderen — für einen Schlaganfall gehalten wurde. Er soll Eulenburg beauftragt haben, sich nach einem neuen Kanzler umzusehen[1]). Bülow wurde das hinterbracht. Andere fragten ihn im Herbst, ob es wahr sei, daß Helmuth Moltke an seine Stelle treten würde (II, 262). Er fand sich dadurch veranlaßt, am 14. November 1906 vor dem Reichstag einen Schritt vom Kaiser abzurücken: „Ich kann mir sehr wohl denken", sagte er, „daß ein Minister finden kann, daß ein übertriebenes persönliches Hervortreten des Regenten, daß ein zu weit getriebener monarchischer Subjektivismus, daß ein zu häufiges Erscheinen des Monarchen ohne die ministeriellen Bekleidungsstücke, von denen die Weisheit des Fürsten Bismarck sprach, daß das dem monarchischen Interesse nicht zuträglich ist, und daß er dafür die Verantwortung vor Krone, Land und Geschichte nicht übernehmen kann[2])." Indem dann der Kaiser den Abdruck der Rede „mit mißtrauischen und gereizten Randbemerkungen versah" (II, 265), befestigte sich bei ihm die Absicht, mit der Sprache der Denkwürdigkeiten (III, 328) zu reden, „allmählich und vorsichtig, aber stetig durch eine Reform des preußischen Wahlrechts, durch die Ernennung von Parlamentariern zu Staatssekretären und Ministern ein parlamentarischeres (sic) Regierungssystem zu ermöglichen und anzubahnen".

Freilich wieweit er über diese allgemeine Richtung hinaus im einzelnen nach einem festen Plan handelte oder einfach improvisierend „den Augenblick ergriff", ist schwer zu sagen. Gleich der erste Zug, die Reichstagsauflösung vom 14. Dezember 1906, hatte etwas ganz Zufälliges und Plötzliches: der unerwartete Erfolg des neuernannten Kolonialdirektors Dernburg wurde ausgenutzt. Tirpitz und Posadowsky[3]) waren dagegen. Der konservative Parteiführer Heydebrand sprach von einem Husarenstreich (II, 272). Die nachfolgende Bildung des Blocks möchte man mit einem französischen Wort dahin charakterisieren, daß ein Auskunftsmittel zum System erhoben wurde. Keine taktischen und dialektischen Künste, obwohl der Kanzler sich in ihnen jetzt gleichsam selbst übertraf, konnten die innere Unnatur des Zweckbündnisses überwinden, insbesondere die

[1]) Eckardstein, die Entlassung des Fürsten Bülow, S. 18.
[2]) Reden, IV, 154f.
[3]) Von Posadowsky schrieb Hohenlohe schon 16. Oktober 1900: „P. haßt Bülow mit der ganzen Kraft seiner Beamtenseele" (Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit, S. 592).

eigentlich von Anfang an unwilligen Konservativen dauernd bei der liberalen Stange halten. Früher oder später mußte der Block auseinanderfallen, zumal er sich alsbald der schweren Belastung durch die Reichsfinanzreform ausgesetzt sah. Doch wurden das Ende der Blockpolitik und der Sturz Bülows schließlich weniger durch diese als durch die Auswirkungen der Novemberkrisis von 1908 herbeigeführt, die sich aus der Veröffentlichung des Daily Telegraph-Interviews entwickelt hatte.

Ueber die Novemberkrisis werden wir ganz klar wohl nie sehen. Hat Bülow, wie der Kaiser annahm, und sehr viele ihm nachsprechen, in voller Kenntnis des Interviews seinen Herrn bewußt hereinfallen lassen, oder hat er nur die Folgen seiner Nachlässigkeit geschickt auf die Person des Monarchen abgelenkt? Ich habe früher mehr zu der ersten Auffassung geneigt[1]) und neige heute mehr zu der zweiten[2]) schon, weil sie mir psychologisch besser begründet erscheint. Bülow sagte nicht gern von sich aus Großspiel an, sondern ließ die Gelegenheit zu einem Coup lieber von außen an sich herantragen. Aber wenn er in einem Brief an seinen Jugendfreund Knesebeck bald nach seiner Entlassung zu schreiben beliebte: „Gegenüber diesen mit elementarer Gewalt durchbrechenden Strömungen richtete ich alle meine Bemühungen auf das eine Ziel: verhindern, daß die Krone aus diesem Sturm geschwächt hervorgehe" (III, 59), so war das bestenfalls eine nachträgliche Selbsttäuschung. Er nahm vielmehr die Politik Holsteins auf, die er 1897 durchkreuzt hatte und die ihm jetzt der alte schon vom Tod gezeichnete Verschwörer in direkten Ratschlägen nahebrachte[3]), den Kaiser durch Diskreditierung in der öffentlichen Meinung auszuschalten. Nur daß er seiner weichen, halbherzigen Natur entsprechend nicht bis zum Ende zu gehen wagte, den Kaiser nicht, was er wahrscheinlich gekonnt hätte, zur Abdankung zwang, ja nicht einmal Verfassungsänderungen im Sinne einer Einschränkung der kaiserlichen Gewalt durchsetzte, sondern sich mit dem gewundenen und unverbindlichen öffentlichen Besserungsversprechen vom 17. November begnügte, das für den Kaiser immer noch eine Demütigung und für ihn keine Garantie war. Bei dieser Halbheit wirkte sicher die Rücksicht auf die von ihm verehrte Kaiserin mit, die der Abdankung widerstrebte, und vielleicht auch ein Zweifel, ob der Kronprinz der rechte Mann für

[1]) „Politische Geschichte des Weltkrieges", S. 42f.

[2]) So auch Herre, S. 40, und Thimme, „Front wider Bülow", S. 18. Sehr bestimmt Wahnschaffe, „Front wider Bülow", S. 301: Ich bin noch heute überzeugt, daß Bülow das Interview ... nicht gelesen oder höchstens ganz oberflächlich durchblättert hat, daß er also in dem Punkt im Reichstag die Wahrheit gesagt hat.

[3]) Thimme, „Front wider Bülow", S. 19, dazu Eulenburg an Bülow (III, 27): „Du hast Holstein zu sehr gefürchtet", und Wilhelm zu Bitzthum September 1909 (III, 48): „Holstein hatte Bernhard ganz eingesponnen das letzte halbe Jahr, der hat Deutschland regiert."

den Thron und für eine Zusammenarbeit mit ihm sei[1]). Jedenfalls, er stieß nicht durch, sondern hielt ein, und darüber fiel er[2]) Der Kaiser, der ihm noch am 6. November geschrieben hatte: „Ich gedenke Ihrer in meinem Morgen- und Abendgebet[3])", kam sich verraten vor. Indem eine kleine, aber tätige Gruppe ihn dauernd und mit allen Mitteln aufputschte[4]), erfüllte er sich mit dem Argwohn, Bülow wolle ihn einem gewissen Hausmeiertum unterwerfen, vielleicht selbst Präsident einer deutschen Republik werden. Seit Cesare Borgia, sagte er später, habe es keinen so heuchlerischen und verlogenen Menschen gegeben[5]). Alle Versuche Bülows, ihn zu begütigen, schlugen fehl. Selbst eine lange Unterredung am 11. März, bei der er nach des Kaisers sicher übertreibendem Bericht „unter Weinkrämpfen um Pardon bat"[6]), führte nur scheinbar und vorübergehend zu einer Versöhnung. Wäre der Kanzler im Besitz seiner Reichstagsmehrheit geblieben, so möchte Wilhelm die Trennung von ihm schließlich doch nicht gewagt haben, nachdem durch den großen diplomatischen Sieg über die Entente in der bosnischen Sache sein außenpolitisches Prestige so bedeutend gestiegen war. Aber die Konservativen, die natürlich wußten, wie bei Hof der Wind wehte, zögerten nun nicht mehr aus dem Regierungslager abzumarschieren und die Finanzreform statt mit den Blockbrüdern mit dem Zentrum zu machen. Der Kanzler bot darauf, wie er nicht anders konnte, seine Entlassung an, und der Kaiser akzeptierte sie nur zu gern, obwohl die Kaiserin dringend sein Bleiben wünschte[7]). Bei der Abschiedsaudienz am 15. Juli behandelte er ihn nicht viel anders, als er Bismarck im März 1890 behandelt hatte. „Haltung und Ton des Kaisers waren die eines schlecht erzogenen Knaben", schreibt Bülow bitter (II, 525).

Seine eigene Haltung in diesen schweren Wochen und Tagen war die nobelste und besonnenste. In keiner andern Lage erscheint er so zu seinem Vorteil. In einem Interview, das er dem Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten gewährte, schob er alle Schuld an seinem Sturz vom Kaiser ab auf die Konservativen. „Bei Philippi sehen wir uns wieder",

---

[1]) Für die Kaiserin: Denkwürdigkeiten II, 386 f. Der Kronprinz wird in den Denkwürdigkeiten nicht unfreundlich behandelt, durchaus richtig und gut charakterisiert. Es war aber bekannt, daß er von Bülow nicht übermäßig viel hielt.

[2]) So schon Haller, „Die Ära Bülow", S. 141.

[3]) Große Politik, XXVI, 241.

[4]) Das Nähere jetzt bei Eckardstein, „Die Entlassung des Fürsten Bülow".

[5]) Zedlitz, S. 237.

[6]) Denkwürdigkeiten, II, 450. „Front wider Bülow", S. 315 ff. Bülows eigener Bericht II, 447—449.

[7]) „Wenn es nach mir gegangen wäre, würden Sie noch zwanzig Jahre geblieben sein", sagte sie Bülow (II, 530). Daß sie „lebhaft für Bülow eintrat", bezeugt auch Valentini („Front wider Bülow", S. 318).

rief er ihnen zu. Das klang, als wollte er ihnen selbst solch Philippi bereiten. Aber wenn auf dem Grund seiner Seele auch wohl damals schon der Wunsch lauerte, wieder zur Macht zu kommen, so zeigte er keinerlei Eile. Bis zum Weltkrieg trat er nicht aus seiner vornehmen Reserve heraus. Es gab keine Bülow-Fronde, wie es eine Bismarck-Fronde gegeben hatte. Erst der Weltkrieg führte ihn noch einmal auf die politische Bühne — leider nur, um eine undankbare und nicht immer ganz rühmliche Rolle zu spielen.

***

# Balkan-Tagebuch

## Impressionen und Gespräche

von Hans Roger Madol

Der Verfasser des „Godoy", der seitdem mit einem vielbeachteten Buch über den Zaren Ferdinand hervorgetreten ist, hat seine Eindrücke von einer soeben beendeten Balkanreise in den nachfolgenden Aufsätzen niedergelegt.
Die Schriftleitung

### Einleitung

Der Reisende, der Zentraleuropa verläßt und den Balkan aufsucht, trifft auf ein großes Land der Wunder. Mit dem Rüstzeug der Geographie und Geschichte hat er sich vielleicht eine theoretische Anschauung von diesen Gegenden erworben. Doch die Wissenschaft versagt vor der Vitalität Südosteuropas. Die Städte haben ihre Bewohnerzahl verdreifacht, vervierfacht. Die Grenzen haben sich gewaltig verschoben. Die Interessensphären auf der Halbinsel, die vor einem halben Jahrhundert noch unter der Türkenherrschaft stand, sind vielfältig verschachtelt und schwer erkennbar. Fürwahr, ein Ausflugsland in nächster Nähe, das unser Weltbild vielfach bereichert!

Wer die Balkanentwicklung des letzten Jahrhunderts kannte und nach diesem historischen Bild seine Betrachtung der Gegenwart einrichtete, der hat meist einen naheliegenden Fehler begangen. Er hat den Kampf um den Balkaneinfluß zwischen Frankreich und Italien, von dem soviel die Rede war, in eine Parallele gebracht mit dem einstigen Kampf zwischen Oesterreich und Rußland. Man weiß, wie die beiden Kaiserreiche um die Gunst der kleinen Balkannationen buhlten, wie die Fürsten dieser Länder abwechselnd bei dem einen und dem anderen der großen Monarchen Liebkind waren, wieviel Geld hier geopfert wurde, wieviel Verbrechen angestiftet und wie wenig sich schließlich die Lebensinteressen dieser unterschätzten Völker eindämmen ließen. Der „alte Mann vom Bosporus", die Türkei, ließ sich nicht so leicht beerben.

Auf dem Balkan flammte der Weltkrieg auf. Er hat uns nicht gelehrt, daß Staatengebilde aus Fremdvölkern wie die alte Habsburger Monarchie unmöglich wären. Auch in dieser Hinsicht haben wir fast nichts aus dem Weltkrieg gelernt. Wiederholungen, die wir für unmöglich hielten, haben sich dennoch ereignet. Die Türkei beispielsweise, der man die Lebensfähigkeit absprach, hat unter Kemal gezeigt, daß ein Verfall, der als historische Notwendigkeit angesehen wurde, bald überraschendem Gewinn neuer Bedeutung weichen kann. Vielleicht wird einmal Oesterreich — unter anderen Voraussetzungen — ähnliches zeigen. (Paléologue, der große französische Staatsmann und Historiker, einer der vierzig Unsterblichen der Académie Française, gab kürzlich seiner Meinung über Oesterreich

dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber Ausdruck. Seine Worte[1]) interessieren doppelt, weil man vor einiger Zeit bereits, mit dem Hinweis auf die Tätigkeit des Prinzen Sixtus von Parma in Budapest, von einer Unterstützung der Habsburger Pläne durch Frankreich sprach. Paléologues eigene Worte sind: „Ich habe immer für die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich gearbeitet. Ich glaubte und ich fahre fort, zu glauben, daß die alte Habsburger Monarchie eine wichtige Rolle im europäischen Gleichgewicht spielen könnte, und daß wir ihr diese Rolle erleichtern müßten.“)

Der Reisende in Südosteuropa erkennt ohne weiteres, wie schnell sich hier Konstellation und Situation ändern kann. Von einem italienischen und französischen Block auf dem Balkan, wie man aus der Entfernung mutmaßte, kann keine Rede sein. Entweder ist die italienische Aktion gescheitert, oder sie verfolgte überhaupt andere Zwecke als die französische. Die Interessen der Länder der kleinen Entente stimmen durchaus nicht überein. Im Augenblick einer französisch-italienischen Aussöhnung, die jetzt nähergerückt scheint, werden neue Bindungen und Bündnisse gesucht werden. Kurz, die Fäden verwirren sich unmerklich, die Beziehungen gehen nach allen Himmelsrichtungen; es gibt keine Länder im festen Solde oder Gefolge Frankreichs und Italiens. Es fragt sich, wie die Länder Südosteuropas ihre Differenzen untereinander schlichten würden, wenn von einer Einmischung der Großmächte nicht mehr die Rede wäre. Werden sich die Grenzmächte Oesterreich, Rußland, Türkei wie einst in das Balkangeschehen drängen? Türkei und Oesterreich können nur ein Interesse am Balkanfrieden haben. Kemal ist außerdem mit den türkischen Grenzen ganz zufrieden. Und welche Rolle wird Rußland im kommenden Krisenwinter spielen?

* * *

Die Agrarkrise steht für die Länder Südosteuropas durchaus im Vordergrunde. So kann das nicht immer erfreuliche Kapitel ihrer Beziehungen untereinander ein wenig im Hintergrund bleiben, das Kapitel von den Grenzen von Neuilly und das von den Brutalitäten der verschiedenen Diktaturen in den verschiedenen Ländern.

In Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien trifft der Reisende auf die vielfache Schönheit der Balkanlandschaft, auf malerische Städte, Seeküsten mit weißem Strand, auf Aecker, Weinberge, Maisfelder, auf die Ebenen und Gebirge der Donauufer; er begegnet der slawischen Seele.

Fast könnte er beruhigt heimkehren. Auf dem Balkan hungert niemand!

---

[1]) „Ich autorisiere Sie, jeden Gebrauch von meinen Worten zu machen, selbst dazu, sie zu veröffentlichen.“ Paléologue an H. R. M.

Von den Industrieländern Mitteleuropas im Balkan einkehrend, ermißt man erst die Ungeheuerlichkeit der Krise, unter der in diesem Augenblick fast alle Staaten der Welt zu leiden haben. Zoll- und Paßgrenzen, die sich auf dieser Fahrt halbtäglich wiederholen, regen zum Nachdenken an. Endlose Aecker ziehen an dem Auge des Reisenden vorüber; er kann es nicht glauben, daß Europa nicht genug Nahrung für alle seine Bewohner haben sollte.

Die geringen Geldmengen, die in Südosteuropa im Umlauf sind, mögen in dem einen Land größer, in dem anderen kleiner sein. Im wesentlichen aber ist die Not von Siegern und Besiegten die gleiche. Der Ueberfluß an Feldfrucht — so grotesk es uns klingt — ist die gemeinsame Bedrohung für die Balkanvölker. Die Schwierigkeiten des Absatzes, selbst zu den niedrigsten Preisen, machen es dem Bauern unmöglich, selbst die notwendigsten Industrieerzeugnisse zu erwerben. Er kann seine Steuern nicht bezahlen. Der Staat verarmt. Künstliche Hilfsmaßnahmen versagen, so der staatliche Zwangspreis für Getreide, das sich in den unzureichenden Speichern der Regierungen nutzlos anhäuft. Die tieferliegenden Gründe der Vertrauenskrise sind dem Bauern nicht erkennbar. Er neigt dazu, sie lokal zu überschätzen, da er von dem fremdländischen Nachbarn wenig weiß. Die Unzufriedenheit nährt revolutionäre Stimmungen, denen es allerdings meist an fester umrissenen Zielen fehlt.

Der Kommunismus arbeitet unablässig auf diesem Terrain, das sich sonst seinen Bemühungen weniger eröffnete. Denn der kleine Bauer in Serbien und Bulgarien hängt an seinem Stück Land; er ist zäh und arbeitsam, eher geizig. Der Rumäne, der durch die großzügige Aufteilung der Feudalherrschaften (von deren unbefriedigender Organisation später die Rede sein wird) mitunter zu mehr Ackerland gekommen ist, als er zu bearbeiten imstande ist, hat einen leichtlebigeren Gesichtspunkt.

In Rumänien sind Sparkassen unbekannt. Dennoch könnten nur außergewöhnliche Umstände Rumänien, das Rußland Beßarabiens wegen fürchtet, zum Kommunismus bringen.

Allerdings sind die Umstände außergewöhnlich genug. Fast lohnt sich für den balkanischen Bauer nicht mehr die Reise nach dem Markt. Für drei große lebende Hühner erzielt er da vielleicht den Preis von einer Mark. Das Getreide ist überhaupt zu keinem annehmbaren Preis loszuwerden. Die Staatsspeicher können die an Stelle von Steuern erhaltenen Mengen kaum halten, geschweige denn verwerten. Die Hülsenfrüchte sind so spottbillig, daß ein Zweizentnersack für Bohnen mehr kostet als der Inhalt. Der Segen der Weinberge, besonders in Bulgarien, ist so groß, daß sich kaum jemand findet, der den Ueberfluß geschenkt haben möchte. Denn wer kann das Material für

Fässer erschwingen, den Raum zur Speicherung finden, zumal, wenn es sich um wenig haltbare Weinsorten handelt, wenn ein Land das fünffache von dem produziert, was es selbst verbrauchen kann? Das Geld fehlt in einem erschreckenden Maße, gleichgültig, ob Gold oder Papier.

Zur Zeit der Inflation gab es in Deutschland Banken, in denen Plakate hingen: „Geldwegwerfen verboten!" Wer mochte die dicken Tausend-Markschein-Bündel nach Hause schleppen, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß es für alle diese Nullen nichts, gar nichts mehr gab? Hier auf dem Balkan gibt es eine Inflation in Feldfrüchten und das Papiergeld ist rar.

In den Industrieländern haben die Arbeitslosen weder Geld noch Brot. Ihre Arbeitskraft (eigentlich die einzige greifbare Wertbasis für Papiergeld), die brach liegt, könnte vorzüglich für die Ackerbauländer arbeiten, ihnen schaffen, was sie so notwendig brauchen. Nahrung und Arbeit müßte sich für alle finden. Und irgendwo in der Welt liegen Barren aus einem Metall, das man nicht essen, von dem man sich nicht kleiden, von dem man keine Maschinen bauen kann, das letzten Endes zu nichts nutz ist, als um goldene Kälber zu errichten. Könnten wir nicht einsehen, daß wir einen falschen Götzen angebetet haben, daß dieses Idol seine einzige Kraft von uns selbst bezog und uns jetzt zu vernichten droht, weil es uns an Glauben und Vertrauen mangelt? Wenn die Völker durchaus Götzen brauchen, könnte man ihnen nicht einen neuen errichten, an die Stelle des Wortes „Gold", ein anderes Wort setzen?

Vielleicht findet sich doch die Vernunft, um einzusehen, daß diese Krise eine durchaus künstliche Krise ist, daß unsere Vitalität und Arbeitskraft den einzigen Maßstab abgeben kann für den Geldumlauf, daß genug Nahrung, Luft und Arbeit für alle da ist, daß kein weiterer Anlaß zur Verzweiflung und Panik vorliegt, als dieses überflüssige Spiel mit Papieren; ein Irrgarten, den wir selbst kunstvoll angelegt haben, und aus dem wir uns nicht herausfinden wollen.

Nach so langem Elend muß ein neues Blatt in der Geschichte beginnen. Es gibt ja nur noch zweifelhafte Besitztitel, Schuldverschreibungen, die nichts taugen. Um nicht noch uns selbst zu verlieren, müßten wir es mit dem gesunden Menschenverstand, mit Glauben und Optimismus versuchen.

## I.

Mit den Schiffen der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft gelangt man erholsam nach Südosteuropa. Die Begrenzung der staubigen Bahn schwindet. Nicht einmal die Gefahr der Seekrankheit besteht. An uns gleitet eine wechselvolle, immer interessante Landschaft vorüber.

Von Lom, der malerisch-anstrengenden, neuzeitlicher Kultur eher fremden bulgarischen Hafenstadt, führt eine Eisenbahnlinie

direkt nach Sofia. Noch ziehen durch den Traum des Reisenden die Bilder von der Donaufahrt: farbenprächtige Wäscherinnen, Hirten, die ihre Herden ans Wasser treiben, Felslandschaften und Talblicke, eine Türkeninsel mit schlankem Minarett, das Eiserne Tor. Jetzt befinden wir uns in einer Stadt, die zum Teil an eine mitteldeutsche Residenz erinnert, und die doch auf einmal orientalische Märkte zeigen kann, mit der ganzen Farbenpracht an ländlichen Kostümen, Früchten, Federvieh unter einer südlichen Sonne. Ueber dem Stadtbild von Sofia steht die dunkle Silhouette des Witoscha, der im September schon gelegentlich Schneegipfel zeigt.

Der Sofioter Baustil zeichnet sich vor dem anderer Balkanstädte nicht aus. Er ist recht unorganisch, sechsstöckige Häuser zeigen sich neben einfachen Hütten. Prachtvoll gepflasterte Straßen gehen unvermutet in solche über, deren ganze Anlage für künftige Prunkalleen bestimmt scheint, die jedoch statt Asphalt oder Pflaster je nach der Witterung Schlamm, Pfützen oder Staub aufweisen. Schließlich ruft man sich die Armut des Landes seit 1918 ins Gedächtnis, und man erkennt, was diese Stadt bis zu den Jahren 1912/13 gewesen sein muß. Seit dem Krieg hat man in dem sich unendlich schnell vergrößernden Sofia größere Sorgen gehabt, als Einheitlichkeit und Straßenpflaster. Nach einigen Tagen befreundet man sich mit dem Stadtbild, mit den älteren zweistöckigen Palästen aus gelbem Stein, der Schlichtheit des Sobranjegebäudes und der Ministerien. Die prachtvolle Alexander-Newski-Kathedrale sticht nicht unangenehm davon ab. Hier und da begegnet man einem Minarett. Bemerkenswert sind die neuen Gebäude der Universität und der Fakultäten. Des Abends flutet eine breite Menschenmasse durch die Straßen, so daß ein Wagen kaum passieren kann. Vor dem Nationaltheater, das mit modernsten Bühneneinrichtungen vor einigen Jahren neu aufgebaut wurde, ist viel Leben. Stadtgarten und Boris-Garten sind bemerkenswerte Anlagen.

## II.

In der Straße der Zarin Jovana empfängt mich Professor Alexander Zankow, ehemaliger Ministerpräsident von Bulgarien, der Mann, der 1923 die Bauerndiktatur Stambuliskis beendete. Mit seinem Namen verknüpft sich in Mitteleuropa der Begriff des Faschismus, des weißen Terrors. Wenn er in der Sobranje erscheint, tönt ihm häufig aus den Reihen der Bauern und Kommunisten das Wort „Mörder" entgegen.

Professor Zankow sitzt an seinem Arbeitstisch. Zu seinen Füßen liegt ein deutscher Schäferhund namens Lotte. Zankow entwickelt dem Gast in großen Zügen die bulgarische Geschichte des letzten Jahrzehnts, an der er so wesentlichen Anteil ge-

nommen hat. Es ist interessant, ihn über seinen größten Gegner Stambulisti sprechen zu hören.

„Als Student war ich Sozialist. Als ich meine Professur antrat, ließ ich die Politik völlig beiseite. Ich stand in gewissen Beziehungen zu Stambulisti, dem Bauernführer. Es war ein großer Fehler von Radoslawow, daß er Stambulisti und Ghenadiew im Jahre 1915 den Prozeß machen ließ, wobei ich übrigens als Zeuge fungierte."

(Stambulisti war am 17. September 1915 bei Zar Ferdinand erschienen, um ihn vor dem Kriegseintritt an der Seite der Zentralmächte zu warnen. Er hatte gesagt: „Wenn Sie Ihren Weg fortsetzen, werden Sie Ihren Kopf riskieren." Ferdinand antwortete: „Kümmern Sie sich nicht um meinen Kopf. Ich bin alt. Denken Sie an den Ihrigen. Sie sind jung." Stambulisti wurde dann bei Kriegsausbruch eingekerkert.)

„Ich habe dann Stambulisti zwei- bis dreimal im Gefängnis besucht und habe immer wiederholt, man müsse den Führer der mächtigen Bauernpartei befreien. Im Gefängnis ging es bunt zu. Stambulisti zeigte mir seine Post, die den ganzen großen Arbeitstisch bedeckte. Um zu ihm zu gelangen, mußte man lange in der Reihe anstehen, soviel Volk strömte dort zusammen. Seine Parteifreunde beantworteten jeden von den tausend Briefen, die dort von der Front bei ihm einliefen. Ich sagte immer, es geht dort im Gefängnis zu wie in einer Kirche. Die Leute gehen hin, um ein Götzenbild anzubeten. Ghenadiew, mit dem er sich im Gefängnis befreundete, hat ihn noch in seinen größenwahnsinnigen Ideen (!) bestärkt. Stambulisti sagte zu dieser Zeit zu jedermann: ‚Vom Gefängnis werde ich ins Palais gehen!' Meiner Meinung nach hätte Radoslawow ihn frei lassen müssen, anstatt eine solche bequeme Gefängniswirtschaft zu dulden. Stambulisti hat mich mehrfach aufgefordert, in die Bauernpartei einzutreten. Doch ich habe stets abgelehnt, da mir gewisse Gesichtspunkte und Prinzipien nicht gefielen. Nach der Katastrophe von 1918 kam es dann nach einer kurzen Uebergangsperiode zu der Bauerndiktatur."

„Wie kam denn die Stambulisti-Partei mit König Boris aus?"

„Rein äußerlich tat Stambulisti stets sehr besorgt um den König. Er erklärte, Monarchist zu sein, beschnitt aber die verfassungsmäßigen Rechte des Königtums, beispielsweise ließ er drei Jahre lang die Sobranje nicht durch den König eröffnen. Sie haben den König genug malträtiert. Im Jahre 1923, nachdem seit drei Jahren bereits eine Gegenbewegung vorbereitet wurde, schien es mir klar, daß er beabsichtigte, die Revolution auszurufen. Er war so geschickt, alle Entscheidungen durch Kongresse der Bauernpartei fällen zu lassen. Es sollte nun eine feierliche Einweihung der Alexander-Newski-

Kathedrale stattfinden. Zu diesem Zeitpunkt wollte Stambulisti sich wahrscheinlich der in Sofia zusammenströmenden Bauernmassen bedienen, um den Umsturz durchzuführen. Außerdem hatte er eine irreguläre Bauernarmee, die sogenannte Orange-Armee, gebildet, die überall in den Kasernen lag. — König Boris ist allerdings anderer Meinung als ich. Er glaubt, daß Stambulisti damals die Republik noch nicht beabsichtigte."

„Gehörten Sie der Bewegung gegen Stambulisti seit dem Jahre 1923 an?"

„Jawohl! Den Hauptanteil an der Konspiration nahmen Offiziere, Gelehrte, Schriftsteller. Da sich die Bauerndiktatur direkt gegen die Intelligenz wandte, mußten wir an Abwehr denken."

(Stambulisti hatte allerdings die schwierigsten Probleme im Nachkriegsbulgarien zu lösen. Er versuchte mit den Bolschewisten zu arbeiten. Nach seiner Meinung sollte die Klasse der Vermittler (Händler, Bankiers) völlig vom Erdboden verschwinden. Aerzte und Rechtsanwälte würden deshalb bald überflüssig werden, weil jedermann genug Kenntnisse erwerben könne, um sein eigener Arzt und Advokat zu sein. Später ließ er erklären, Lenin und Trotzki hätten deswegen nichts erreicht, weil sie die Intellektuellen zu Führern des Proletariats gemacht hätten. Sofia, dieses Sodom und Gomorrha, werde verschwinden; es sei besser, an seiner Stelle fände sich nur ein kleines Dorf.

Inzwischen, bis zum Jahre 1931, hat die Bauernpartei (die stärkste Partei dieses Landes, das zu drei Viertel von Bauern bewohnt ist) wesentliche Wandlungen durchgemacht.

Es muß auch in Betracht gezogen werden, daß ohne Stambulisti, der schließlich einsah, daß sich mit den Kommunisten nicht arbeiten ließ, Bulgarien in den kritischen Jahren leicht unter den Bolschewismus hätte geraten können.)

„Leider hatten die alten Führer nicht mehr die notwendige Elastizität, oder aber ihr Name war mit der Erinnerung an die Katastrophe verbunden. Liaptchew und Malinow hatten durchaus die gleichen politischen Gesichtspunkte. Sie trennten sich nur aus persönlichen Gründen und aus Ehrgeiz, wie überhaupt hier in Bulgarien die Parteizersplitterung fast immer auf persönliche Differenzen und Rivalitäten zurückzuführen ist. — Ich hörte 1920 das erstemal von der Bewegung gegen Stambulisti. In befreundeten Offizierskreisen bot man mir die Führerschaft an. 1923 kam dann unser Aufstand. — Vielleicht etwas zu früh —!"

„Was sagen Sie zu den Vorwürfen, die man gegen Sie gerichtet hat, zu den Anklagen gegen den ‚Weißen Terror'?"

„Ich weiß, daß man mir vorwirft, ich sei an dem späteren Blutvergießen schuld. Ich kann dazu nur sagen, daß, wäre ich

nicht gekommen, noch mehr Blut geflossen wäre. Es waren entsetzliche Zeiten für mich. Ich und meine Freunde, wir waren alle jung, sonst hätten wir diese Zeit nicht überstanden. Hier verbrauchen sich die Staatsmänner schnell. Wir sind im Orient. Es wird brutaler gekämpft!"

„Und das Attentat in der Kathedrale von Sofia?"

„Hier, sehen Sie meine Narben —" Professor Zankow zeigt die breiten Narben auf seiner Schädeldecke, die an seine schwere Verletzung bei dem entsetzlichen Attentat erinnern.

(Im April 1925 wurde der Wagen des Königs Boris auf der Straße nach Sofia überfallen und beschossen. Zwei seiner Begleiter fielen an seiner Seite. Boris übernahm die Lenkung des Wagens. Am selben Tag wurde in Sofia der General Georgiew ermordet. Kurz darauf, bei dem feierlichen Trauergottesdienst für Georgiew, wird in der Kathedrale von Sofia das entsetzlichste Attentat verübt, das die Welt in den letzten Jahren erlebt hat. Der König entgeht wie durch ein Wunder dem Bombenanschlag. Es gibt hundertfünfzig Tote, Hunderte von Verwundeten in der ehrwürdigen Kirche. Der Metropolit, der die Zeremonie leiten sollte, ruft den Versammelten zu: „Bulgarien wird dennoch nicht untergehen!")

„Wir haben keinen Zweifel, daß dieses Verbrechen in Rußland organisiert wurde. Sie können sich die Stimmung unter unseren Freunden nach dem Tage des Verbrechens nicht vorstellen. Sie können die Anstrengungen nicht ermessen, die wir machen mußten, um nicht noch ernsteres Blutvergießen in den Straßen von Sofia zu sehen. Mich können Sie für diese Morde nicht verantwortlich machen."

Es hängen zwei Bilder des Königs Boris im Zimmer, wie übrigens in fast jedem Zimmer, in jedem öffentlichen Raum Bulgariens.

„König Boris ist in schwerer Zeit zur Regierung gekommen. Man kann verstehen, daß er von äußerster Vorsicht und Zurückhaltung ist. Ich war immer der Meinung, daß man ihn encouragieren müsse. Noch vor kurzem hat er mir die Kabinettsbildung anvertraut. Es war mir jedoch nicht möglich." —

Von dem Bild des Königs Boris kommen wir auf sein eigenes Bild, das Bild Alexander Zankows. Er lacht bei der Betrachtung dieses seines Porträts: „Ich sehe darauf aus wie ein Henker."

„Wie, glauben Sie, wird Bulgarien über diesen Winter kommen?"

„Ich glaube nicht an den Kommunismus in Bulgarien. Allerdings ist fraglich, ob Malinow sich mit der Bauernkoalition halten wird. Vor allem ist aber zu wünschen, daß es keine zu großen Veränderungen gibt. Deswegen machen wir auch keine Opposition. Aus einer Krise, in der wir uns

wie die ganze Welt befinden, kann uns nur die innere Ruhe helfen." Die Rolle Alexander Zankows scheint durchaus noch nicht beendet. Sein Mut ist zu bewundern, in eigener Person immer wieder sein reines Gewissen zu betonen, wo andere Angst vor dem Tode hätten.

## III.

Am Nachmittag wohnen wir einer Sitzung der Sobranje bei. Das schlichte Gebäude ist auch innerlich — weiß mit sparsamem Gold — von vornehmer Architektur. Hinter dem Präsidentenstuhl steht der Thron. An der Rückwand hängen die Bilder König Boris' und seiner Frau, die Bildnisse Alexander Battenbergs und des Zarbefreiers Alexander, die der Prinzessin Clementine und der Fürstin Marie Luise. Ein großer bedeutsamer Platz ist leer. An ihm hing das Bildnis des Zaren Ferdinand. In einem der Fraktionssäle spreche ich mit dem alten Führer der Sozialisten, Janko Sakassow, dessen bedeutender sympathischer Kopf mit dem weißen Haar großen Eindruck macht, über die Epoche Ferdinands, dessen „persönliches Regiment" er angreift. Er stützt sich auf einen Sockel. Es ist die Büste Ferdinands.

Neben dem lärmvollen Gang der Sobranje, in dem die Politiker promenieren und über die Rechtmäßigkeit der letzten Wahlen eifrige Diskussionen pflegen, empfängt mich Muschanow[1]), in Vertretung Malinows, der in Genf weilt, Chef des Ministeriums. Bevor wir über die schwere Zeit sprechen, weist er auf die Jahre hin, die er im Gefängnis zugebracht hat, während der Stambulifki-Zeit.

Denselben Hinweis auf die Gefängnisjahre höre ich wenig später bei Murawiew, dem Neffen Stambulifkis, Führer der Bauernpartei und Minister für Unterricht in der neuen Koalitionsregierung. Allerdings handelt es sich bei den Gefängnisjahren Muschanows um die Zeit vor 1923, bei denen seines Ministerkollegen Murawiew um die nach 1923.

Einer von Murawiews Parteikollegen trägt auch heute als Minister noch das malerische Bauerngewand Bulgariens. Als die Partei vor einigen Monaten ihren großen Wahlsieg errang, war man sich noch darüber unklar, ob sie zu einer verfassungsmäßigen Regierung bereit sei. Das Erscheinen eines Bauern auf der Ministerbank schien den dunkelsten Gerüchten Nahrung zu geben. Indessen hat man sich jedoch eines Besseren belehren lassen.

Murawiew, der unter Stambulifki zuletzt Kriegsminister war, ist ein eleganter Mitteleuropäer, sieht vorzüglich aus und spricht ein ausgezeichnetes Französisch. Sein geschlossenes Gesicht ist einprägsam wie das eines Schauspielers für ernste

[1]) Inzwischen Nachfolger des zurückgetretenen, schwerkranken Malinow.

Rollen. Er ist noch jung. Vielleicht erinnert nur der Mund an Stambuliskis eindringlich wilde, mit seltsamen Weichheiten gemischten Züge.

Bereits in seinen ersten Sätzen finde ich einen Ausspruch, den ich heute früh aus dem Munde des größten Gegners der Bauernpartei vernahm: „Wir sind hier im Orient. Wenn wir kämpfen, kämpfen wir brutal!"

Murawiew erzählt mit Bitterkeit von den Freunden und Führern seiner Partei, die nach 1923 gefallen sind: „Ils ne sont pas tombés dans une guerre civile. Ils ont été assassiné!" Lange sprechen wir von der dramatischen Figur Alexander Stambuliskis, von der das Ausland, nach der Meinung Murawiews, nur eine schreckverzerrte Karikatur kennt.

„Die Leute des Putsches von 1923 haben ihren Staatsstreich entschuldigen wollen, indem sie Stambulifki der absurdesten Dinge anklagten. Nie hat Stambulifki an eine Aufgabe der bulgarischen Selbständigkeit gedacht, nie an eine Verschmelzung mit Jugoslawien. In dieser Richtung hat er genau die gleiche Politik betrieben, die wir heute betreiben, eine pazifistische Politik der Verständigung, wie sie in den Absichten Ihrer Staatsmänner Stresemann und Rathenau lag, die ich übrigens beide gekannt und deren Gesprächen ich beigewohnt habe. Alles andere, was sonst in dieser Hinsicht behauptet worden ist, ist Legende."

„Gewisse Pläne und Absichten Stambuliskis hat man als phantastisch bezeichnet."

„Es haben sich genug Legenden um Stambulifki gebildet. Die Bauernpartei, die er gegründet hat, ist stets nur für den Frieden tätig gewesen. Der faschistische Putsch von 1923 war gegen die wichtigsten Interessen der Bauernschaft gerichtet."

„Stambulifki versuchte mit den Bolschewisten zu arbeiten. Sind in dieser Hinsicht inzwischen Aenderungen in der Bauernpartei vor sich gegangen?"

„Wir haben nicht nur nicht die mindesten Beziehungen zum Bolschewismus, sondern wir bekämpfen ihn auch energisch. Die Bauernpartei ist sogar der einzige Schutz gegen den Bolschewismus. Sie glauben, daß es eine entfernte Möglichkeit gibt, wir könnten mit den Kommunisten eines Tages zusammengehen, wie die Hitlerianer es in Deutschland tun könnten. Das ist ausgeschlossen. Um Ihnen zu zeigen, welcher Art unsere Beziehungen zueinander waren, will ich Ihnen ein Beispiel anführen. Kennen Sie die Jagd?"

„Nein!"

„Doch, Sie werden verstehen, daß, wenn ein Fuchs und ein Hase auf der Flucht sind vor dem Hunde des Jägers, Fuchs und Hase sich nicht angreifen werden. Wenn wir verfolgt wurden, wußten wir, daß wir in den Häusern der Kommu-

nisten Zuflucht finden würden, und umgekehrt. Das sind unsere ganzen Beziehungen."

„Glauben Sie an den Bestand Ihrer Koalition mit Malinow?"

„Kaum! In manchen Punkten stimmen wir mit ihm überein, nicht in allen. Wenn sich die Bauernpartei solange zurückgehalten hat, so war es nicht aus Schwäche. Aber, es gab keine legalen Zustände im Land. Wenn wir jetzt in die Regierung eingetreten sind, war es nur, um legale Zustände zu schaffen."

„In Deutschland gab es Stimmen bei dem Regierungswechsel, Malinow neige eher zu Frankreich."

„Wir verfolgen die gleiche Außenpolitik wie vorher. Wir Bauern wollen nur den Frieden."

## IV.

Wir machen einen Ausflug nach Vrana, dem Weekend-Besitz des bulgarischen Königs. In einer Wüstenei, die nur von dem Gekrächz der Krähen belebt wurde — Vrana heißt Krähe —, hat Ferdinand hier ein Paradies geschaffen. Die breite Zufahrtsstraße von Sofia wird gerade ausgebessert, doch der Wagenlenker, der Erfahrung zu haben scheint, turnt geschickt zur Seite über Stoppelfelder. In der Stadt herrschte eine beträchtliche Glut. Jetzt fahren wir in einen schattigen Park ein, den Blumendüfte durchziehen; ein wundervolles, erfrischendes Aroma.

Die Alleen sind schon hochgewachsen. Kaum glaubt man, daß hier noch vor vierzig Jahren eine Wüste lag. Zwischen farbenprächtigen Blumenbeeten geht es zur Villa. Eine Marmorhalle mit zahlreichen Familienbildern der Coburg-Orléans, kühle, große Räume. Schließlich stehen wir in dem Arbeitszimmer Ferdinands, das seit dem Oktober 1918 unberührt geblieben ist. Da liegt seine Schreibmappe. Ein größeres Löschblatt scheint mit phantastischen Zeichnungen bedeckt. Doch es handelt sich nur um Spiegelbilder zahlreicher dekorativer Unterschriften: Ferdinand. Hier liegt auch ein sorgsam beiseite gebrachter Kalenderzettel: Freitag, 13. September 1918. Der Abreißkalender zeigt den letzten Tag, den der Gründer Vranas hier zubrachte, bis er nach einem letzten Blick auf die Bilder, einem letzten Gang durch die Parkalleen sich direkt ins Exil begab. Auf dem Schreibtisch liegt auch ein kleiner Stapel von Büchern: ein deutsches Textbuch zu Wagners Nibelungen, die französischen Bestimmungen für den Orientexpreß (den Ferdinand anregte), ein Luxusexemplar von Alexandre Hepp, „Ferdinand de Bulgarie Intime", einige ungarische Werke. Neben den Bildern der Ahnen ein Porträt des Generals von Seeckt, ein Goya: Karl IV. von Spanien. Den Rand des Schreibtisches sehen wir mit Erstaunen durch

aufgeklebte Papierstückchen verziert. Es sind die länglichen Marken von Einschreibsendungen aus allen Ländern der Welt.

Wir machen noch einen Gang durch die Treibhäuser, wo eine riesige Victoria Regia blüht, neben zahllosen anderen Wunderpflanzen. Auf dem Wasser schwimmen Blätter, die fast zwei Meter im Durchmesser haben müssen. Draußen sehen wir die berühmte Umleitung des Isker, die es ermöglicht hat, Lotusblumen zu pflanzen, ein Paradies von Dahlien, einen Riesenkasten voller Ananas.

Auf dem Wege von Vrana treffen wir auch auf das noch nicht ganz fertige biologische Institut des ehemaligen Berliner Gesandten, Professor Popow. Der bedeutende Gelehrte zeigt uns den großangelegten Bau, zu dem der Staat das Terrain, verschiedene Gönner das Geld gestiftet haben. Eine verhältnismäßig geringfügige Summe fehlt noch, um das Werk zu vollenden. Man trifft hier öfters auf derartige Konstruktionen. Der massige Hauptteil der Universität harrt auch noch in architektonischer Unvollkommenheit auf die fehlenden Seitenflügel.

Mit der Dämmerung geht es dann zurück durch die Allee, die in die Straße des Zarbefreiers führt. Kurz vor dem Stadtzentrum sehen wir noch einen großen, ummauerten Platz, den Ferdinand sich zu einer Art Hofburg reserviert hatte. Jetzt befindet sich darin der Gemüsegarten des Königs Boris. Die Menschen drängen sich in der Stadt auf der Promenade. Zahllose Krähen übertönen mit ihrem Gekrächz fast das Gespräch. Ihnen haben wir wohl zu danken, daß der Fliegenreichtum, dem wir in Belgrad begegneten, hier durchaus erträglich ist.

## V.

Das Stadtpalais von Sofia ist ein einfaches Gebäude. Es liegt hübsch in einen kleinen Park gebettet, in der Mitte der Stadt. Ein würdevoller Diener mit weißem Backenbart empfängt mich, am Treppenabsatz steht ein Adjutant. Es geht in einen Salon, der mit zahlreichen Fahnen geschmückt ist. Auf dem großen Mitteltisch ist eine Art Geschützmodell aufgebaut. Nebenan, in einem saalartigen Arbeitszimmer, begrüßt mich Zar Boris III. Er spricht Deutsch mit einem unverkennbaren Wiener Akzent.

„Mein alter Freund Balabanow hat mir gestern in Varna gesagt, Sie wollten mich in Eurinograd aufsuchen. Wir hätten uns verfehlt. So bat ich Sie, hierher zu kommen. Professor Balabanow hat mir auch von Ihrer Reiseroute erzählt. Dazu werde ich Ihnen noch einige Ratschläge geben. Ich habe Ihr interessantes Buch über meinen Vater gelesen. Es muß außerordentlich schwierig sein, über zeitgenössische Geschichte zu arbeiten."

König Boris sieht jünger aus, als er ist, wenn ihn auch die Zeiten ernst gemacht haben. Der starke Eindruck dieser liebenswürdigen Persönlichkeit steigert sich immer mehr, und man begreift, daß sich die Führer der verschiedenen politischen Parteien Bulgariens seinem Charme nicht entzogen.

„Wie sind Sie auf die Idee gekommen, dieses Buch über meinen Vater zu schreiben?"

„Auf dem Umweg über zwei andere Bücher von mir, für die mir König Ferdinand einiges Interesse bezeugte, die Biographien Ludwigs XVII. und Manuel Godoys."

„O, das kann ich mir denken. Das hat meinen Vater sicherlich sehr interessiert. Bei seiner phänomenalen Geschichtskenntnis und seiner Neigung für diese Dinge. Wie oft hat er uns durch seine historischen Erläuterungen in Erstaunen gesetzt, wenn wir vor irgendeinem Porträt aus alter Zeit, vor einem berühmten Gebäude standen. Dazu kommt sein phantastisches Gedächtnis. Und dann Naundorff! Meine Großmutter Clementine hat uns soviel von ihm erzählt. Leider war ich damals erst zwölf Jahre alt, als ich sie verlor. — Und nun haben Sie begonnen, sich für das neue Bulgarien zu interessieren?"

„Ich bereite eine Arbeit darüber vor. Darin wird von Ew. Majestät die Rede sein. Man hat Ihre Person in den unruhigen Zeiten, die Bulgarien durchmachen mußte, immer als einen Ruhepunkt in den bewegten bulgarischen Geschehnissen, als einen Punkt der Sammlung betrachtet."

„Wenn Sie mir einen großen, persönlichen Gefallen tun wollen, schreiben Sie nichts über mich. Bitte, fassen Sie das richtig auf. Ich bin nur ein kleiner Handwerker in dem großen Getriebe. Ich habe nur eine Nebenrolle gespielt. Ein ganzes Ensemble bedeutender Staatsmänner ist hier am Werke gewesen, vor allem aber dieses wundervolle bulgarische Bauernvolk, das im Unglück nicht verzweifelt. Es hat Außerordentliches geleistet, auch, um den Staatsbestand aufrechtzuerhalten. Sie müssen sehen, um den bulgarischen Bauern kennenzulernen, ihn zu schildern. Sehen Sie sich das Land an, unsere alten Städte und historischen Monumente, die Grabschrift des Zaren Krum, in der von Gottesgnadentum kaum die Rede ist, aber von der Vergänglichkeit der Dinge — —"

„Die bulgarischen Staatsleute aus allen Lagern, mit denen ich gesprochen habe, sind anderer Meinung über die Bedeutung der Rolle des Königs im bulgarischen Geschehen des letzten Jahrzehntes."

König Boris lenkt ab und spricht in längeren Ausführungen, die von seiner vorzüglichen Kenntnis bulgarischer Geschichte Zeugnis ablegen, über die entfernte große Vergangenheit. Er geht zurück bis in die Zeit vor dem dekadenten

byzantinischen Einfluß. Er spricht von der Seele des bulgarischen Bauern, der zäh an seinem Stück Erde hängt.

„Er ist nicht, wie Fremde vielfach denken, südländisch wechselhaft; er ist zäh und durchaus beständig!"

Er spricht von den Schönheiten der bulgarischen Landschaft, von dem aufblühenden Seebad Varna am Schwarzen Meer, von den Klöstern im Gebirge, von der Ueberwindung der Bergstrecken durch die kühnen Eisenbahnanlagen seines Vaters.

„Der Iskr-Durchbruch, das ist auch eines von den mächtigen Dingen, die das Land meinem Vater zu danken hat."

Von den Eisenbahnlinien kommt das Gespräch auf die Häfen, und der König weist darauf hin, daß Bulgarien eigentlich keinen Ausgang zur See besitzt.

„Das Schwarze Meer ist ja schließlich nur ein großer Binnensee!"

Wir sprechen von dem Ausgang zum Mittelmeer, den Bulgarien nach den Bestimmungen des Vertrages von San Stefano besitzen sollte, den es nach dem ersten Balkankrieg für kurze Zeit auch tatsächlich in Dedeagatsch erhielt. Nach den Bestimmungen von 1919 besteht auch jetzt noch ein theoretischer Anspruch auf einen solchen Hafen, der sich sicher auf friedlichem Wege gewinnen lassen wird.

„Ich glaube, wir haben alle auf dem Balkan genug vom Kriege, die Sieger wie die Besiegten. Sicher, es gibt da noch bedrohliche Situationen. Und, man muß sich auch klarmachen, daß das Schwarze Meer nicht nur ein Binnensee ist, sondern daß es auch an das südliche Rußland grenzt. Von dort kommen eine Menge Ideen hergeweht."

Das Gespräch kommt auf die Neuordnung des russischen Bauernlebens, zu der sich der bulgarische Bauer niemals finden könnte.

„Aber, was könnten die alten europäischen Staaten nicht alles von Rußland lernen! Ich gehöre durchaus nicht zu denen, für die Sowjetrußland ein Land der Pest ist. Ich bewundere die großen Staatsmänner drüben. Tschitscherins asiatische Politik, beispielsweise, ist das nicht etwas Großes? Welch ein Unterschied zu dem Rußland von gestern. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir alle aus diesem gigantischen Experiment zu lernen haben!"

Es ist auch die Rede von den russischen Führern, deren sich die Sowjetunion entledigt hat.

„Europa muß von Rußland lernen. Wie Ihr Kanzler Brüning in seiner letzten Rede sich über den kommenden Winter äußerte, so fasse auch ich es auf. Wer weiß, was aus uns allen in dieser entscheidenden Zeit werden wird."

König Boris wählt ein Beispiel aus der Sphäre, die er bevorzugt und aus der er vielfach seine Wortbilder nimmt: der Technik. „Mit dem alten Europa ist es, wie mit einer

vielbenutzten Eisenbahnbrücke aus altem Metall. Das biegt sich nicht; es entstehen nur Kristalle im Metall, und eines Tages bricht es wie Glas."

Er erinnert sich der so überaus schwierigen Zeiten, die Bulgarien und er durchgemacht haben. „Was glauben Sie, welches Problem für uns allein die Flüchtlingsfrage war. Da kamen unmittelbar nach dem Kriege ganze Völkerwanderungen an aus den abgetrennten Gebieten, dazu noch Mengen von Türken aus Thrazien und zahllose russische Emigranten. Wir konnten dem Bauern nicht ohne weiteres einen Fremden an die Seite setzen. Und doch verlangte jeder nach Land."

„Die Kooperationsbauten in Sofia scheinen doch eine gute Lösung der Wohnungsfrage gewesen zu sein?"

„Die Frage der Wohnungsnot ist tatsächlich aus der Welt geschafft worden. Wir haben sogar Wohnungen, die keinen Mieter finden. Aber bei alledem ist der Staat verarmt!"

„Dennoch ist Not und Krise der Agrarländer nicht mit der Arbeitslosigkeit der Industriestaaten zu vergleichen. Hier kennt man wenigstens keinen Hunger."

„Das ist wahr. Ich bewundere den Mut und die Vitalität, die Unternehmungslust der deutschen arbeitslosen Jugend. Ich bin diesen Sommer vier- bis fünfmal jungen Deutschen auf der Landstraße und auf dem Schwarzen Meer begegnet. Einmal waren es zwei auf einem Motorrad, die nach dem Kap wollten, um Arbeit zu suchen. Ich habe sie dann in die Stadt gelotst und sie haben in meinem Automobilpark übernachtet. Ein anderes Mal waren es zwei junge Maler aus Dresden, die kamen auf einem kleinen Faltboot bis ins Schwarze Meer. Und das ist bestimmt nicht immer gemütlich — —"

Noch einmal ist die Rede von Varna, dessen Hafen sichtlich an Wert und Bedeutung verlor, da nach dem Frieden von Neuilly das Hinterland, die reiche Dobrudja, an Rumänien fiel. Das Gesicht des Königs erhellt sich, wenn davon die Rede ist, wie dem aufblühenden Badeleben von Varna zu helfen sei:

„Alle Welt in Bulgarien arbeitet am Wiederaufbau. Es muß schließlich in der Welt Verständnis für unsere Lage geben."

* * *

Wir haben noch einen Abend in Gesellschaft des Professors Popow im Unionclub verbracht, dem fast schon historischen Klub Bulgariens. Einen anderen Abend haben wir mit ihm dem feierlichen Gottesdienst in der Alexander-Newski-Kathedrale beigewohnt, die wundervollen Kirchenchöre gehört und die schönen und charakteristischen Gesichter der orthodoxen Geistlichen bewundert. Die Märkte der Stadt wurden besucht, mit ihren Stapeln von bunten Paprika und Obst, dem vielfachen lebendigen, nicht gerade behutsam behandelten Getier.

Wir sind über die Promenaden geschlendert zwischen den Tausenden von Spaziergängern, haben in Kaffeehäusern Platz genommen, wo es kaum je eine Frau gab. Ministerien und Privathäuser öffneten sich uns und überall wurde der gleiche türkische Kaffee gereicht, dazu etwas Feigenkonfitüre, Zuckercreme im Wasserglase.

Der deutsche Gesandte, Herr Rümelin, der es in acht Jahren geschickter Politik verstand, verlorenes Terrain wiederzugewinnen, und, von dem alle Staatsmänner Bulgariens voll Bewunderung sprechen, hat uns gastfreundlich empfangen. Wir sprachen den General Jekow, den Generalissimus im Weltkrieg, dem nach der Katastrophe die Rückkehr verboten wurde. Er erzählt des längeren von seinen Differenzen mit Ludendorff, der den seltsamen Plan gefaßt hatte, einen Streifen der Dobrudja mit einem Schwarzen-Meer-Hafen in deutschen Besitz zu bringen. General Jekow ist ein Philosoph, Verfasser zahlreicher Schriften. Die Schrecknisse des Krieges verkörpert er nicht.

Nicht vergessen werden durfte das Theater, dessen Regie Chrissan Zankow führt, der sich als gelehriger Schüler Max Reinhardts erwies. Die Bühneneinrichtung ist eine der modernsten, der Bau von einem Deutschen errichtet. Am Sonntag vormittag sehen wir den zoologischen Garten, in dem sich fast alle seltenen Tierarten finden, eine Privatgründung König Ferdinands, der dort seine zahlreichen Vogelarten pflegen ließ. Daneben liegt der botanische Garten, ebenfalls aus der königlichen Privatschatulle unterhalten. Das naturhistorische Museum, von Iw. Buresch geleitet, wird mitbetreut von dem Wiener Adolf Schumann.

Der Flügeladjutant, Oberst Draganow, hat die Freundlichkeit, uns das Stadtschloß zu zeigen, den weitläufigen Thronsaal, Arbeitszimmer, Gemälde; einen Prunk, von dem jetzt kaum großer Gebrauch gemacht wird. Professor Stainow, Minister im letzten Kabinett, stellt uns seiner schönen Gattin, der Dichterin Anna Kamenowa vor, so daß wir auch einige Kenntnisse über bulgarische Musen und Grazien erwerben.

Der bulgarischen Akademie haben wir einen Besuch abgestattet, empfangen von Platschkoff, dem Chef der Zeitung „Mir“. Die bulgarische Presse hat von unserem Aufenthalt Kenntnis genommen; wir lesen sogar verwundert eine Reihe von Erklärungen, die man uns zuschreibt, deren sonderbarer Inhalt uns jedoch neu ist.

Professor Balabanow, der uns als Präsident des P.E.N.-Clubs begrüßt, wird uns später in Varna führen. Er ist klassischer Philologe und ein klassisches Original. Er hat den „Faust“ in bulgarische Verse übersetzt; die Zeitungen bringen häufig seine Karikatur. Alle Vergeßlichkeiten des Landes werden ihm zugeschrieben. Man stellt ihn aber auch durch die

Wiedergabe eines Weinglases dar. Er ist voll interessanter Geschichten und bedeutsamer Erinnerungen; sehr wertvoll für uns durch seine Verbundenheit mit allen Dingen des Landes.

VI.

Die Fahrt nach Varna, die über Plewna führt, bietet viele malerische Ansichten. Die Eisenbahn dringt kühn durch das mächtige Iskergebirge. Noch sind einige Berggipfel kahl. Die Türken haben hier seinerzeit erbarmungslos abgeholzt, um den Aufständischen die Zuflucht in den dichten Wäldern unmöglich zu machen. Als Ferdinand seinerzeit kam, war alles ringsum kahl. Kaum hatten die ersten bescheidenen Aufforstungen begonnen. Der junge Fürst hatte in seiner engen Familie wertvolle Vorbilder. Wie er von Leopold von Belgien die Anfangsgründe der Politik erlernte, so nahm er sich die Aufforstungsarbeiten seines Onkels von Portugal, nach dem er hieß, zum Beispiel. Wie schwierig diese Arbeit gewesen sein muß, kann man heute kaum ermessen, wo sie schon zum großen Teil gelungen ist. Denn der Regen hatte vor fünfzig Jahren bereits den Erdboden von den Felsen gewaschen.

Unten schlängelt sich der halb ausgetrocknete Fluß durch die Berge. Von Zeit zu Zeit führen Steinbrücken hinüber. Man sieht jedoch noch aus Stricken geknüpfte Brücken, die zu überturnen im Hin- und Herschwanken gewiß nicht leicht ist. Auf den kleinen Bahnstationen sieht man Zigeunerinnen in bauschigen, bunten Hosen, Frauen mit glitzernden Ketten, die von Münzen gefertigt sind, Türken mit seltsamen Beinkleidern, deren Hosenboden auf ein drittes Bein berechnet scheint. Die kleinen Häuser, an denen wir vorbeikommen, häufig taubenblau getüncht, tragen riesige, rote Gehänge von Paprikaschoten, die trocknen sollen. Plewna, die historisch bekannte Stadt, beherbergt uns für einen Abend. Auch hier zeigt sich die Regsamkeit der Bürger in den belebten Straßen. Am nächsten Morgen treffen wir in Varna, am Schwarzen Meere ein. Von der Bahn aus sieht man bereits die mächtigen Wellen, die sich über den Quai werfen. (Fortsetzung folgt)

***

# Greater Britain

## von Dr. Walter Treuherz

Als am 21. September einer erstaunten Umwelt lakonisch bekanntgegeben wurde, daß die Bank von England die Einlösung ihrer Noten in Gold „vorübergehend" suspendiert habe, und sich der Kurs des Pfundes in schnellen Sprüngen von der bis dahin leidlich gehaltenen Paritätsbasis entfernte, waren die Interpreten dieser wichtigsten wirtschaftlichen Entscheidung der englischen Nachkriegszeit fast ausnahmslos der Meinung, daß es sich hier um eine lange vorbereitete, wohlüberlegte Maßnahme handele. Heute wissen wir, daß diese Auffassung nicht zutreffend ist. Die Bank von England hat die Goldparität des Pfundes bis zur letzten, unbelasteten eigenen Unze verteidigt und die metallische Verankerung ihrer Noten nur preisgegeben, weil sie das entliehene Gold nicht anrühren wollte, es eine andere Lösung also nicht mehr gab. Ein Sprung ins Dunkle wurde getan — im vollen Bewußtsein aller Gefahren, die mit ihm verbunden sein konnten.

Selbstverständlich hat es an theoretischen Vorbereitungen nicht gefehlt. Daß Gefahr im Verzuge war, wußte die Bank von England seit langem; sie war vielleicht die einzige Notenbank, der die Uebersicht über die Zusammenhänge der Krise nicht verlorengegangen war. Was aber hilft selbst heute, da sich die Krise täglich verschärft, zum Paroxismus steigert, und die metaphysische Seite des modernen Geldwesens, das *Vertrauen*, in Frage gestellt ist, die bescheidene Einsicht eines Einzelnen? Mochte *Montagu Norman* vor unnützen Goldverlagerungen, Sterilisierung des gelben Metalls in den Kellern der Notenbanken warnen; mochte er zeitig darauf hinweisen, daß der Flüchtigkeit kurzfristig angelegter Gelder durch langfristige Transaktionen Wälle entgegengesetzt werden müssen — immer war doch auch ihm bewußt, wie wenig möglich es ist, *Krisen, die durch unnatürliche und falsche Warenbewegung hervorgerufen worden sind, mit rein währungsmäßigen Mitteln zu heilen*. Die Bewegung des Goldes ist Wirkung, nicht Ursache der Krise. Mit dieser Erkenntnis sind die Einwirkungsmöglichkeiten der Notenbankleiter auf die Lösung der Krise scharf umgrenzt. Nur der Politiker kann helfen. Solange durch Reparationszahlungen Werte ohne Gegenwert aus kapitalschwachen in kapitalreiche Länder bewegt werden, solange sich die Gläubigerstaaten weigern, die Bezahlung ihrer Forderungen in Waren entgegenzunehmen oder es vorziehen, ihren Kapitalüberschuß durch Umwandlung in Gold unfruchtbar zu machen, statt ihn einer verdorrenden Nachbarwirtschaft zur Verfügung zu stellen — solange ist durch Währungsreform, Kreditinflation oder andere

Mittel der Notenbankpolitik wirklich echte, organisch erwachsende Genesung der Weltwirtschaft nicht zu erhoffen.

All diese Ueberlegungen waren vermutlich der Bank von England wie auch den britischen Staatsmännern durchaus vertraut. Wenn gleichwohl das englische Pfund den Wettern des Weltmarktes ausgesetzt wurde, geschah dies aus der Ueberzeugung, daß es zwecklos sei, um eine unhaltbare Fiktion zu kämpfen, und daß die Welt politisch und wirtschaftlich nur dann zur Vernunft gebracht werden könne, wenn sie gezwungen wird, sich auf ganz neue, traditionslose Situationen umzustellen. In diesem Sinne war die englische Aufgabe des Goldstandards allerdings eine Kampfansage; ihrem eigentlichen Wesen nach aber ist sie eine Handlung echter Not und Verzweiflung. Wenn der Gouverneur der Bank von England etwa jetzt, nach der Preisgabe des Pfundes, von einem ausländischen Kollegen gefragt würde, ob er eine Nachahmung der britischen Maßnahme für andere Länder (darunter besonders Deutschland) empfehle, so würde die Antwort sicherlich lauten, wie sie im Mac-Millan-Bericht formuliert worden ist: Devaluation sei nicht ratsam[1]). „In our opinion the devaluation by any Government of a currency standing at its par value suddenly and without notice (as must be the case to prevent foreign creditors removing their property) is emphatically one of those things which are not expedient. International trade, commerce and finance are based on confidence. One of the foundation stones on which that confidence reposes is the general belief that all countries will seek to maintain so far as lies in their power the value of their national currency as it has been fixed by law, and will only give legal recognition to its depreciation when that depreciation has already come about de facto."

Es ist wichtig, sich diese klare und eindeutige Absage an alle Währungsexperimente einzuprägen, um verstehen zu können, daß England den Goldstandard nur gezwungen preisgegeben hat. Der zitierte Satz des Berichts sei all denen ins Stammbuch geschrieben, die sich auf diesen Bericht — der im übrigen bei aller theoretischen Klarheit in seinen Schlußfolgerungen doch recht widerspruchsvoll ist — als Quelle tiefster Weisheit auch für Deutschland berufen und Nachahmung empfehlen, wo es nichts nachzuahmen gibt, weil das englische Vorbild singulär ist, und wesensverschiedene Krankheiten, wenn sie mit dem gleichen Serum behandelt werden, deshalb durchaus nicht die gleiche Reaktion aufweisen müssen. Die Verfasser des Mac-Millan-Berichts bestreiten übrigens ausdrücklich, daß eine

[1]) Seite 110. Committee on finance and industry, Report, presented to Parliament by the Financial Secretary to the Treasury by Command of His Majesty, June 1931. London.

Pfunddevalvierung geeignet sei, den englischen Außenhandel von seinen Schwierigkeiten zu befreien oder gar eine radikale Wirkung auf die Arbeitslosigkeit auszuüben[1]).

Trotz dieser Warnungen ist das Pfund durch die unerbittliche Logik der Entwicklung de facto beträchtlich unter seinen Pariwert gedrückt worden. Da man nach der üblichen Terminologie unter Devalvation die Fixierung eines neuen, geringeren Deckungsverhältnisses von Metall zu Papiergeld versteht, darf dieser Ausdruck auf die englischen Vorgänge einstweilen nicht angewandt werden. Das Pfund ist lediglich vom Gold-Exchange-Standard abgelöst worden und damit allen Schwankungen, die sich aus wirtschaftlichen Bewegungen, also der Variabilität der Zahlungsbilanz ergeben, ziemlich schutzlos ausgesetzt. Erst wenn es wieder, gleichviel auf welcher Basis, stabilisiert wird, kann man von einer Devalvierung des Pfundes sprechen.

Obwohl also entgegen der landläufigen Meinung die Entwertung des Pfundes keineswegs planmäßig vorgenommen worden ist, bestehen in England doch ganz bestimmte Auffassungen über die zukünftige Entwicklung; sie alle münden in der Erkenntnis, daß zunächst einmal die Quellen der Wirtschaftsnot, die letzten Endes in einer Diskrepanz von Erzeugungskosten und Preisen zu suchen sind, verstopft werden müssen. Was zu geschehen habe, darüber gingen bis vor wenigen Monaten die Meinungen sehr auseinander. Während die eine Gruppe die These verteidigte, daß eine allgemeine Senkung des Preisniveaus, die Anpassung aller Kostenfaktoren der Produktion an die niedrige Preisbasis der Rohstoffe und die verringerte Kaufkraft in der Welt vollzogen werden müsse, verwiesen die anderen auf die großen Schwierigkeiten, das Gleichgewicht mit deflationistischen Mitteln wiederherzustellen; dagegen befürwortete diese Partei alle Maßnahmen, die geeignet wären, durch Steigerung der Verkaufspreise und Beibehaltung der jetzt vorhandenen Kostenbasis die Produktion wieder rentabel zu gestalten. Zu diesen Hilfsmitteln aber gehört in erster Linie die Einführung von Zöllen.

Der Gedanke, sich mit einem Zollsystem zu umgeben und das Imperium durch Präferenzzölle mit dem Mutterland zu verbinden, ist recht alt. Seit dem Tage, da Joe Chamberlain — der Vater des früheren englischen Außenministers Austen Chamberlain — den Zusammenschluß des britischen Empire propagierte, ist dieser Gedanke in jeder Generation immer wieder diskutiert worden. Stets aber haben die freihändlerischen Liberalen es verstanden, mit dem Hinweis auf die alsdann allgemein gesteigerten Kosten für die Lebenshaltung erfolgreich

[1]) Seite 111.

Widerstand zu leisten. Nun aber sind die Liberalen selbst parteimäßig in Schwierigkeiten geraten; sie haben die Macht mit der nach dem Kriege immer stärker werdenden Labour-Party teilen müssen, und heute, nach der letzten Parteispaltung, bilden sie als Freihändler nur noch ein bescheidenes, wenn auch tapferes Fähnlein. Selbst John Maynard Keynes, dessen klarer Blick die unseligen Folgen des Versailler Friedens voraussah, ist — wenn auch schweren Herzens, wie er selbst gesteht — zu der Ueberzeugung gelangt, daß England aus seinen Schwierigkeiten nur durch die Einführung eines gemäßigten Schutzzolles herauskommen kann. Wie stark das englische Volk von der Schutzzollpropaganda erfaßt ist, haben die Wahlen bewiesen. Auch die Arbeiterführer würden heute der Einführung eines gemäßigten Schutzzolles, der die Lebenshaltung auch nur einigermaßen zu sichern geeignet wäre, kaum noch Widerstand entgegensetzen.

Im Gegensatz zum Jahre 1925, da auf Drängen der City, die mit scheelen Augen auf die Schilderhebung des Dollars sah, um ihres gewaltigen internationalen Kreditgeschäfts willen die Stabilisierung des Pfundkurses auf der alten Paritätsbasis durchgesetzt wurde, ist diesmal in England ganz allgemein die Erkenntnis verbreitet, daß die Heilung der Krise *nur von der Warenseite* her kommen kann, die Industrie also den Vorrang vor den Interessen der City haben müsse. Als wichtigste Aufgabe wird allgemein der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit anerkannt; mithin lautet die Parole, daß für Belebung der Produktion und Forcierung des Außenhandels zu sorgen sei. Die Interessen der Finanziers werden geopfert oder mindestens in den Hintergrund gedrängt. Der Glaube an die Allmacht veränderter Handelspolitik, die den Warenverkehr in andere, England günstigere Bahnen zwingen soll, hat sich siegreich durchgesetzt.

Man wird nicht bestreiten können, daß diese Argumentation dem Grundübel der Krise sehr viel näher kommt, als es durch willkürliche Aenderung des Pfundwertes jemals möglich wäre. Nun ist aber das Pfund von seiner stolzen Höhe durch elementare, von außen kommende Ereignisse dennoch herabgestoßen worden und wirkt bereits als Hemmschuh für die Einfuhr, während der Export (solange das inländische Preisniveau stabil bleibt) eine gewisse Auftriebskraft erhält. Bei sinkender allgemeiner Kaufkraft der Außenwelt und einem in Deutschland durch schwere Devisennot gesteigerten Export, heftigem, allgemeinem Wettbewerb auf dem Weltmarkt wird eine nennenswerte Forcierung der nur durch Pfundschwäche angeregten englischen Ausfuhr indessen kaum zu erwarten sein. Das Schwergewicht der die Handelsbilanz korrigierenden zollpolitischen Maßnahmen, mit denen wir rechnen müssen, ist somit in

einer zusätzlichen Hemmung der Einfuhr nach England zu suchen.

In dieser Richtung bewegen sich die Ueberlegungen selbst der gemäßigten englischen Schutzzöllner. Sie wissen sehr wohl, daß den alten Argumenten der Freihändler, man könne nur dann auf günstiges Wachstum des Exports rechnen, wenn der Außenwelt Gelegenheit gegeben ist, die ausgeführten Waren durch Erlöse aus der Einfuhr zu bezahlen, auch heute noch entscheidender Wahrheitsgehalt innewohnt. Daher glauben sie einen Ausweg in dem Präferenzsystem für das Imperium gefunden zu haben.

England steht vor einer schweren Entscheidung. Bisher wurde nur etwa ein Viertel der Einfuhr, hauptsächlich Lebensmittel und Rohstoffe, aus dem Empire bezogen, während zwei Fünftel der Ausfuhr dorthin gingen. Die Verbundenheit der englischen Wirtschaft mit den Weltmärkten war also außerordentlich stark. Da die Lebenshaltung des englischen Volkes in der Nachkriegszeit sehr erheblich gestiegen ist, sind die Importzahlen nach Menge und Wert ständig gewachsen; dagegen ist die Ausfuhr seit der Stabilisierung des Pfundes im Jahre 1925 ungefähr gleich geblieben. Entschließt sich England jetzt, wie es den Anschein hat, einen Teil seines Exports geographisch in andere Richtung zu drehen, das heißt den Warenverkehr innerhalb des Imperiums zu intensivieren, so wird es doch nicht in der Lage sein, die Grundlinien seiner Ausfuhr nach den Weltmärkten gänzlich zu verlassen. Wohl aber dürfte die Zusammensetzung der englischen Ausfuhr nach den nicht-britischen Teilen der Welt Veränderungen aufweisen.

Auf der Einfuhrseite der Handelsbilanz sind Ersparnisse sicherlich zu erzielen. Das englische Imperium ist in der Lage, fast den gesamten Bedarf des Mutterlandes an Lebensmitteln und Rohstoffen zu decken. Was darüber hinaus an Grundmaterialien fehlt, kann aus Ländern bezogen werden, deren Valuta erheblich schlechter steht als das englische Pfund. Von nicht-britischen Ländern würden in Zukunft alsdann nur noch jene Halb- und Fertigfabrikate gekauft werden, die einen gewissen Monopolcharakter haben und im Empire nicht zu haben sind.

Um also die englische Handelsbilanz — die ja stets, wie bei allen großen Gläubigerländern der Welt, passiv gewesen ist — stärker als in den letzten Jahren ins Gleichgewicht zu bringen, werden vermutlich alle Anstrengungen darauf konzentriert werden, einen stärkeren Druck auf die Einfuhrseite auszuüben. Grundsätzlich wird das Bestreben vorwalten, die Bank von England möglichst zu entlasten, indem nur in englischen Teilen der Welt oder dort, wo sich die Fakturierung in Pfund

erhalten hat, gekauft wird. Die großen Exportorganisationen Londons beginnen bereits jetzt eine lebhafte Propaganda für die Errichtung einer einheitlichen britischen Reichswährung zu entfalten. Wie immer in Zeiten der Unsicherheit werden zahlreiche Projekte zur Ueberwindung der Währungsschwierigkeiten diskutiert; sie alle, mehr oder weniger zuverlässig theoretisch fundiert, sind von dem Vertrauen getragen, daß es möglich sein müßte, eine neue Währung, die in der dünnen Atmosphäre gelehrter Deduktionen vorbereitet wurde, plötzlich und fest in die reale Welt zu übertragen. Das aber ist die Frage. Soweit sich diese Projekte — wie zum Beispiel der Plan von Sir Basil Blacket, der eine Waren-Index-Währung schaffen will — vom Golde als Basis entfernen, vernachlässigen sie die psychologisch wichtige Tatsache, daß es nicht möglich ist, die Phantasie der Menschen von einem durch Jahrhunderte erprobten zuverlässigen Instrument der Werterhaltung, also dem Golde, kurzerhand abzulösen. All diese Vorschläge sind im Hirn von Westeuropäern entstanden, die gelernt haben, abstrakt zu denken. Eine vom Golde gelöste englische Reichswährung aber dürfte dem von irrationalen Elementen durchsetzten Denken einer primitiveren Bevölkerung kaum Vertrauen einflößen. Obwohl England die Aufgabe des Goldstandards bisher mit bewundernswürdiger Ruhe hingenommen hat, ist damit noch keineswegs der Beweis geliefert, daß im weiteren Verlauf der Entwicklung nicht dennoch Unruhe entstehen, und Verwirrung angerichtet werden könnte. Der kritische Moment wird erst dann eintreten, wenn sich die Bank von England auch weiterhin für die Rückzahlung der in Frankreich und USA. aufgenommenen Kredite entschließt und damit die geborgte, wenn auch schmale Goldbrücke abbrechen sollte. Einstweilen sind die Preise in England nur wenig gestiegen. Aber sie dürfen überhaupt nicht mehr viel steigen. Jedes weitere Prozent übt auf das Deckungsverhältnis der Notenbank einen wachsenden Hebeldruck aus; er kann, wenn unerwartete psychologische Momente hinzutreten, sehr leicht zu einer Erschütterung des ganzen Geld- und Kreditsystems führen.

Das englische Volk ist von einem oft erprobten Selbstvertrauen. Wir wissen, daß es in kritischen Zeiten aus dieser Sicherheit Kraft und Fähigkeit zu großangelegten Improvisationen vielmals geschöpft hat. So ist es auch diesmal, obwohl sich als konstruktive Gedanken in der sehr lebhaft geführten Diskussion über die notwendigen Hilfsmaßnahmen vorerst nur die Begriffe „Schutzzoll" und „Preference" erkennen lassen. Sie bilden die Kristallisationspunkte, um die neue wirtschaftliche Konstruktionen errichtet werden sollen. In elastischer Verbindung mit ihnen steht die Gestaltung der Währungsreform.

Untersuchen wir in diesem Zusammenhang kurz die englische Zahlungsbilanz:

(Millionen £)

| | 1926 | 1927 | 1928 | 1929 | 1930 |
|---|---|---|---|---|---|
| Überschuß der Einfuhr von Waren und Gold | 475 | 390 | 358 | 366 | 392 |
| Regierungseinnahmen aus überseeischen Ländern (netto) | 4 | 1 | 15 | 24 | 21 |
| Nettoeinkommen aus Schiffahrt | 120 | 140 | 130 | 130 | 105 |
| Nettoeinkommen aus Kapitalanlagen im Ausland | 285 | 285 | 270 | 270 | 235 |
| Nettoeinkommen aus kurzfristigen Anlagen und Kommissionen | 60 | 63 | 65 | 65 | 55 |
| Nettoeinkommen aus anderen Quellen | 15 | 15 | 15 | 15 | 15 |
| Insgesamt | 484 | 504 | 495 | 504 | 431 |
| Geschätzter Gesamtüberschuß (Kredit) aus obigen Titeln | 9 | 114 | 137 | 138 | 39 |

Es ergibt sich, daß der weitaus größte Teil des Defizits der Handelsbilanz ausgeglichen wurde durch das Einkommen aus Schiffahrt und Zinsen von Anleihen, die dem Ausland zur Verfügung gestellt wurden. Die Schiffahrt wird stärker in den Dienst des interimperialen Warenverkehrs gestellt werden müssen. Da die Entwertung des Pfundes den Ausländern aber einen Anreiz bietet, sich der englischen, in Pfundrechnung fahrenden Schiffe zu bedienen, dürfte eine bessere Beschäftigung des jetzt nur unvollkommen ausgenutzten Tonnageraumes einsetzen. Dieser Posten der Zahlungsbilanz wird sich daher vermutlich stärker aktivieren.

Dagegen ist mit Schwierigkeiten bezüglich der Zinszahlungen seitens des Auslandes zu rechnen. Die Abschließungstendenzen des englischen Imperiums von der übrigen Welt müssen Störungen hervorrufen; sie werden die Unfähigkeit, Schulden durch Warenlieferungen zu begleichen, erhöhen, und damit nicht nur die pünktliche Erfüllung der Zinsverpflichtungen, sondern auch der Kapitalrückzahlungen in Frage stellen.

Ungünstig wird sich ferner das Einkommen aus Vermittlerdiensten entwickeln. Die Schwankungen des Pfundes verhindern das Ausland bereits jetzt, neue Versicherungsverträge abzuschließen oder Kredite, die bisher in sehr großem Umfange über London kommissionsweise geleitet wurden, in Anspruch zu nehmen. Diese Hemmnisse werden mindestens solange wirksam bleiben, bis das Pfund in einer Form stabilisiert sein wird, die es wieder fest mit den übrigen Währungen verbindet. Aber auch dann noch wird es angestrengter Aufbauarbeit bedürfen, bis die zentrale Stellung Londons als Mittelpunkt der internationalen Finanzwirtschaft wieder devisenproduktiv wird.

Es würde zu weit führen, wenn an dieser Stelle die Frage zur Erörterung gelangte, welche Rückwirkungen auf die Macht der City sich wahrscheinlich aus all diesen Umwandlungen ergeben. Daß sie zunächst geschwächt wird, unterliegt kaum einem Zweifel. Verlagerungen in der sozialen Schichtung werden sich einstellen. Vielleicht bietet der Zusammenschluß des Imperiums

der City zwar neue Verdienstmöglichkeiten, die einen gewissen Ausgleich für den Verlust vieler internationaler Beziehungen ermöglichen; im ganzen aber wird anzunehmen sein, daß das Netz imperialer Verbindungen schon jetzt sehr gut ausgebaut ist, entscheidender neuer Reform nicht mehr bedarf, und der Verlustposten auf der internationalen Seite der Bilanz sich daher größer als die Aktivierungsmöglichkeiten im Imperium erweisen. Das Schwergewicht der Entwicklung wird von der finanziellen in die industrielle Sphäre verschoben. Die Handelsbilanz wird zum Schicksal. Nur wenn sie stärker als bisher aktiviert wird, können die zur Passivität neigenden Elemente der Zahlungsbilanz ausgeglichen werden.

Niemals vorher ist es gelungen, den Präferenzgedanken wirklich populär zu machen. Die Kolonien setzten der einheitlichen Durchführung eines imperialen Zollsystems stets Schwierigkeiten entgegen. Je mehr sie sich industrialisierten, desto stärker wuchs ihr Interesse, in voller Freiheit mit allen Teilen der Welt Handel zu treiben. Dennoch haben sie dem Mutterlande im Laufe der letzten Jahre zum Teil recht weitgehende Vorzugsbehandlung angedeihen lassen, allerdings je nach der geographischen Lage sehr verschieden, vielfach nur widerwillig und zuweilen in kaum nennenswertem Umfange. Nun aber ist die Weltkrise ausgebrochen. Allen über den Erdball verstreuten englischen Verwaltungsgebieten wurde schwerer Schaden zugefügt. Was jahrzehntelange Propaganda nicht zuwege brachte, haben wenige Jahre der Not reifen lassen. Die Dominions sind heute fast ohne Ausnahme bereit, sich in ein engeres handelspolitisches Verhältnis zum Mutterlande zu begeben; sie fühlen sich wie verängstigte, vereinsamte Kinder, die in Tagen höchster Not zur Mutter drängen. Selbst wenn in England die Wahlen nicht eindeutig schutzzöllnerisch ausgefallen wären, würde der Wunsch nach einem sorgfältig abgewogenen Präferenzsystem von den Kolonien ausgehen. Die Gesinnung fast im ganzen Imperium ist schutzzöllnerisch und wo sie es noch nicht ist, werden wenige Monate der Not genügen, um die Einheitsfront herzustellen.

An Schwierigkeiten bei der Umstellung wird es nicht fehlen. Erleichtert wird der Uebergang durch den gewaltigen Wahlsieg der nationalen Regierung, der eine kompakte Majorität im Unterhause geschaffen hat und die Möglichkeit gibt, unbekümmert um parlamentarische Opposition nach einheitlichen Gesichtspunkten zu handeln. Was auf dem Kontinent nur unter sozialen Krämpfen durchführbar wäre, hat sich England reibungslos auf legalem Wege selbst geschaffen: die Errichtung einer mit allen erdenklichen Machtmitteln ausgestatteten Regierung, wie sie sonst nur Diktatoren verfügbar sind. Diese Tatsache wird sich bald auswirken. Zwar hat den Vorsitz im eng-

lischen Kabinett der Arbeiterführer MacDonald; neben schutzzöllnerisch eingestellten Tories sitzen weniger tariffreudige Liberale. Im ganzen aber ist nicht zu verkennen, daß die Regierung durch den Ausfall der Wahlen ein Mandat zur Tarifreform erhalten hat. Dies Bewußtsein einigt das Kabinett. Es wird sich seiner Aufgabe nicht entziehen dürfen. . . .

England ist auf dem Wege, ein einheitliches Wirtschaftsreich zu organisieren. Als um die Jahrhundertwende Professor Sering in einem viel beachteten Vortrag die Behauptung aufstellte, das französische Reich nähere sich, wie Nordamerika und Rußland, dem Ideal eines geschlossenen Handelsstaates, und Professor Dietzel in einer Broschüre „Die Theorie von den drei Weltreichen" vom freihändlerischen Standpunkt gegen diese Behauptung Serings polemisierte und sich um den Nachwuchs bemühte, daß die weltwirtschaftlichen Tendenzen viel stärker als die Autarkisierungsbestrebungen zu jener Zeit waren — sprach von dem vierten, dem britischen Weltreich, als einem geschlossenen Handelsstaat weder der eine noch der andere. Heute stehen wir unter dem Druck der Weltkrise vor der Tatsache, daß sich mehr und mehr geschlossene Wirtschaftsgebiete bilden, ein jedes feindlich dem andern, daß sich nach einer Periode großer Not ein „Kampf aller gegen alle" entwickelt, und England, das alte Zentrum der Weltwirtschaft (vielleicht wider besseres Wissen), entschlossen ist, sich an diesem Kampfe zu beteiligen. Immer wurde bei allen Zollverhandlungen von den Vertretern Großbritanniens geklagt, wie wenig sie in der Lage seien, ihren Interessen Geltung zu verschaffen, weil England als freihändlerisches Land einer schutzzöllnerisch eingestellten Umgebung keine Kompensationsmöglichkeiten zu bieten vermochte. Auch von britischen Gegnern einer Tarifreform war oftmals zu hören, daß die Welt von dem Bankrott der Schutzzolltheſe nur überzeugt werden könne, wenn auch England sich für eine Uebergangszeit zu ihr bekenne.

Nun ist es soweit. Was aber wird aus Deutschland, das seine privaten Schulden, geschweige denn die politischen Verpflichtungen, nicht mehr einlösen kann, wenn es unfähig gemacht wird, auf den Weltmärkten Exportüberschüsse zu erzielen? Theoretisch ist die Herunterzonung unserer Lebenshaltung zur Erzwingung großer Ausfuhrüberschüsse wohl denkbar; praktisch hat diese Methode des inneren Ausgleichs gegenüber den zollpolitischen Erschwerungen am Weltmarkt aber sehr bald eine natürliche Grenze erreicht. Wird eine bestimmte Reizschwelle überschritten, so sind sozialrevolutionäre Reaktionen unausbleiblich. Da in Konflikten von dieser Schwere der Selbstbehauptungswille eines großen Volkes immer zum Siege durchbricht, gewinnt die radikale Abkehr von den jetzigen Formen weltwirtschaftlichen Warenaustausches für Deutschland größere

Wahrscheinlichkeit. Primitivere Methoden des Handels, etwa der Tausch von Waren, wie er zur Zeit zwischen Rußland und uns diskutiert wird, wären vielleicht geeignet, uns wenigstens für eine Uebergangszeit in akutester Not zu helfen.

Wir sehen deutlich die Entwicklung: Rußland durch Außenhandelsmonopole für den freien Warenverkehr verriegelt; Frankreich kontingentiert die Einfuhr; Italien erhöht seine Zollmauern; Estland geht zur Bildung von Einfuhrmonopolen über; der letzte Hort des freien Handels, Holland, erwägt Drosselung der Einfuhr; Devisenzwangswirtschaft in zahlreichen kleineren Ländern Europas und den ferneren Kontinenten. Atomisierung der Weltwirtschaft. Ueber all diesen Zerrungen aber lagert ein System eingefrorener Kredite, das der Auflösung entgegengehen muß, wenn der natürliche freie Warenaustausch durch wachsende Hemmungen abgeriegelt wird. Die Aspekte sind so grauenhaft, daß man an Umkehr, an den Sieg der Vernunft glauben möchte. Wer aber nüchtern aus gegebenen Tatsachen eine Diagnose zu fällen bemüht ist, wird kaum geneigt sein, sich hoffnungsfreudigerer Stimmung hinzugeben. Der Egoismus siegt über die Solidarität. Die allgemeine Not schweißt nicht zusammen; sie hilft nur atavistischen Instinkten zu dumpfem, aufrührerischem Leben, und die Sterne besseren Daseins werden erst aufleuchten, wenn nach einem letzten schweren Gewitter sich über den Weltmärkten eine reinere und freiere Atmosphäre ausbreitet, die ruhigerem Atmen förderlich ist. Wir befinden uns im letzten, gefährlichsten Stadium der Weltkrise.

***

# Schamgefühl und Prüderie

## (Ein Versuch)

von Willi Neumann

(II. Teil)[1])

Unter den vom Dichter der „Minna" nachgelassenen Aufzeichnungen und Entwürfen fand sich, so berichtet uns einer von Lessings Biographen, unter der Aufschrift „Delikatesse" eine wenig umfangreiche Notiz, die, wie wir glauben, verdiente, als nichts weniger denn als der erste in deutscher Sprache unternommene Versuch gewertet zu werden, die Grenzlinie zwischen dem echten und dem manierierten Schamgefühl, oder, wie wir vorziehen würden, es auszudrücken, zwischen der intuitiven Schamhaftigkeit und der Prüderie zu bezeichnen. Und zwar bot, wie bei Lessing nicht selten, auch in diesem Falle ein einzelner und an sich vielleicht unbedeutend scheinender Vorfall dem Fürsten der Kritiker den Anlaß zu einer ebenso geistvollen wie in die Tiefe schürfenden Untersuchung.

Ein Berliner Aktör, der in der Rolle des Just seinem Gegenspieler Werner den berüchtigten Vorschlag zu machen hatte, die Tochter des filzigen Gastwirts zum König von Spanien „zur Hure zu machen", hatte sich — es hat einmal solche Schauspieler, und es hat sie in der Hauptstadt des Reiches gegeben — die ominösen Worte zu sprechen geweigert, die ja denn auch wohl bis auf den heutigen Tag nicht ohne einigen Grund nur angedeutet zu werden pflegen ... Lessing, der, von der Residenz abwesend, durch seinen Bruder von dieser seltenen „Delikatesse" des Schauspielers erfahren hatte, notierte sich für eine gegebenenfalls weiterzuführende Untersuchung, weshalb er mit einer solchen, auf die Spitze getriebenen Delikatesse nicht eines Sinnes zu sein vermöchte.

„Sehr oft", heißt es in dieser, des Scharfsinns eines La Rochefoucauld nicht unwürdig scheinenden Bemerkung, „sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in e i n e r Person. Nur weil sie dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Aeußere an. Durch nichts verraten sich dergleichen Leute aber mehr als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüchtige g e r a d e z u ausdrücken, beleidigt finden lassen, und nicht gegen die schlüpfrigen Gedanken, wenn sie nur in feine, unanstößige Worte gekleidet sind ..."

Soweit Lessing, in dessen, wie mit Diamantstaub geschliffenen Sätzen die beiden Differenzpunkte schon kristallklar herausgearbeitet erscheinen, auf die es bei der Abgrenzung

[1]) Vgl. „Preuß. Jahrb.", CCXXV (1931), Sept., S. 245ff.

der rein instinktiven Schamhaftigkeit von der sogenannten Prüderie im Grunde allein ankommt: die schärfere Einstellung des Bewußtseins auf der einen, und die Sorge um die äußere, besonders die sprachliche Form auf der anderen Seite.

Mit einem einzigen Schlage waren durch diese Bemerkung des großen Dichterkritikers die beiden bedeutendsten bis dahin — und selbstverständlich in der vor Lessing mit einer Monopolstellung für derartige Disquisitionen ausgestatteten französischen Sprache — unternommenen Versuche hinfällig geworden, das Wesen derjenigen seelischen Grundhaltung zu bestimmen, die wir seit Voltaire gewöhnlich als Prüderie zu bezeichnen pflegen: Weder jene „continuelle fausse affectation", in der La Bruyère — noch auch die „imitation grimacière de la vertu", in welcher nach ihm der Schreiber der berühmten Moralartikel der „Encyclopédie" das Wesen der unechten Scham zu erblicken gemeint hatte, erklären ihr Wesen in der Tiefe, — von der Bemerkung eines vor Jahren in Deutschland vielgelesenen Salonschriftstellers ganz zu geschweigen, der in der Prüderie nichts anderes erkennen zu können meinte als die „Neigung, überall das Anstößige mit der Laterne zu suchen". Beide, dem Sinne nach auf dasselbe hinauslaufende Deutungsversuche — jener der Moralisten des Ancien Régime wie der ungleich oberflächlichere, leere des Berliner Sittenromanschreibers des „Fin de Siècle" —, verdienen keine besondere Widerlegung: Die Prüde ist alles andere als eine Heuchlerin.

Vielmehr ist — um es von vornherein mit klaren Worten hervorzuheben — die sogenannte Prüderie eine psychologisch völlig verständliche und, daß wir es nur bekennen, von uns für innerlich vollkommen aufrichtig erachtete Haltung der Seele. Stiefschwester der Schamhaftigkeit, tritt die Prüderie gewissermaßen als seelische Erstarrungshaltung besonders bei mehr intellektuell gerichteten Naturen und vorzugsweise ebendort auf, wo das früherwachte Bewußtsein von der Stärke und Irrationalität der eigenen Triebe mit einer gewissen Höhe des Intellekts und der konstitutionellen Neigung zur Selbstkritik innig gepaart auftritt. Gerade solchen, zu Konzessionen nicht geneigten Naturen muß die, allen Menschen vorübergehend ins Bewußtsein gelangende Diskrepanz zwischen dem rein intellektuellen und dem bloß vegetativen, triebhaften Ich um so schmerzlicher offenbar werden, als sie beinahe täglich erleben, wie andere, sanguinischere oder auch wohl oberflächlicher organisierte Naturen ungestraft an den Abgründen ihres Innern, wie die Hirtenbuben in den Alpen an den Schründen ihrer Berge, spielend oder ahnungslos vorübertaumeln... Die Prüderie ist eine Schreckhaltung der Seele von manisch-hysterischer Färbung. Aus Ekelbereitschaft geboren, von hoher Verwundbarkeit zeugend, ist sie eine Alterserscheinung vorwiegend intellektueller Naturen von nicht hinlänglich abreagierter Triebhaftigkeit.

Die Prüde — und eben darin unterscheidet sie sich von der bloß sanguinisch „Geschämigen" — ist ein innerlich gebundener Mensch von durchaus traditioneller Haltung und vor allem — und dies eben scheint uns das letzthin Entscheidende — von einer im Grunde tiefmelancholischen Konstitution. Nicht, weil ihr Gemüt aus einem Gemisch von Vorsicht, Angst, Triebhaftigkeit und Schwäche dem Sexuellen eine Ueberbewertung verliehen hat, die es für naivere und sich am Tisch des Lebens bequemer sättigende Naturen nicht hat, sondern weil sie aus erhöhter Intellektualität alles Problematische in sich und anderen unter die erbarmungslose Lupe ihres Bewußtseins zu nehmen gewohnt ist, hat das Gefühlsleben der Prüden eine Suszeptibilität gegenüber auch den leisesten Regungen des Erotischen in sich und anderen angenommen, die es für intellektuell minderbelastete Naturen nicht oder nur während gewisser akuter Krisen des Lebens besitzt, jedoch nicht auf die Dauer zu behalten vermag. Wie jene Krustazeen in den Tiefen der Meere, so hat auch die, wenn wir so sagen dürfen, innere Epidermis der Prüden eine Panzerschale zum Schutz als Gehäuse bezogen, in das sie ihre Ueberempfindlichkeit zu flüchten bereit ist, sobald sie von irgendwoher eine, das Zentrum ihrer Mentalität gefährdende Größe heranschleichen gewahrt. Das Sexuelle aber ist für die Prüde, — eben weil sie es nicht abreagiert hat und nicht-abreagierbar weiß, die eigentliche und geheimste Gefahr für ihre innere Independenz.

Da hat es die Schamhafte leichter, — wie es denn überhaupt nicht abzuleugnen ist, daß es die von Haus aus intellektuell nur mäßig belasteten Naturen im Leben im allgemeinen ungleich weniger schwierig zu haben pflegen als die geistig stärker Durchindividualisierten. Naiv und optimistisch, verhält sich die reine Schamhaftigkeit gewissermaßen kindlich und unbekümmert, einfach „von Fall zu Fall". Vor eine neue Situation gestellt, wird die Schamhafte mit jener, der Unschuld so eigentümlichen und beinahe divinatorisch zu nennenden Sicherheit entweder erröten oder erschrecken und zu entfliehen versuchen; die Prüde hingegen erstarrt von vornherein gewissermaßen konditionell und um jeden Preis. Die Schämige wird gelegentlich einmal in holder Ahnungslosigkeit, wie man so sagt, „hereinfallen"; die Prüde hingegen wird lieber geneigt sein, tausend Umwege zu gehen, um die gefährdete Zone zu vermeiden, wo, wie sie wohl weiß, jedes Lächeln mißdeutbar, jedes Wort eine Falle, jeder Blick eine Versuchung ist oder zu werden vermag.

Die Schamhafte schämt sich, sobald eine Beschämung sie überfällt: „pudet me", mich schämt's im Innern, wie es die herbschöne Sprache der Katonen und noch heute gewisse unter den slawischen Idiomen auszudrücken gewußt haben; die Prüde hingegen ist schamhaft aus Prinzip und gewissermaßen um des

bloßen Prinzips der Schamhaftigkeit willen. Jene „schämt sich", — diese „besitzt" Schamgefühl; aber nicht eben anders, als man Haltung und Anstand oder ein sonstiges soziologisch verwertbares Kapital „besitzt", das heißt als eine Art geistige Waffe, deren es gilt, sich im Kampf um die Geltung der eigenen Person bei jeder Gelegenheit und um jeden Preis zu bedienen. Denn die Prüde ist eine kämpfende, wie die Schamhafte eine zu Konzessionen geneigte Natur.

Eben darum ist auch die Prüde, wie von Haus aus leichter verletzlich, so auch im Grunde immer gleich tragisch aufs höchste verwirrt, sobald sie erkennen muß, daß ihre Vorsicht, ihr Stolz — und sie liebt ihn, diesen Stolz! —, sie irgendwo doch im Stiche gelassen oder betrogen haben. . . . Eine Niederlage? Ich? — so ruft ihr das beleidigte Ehrgefühl zu —, und das trotz aller Vorsicht und trotz aller berechnenden Klugheit?! Und es bäumt sich in ihrer Seele wider die Tatsache und wider den Urheber auf. Die Prüde erblaßt eher, als daß sie errötet: sie zürnt eben, zürnt sich und dem anderen. Die Prüde neigt intentionell zur Menschenverachtung.

Kinder, deren Schamhaftigkeit — eben weil sie die Labyrinthhaftigkeit der Gefühle nicht selten schon in zartem Alter zu ahnen verstehen — bisweilen von einer geradezu göttlichen Treffsicherheit ist, pflegen aus dem nämlichen Grunde nur höchst sehr selten prüde zu sein. Denn alle Prüderie setzt Bewußtheit, Tradition, Haltung und Maske voraus, während alle echtgeborene Schamhaftigkeit: Anlage, Kunstwerk der Seele, Genie und innere Gnade bedeutet. Wo sich bei jugendlichen Menschen wirkliche Prüderie findet, da pflegt sie so gut wie ausnahmslos ein, allen Erziehern von innerem Tiefblick seit alters bekanntes und beinahe untrügliches Zeichen eines von Haus aus belasteten oder aber durch schwere T r a u m e n gestörten Bewußtseins zu sein. Unverdorbene Jugend ist stets optimistisch und bedarf keiner Maske. . . .

Im Alter hingegen, — und vielleicht ist eben dies eine der schmerzlichsten unter den vielen schmerzlichen Erfahrungen jenes tragischen Prozesses, den man als innere Vergreisung bezeichnet, — im Alter werden wir alle aus lauter Skepsis, Schwäche und Pessimismus prüde: der eine früher, der andere später. Selbst ein innerlich so großangelegter Mensch wie Herder war — seine römischen Briefe beweisen es — schon als kaum Vierzigjähriger prüde, und auch Grillparzer war, wie hypochondrisch veranlagte Naturen mit unverdrängbaren Traumen gewöhnlich, ein vor der eigentlichen Senilität seelisch zum Greise gewordener prüder Gesell. Fast steht zu vermuten, daß auch selbst der alternde Casanova in Dux prüde geworden ist: Schamlosigkeit in der Jugend und Prüderie im Alter wachsen ja, wie alle Analytiker wissen, gleich den schwarzen und grünen Brombeeren im Herbst, auf dem nämlichen Holz. . . .

Erfahrungsgemäß sind es gerade geistige Naturen und ganz vorzüglich geistig tätige Frauen, die dazu neigen, prüde — und das heißt im Grunde nichts anderes als konstitutionell mißtrauisch gegenüber dem affektiven Spiel der Instinkte — zu werden. Nicht ohne Anlaß hat ein neuerer exaktarbeitender Psychologe beklagt, — wir anderen erfahren es beinahe täglich —, daß unsere gebildeten Frauen und Mädchen — und zwar jene naturgemäß ungleich stärker als diese — nicht selten durch ein beinahe paranoïdes „Auf-der-Lauer-Liegen" gegenüber dem Verhalten des anderen Geschlechts gekennzeichnet sind, das ihnen selber bisweilen peinlich und schmerzerregend zu Bewußtsein kommt. . . .

Ueberhaupt sind Frauen von Haus aus prüder als Männer, Greise prüder als jugendfrische Menschen oder solche auf der Höhe des Lebens, charakterstarke eher als schwache, und triebhafte Naturen prüder als apollinisch abgeklärte, und gebildete Menschen immer und ausnahmslos eher als Arme am Geiste. Wer systematisch sein Fühlen und Handeln unter die Kontrolle des Intellekts zu nehmen gelernt hat, zügelt die leisesten Regungen seines Innenlebens gewöhnlich so sehr, daß er am Ende jenes divinatorische Vermögen einbüßt, zwischen dem Schein und dem Sein, zwischen dem Urbild und dem Abbild der Scham zu unterscheiden. Aus einem Künstler wird der prüde Mensch zum Artisten, aus einem Adepten zum Dogmatiker der Scham, aus einem sich-schämenden-Wollenden zum sich-zu-schämen-Bereitwilligen, aus einem Akolythen und Verehrer zu einem gewissermaßen beamteten Observator und Tempelwärter der Göttin Scham.

Denn alle wahre Schamhaftigkeit ist von Natur aus duldsam, alle Prüderie intolerant. Die Schamhafte flüchtet, die Prüde wünscht zu bestrafen; jene fleht um Nachsicht, wo diese sich zu rächen verlangt. Die Schamhafte ist ängstlich, die Prüde hoffärtig und feig. Und wie alle Hoffärtig-Feigen, flüchtet sie sich am liebsten in die große Gebärde: wie Bayard an der Brücke vom Garigliano, steht die Prüde „toujours en vedette"; aber wer ihr unter den trotzig getragenen Helm lugt, sieht, daß zwar der Schild das Wappenschild des Peliden, aber Blick und Herz das Zeichen des Thersites trägt.

Eben weil aber die Prüde hoffärtig und feig, sich mit spartanischer Strenge gegen alle Attacken zu wappnen bemüht ist, schleppt sie dauernd die ganze Rüstung der Scham, wie Perseus das Haupt der Gorgone, mit sich herum. Wie leicht kann man in Gefahr geraten, wie schnell sieht man die klügsten Menschen sich von den Instinkten düpieren lassen! Da ist es gut, wenn man sofort zu verstehen gibt, daß man auf alles gerüstet ist, alles versteht, und alles herausbekommt und alle Gegner mit seinem Meduſenschild zu Stein gefrieren machen kann. . . . Was soll jenes Lächeln nun wieder zum Ausdruck

bringen? Hat nicht jener Händedruck etwas zu sagen? Dieses Zwinkern der Augen etwas zu unterschieben? . . . So geht die Prüde auf eine endlose und ewig aussichtslose Jagd auf Gebärde und Sprachgebrauch, Miene und Haltung ihrer Mitmenschen. Kein Wunder, daß ihr Gesicht und ihre Haltung am Ende an Gesicht und Haltung des paranoïden Menschen zu grenzen beginnen. . . .

So — aufgebaut auf dem tragischen Grunde des Bewußtseins von der Allgewalt eines, bei ihr selber schon im Erlöschen begriffenen aber noch nicht völlig dahingeschwundenen Triebes, und nicht selten verschärft durch dunkle, mit eben jenem Dahinsterben des Trieblebens zusammenhängende Eifersuchtsregungen und Minderwertigkeitsgefühle, — stellt sich die Haltung der Prüden als ein zum System erhobenes Gebilde von inneren und äußeren Verhaltensweisen dar, die im Grunde keinen anderen Zweck verfolgen als den, eine als bresthaft erkannte latente Schwäche des psychophysischen Systems nicht nur vor den Augen der Welt, sondern, — und eben dies ist die ungleich schwerere Bürde, — erst recht vor dem eigenen Bewußtsein zu verhehlen oder irgendwie mit Gewalt zu kompensieren. Nicht nur gilt es, die leisesten und letzten Zuckungen der Libido in sich niederzuringen und niederzuzwingen, — denn das kann der Fakir beinahe bequemer —, sondern sie, wenn möglich, durch unablässige und systematische Arbeit in den Dienst eines gesteigerten Geltungsbedürfnisses vor den Augen der Welt in das Licht der Rampe zu rücken und zu stellen. Die Prüde ist eine Heroine und ein Opfer ihrer zum Idol erhobenen und mit dem Reflexlicht des Dogmas überblendeten Scham.

So kennzeichnen verfrühte und verstärkte Triebhaftigkeit auf der einen und konstitutionelle Neigung zur Selbstkritik gepaart mit einem unüberwindlichen Mißtrauen gegenüber ihren Mitmenschen auf der anderen Seite die tragisch gespaltene Wesenhaftigkeit des prüden Menschen. Abweisung wird deshalb die Dauergebärde der Prüden, Gram und Enttäuschtheit ihre schließliche Signatur. Denn darüber vermag sie — klug, wie sie ist — auf die Dauer sich doch nicht hinwegzubetrügen, daß ihr heroischer Kampf um die Brücke in diesem, vom Triebe beherrschten Dasein ein verlorener ist: bleibt doch der Trieb, was man auch sagen und tun möge, am Ende immer und überall der ungekrönte Basileus des Lebendigen.

Und so nimmt denn die Prüde, wie alle Kämpfer auf verlorenem Posten, die Haltung des Hasses und die Gebärde des Ingrimms mit in das Grab. Jenes tragische „repliement sur soi-même", das nach einem treffenden Worte Hesnards so bezeichnend ist für alle an innerer und äußerer Vereinsamung Leidenden, bleibt auch für die Prüde im tiefsten Grunde charakteristisch. — Die Schamhafte erlebt wohl Siege wie Niederlagen, und gewiß Niederlagen ungleich öfter als Siege;

aber eben an diesen Niederlagen und Siegen richtet sie sich, wie eine Ranke zwischen Wind und Schatten, langsam immer höher aufwärts zum Licht; die Prüde hingegen verdorrt bei lebendigem Leibe, aber sie bleibt noch im Tode ein karyatidenhaft erstarrtes Monument ihrer sich selber verzehrenden Energie. Sie stirbt, weil sie der „Bestie in uns" keine Konzessionen zu machen geneigt ist, und sie erhält — wie die Mumien der Pharaonen — die Hoheit des Herrscherwillens der großen Seele noch über den Staub des Grabes hinaus. Das Leben aber ist eine fortlaufende Konzession an die irrationale Basis, auf der es erwachsen ist[1]).

* * *

Eines der am frühesten erkennbaren Zeichen der erwachenden Prüderie im Gegensatze zu rein intuitiven Schamhaftigkeit des jugendlichen Menschen ist, wie alle analytisch geschulten Erzieher im Umgang mit der Jugend immer wieder erfahren können, das Gewahren des Nackten im Kunstwerk und am Getier. . . . Wo junge Leute vom Nackten in der Kunst — wir sprechen nur von der wahren Kunst in der Vollendung ihrer Erscheinung — erschrecken und fliehen, oder wo sie die Tatsache des Nackten am Tiere gewahren und bedauern,

---

[1]) Lessings Bemerkungen über das Wesen der Prüderie bei W. Oehlke „Lessing" (Berlin, 1913), I, S. 422. —
P. Langenscheidts verfehlte Deutung in seiner „Diplomatie der Ehe" (Berlin, 1919), S. 333.

Die Definition La Bruyères, in den „Caractères", ed. Groeber, S. 93; diejenige der „Encyclopédie" im XIII. Bande (Neufchatel, 1745), S. 548. Zur Wortgeschichte von „prüde" vergleiche man die Angaben bei Brunot, „Histoire de la Langue Française", 1909, Bd. III, I, S. 153 ff. (Als Schöpfer des Wortes gilt der Abbé De la Pure [1656]). Voltaires — übrigens herzlich unbedeutendes — Lustspiel „La Prude", in Beuchots Ausgabe der „Oeuvres", Bd. IV, bewegt sich ganz in der herkömmlichen Denkweise der Encyclopédie. Aber es ist, um es noch einmal zu sagen, grundsätzlich irrig, in der Prüden eine Heuchlerin zu sehen, die aus Rachegefühl über verpaßte oder entschwundene „Gelegenheiten" handele. Zu den allgemeinen Bemerkungen dieses Abschnittes vergleiche man besonders K. Birnbaum, „Der Aufbau der Psychose" (Berlin, 1923), S. 66 ff; K. Albers, „Begriff und Methodik der Deutung", in O. Schwarz, „Psychogenese und Psychotherapie" (Wien, 1920), S. 112 ff.; sowie über die Prüderie des Weibes „entre les âges", die treffenden Bemerkungen Kahns in Bumkes „Handbuch der Geisteskrankheiten", Bd. V, S. 449, und O. Albrecht, „Psychopathologia sexualis des Weibes", in Halban-Seitz, „Biologie und Pathologie des Weibes", Bd. III, S. 198.

Der Ausdruck: „repliement sur soi-même" bei Hesnard, „Les Grands Syndrômes Neuropathiques" (Paris, 1927), S. 35, und der im Anfang angeführte vom „paranoïden Auf-der-Lauer-Liegen" der intellektuellen Frauen gegenüber dem männlichen Triebleben bei A. Hauptmann (Halle), „Der Einfluß der Generationsvorgänge usw. usw.", in „Hirschs Archiv f. Frauenkunde und Konstitutionsforschung", XV, (1929), S. 397.

Über Prüderie bei Kindern und ihre Bewertung vergleiche man z. B. Cyril Burt, „The Delinquent Child", S. 559, Helene-Frid. Stelzner, „Weibliche Fürsorgezöglinge", S. 165, K. Schjelderup, „Die Askese", S. 81, u. a. oft.

da kann man gewiß sein, daß man es mit innerlich mißgeschaffenen oder zügellosen bzw. pathologisch gestörten Menschen zu tun hat. Die schamhafte Jugend weiß nicht, daß es nackte Tiere und unbekleidete Kunstwerke gibt.

Daß die Tiere nicht nur völlig unbekleidet zur Welt kommen, sondern auch — wofern man von den rheumatischen Schoßhündchen älterer Damen absieht — ihr Leben lang ohne Kleider auf dieser Welt umherwandeln, das wissen wir alle, und wissen wir alle sozusagen auch wiederum nicht. Irgend einmal werden wir dessen bewußt, daß dem so ist und seit Anbeginn der Weltordnung war, und dann versetzt uns die neue Erkenntnis: „Das Tier ist nackt" wohl eine Zeitlang in eine gewisse Unruhe, die im Grunde nichts anderes ist als eine jener tausendfältigen aufstachelnden Erfahrungen des Lebens, durch die wir hindurch müssen und auch hindurch gelangen, ohne daß unsere Seele dabei eine vitale Knickung erleidet. Eines Tages entdecken wir, daß die Tiere und nur diese von Haus aus dazu bestimmt sind, nackt zu sein und zu bleiben — denn uns selber, Kulturgeschöpfe, wie wir nun einmal sind, uns kennen wir ja im Grunde nur noch als bekleidete Wesen —, und fast von der nämlichen Stunde an wissen wir es nicht nur, sondern verlernen es gewissermaßen automatisch sofort. Ja, bald sehen wir nicht einmal mehr, daß die Tiere „nackt" sind, in dem Sinne, wie etwa wir Menschen nackt sind, sobald wir uns aus irgendeinem Grunde unserer Kleidung für eine Zeitlang entledigt haben. Niemand Gesundes nimmt Anstoß daran: ein Pferd oder eine Eselin ist in dieser Beziehung nicht anders „nackt" als ein Motorboot oder ein Automobil, das heißt überhaupt nicht, und die Frage „Hengst oder Stute?" regt einen innerlich gesunden Knaben im allgemeinen ungleich weniger auf als die Frage Luft- oder Wasserkühlung bei einem Motor.

Anders die Prüde, die im Gegensatz zur Unschuld der Schamhaftigen das Nackte im Tier eben einfach nicht zu übersehen vermag. Sie sieht gewissermaßen mit einem mystischen Blinzeln immer wieder, daß die Tiere „nackt" sind, und empfindet diese Nacktheit des Tieres im Grunde als so deplaziert und die Sitte gefährdend, wie wir das prätentiöse Zurschautragen der Nacktheit in gewissen Zeitschriften jener modernen Bewegung, die sich ziemlich selbstüberheblich als Nacktkulturbewegung bezeichnet. „Wir werden noch den Pudeln Hosen anziehen müssen", soll schon jener biedere Polizeipräsident der Vormärzepoche einmal voll Verzweiflung ausgerufen haben, als die frömmelnde Kaiserinwitwe Ludovica den Hofballettdamen des Burgtheaters die Länge der Flitterröcke mit der Elle nachmessen ließ. Er wußte offenbar genau genug, wohin die Prüderie zielt.

Doch damit wir nicht unterlassen, auch für die Prüderie einer Aristokratin der heutigen guten Gesellschaft ein Beispiel

zu bringen, so erinnern wir nur daran, daß auch die nicht ohne Grund als geistvoll und welterfahren gerühmte Gattin unseres letzten Vorkriegsgesandten am Hofe von St. James in ihrem Reisebuch aus Aegypten sich allen Ernstes die Frage vorzulegen vermochte, wie es eigentlich komme, daß der mächtige Vogel Strauß „so gar keinen Flaum darüber trage“ (— man bemerke, „darüber“! —), wo doch die Taube sowohl als (!) der Geier ganze Höschen davon (!) „besitzen“, — wo denn noch durch den Lyzeal-Tertianerinnenstil von anno dazumal die prüde Gesinnung von Cathos und Madelon unverkennbar und schmerzerregend hindurchschimmert. Josef Ponten hat einmal in einem seiner Erstlingsromane diese weibliche Prüderie gegenüber dem Nackten am Tier und der Kunst als ein spezifisches Ergebnis der asketisch vereinseitigten Priestererziehung zu analysieren versucht: wir brauchen den Leser von Nietzsches magistralem Essai über die Bedeutung des Priestertums für die Ausbildung unserer moralischen Ideenwelt nicht erst auf dieses vielleicht interessanteste aller Kapitel der Problemgeschichte des Schamgefühls aufmerksam zu machen ...

So wenig wie das gottgeschaffene Tier, so wenig kennt auch jenes vom Menschen geschaffene Werk, das wir als schriftstellerisches oder Dichtwerk preisen, von Haus aus das, was wir als Nacktheit im Sinne des Erregenden zu bezeichnen hätten. Darf doch, wie schon ein Gang durch die Hallen der alten Meister zeigt, selbst die Madonna nicht selten die süße Holdseligkeit ihrer hüllenlosen Brüste ohne Bedenken gegenüber dem Triebhaften im Menschenherzen vor dem Beschauer offenbaren, da sie weiß, daß die echte Anbetung nicht strauchelt, und die wahre Reinheit nicht irre wird bei dem Anblick dessen, was das Leben erhält und benötigt. Nur die Lüsternheit weidet sich, wo die Anbetung versinkt; aber auch die Sinnenweide der Lüsternheit wandelt sich vor dem schlackenlos schönen Bilde des von der Magie der Kunst geadelten Lebens in lautere Verehrung und reine Liebe. Die religiöse Kunst darf deshalb mit den Worten des Buonarroti zu den Skeptikern sprechen: „Nicht meine Werke, eure Augen sind nackt und bedürfen der Binde!“

Doch wieviel Treffendes und Schönes auch über die Reinheit der nackten Kunst seit den Tagen der Wiedererweckung des Altertums von Künstlern und Richtern, Schriftgelehrten und Laien gesagt worden ist — die dunklen Gewalten der Angst vor dem schaffenden Dämon regen sich immer wieder und zerschmettern die Bronzen oder besudeln die Tafeln: Immer wieder nehmen irregeleitete Ikonoklasten am Kunstwerk eine bequeme Rache für ihre ununterdrückbaren Begierden, indem sie dem Schöpfer unterstellen, was sie selber hinter der Darstellung des Hüllenlosen in ihrem banausischen Gemüt zu wittern verurteilt sind —, und benützen die Robe des Richters oder das

Deckblatt einer fadenscheinigen Philistermoral als Mantel, hinter dessen Falten sie ungestört ihre Rache am Schöpfergeist der Kunst zu nehmen versuchen. Wie jene Gadarenischen Untiere bleiben sie im Ewig-Körperlichen stecken und begrunzen anderer, feiner beseelter Naturen lautere Speise, als wäre es ihr eigener Unflat.

Doch die Kunst, wie sehr auch das Banausentum sich ereifere, kehrt immer wieder zum Vollendeten-Nackten als einem ihrer stärksten Lebens- und Schaffenselemente ungebrochen und ungebeugt zurück. So war es und so wird es sein, solange schaffende Geister das Triebhafte in sich reduziert und ins Unvergängliche durchsublimiert haben. Nicht ohne Grund sind ja schon zwei der vollendetsten Schöpfungen der Urkunst des Menschen, die schlanke Venus von Laussel und die gewaltige Gliederpracht der Magna Mater von Willendorf, zu den ersten Huldigungen des schaffenden Geistes an die unsterbliche Idee des Nackten zu zählen, und nicht ohne Grund stellt die Fleckenlosigkeit der Aphrodite von Melos das antike, wie die kleiderlose Schönheit des Hodlerschen Knaben das Idealbild des modernen Menschentums dar. Kein wahrer Künstler vermag des Nackten völlig zu entraten, keiner darf prüde, keiner kann wahrer Künstler und zugleich schamlos sein.

Aber nur für den reinen und eigentlich „künstlerischen Künstler" — man verzeihe den Pleonasmus — gilt, was jener rätselhafte nächtliche Besucher in der Legende unseres Einleitungsabschnittes dem Fürsten der Mystiker als unaussagbares Geheimnis enthüllte; denn nur das Göttliche ist der Scham überhoben und bedarf keiner Hülle, um in den Tiefen des Adepten das Wunder jenes geläuterten Enthusiasmus zu wirken, den wir als künstlerische Schau unmittelbar neben die rein religiöse Anbetung zu stellen geneigt sind. Denn nur diese wahrhaft göttliche Kunst durchbricht das Geheimnis der ewigen Formen wie ein Blitz von oben die Wolken und verzehrt die nackte Gestalt in triebüberhobenes Entzücken. Das nackte Idol vermag daher den Gläubigen wie den Zweifler zu entzücken und zu beschämen: zu entzücken, da es die schönste Ahnung des Schöpferischen Geistes in der irdischen Hülle bedeutet, und zu beschämen, weil unsere Gebrechlichkeit noch im geheimen nach der Hülle verlangt, deren das Unvollkommene bedarf, weil es sich von der Durchleuchtetheit des vollendet Nackten noch wie das Kind vom Manne, die Raupe vom Schmetterling entfernt weiß. Nur das Halbvollkommene, das „Auch-Werk" der Kunst, wenn wir so sagen dürfen, erzeugt andere als gotthafte Gefühle und bedarf aus diesem Grunde des Kleiderwerks wie einer Entschuldigung und einer Maske: die Vollkommenheit der Form spricht, wie ihre Schwester, die Wahrheit, gleich dem Jahveh vom Sinai, in Flammen und Blitzen unmittelbar und hüllenlos an unser innerstes Gemüt.

So und nicht anders hat auch Goethe gefühlt, als er einmal bekannte, daß ihn der Anblick badender Kinder „gleich einer dreifachen Sonne geblendet" habe: jedermann weiß, was dem Olympier das Symbol der Sonne besagte. Und auch jene vielbefehdete Vision, die sich unter der Ueberschrift einer Reiseschilderung in die Schweiz in seinen Schriften Bürgerrecht zu erwerben gewußt hat, ist auf diesem selben Boden der mystischen Entrücktheit beim Anblick des nackten Körpers erwachsen, die sich am Bilde des hüllenlosen Schönen wie der Adorant an dem Wunder des reinen Aethers entzückt.

Wie fern und, fast möchte man sagen, wie verlogen erscheint neben dieser gotterfüllten Begnadetheit des großen Griechen aus Weimar die damenhaft beschränkte Prüderie der sonst so klugen und welterfahrenen Gattin des jüngeren Humboldt, die sich einmal bei dem bloßen Gedanken bekreuzigt, es könnte jemandem beifallen, zu vermuten, daß ihr — beiläufig bemerkt — damals etwa zehn Jahre zählendes Töchterlein Adelheid für die holdselige Nacktheit von Rauchs Psyche „anders als nur zu Kopfe" Modell gestanden haben könne!... Wem fällt, wenn man derartige, dem innersten Wesen der Kunst widerstreitende Aeußerungen der Prüderie zu Gesichte bekommt, nicht jenes prachtvolle Zornwort des aus der Südsee heimgekehrten Gauguin ein: „Wahrlich, die Eva eurer zivilisierten Vorstellungen macht uns Künstler beinahe zu Frauenfeinden?" ...

Aber auch der alte ehrliche Vater des neueren Turnwesens war eher prüde als schamvoll gesonnen, als er in einem der Schlußkapitel seiner Schrift über das „Deutsche Volkstum" versicherte, daß nackte Standbilder in jedem Falle als undeutsch und volksverderbend zu verwerfen seien. (Bekanntlich verwarf Jahn selbst die leinenen Stehkragen aus dem nämlichen Grunde.) Denn nicht das Nackte an sich, sondern vielmehr die tendenziöse Betonung von irgend etwas anderem als dem bloß Geformten *jenseits* des Nackten ist es, was den einfachen Sinn des unverbildeten Volkes am Kunstwerk irre werden und es beinahe zwangsläufig mit anderen als rein ästhetischen Gefühlen erfüllt werden läßt. Das reine Nackte — und wir betonen noch einmal, daß es ein reines Nackte von Haus aus gibt, das durchaus nicht, wie Freud will, als bloßes Sublimierungsprodukt auf dem Boden des Triebhaft-Libidinösen erwachsen, sondern eigenen Geblütes und eigener Strukturgesetzlichkeit ist —, das reine Nackte steht frei von Schuld jenseits der Grenzen von Prüderie und Scham.

* * *

„Es ist eine herrliche Sache um die Unschuld", ruft einmal der ernste Apostel des kategorischen Imperativs aus, um im nächsten Augenblick mit der ihm so eigentümlichen Kälte

hinzuzufügen: „Nur ist es auch wiederum sehr schlimm . . .“ Herrlich und schlimm zugleich ist es auch, wie um die Unschuld, so um die Schamhaftigkeit bestellt, die, das lieblichste Gewächs im Treibhaus unserer Gedankengefühle, am Ende ihrer Entwicklung — gleich jener Efeuranke in Goethes Elegie an Amyntas — danach trachtet, den Baum zu erwürgen, aus dessen Mark und Adern sie ihre Nahrung bezogen. . . .

Jedermann kennt die tiefe und zugleich lebengefährdende Unwidersprechbarkeit, mit der das Schamgefühl nicht selten schon im jugendlichen Menschen, aber erst recht bei erwachsenen Männern und Frauen auf der absteigenden Hälfte des Lebens auftritt, und die oft selbst die Vornahme der reflektorisch-schuldlosesten Verrichtungen des Daseins zur Unmöglichkeit macht. Das Schamgefühl ist Königin und Despotin der Seele. . . . Auf dem Boden rätselhaft-dunkler Gefühlsbeziehungen erwachsen und mit der immanenten Tendenz herangereift, zur Regelung des inneren Widerstreits zweier antagonistisch gelagerten Instinktsysteme dem Ganzen des Lebens zu dienen, droht das Schamgefühl, sich mit wachsender Kultur aus einer Dienerin des Daseins zu seiner Herrin emporzuschwingen und mit dem Fortschreiten unserer Intellektualisierung das Leben selber in seinen Wurzeln zu gefährden und zu paralysieren.

Das Messer des Skopzen, zu dem schon Origenes seine Zuflucht in diesem Konflikt der Konflikte zu nehmen sich entschloß, ist nicht so schneidend wie die Lanzette der Scham, die — wenn anders es in diesem Bereich ein Höheres und ein Niederes zu unterscheiden erlaubt ist — das Höhere in uns mitten im Genuß des Lebens von unserer triebhaften Basis abzuschneiden und aus dem blühenden Leib des psychophysischen Organismus ein innerlich abgestorbenes, dürres Skelett zu machen droht. Bezahlt doch schon heute ein nicht geringer, und vielleicht nicht der schlechteste Teil unserer Brüder und Schwestern die holde Gabe eines überfeinerten Schambewußtseins mit jener Gebrochenheit der inneren Linie, wo unter der Maske der angenommenen Frigidität oder der künstlich zur Schau getragenen Ataraxie der Fluch der Unfruchtbarkeit des Leibes und tiefste Verbitterung der Seele sich verbirgt.

Denn nicht nur der sinnlich gemeine Mensch, dieser Ewig-Gestrige, sondern ein jeder unter uns erlebt einmal in sich und an seinen Geliebtesten jene tragische Antinomie, von der einmal der Dichter des „Androkles“ mit bewegter Klage gesprochen: „Wenn wir unser Gelüst nicht befriedigen, geht unser Geschlecht zugrunde; wenn wir es nicht unterdrücken, gehen wir selber zugrunde . . .“ Lebensgesetz und Gesetz der Eigenbewahrung scheinen an keiner Stelle so unbedingt und so unversöhnlich gegeneinander zu streiten wie an diesem Punkte des Lebens, wo wir die Basis unserer eigenen individuellen wie der gesamten zwiegeschlechtlich geteilten Existenz gleichsam unter-

miniert zu glauben genötigt sind. Der moderne Mensch hat das physische Dasein dieser Welt beinahe bis in ihre letzten Strukturelemente hinein gemeistert; aber, das psychische Dasein in seinen abyssischen Tiefen zu ergründen und zu beherrschen, das hat weder Kultur noch Technik, weder Religion noch Vernunft, weder Polizeigewalt noch Weisheit auf die Dauer vermocht. „Eine Sexualität innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" hat es, solange Menschen auf Erden wandeln, nicht gegeben, und kann es auch, soweit wir des Menschen Tun und Handeln vorauszusagen vermögen, in aller Zukunft unmöglich geben: solange der Mensch Mensch sein wird, wird die Drüse in ihm immer wieder ihren tödlichen Stachel siegreich gegen alle sogenannte reine Vernunft erheben.

Siegmund Freud — man erlaube uns noch einmal den Namen des vielberufenen Mannes heraufzubeschwören, der vielleicht am tiefsten unter allen Sterblichen unserer Tage in das verwirrende Getriebe unserer innerer Dynamik heruntergeblickt hat — Freud hat einmal nicht ohne Grund die ärgernis-erregende Bemerkung geprägt, daß sich die heute Lebenden in ihrer Mehrheit „nur noch widerwillig dem Gebote der Fortpflanzung fügten", da sie sich dabei „in ihrer tiefsten Menschenwürde gekränkt" fühlten... Wir wagen nicht zu entscheiden, ob und in welchem Grade Altersmelancholie und angeborener Skeptizismus, das Erbteil einer müde gewordenen Rasse, bei der Formulierung dieses wahrhaft erschütternden Satzes Pate gestanden haben: die Tatsache jedenfalls läßt sich beinahe von den plumpen Händen der Statistik greifen, daß, je länger je mehr, gerade die feiner kultivierten und tiefer nach innen durchorganisierten Völker und Menschen in ihrem Verhalten jene tiefe und anscheinend unheilbar gewordenen „Diskordanz des Zusammenwirkens unseres inkretorischen Systems mit der höheren psychischen Tätigkeit" gewahren lassen, die festzustellen auch die nüchterne Exaktheit unserer objektiv arbeitenden Biologie nicht umhingekonnt hat. Der Intellekt, das „Ueber-Ich", der „höhere Mensch" in uns, oder wie man nun diese Kuppel unseres inneren Bauwerks zu nennen geneigt ist, sieht sich überall von den dunklen Gewalten des Animalischen in uns an die Wand gedrückt, befehdet und widerlegt: wie schamlos verlangt selbst in einem Cäsar, Napoleon oder Goethe die Drüse nach ihrem Recht! Vergebens scheint uns das, was wir das Ewig-Zukünftige in uns zu nennen ein Recht haben, Gehör zu verlangen; und so dünkt es uns fast, als wolle es lieber, daß wir ganz zugrunde gehen, als daß wir uns auf Kosten seiner angenommenen oder wahren Autonomie zum Sklaven eines unbelehrbar scheinenden Prinzips erniedrigen. Und so sehnt sich denn in diesem unlösbar scheinenden Konflikt ein Etwas in unserer Seele nach Erlösung: die Scham.

Doch wie sagt einmal der große Ire, den wir schon einmal zum Zeugen anzurufen Gelegenheit genommen haben, in seiner reizvollen Utopie „Zurück zu Methusalem"? . . . „Die Liebe ist ein Geschehen des Lebens und keine Illusion!" . . . Verlangt die Scham nach Distanz, so ruft die Liebe nach Nähe, und wo das höhere Ich sein stoisches „Niemals!" verkündet, da zischt die Libido ihr unüberhörbares: „Sieh her, da bin ich!" . . . Das höhere Ichbewußtsein mahnt uns: „Das Schamgefühl ist etwas, das kultiviert werden muß!" Der Trieb aber erwidert — und wer dürfte es dem Triebe zu widersprechen wagen? —: „Das Schamgefühl ist etwas, das in das System des Lebens, wie es ist, eingefügt und untergeordnet werden muß!" Niemand ist unter den Lebenden, der nicht sein Leben selbst einer Verkettung von Schamlosigkeit zu verdanken hätte. Und sowenig wie wir das Abbild unserer physischen Existenz im Spiegel oder auf der Leinwand des Künstlers völlig zu verachten vermögen, ebensowenig vermögen wir auch die Welt der Triebe völlig zu hassen und wegzuleugnen, auf denen sich mit unserer äußeren, auch die Grundlagen unserer inneren Existenz ein für allemal aufgebaut haben.

Eben aus diesem Grunde, aus der inneren Notwendigkeit, daß Scham und Schamlosigkeit im Leben — dürfen wir sagen „gleichermaßen"? — berechtigt und notwendig sind, eben darum geschieht es auch, daß immer und überall in der Kulturgeschichte der Menschheit — wenigstens soweit wir sie zu überblicken vermögen — eine Epoche der gröbsten Sansculottie einer Aera der Schamhaftigkeit, und eine Epoche der konzentriertesten Schamhaftigkeit einer Aera der Sansculottie auf dem Fuße gefolgt sind: die Renaissance dem Mittelalter, die Nachkriegsepoche der durch den Weltkrieg den Millionen aufgedrungenen und ins Gigantische gesteigerten Massenaskese von 1914 bis 1918. Immer verlangt das Leben nach Leben, und wäre es auch auf Kosten der Scham, und immer verlangt die Scham nach Scham, und wäre es auch auf Kosten des Lebens.

Irren wir uns nicht, so geht unsere Zeit, nach einem merkwürdig kurzfristigen Taumel anschließender Frivolität, einer neuen und mit großer Geschwindigkeit anrollenden Woge verfeinerter Schamhaftigkeit entgegen.... Nachdem noch vor kaum zwei Jahrzehnten das prüde Geschlecht der alten Weiber in Rock und Zylinder aus der immer wachsenden Zahl der Jugendherbergen und Massenfreibäder, sowie aus den Trainingsanzügen und dem Zigarettenrauchen unserer Gymnasiastinnen den nahenden Weltuntergang des Schamgefühls hatte voraussagen wollen, wird es heute „schon wieder modern, „schamhaft zu sein", wie uns ein Kulturpsychologe aus dem Lande der Kameradschaftsehe nicht ohne einige Verwunderung bekundet. Vielleicht ist auch die vielbesprochene neue Mode von 1930 nicht nur, wie auch wir zunächst anzunehmen geneigt

waren, eine kluge Erfindung der um Absatzförderung und Profiterhaltung besorgten Textilfabrikanten im Einvernehmen mit den Schneiderseelen der Rue de la Paix, sondern nur ein symbolischer Vorbote eines historisch notwendigen Gefühlswandels des alten und ewig neuen Europas, das sich seiner kulturpsychologischen Mission aufs neue bewußt zu werden beginnt...

Neue Moden, sagt man ja gern, gebären, wie neue Formen der Erotik, so auch neue Formen der Geselligkeit und der Scham. Uns Heutige aber, die wir die ethische Relativität und die Ambivalenz des Schamgefühls stärker und tragischer als alle vergangenen Epochen zu durchschauen gelernt haben, uns dürstet nicht nach Annullierung, sondern nach Vertiefung und Wiedererweckung der Scham[1]).

---

[1]) Auch hier nur einige Zitate. Die Kant-Stelle aus „Grundlegung der Metaphysik der Sitten" (Reclam, S. 35). Pathologische Überspannung des Schamgefühls s. Lange, in Kraepelin-Lange, „Allgemeine Psychiatrie", Bd. I (1927), S. 476. Freuds Äußerung über den zunehmenden Widerwillen gegenüber dem Triebleben in seinen „Gesamten Schriften", Bd. IX, S. 409. Die theoretische Begründung dafür („Diskordanz der inkretorischen und höheren psychischen Funktionen") bei Harms, „Körper und Keimzellen" (Berlin, 1926), Bd. II, S. 966. Das Paradoxon von der „Sexualität innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" von E. Barthel, „Die Welt als Spannung und Rhythmus" (Leipzig, 1928), S. 391ff., dessen Ausführungen neben manchem nur wenig Tiefen auch manches durchaus Beachtenswerte zu enthalten scheinen. Die Schlußbemerkung über das „Wiedermodernwerden" des Schamgefühls nach J. Lynch Williams „The Newest Generation", in „The North American Review", 1929, S. 173ff. Auf die Belege der sonstigen Zitate, besonders des mittleren Teiles dieses Kapitels mußte schon aus äußeren Gründen verzichtet werden.

***

# Papst Leos XIII. erste Begegnung mit Wilhelm II. (Oktober 1888) und Frankreichs vatikanische Politik

von Dr. Jean Lulvès, Archivrat

(Schluß)[1])

## VI. Französische Quertreibereien gegen den Einfluß Deutschlands im Vatikan.

Für die Stimmung in Rom und vornehmlich in Vatikankreisen sowie für ihre Beeinflussung von außen her war von durchaus nicht zu unterschätzender Bedeutung die Einstellung der Franzosen und ihrer Presse zur Romreise Wilhelms II. überhaupt und zu seinem Vatikanbesuch insbesondere. Noch während des Aufenthalts des Kaisers am königlich italienischen Hofe schrieb der bayerische Diplomat v. Neither am 16. Oktober aus Paris an seinen Ressortchef in München: „Die Reise S. M. des deutschen Kaisers und Königs von Preußen wird von der französischen Presse aufmerksam verfolgt und mit Mißgunst und Scheelsucht betrachtet und dargestellt. Wo nur irgend die Bedeutung vermindert oder irgend etwas Ungünstiges erfunden oder so ausgebeutet werden kann, geschieht es. Ueberhaupt ist der Haß gegen Deutschland, die Deutschen und alles Deutsche in den elf Jahren meines Hierseins niemals so stark und offen hervorgetreten, wie seit einiger Zeit. . . . Es ist dies hauptsächlich das Werk der Presse. Und selbst bessere Journale, wie beispielsweise „Temps", die sonst große Objektivität beobachteten, machen jetzt Chorus und, wo sie irgend gegen Deutschland und die Deutschen etwas anbringen können, tun sie es. Die Gouvernierenden aber haben teilweise nicht die Macht, teilweise auch nicht den Mut und den guten Willen gegen dieses verderbliche Treiben ordentlich vorzugehen." — Man

[1]) Im ersten Teile des vorliegenden Aufsatzes, der im Juni-Heft dieses Jahrganges erschienen ist und hier seinen Abschluß erhält, war die durch die Anmeldung des Prinzen Heinrich von Preußen gestörte erste Unterredung Papst Leos XIII. mit Kaiser Wilhelm II. nach gleichzeitigen Quellen, vornehmlich nach den Berichten österreichischer und bayerischer Diplomaten in Rom, behandelt worden mit dem Ergebnis, daß diese Störung in Rücksicht auf die preußische Hofetikette und in weit ruhigerer Form stattgefunden hat, als es alsbald von gegensätzlich stark interessierten Kreisen verbreitet worden ist, und daß sie einen sehr triftigen politischen Grund hatte: Der junge Kaiser sollte vor einer unbedachten und leicht folgenschweren Zusage bewahrt werden, die das Deutsche Reich verpflichten könnte, sich für eine Wiederherstellung des 1870 dem Papsttum vom nationalen Königreich Italien entrissenen Kirchenstaates, dem Drängen Leos XIII. entsprechend, einzusetzen!

erinnere sich, es war damals die letzte Periode des chauvinistischen Boulangismus!

Ganz in diesem Fahrwasser griff die französische Regierung zu einem äußerst raffinierten Mittel, um den jungen deutschen Monarchen bei seinem ihr sehr unangenehmen Aufenthalte in Rom in Verlegenheit, womöglich in Mißkredit zu bringen. Bereits 14 Tage vorher konnte v. Podewils darüber (am 30. September) berichten: „Daß die französische Regierung ihren hiesigen Botschafter bis über den Besuch Kaiser Wilhelms hinaus beurlaubt, respektive ihm seinen Urlaub verlängert hat, wird in der (italienischen) Presse vielfach kommentiert. Diese Maßnahme wird jedenfalls um so auffallender infolge des Umstandes, daß bei Abwesenheit des Grafen Mouy voraussichtlich beim Empfange des diplomatischen Korps der damalige Geschäftsträger die französische Botschaft vertreten wird, welcher kein anderer ist, als Herr Gérard, der einstige Vorleser der Kaiserin Augusta, derselbe, dem bekanntlich an dem Erscheinen des berüchtigten Buches ‚La Société de Berlin', wenn nicht die alleinige Autorschaft, so doch ein bedeutendes Stück Mitarbeit zugeschrieben wurde." Die nun folgende Charakteristik des M. Gérard seitens v. Podewils enthält Ausdrücke wie: „Gefährliches Subjekt, ausgerüstet mit allen Waffen des Spähers und Intriganten; durch die Aufgeblasenheit seines Auftretens, seiner Manieren und Redeweise der widerlichste Gesellschafter" — im Besitze einer „brillanten Feder, deren spitzige Bosheit die hohe römische Gesellschaft in stetem Bangen erhält."

Selbstverständlich wollte der Kaiser, wie derselbe v. Podewils berichtet, „auf keinen Fall mit M. Gérard sprechen", und, vermutlich in der Hauptsache aus diesem Grunde, wurde eine Anfrage, bezüglich einer Aufwartung des diplomatischen Korps beim Kaiser, ablehnend beschieden. Schlimmer aber war es, daß beim Empfange im Quirinal, als sich die Herren des diplomatischen Korps bereits im Cercle erwartungsvoll aufgestellt hatten, Kaiser und König an ihnen vorübergingen, ohne ihrer irgendwie zu achten. Das verletzte tief und allgemein, auch Herrn v. Podewils in seinem diplomatischen Standesbewußtsein. Nicht ohne Verdruß schrieb er am 20. Oktober resumierend: „Kaiser Wilhelm hat seinerseits nichts getan, um das Publikum für sich zu erwärmen und demselben näherzutreten oder gar Ovationen hervorzurufen. Außer im engen Kreise zeigte er sich stets ernst und reserviert. Auch aus seiner militärischen Vorliebe hatte er kein Hehl gemacht. Der Römer aber hat hierfür am allerwenigsten Verständnis und Neigung. Von dem Verlaufe hier war der Kaiser im höchsten Grade befriedigt. Störende Zwischenfälle sind nicht vorgekommen."

Verstimmung in der Bevölkerung Roms erzeugte es auch, daß „der Kaiser dem Präsidium der beiden Häuser" — näm-

lich des Senats und der Deputiertenkammer — „nicht jenes Entgegenkommen gezeigt hatte, auf welches diese Körperschaften hier Anspruch machen", — ja daß er, indigniert „über die parlamentarische Herrschaft hier zu Lande, tatsächlich und absichtlich die Herren negligiert habe" (Podewils am 22. Oktober).

Die französischen Intriguen, den deutschen Kaiserbesuch gleich von vornherein zu kompromittieren, zeitigten einen ganz unerhörten Vorfall schon beim Einzuge des Monarchen an der Seite König Umbertos vom Bahnhof, laut „Germania", dem Berliner Zentrumsorgan. Von einem Neubau an der Einzugsstraße prasselte ein Regen kleiner rot bedruckter Papierblättchen auf die vorbeifahrenden Monarchen nieder mit den Inschriften: „Abasso la tryplice alleanza! Viva la Francia! Viva l'Alsacia e Lorrena! Viva Trento e Tryeste." Beide Souveräne waren durch diese Zettel rot bedeckt. 6 Kilo ähnlicher Zettel wurden dann, laut Riforma, beschlagnahmt, die für den Einzug in Neapel bestimmt waren — der sich an den Rombesuch anschloß —, und aus Marseille stammten. Inwieweit dabei, natürlich indirekt, die französische Regierung selbst ihre Hand im Spiele hatte, ist nicht bekannt geworden!

Ein Bild von der französischen Minierarbeit und ihren Ergebnissen im Vatikan erhalten wir fünf Wochen später aus dem eingehenden Berichte des neu ernannten österreichischen Botschafters, Grafen Revertera de Salandra, vom 16. November 1888: „Der Papst habe seine ganze Ruhe wiedergewonnen. Das Kardinalskollegium mit einer einzigen Ausnahme (Kardinal Melchers) aber unterstütze die Bemühungen der französischen Katholiken, die darauf abzielen, eine vollständige Aussöhnung mit Deutschland zu hintertreiben. Fast das ganze Jahr hindurch seien französische Prälaten und andere hervorragende Personen in Rom, und an der steigenden Gunst des Kardinals Ledochowski sei es erkenntlich, wenn der französisch-polnische Einfluß überwiegt. So sei es nun[1]). Was früher in einigen Tagen erreichbar war, dazu, meint Schlözer, brauche er jetzt ebenso viele Wochen. Seine Verhandlungen stoßen auf unsichtbare Hindernisse; es sei ihm lange nicht so schlecht gegangen, wie jetzt" . . . „Verletzte Eitelkeit, sagt mein Gewährsmann, habe auch die Zahl der Unzufriedenen vermehrt" . . . „Man habe im Vatikan überhaupt keine Orden verteilt, es aber doch im Quirinal nach einem mehrtätigen Aufenthalte tun müssen: Hinc illae lacrimae!"

Hier waren deutscherseits bedenkliche Mißgriffe begangen worden. Darunter vor allem: Nicht Rampolla, wohl aber

[1]) Am gleichen 16. November wiederholt in einem anderen Schreiben Revertera, daß „unter dem Eindrucke der Kaiserreise nach Rom, die französisch-polnische Strömung im Kardinalskollegium das Uebergewicht erlangt hätte."

Crispi hatte den Schwarzen Adlerorden erhalten, und zwar wenige Stunden nach dem Vatikanbesuch. Rampolla hatte sich mit einem bischöflichen Brustkreuz begnügen müssen. Ein an sich kostbares Geschenk, das ihn aber arg enttäuschte! Hatte Bismarck selbst die Nichtdekorierung Rampollas verschuldet, etwa als Rache — wie einzelne behaupteten — für mangelndes Entgegenkommen beim Kulturkampfabbau, so war das kleinlich und trug ihm unfehlbar empfindliche Folgen ein.

Beim Kardinal-Staatssekretär hatte unser Berichterstatter Graf Revertera, am 11. November 1888, seinen Antrittsbesuch gemacht. Dabei hatte er Gelegenheit, die Wirkung der französischen Umtriebe im unheilvollsten Reflex kennenzulernen. Ueber die Aeußerungen und Klagen Rampollas berichtet er: „Von Italien gar nicht zu sprechen, sei die Anwesenheit des deutschen Kaisers in Rom ein Unheil verheißendes Ereignis in dem Sinne gewesen, daß die dem Heiligen Vater zugefügten Kränkungen die Zukunft, insofern sie in den Händen Deutschlands liegt, in einem recht düstern Lichte erscheinen ließen.

Da das dem Botschafter unverständlich erschien, so fragte er, „welches denn die von Seiner Eminenz angedeuteten Kränkungen gewesen seien. Da beeilte sich der Kardinal zu versichern, es habe die (damals übrigens um genau einen Monat zurückliegende) Unterredung des Kaisers mit dem Hl. Vater durchaus einen würdigen, dem erhabenen Charakter der beiden Personen entsprechenden Verlauf gehabt. Nicht ebenso ruhig sei es aber im anstoßenden Zimmer zugegangen, wo Graf Bismarck den Eintritt des Prinzen Heinrich zum Papste vor der Zeit damit erzwingen wollte, daß er die diensttuenden Prälaten, welche ihrer Weisung gemäß den Augenblick zur Anmeldung des Prinzen noch nicht gekommen erachteten, auf das gröblichste beleidigte. . . ."

Hier endlich, einen vollen Monat nach dem Vorfall, erhebt sich aus der Atmosphäre französischer Verhetzung und persönlicher Verletztheit, aus dem Munde des staatsmännisch hochbegabten, in seiner Francophilie leider den Deutschen abgeneigten Kardinal-Staatssekretärs zum ersten Male für uns — nach den bis jetzt vorliegenden Quellen feststellbar — die übertrieben aufgebauschte Version über den Prinz-Heinrich-Zwischenfall. Sie lebt, als ständiger Vorwurf gegen Herbert Bismarck, gegen Bismarcksche Politik und germanische Brutalität, in dieser Form fort und ist jüngst (1927) von Dr. P. M. Baumgarten, der selbst aber damals als eben ernannter Cavaliere di Cappa e Spada, in einem Nachbarraum Dienst tat, also gar nicht Augen- oder Ohrenzeuge jener Einführungsszene gewesen war, in seinen „Römischen und anderen Erinnerungen" (S. 214) wieder aufgetischt worden. Wenn er sich dabei auf Mitteilungen des Maggiordomo beruft,

der doch wohl zweifellos viel ältere, jahrelange und nähere Beziehungen zu den österreichischen und bayerischen, beim Vatikan akkreditierten Diplomaten besaß, als zu dem jungen Assissenten an der Königlich Preußischen Historischen Station, der erst etwa 12 bis 13 Monate in Rom selbst verlebt hatte, so ist es einerseits auffallend, daß die von mir benutzten Berichte dieser erfahrenen Diplomaten den Zwischenfall weit ruhiger, sachlicher und ohne Effekthascherei behandeln, anderseits daß Baumgarten, der so vielseitige Beziehungen im Vatikan durchblicken läßt, so wenig von dem Inhalt des Gesprächs der Souveräne erfahren hat und gar nichts von den politischen Vorgängen hinter den Kulissen zu berichten weiß, ferner, daß in den von ihm gegebenen äußeren Daten über den Besuch sich mehrere recht auffallende Fehler befinden. Wertvoll ist seine Darstellung vor allem aber als Milieuschilderung. Sehr wahrscheinlich, daß, laut seiner Angabe, Graf Herbert Bismarck im entscheidenden letzten Momente, da dem „Königlichen Prinzen" der sofortige Eintritt verweigert blieb, diesen schließlich aufgefordert habe, aufzustehen und mit ihm fortzugehen[1]). Ein Versuch, eigenmächtig die Tür zum Papstgemach zu öffnen, war dabei überflüssig, womit schon die ausschmückenden Klatschgerüchte hierüber aus sich widerlegt waren, ganz abgesehen von dem ausdrücklichen Dementi des „Osservatore Romano". Unbeabsichtigt beweist übrigens Baumgartens eigenes Ungestüm, nur ja den Kaiserbesuch aus nächster Nähe mitanzusehen, daß dieses Ereignis damals tatsächlich als welthistorisch betrachtet wurde.

Die geschäftige französisch-polnische Propaganda scheint mehr und mehr *suggestiv* die Darstellungen über den kaiserlichen Vatikanbesuch und seinen Abschluß, sogar die Erinnerung einzelner Zeugen beeinflußt zu haben, so daß spätere Angaben von früheren *derselben* Personen abweichen, zum Beispiel hier bei Baumgarten, bei Podewils, sogar, wie wir später sehen werden, bei Schlözer. Wirkungen, die selbst bis nach Berlin gingen, gelegentlich unter Ausnutzung als Protest gegen

[1]) Inkonsequent erscheint Baumgartens Urteil in seiner Darstellung über den der Prinz Heinrich-Szene vergleichbaren Vorfall vor der Antrittsaudienz des Grafen Revertera am 27. April 1889, um 12 Uhr mittags, in der Sala degli Arazzi: Einer der Scopatori Segreti meldete, „der Botschafter möge kurze Zeit verziehen, Seine Heiligkeit würde sofort im Thronsaal erscheinen. Der Botschafter wurde gebeten, einen Augenblick Platz zu nehmen, was er auch tat, jedoch nicht ohne nachdrücklichen Einspruch dagegen zu erheben, daß man einen Botschafter bei seiner Antrittsaudienz warten lasse."

„Es war eine ungemein peinliche Lage", fügt Baumgarten hier hinzu, „da der Botschafter durchaus im Rechte war, und er mit der größten Genauigkeit, die ihm angegebene Zeit eingehalten hatte." — Und dort hatte es sich nur um einen Botschafter, nicht um einen Königlichen Prinzen gehandelt. Über den Vorwurf, daß der Prinz zu früh erschienen ist, äußere ich mich weiter unten.

die Bismarck-Dynastie, wie bei Waldersee und, ohne diese Protestfärbung, vielleicht auch bei der nachher zu erwähnenden Freifrau v. Spitzemberg.

Hinsichtlich Schlözers, den ich eben wieder nannte, berichtet Graf Revertera in dem bereits herangezogenen Schreiben vom 16. November noch, was ihm „Herr von Schlözer erzählt hat, der allerdings ein greifbares Interesse daran hat, daß die hochgehenden Wogen der Erregung sich bald gänzlich beruhigen. Er versichert, der Hl. Vater sei, noch bevor der Kaiser Rom verlassen hatte, darüber erschrocken, daß über den Verlauf der Unterredung im Vatikan so übertrieben pessimistische Gerüchte verbreitet wurden. Er habe aus eigener Initiative seiner Umgebung Schweigen geboten" . . .

Parenthetisch bemerkt, hatte dieses päpstliche Gebot die Folge, daß in der schon genannten Zeitschrift „Civiltà Cattolica" unter dem 24. Oktober 1888 vom Prinzen Heinrich — natürlich ganz unzutreffend — erzählt wurde, daß er, zu festgesetzter Zeit angekommen, in die Anticamera Segreta geleitet worden sei, wo er wartete, bis das Gespräch der Souveräne zu Ende war. Nachdem diese 30 Minuten eingeschlossen gewesen waren, hörte man die Glocke Seiner Heiligkeit. Prinz Heinrich und der kaiserliche Hofstaat wurden zusammen eingeladen, einzutreten. Es erfolgte die Vorstellung usw. So auf Seite 364. Unter dem 6. November, 125 Seiten weiter, heißt es jedoch, ebenso apodiktisch: Die Unterhaltung wurde in rauher Weise (bruscamente) unterbrochen durch den unvermuteten Eintritt des Prinzen Heinrich. Dieser peinliche Zwischenfall störte das Gespräch usw. Vom Grafen Bismarck ist aber dabei keine Erwähnung! —

In dem herangezogenen Berichte sagte Revertera weiter: „Auch Schlözer gibt zu, daß zwei Umstände den Hl. Vater besonders peinlich berührt haben: Erstlich, daß Prinz Heinrich, anstatt nach einer halben Stunde, wie verabredet war, schon nach 20 Minuten im Vatikan erschien und Einlaß begehrte, so daß der Papst, wie Schlözer nicht ohne Beigeschmack von Ironie beifügte, den effektvollsten Teil der vorbereiteten Ansprache nicht mehr an den Mann bringen konnte. Das zweite war das tendenziöse Hohn- und Jubelgeschrei der italienischen Presse..." Zu den hier in Uebertragung Reverteras vorliegenden Worten v. Schlözers haben wir seine erste und authentische Aeußerung an seinen Bruder, über den Kaiserbesuch im Vatikan, vom Tage selbst nachzutragen, gewissermaßen im Telegrammstil: „Im Vatikan an der Treppe stand der päpstliche Hof zum Empfang. Dann ging der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge hinauf zum Papst, welch letzterer ihm entgegenkam und ihn sofort zu einem halbstündigen vertraulichen Gespräch in sein Kabinett lud. Nachher Umzug durch alle vatikanischen Sammlungen, und um 5 Uhr — als

ich den Kaiser wieder sicher im Quirinalpalaste hatte — stimmte ich für mich ein Tedeum an. Es war keine leichte Arbeit[1])!"

Da liegt denn doch die Frage nahe: „Wäre der hier verantwortliche Gesandte v. Schlözer, an jenem kritischen Tage, auch noch zu einem stillen Dank-Tedeum fähig gewesen, wenn die Kaiseraudienz in einer so würdelosen und tumultuösen Art gestört worden wäre, wie es die von Kardinal Rampolla wiedergegebene Version behauptet hat? Ihm selbst hätte ein derartiger Spektakel zweifelsohne die Stellung gekostet!

Anscheinend war Schlözer persönlich die Störung durch die Ankunft des Prinzen und durch die darauf folgende Einführungsszene, der er selbst, laut preußischem Hofzeremoniell als einführender Diplomat, beigewohnt haben dürfte, damals gar nicht als so schwerwiegend aufgefallen!

## VII. Verhalten Leos XIII. zu Graf Herbert Bismarck.

Und wie verhielt sich Leo XIII. selbst gegenüber dem so schwer Angeschuldigten? Sollte sich Graf Herbert Bismarck wirklich einer solchen, an einen Skandal grenzenden Szene schuldig gemacht haben, so hätte ihn der Papst wohl nicht zu einer besonderen Audienz am Abende des nächsten Tages empfangen können — was als weiteres Gegenargument zu beachten ist, — wo ein österreichischer Diplomat, Okolicsányi, meinte: „Nach dem so trübseligen Verlaufe der Unterredung mit dem Kaiser wäre wohl die Audienz des Grafen Bismarck am besten gänzlich unterblieben." Im Gegenteil, die Audienz währte volle 1½ Stunden. Der Eindruck, den Leo XIII. von dem ältesten Sohne des bewunderten Reichskanzlers empfing, „war — nach Montels Informationen — ein ‚guter', man erkenne in dem Grafen Bismarck einen Staatsmann." Gleich von vornherein war in dieser Audienz Seine Heiligkeit für den Kanzlersohn persönlich günstig gestimmt, da dieser so klug war, auch die wirkungssichere Anrede „Sire", Majestät, zu gebrauchen. Herbert seinerseits war, wie er sich unmittelbar darauf einem heute noch lebenden Herrn geäußert hat, mit dem Verlaufe seiner Papstaudienz sehr zufrieden. Anderswo soll er gesagt haben, daß sich ihm „der Hl. Vater gegen Ende der Unterredung äußerst gütig und wohlwollend gezeigt" habe, wie Montel berichtete. Herbert Bismarck empfing übrigens als Geschenk eine goldene Medaille ausnehmend großen Formats mit dem künstlerisch fein gearbeiteten Porträt des Papstes von Bianchi. Ein Orden war ausgeschlossen, da auch der Kaiser keinen im Vatikan verteilt hatte!

So die persönlichen Beziehungen zwischen dem Papst und Herbert Bismarck, die nichts von einem etwaigen Groll

[1]) K. v. Schlözer, letzte römische Briefe (1924), Seite 130.

des ersteren gegen Herbert verraten. Sachlich aber hatte die Unterredung zwischen beiden am 13. Oktober mit einer prinzipiellen Dissonanz geschlossen. Den unmittelbaren Eindruck hiervon hat am Tage darauf der österreichische Geschäftsführer Okolicsányi also wiedergegeben: „So unglaublich es auch erscheint, der Papst hat allen Ernstes sowohl Kaiser Wilhelm als auch Grafen Bismarck den Anschluß Deutschlands an Rußland und Frankreich, als einzige Garantie des fortdauernden Friedens, angeraten. Der leitende Gedanke Seiner Heiligkeit war wohl die Sprengung der Allianz mit Italien.

Graf Bismarck betonte die Kriegsgefahr, die Notwendigkeit, die italienische Armee auf unserer Seite zu haben, die Wichtigkeit, Oesterreich-Ungarn, das Bollwerk des Katholizismus, gegen die Orthodoxie nicht zu isolieren.

Papst Leo, augenscheinlich erbittert durch die Freundschaftskundgebungen zwischen Kaiser und König (am Abend zuvor), vielleicht auch seiner letzten Illusion beraubt, gab seinen Gefühlen freien Lauf, und die Audienz endete höchst unerquicklich. Herr von Schlözer war auf diesen Ausfall Seiner Heiligkeit völlig unvorbereitet. Er hoffte, dem Kardinal-Staatssekretär eine bessere Umgebung zu schaffen und ihn dem französischen Einflusse zu entziehen. Er meinte, der Papst selbst stehe noch nicht unter diesem."

„Meines Erachtens war die Hoffnung", sagt Okolicsányi weiter, „Fürst Bismarck werde schließlich doch für die weltliche Macht in irgendeiner minimalen Form eintreten, das einzige Band zwischen Papst und Deutschland. Dies ist nun mit Frankreichs Zutun gerissen, und wir stehen dem Chaos gegenüber."

„Sowohl der Deutsche Kaiser, als auch Graf Bismarck", bemerkte der Botschafter v. Bruck, „waren über die Enunziationen des Hl. Vaters unendlich erstaunt", besonders Herbert Bismarck über die vom Papste an ihn gestellte „Zumutung, anders zu sprechen, als sein Kaiserlicher Herr, was nur ein kapitales Dementi von Berlin aus zur Folge hätte haben können."

Vom Tage des Kaiserbesuches im Vatikan, dem 12. Oktober, tragen wir noch ergänzend nach:

Nachdem sich der Monarch von Seiner Heiligkeit verabschiedet hatte, äußerlich höflich, aber kalt, bemeisterte er nur mit Mühe seine innere Erregung[1]), seinen Aerger über jene päpstlichen Enunziationen, der in ihm sogar tagelang stark nach-

[1]) Diese innere Erregung des jungen Kaisers soll sich, am Abend jenes historischen Tages bei dem königlichen Galadiner im Quirinal, in wenig vorsichtigen Wendungen entladen haben, — wie das auch dem Essayisten Heinrich Homberger damals in Florenz mitgeteilt worden ist (laut „Tagebücher Ludwig Bambergers" in der „Frankfurter Zeitung", 4. November 1931, Nr. 821-823).

zitterte, wie Professor Schottmüller das bei einer Unterredung noch drei Tage später feststellen konnte.

Damals im Vatikan suchte der Monarch in beschleunigtem Eilschritt, so daß die begleitenden Prälaten kaum mitkommen konnten, die Gemächer des Kardinal-Staatssekretärs auf. Ein kühler und sehr kurzer Höflichkeitsbesuch! Dann die im Programm angesetzte Besichtigung der vatikanischen Hauptsehenswürdigkeiten: Museen, Bibliothek, Sixtinische Kapelle und Sankt Petersdom, alles gewissermaßen im Fluge, in nervöser Hast, um möglichst rasch aus dem durch ein unangenehmes Erlebnis ihm verleideten Vatikan herauszukommen. Dazu nahte die Stunde des Galadiners im Quirinal! Alle weiteren Programmbestimmungen und -rücksichten waren über den Haufen geworfen! Von St. Peter — es war inzwischen $3^1/_2$ Uhr geworden — ging die Fahrt zurück, nicht zu Schlözers Palazzo Capranica, sondern programmwidrig direkt zum Quirinal des papstfeindlichen Königs. Im Galawagen neben dem Monarchen sein Bruder!

Nicht sofort, wie behauptet wurde, sondern erst am Abend, empfing der Kaiser den vom Papste fast tödlich gehaßten italienischen Ministerpräsidenten Crispi und dekorierte ihn, nach einer längeren Aussprache, mit dem Schwarzen Adlerorden — just mit dem Orden, auf den gerade damals Kardinal Rampolla sich sehr starke Hoffnungen gemacht zu haben scheint. Dem Vatikan gegenüber, den er wenige Stunden zuvor verlassen hatte, unleugbar ein Affront seitens des jungen Monarchen, der, bei seiner Impulsivität, sich in der Unterredung mit Crispi allzusehr durch dessen vorgebliche staatsmännischen Eigenschaften hatte blenden lassen. Ueberschätzten doch damals viele, dank seines Posierens, Crispis Persönlichkeit, der ja darauf ausging, als europäischer Staatsmann mit einem Bismarck gleichgestellt zu werden.

Unmittelbar darauf an jenem Tage im Quirinal das Hofgaladiner, bei dem Wilhelm II., zu Umberto gewendet, im offiziellen Trinkspruch den Ausdruck: „Hauptstadt Euer Majestät" gebrauchte, allerdings ohne Rom namentlich zu nennen — ein programmatischer Ausdruck, der ihm naturgemäß im Vatikan ebenfalls stark verübelt wurde! Denn nun erschien die große politische Frage: „Wem gehört Rom" als entschieden — zugunsten des geeinten Italien, unter der Krone Savoyen!

Daß Kaiser Wilhelm anderseits etwa seinem Bruder wegen störenden Zufrüh-Erscheinens bei dem Vatikanbesuch irgendeinen Vorwurf gemacht habe, hat sich bis jetzt nirgends angedeutet gefunden. Daß er ihn zu gemeinsamer Rückfahrt vom Vatikan nach dem Quirinal in seinen Wagen genommen hat, spricht dagegen!

## VIII. Kritik an den Uebertreibungen und Schuldfrage.

Den Zwischenfall von Amts wegen zu untersuchen, wurde von seiten der italienischen Regierung beauftragt ein anscheinend völlig unparteiischer italienischer Beamter — nämlich der Vorstand des Polizeikommissariats in dem an den Vatikan anstoßenden römischen Stadtviertel Borgo, Giuseppe Manfroni, der in 31jähriger Amtstätigkeit sich über alle Vorgänge im Vatikan ausgezeichnet unterrichtet gezeigt hat. Und so haben wir hiermit eine zweite italienische Quelle über den Vorfall! In seinen Erinnerungen: „An der Schwelle des Vatikans" (Sulla soglia del Vaticano, 1870 bis 1901, II, 1920) wirft Manfroni einem römischen Zeitungsreporter — nämlich dem des berüchtigten „Capitan Fracassa", der eine solche Notiz gebracht hatte — vor, daß er von dem Kaiserbesuch nur wenig selbst gesehen und den Rest sich aus seiner Phantasie ergänzt habe, so auch über den Prinzen Heinrich und über den Wortwechsel mit dem Maestro di Camera Leos XIII. Eine glatte Erfindung (una pretta invenzione), die aber seitens der italienischen Regierung eine Reihe von Anfragen an Manfroni veranlaßt hat. Was ihn noch einmal zu der Antwort verpflichtet habe, daß ein Nachgehen nach diesen den Lesern jenes Blattes aufgetischten Märchen nur doppelt verlorene Zeit bedeute!

Auf diesen Zusammenhang ging das hier sehr kritisch und mißtrauisch vorgehende Berliner Zentrumsorgan, die „Germania" vom 18. Oktober, also noch in den Kaisertagen selbst, ein mit der Notiz: „Ueber den... berührten angeblichen Zwischenfall finden wir heute abend in einem hiesigen Blatte ein Dementi, nach welchem [übrigens eine etwas abweichende Version] die Legende von ‚Maintenant ou jamais' völlig erfunden ist. Die ganze Legende ist auf eine Erfindung des römischen Blattes ‚Capitan Fracassa' zurückzuführen, welches denn auch auf das Dementi nichts zu erwidern mußte. So über den ‚angeblichen Zwischenfall' das Referat der „Germania". — Und nun Fürst Bismarck selbst, der bei dieser historischen Episode oder vielmehr bei diesem geschichtlichen Wendepunkt, gewissermaßen wie ein Jupiter, wie der Schiedsrichter Europas, im Hintergrunde thront! Daß ihm die Teilnahme des Prinzen Heinrich an der Romreise seines kaiserlichen Bruders an sich ursprünglich recht unangenehm war, hat er mehrfach, vor allem etwa acht Wochen später, am 3./4. Dezember 1888, der Freifrau von Spitzemberg offenbart. Unverblümt bezeichnet er dieses Mitreisen als einen „großen Unfug", der ihm unsägliche Not in Etikettensachen bereitet habe, und den er auf den Wunsch des „ekelhaften" Kapitäns Seckendorff zurückführte, zu reisen

und Orden einzuernten. In der Audienz habe der Papst, der je älter er werde, doch allerlei Einflüssen zugänglich werde, wirklich von Dingen geredet, die nicht besprochen werden sollten, und der junge Kaiser Geistesgegenwart bewiesen, indem er abbrechend bat, seinen Bruder einführen zu dürfen, der als Prinz von Preußen nicht antichambrieren dürfe. „Ob das in einer etwas rohen Weise geschehen, ist etwas anderes."

Nach der Einstellung des Fürsten ist hier eher zu erwarten: in einer etwas rauhen Weise. Daß hier ein Hör- oder Gedächtnisfehler der Freifrau v. Spitzemberg in ihren sonst so außerordentlich wertvollen Tagebuchnotizen vorliegt, kann nicht als ausgeschlossen erscheinen, besonders, wo sie hier auch „Prince Royale" mit Prinz von Preußen wiedergibt. Nebenbei bemerkt ist hier von einem Eingreifen des Grafen Bismarck keine Erwähnung.

Hinsichtlich eines vorgeblichen Zufrüh-Erscheinens des Prinzen im Vatikan darf angenommen werden, daß der Prinz den Palazzo Capranica mit militärischer Genauigkeit zur festgesetzten Stunde verlassen hat. Eine andere Frage aber ist es, ob nicht vorher die kaiserlichen Wagen mehr Zeit als angesetzt zur Fahrt gebraucht haben, weil sich der preußische Viererzug mit Spitzenreitern auf dem ungewohnten römischen Pflaster vorsichtig, fast im Schritt, fortbewegen mußte — trotz der mehrtägigen Proben, und wenn auch die prächtigen Rassetiere mit anderen Hufen beschlagen worden waren —, um einen blamablen, womöglich abergläubige Betrachtungen hervorrufenden Pferdesturz auf jeden Fall zu vermeiden, und des weiteren, ob nicht Empfang und Vorstellungen im Vatikan selbst mehr Zeit als angesetzt beansprucht haben, so daß die historische Unterredung um zehn Minuten und mehr zu spät begonnen habe. — Obgleich die Eingeweihten des während der Unterredung draußen in den Vorgemächern harrenden kaiserlichen Gefolges kaum geahnt haben dürften, daß die gefürchtete Wendung des Gesprächs zur römischen Frage hin viel schneller und krasser eingetreten war, als man geahnt hatte, so wuchsen doch draußen gewisse Befürchtungen, vor allem naturgemäß bei Herbert Bismarck, der sich für den Ausgang mit Recht verantwortlich fühlte, daß nämlich der junge Kaiser, dem die für die Mystik des Katholizismus empfänglichen Geistes- und Gemütsanlagen seines Großonkels, Friedrich Wilhelms IV., und seiner Großmutter, der damals noch lebenden Kaiserin Augusta, nicht fremd waren — von dem ehrwürdigen, im Feuer seiner gerechten Sache überirdisch beredten Greise sich schließlich doch noch so impressionieren lassen könnte, daß er Zusagen machte, die mit dem Tenor der deutschen Reichspolitik unvereinbar wären und zu äußerst bedenklichen Folgen führen könnten.

Es war der letzte, der äußerste Moment, dazwischenzutreten! Keinesfalls ist Prinz Heinrich zu früh hineingeführt worden, sondern, wie der Zusammenhang ergibt, im allerletzten Moment! Eine gewisse Entschiedenheit, soweit sie zur Erreichung des Zieles nötig war, ergab sich da als unausbleiblich!

Aber daß es dabei, bei diesem Zusammenprall zweier verschiedener Hofetiketten, zu „gröblichsten Beleidigungen", fast zum Skandal gekommen wäre durch Herbert Bismarck, der noch nicht 24 Stunden in Rom — einen so feierlichen und politisch nicht unwichtigen Moment an einem fremden Hofe nicht genügend respektiert hätte, wovon die wirklich gleichzeitigen Berichterstatter, darunter ein noch heute lebender Diplomat, der in nächster Nähe der viel behandelten Szene stand, nichts bemerkt haben — alles das waren Uebertreibungen! Erzeugnisse einer mächtig ansetzenden französischen Hetzpropaganda — gegen einen etwaigen neu aufkeimenden Einfluß Deutschlands im Vatikan. Zu ihrem Sprachrohr machte sich leider auch der Frankreich so geneigte Kardinal Rampolla; dabei war er ja gar nicht wirklicher Augen- und Ohrenzeuge jener Szene gewesen. Der gleich nach diesem Vorfall mit dem übrigen Gefolge in das Beratungsgemach hineingerufene, eben zitierte Diplomat, nämlich Exz. Ludwig Raschdau, hat auf dem Antlitz Seiner Heiligkeit nichts von irgend welcher Indignation erblicken können.

Und der alsbald nach der Vorstellung des Gefolges sich verabschiedende Monarch, hat bei seinen späteren Höflichkeitsbesuchen bei Leo XIII. — 1893 und 1903 — nie etwas von einem ihm nachgetragenen Groll bemerken können.

## IX. Die Enttäuschung Papst Leos XIII. und ihre Folgen für die Politik des Vatikans.

Papst Leo XIII. andererseits soll nach der furchtbaren Enttäuschung, die ihm der Kaiserbesuch gebracht hatte, und die auch ohne den Prinz-Heinrich-Zwischenfall unfehlbar eingetreten wäre, in seiner Erbitterung die Wiederaufnahme des Kampfes mit Preußen in Aussicht gestellt und entsprechende Andeutungen schon dem Grafen Herbert gemacht haben!

Besänftigend und mit Erfolg griff der Reichskanzler selbst durch Schreiben und Instruktionen an den Gesandten von Schlözer ein: Er begreife nicht, „wie der Heilige Vater im Besuche des Kaisers in Rom eine Bekräftigung der italienischen Besitzergreifung Roms sehen konnte". Beim Papstgespräche mußten „alle internen Beziehungen Italiens außer Spiel gelassen werden, daher auch Italiens Verhältnis zum Vatikan".

Noch schärfer formulierte diesen Vorwurf gegen den Papst v. Podewils in seinem schon angezogenen ressortwidrigen Bericht vom 8. November: „Daß der Verlauf, den der Besuch

des Kaisers im Vatikan genommen, kein glücklicher war, steht fest. Ebenso daß die Hauptschuld hieran den Vatikan, das heißt, den Papst selbst trifft, welcher der zweifelsohne getroffenen Vereinbarung zuwider, die Römische Frage nicht nur berührt, sondern zum Hauptgegenstand seiner Rede gemacht hat. . . Daß der in Illusionen befangene, altersschwache Greis in Ueberschätzung des Eindruckes, den er auf den jungen Kaiser auszuüben hoffte, selbst jenen Entschluß (zu solchem Vorgehen) gefaßt hat". . . .

„Die Verstimmung des Papstes soll übrigens nicht so auf die Besprechung mit dem Kaiser, als auf die Audienz des Grafen Herbert Bismarck zurückzuführen sein, der dem Papste in ziemlich schroffer Deutlichkeit all' seine illusorischen Hoffnungen genommen habe."

Leos XIII. wehmütige Resignation kam einen Monat nach dem kaiserlichen Besuche, gegenüber dem bereits mehrfach erwähnten Botschafter Oesterreich-Ungarns, Grafen Revertera, bei dessen Antrittsaudienz zu beredtem Durchbruch! Gewissermaßen ein Epilog zu den Beziehungen zwischen Papst und Bismarck, gesprochen von Sr. Heiligkeit, aber nicht objektiv, sondern durchweht von einer verständlichen Verbitterung: „Warum hat man mir diese grausame Täuschung auferlegt?" Ich kann mir darüber keine Rechenschaft ablegen. Zwischen dem Fürsten Bismarck und mir bestand volles und aufrichtiges Vertrauen. Wir haben zusammen an der Beendigung des Kulturkampfes gearbeitet. Ich bin seinen Wünschen zuvorgekommen und habe seine Versprechungen entgegengenommen. Dem Ansehen des Heiligen Stuhles hat er Ehrfurcht entgegengebracht, dadurch, daß er mich, als Schiedsrichter, den Karolinen-Streit beilegen ließ. Um dem Deutschen Kaiser Wilhelm I. einen Dienst zu erweisen, habe ich dem Ersuchen nachgegeben, und die Katholiken aufgefordert, für das Militär-Septenat zu stimmen. Alles ging glatt. Man verständigte sich über alles. Da wurde die Reise des jetzigen Kaisers beschlossen. Meine dringenden Bitten und Einwürfe sind nicht erhört worden: Mes instances ne furent pas écoutés. Der Kaiser ist gekommen. Und jetzt sehen wir die Folgen davon: Die Gewalttätigkeit, die mir angetan ist, wird sanktioniert. Man unterstützt die demonstrativen Erklärungen der italienischen Revolutionäre, indem man ihnen sagt: Tut bei euch zu Hause, was ihr wollt! Das ist euere Sache. Man gibt vor, nicht zu sehen, was man dort anrichten wird, nämlich Verfolgung der Kirche. Das also ist es, was ich zu erwarten habe! Und wenn Deutschland und Oesterreich diese Sprache an Italien richten, kann man da glauben, daß letzteres sich mit, wer weiß welchen Erwägungen des Mitleidens oder der Gerechtigkeit aufhalten wird[1])?"

[1]) Über die Bedeutung dieser Ansprache Papst Leos im Zusammenhange der Gesamtpolitik habe ich mich in meinem Aufsatze: Bismarck und die

Dieser Ausbruch des Pessimusmus Leos XIII. war übertrieben; er hat sich nicht verwirklicht!

Aber er leitete damals einen Wendepunkt in der Vatikan-Politik ein, die nun Rampolla ungehindert in das franzosenfreundliche Fahrwasser umlenken konnte, wenn auch der Papst selbst durchaus nicht blind war gegenüber dem „Trügerischen der französischen Lockungen", wie sie Graf Revertera am 30. November 1888 nannte. Doch im Juni des folgenden Jahres 1889 schien die Vatikan-Furcht reif für Frankreich zu sein. Der damalige französische Botschafter, Lefèvre de Behaine, fuhr zur Sondierung seiner Regierung nach Paris und kam im Juli von dort zurück, autorisiert, dem alten Papste in aller Form die Zusage zu geben, daß Frankreich die Lösung der Römischen Frage übernehmen werde, sofern sich Leo entschließen würde, Rom zu verlassen — wie es sich aus den Papieren Crispis[1]) ergibt. — Wohin zu verlassen? Etwa vielleicht nach Frankreich!? Ein neues Exil zu Avignon! In Vatikan-Kreisen selbst dachte man eher an Spanien, an Granada, vielleicht an Valencia, — in der damaligen Erbitterung über die Errichtung des Giordano-Bruno-Denkmals. Eine Bestätigung jenes (und anderer) Angebote Frankreichs an den Papst erhielt der italienische Ministerpräsident am 12. Juli 1889 vorgeblich durch glaubwürdige Informationen von anderer Seite. Rückfragen seitens des italienischen Botschafters in Paris, Menabrea, beim französischen Außenminister ergaben natürlich Dementis, die allerdings auf die italienische Regierung keineswegs überzeugend wirkten. Entscheidend aber war, daß sich Papst Leo XIII. seinerseits auf das sehr gefährliche Experiment, Rom zu verlassen, nicht einließ, — ganz im Sinne Bismarcks!

Jedoch verblieb er nunmehr im Fahrwasser einer Frankreich geneigten Politik, ganz im Sinne Rampollas, und bekundete diese Richtung immer offenkundiger, zunächst im Juli des folgenden Jahres 1890 durch ein Glückwunschschreiben an den national gesinnten Hauptvertreter des französischen Klerus, den Kardinal Lavigerie, wegen seiner Verdienste um die Fortschritte der katholischen, aber zugleich national-französischen Mission in Nord-Afrika. Also autorisiert und gestützt vom Oberhaupte seiner Kirche, trat nunmehr der äußerst rührige Lavigerie wenige Wochen darauf in einer aufsehenerregenden Rede unverblümt für die republikanische Staatsform in Frankreich ein, in dem berühmten Trinkspruch von Algier vom 12. November 1890, während bis dahin Papst und Geistlichkeit für Förderer der monarchischen Parteien in Frankreich, der Orleans und Bonapartisten, gegolten hatten.

Römische Frage (in der Monatsschrift ‚Hochland', München, Juni 1929) geäußert.

[1]) Francesco Crispi, Politica Estera (1912) 324.

Viele französische Bischöfe konnten diese überraschend erscheinende Schwenkung nicht so schnell mitmachen. Und einer von ihnen wandte sich mit einer Rückfrage an den Kardinal-Staatssekretär selbst.

Rampollas programmatischer Antwortbrief im Dezember 1890 schuf nun klare Bahn! Die katholische Kirche sei weder durch ihre Verfassung noch durch ihre Lehrsätze auf irgendeine Staats- oder Regierungsform festgelegt. Mit Gerechtigkeit und Klugheit gehandhabt, könne jede Regierungsform Vortreffliches wirken. Daher erachte es der Heilige Vater als ein nützliches Werk, wenn die französischen Katholiken den heilsamen Einfluß der Religion, durch Beteiligung an den Staatsangelegenheiten, zur Geltung bringen würden.

Daß diese Ausführungen seines Staatssekretärs „den Notwendigkeiten der Gegenwart und den Erwartungen Leos XIII. entsprechen", erkannte dieser ausdrücklich in einem zweiten Schreiben an Kardinal Lavigerie vom 24. Februar 1891 an. Unterstrichen wurde in einem von Rampolla zum mindesten inspirierten Artikel des Osservatore Romano mit dem Titel: „Frankreichs Vereinsamung" (vom 19. Juni 1891) diese Tendenz des Bundes zwischen der Kirche und der christlichen Demokratie, wohlverstanden, christlichen Demokratie in Frankreich. Ein Bund, der sich gegen das usurpatorische Italien richten sollte, so dachte Papst Leo, der nie die Wiedergewinnung des Kirchenstaates aus den Augen verlor und ihn nun mit Hilfe Frankreichs erhoffte, da ja das dreibündlerische Deutschland, beim Kaiserbesuch 1888, endgültig versagt hatte. Ein etwaiger Wiederannäherungsversuch dieses Deutschlands an den Heil. Stuhl hätte in den folgenden Jahren wenig Erfolg gehabt. Bei dem zweiten Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan, im April 1893, blieb Kardinal Rampolla, vorgeblich krank, unsichtbar, auch nachdem er damals endlich den Schwarzen Adlerorden erhalten hatte, — nur um jeglicher Bindung gegenüber der deutschen Politik von vornherein auszuweichen.

## X. Enttäuschungen durch Frankreich.

Anderseits reifte die Frucht des Werkes Rampollas in Frankreich, aber nicht in jeder Beziehung so, wie er und sein Papst es erhofft hatten. Wohl wurde Frankreich, im Innern gestärkt durch den Rückhalt an der Kirche, nach außen bündnisfähig und gewann Kraft durch seine Verbindung mit Rußland für die projektierte kriegerische Auseinandersetzung mit dem Dreibund, auf die Rampolla stets seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, selbst in den Tagen des ersten Kaiserbesuchs. Aber die allzu hingebende Stärkung der Klerikalen in Frankreich, besonders der sogenannten Ralliierten (Klerikale und Monarchistengruppe), ihre Verbindung mit der Armee, die sogenannte Verbrüderung von Säbel und Weihwasser, führten

zu Uebergriffen — das schlimmste Zeichen dafür die Dreyfuß-Affäre — und lösten seit 1899 eine starke radikale Reaktion aus; sie schuf die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich unter Waldeck-Rousseau und Emile Combes! Nebenbei bemerkt, Berichterstatter des Trennungsgesetzes war in der französischen Kammer ein junger sozialistischer Abgeordneter: Aristide Briand!

Die Trennung von Staat und Kirche! Der Zusammenbruch der französischen Politik Rampollas, die Verdüsterung der letzten Lebensjahre des über 90jährigen Papstes!

Die französische Regierung, nunmehr radikaler Parteifärbung unter Combes, hatte sich dem ihm verhaßten Italien genähert. Am 10. November 1900 erinnerte Leo XIII. den französischen Botschafter Nisard daran, daß er wohl die französischen Katholiken aufgefordert habe, die Republik anzunehmen, jedoch eine christliche Republik[1]), die Erbin sei der alten Traditionen, die die Rolle der großen katholischen Nation Frankreich weiterführe, aber nicht eine Republik von Sekten und Kirchenfeinden.

Schlimmeres stand noch bevor! Das französische Staatsoberhaupt, Präsident Loubet, sollte dem Könige von Italien, Victor Emanuel III., einen Besuch in Rom machen! Einen Besuch dem Usurpator in Rom! Das war ja eben den katholischen Staatsoberhäuptern vom Heiligen Stuhl seit dem 20. September 1870 strikte verboten, und nun war gerade Frankreich der erste katholische Staat, der dieses seit 34 Jahren beobachtete Gebot zu übertreten im Begriff war. Noch Leo XIII. erließ am 1. und 8. Juni 1903 durch den Kardinal-Staatssekretär Rampolla zwei geharnischte Proteste gegen jene Absicht, die trotzdem im folgenden Jahre verwirklicht wurde. Vom 24. bis 28. April 1904 weilte Präsident Loubet als Gast des italienischen Königs in Rom. Ein Besuch im Vatikan, nunmehr bei Pius X., war ausgeschlossen. Den feierlichen Protest des neuen Papstes gegen die Präsidentenreise sah laut offizieller Mitteilung an Kardinal-Staatssekretär Merry de Val die französische Regierung „als nichtig und nicht erfolgt an". Der französische Botschafter beim Päpstlichen Stuhl wurde abberufen, und dann die vernichtende Erklärung des Ministerpräsidenten Combes am 27. Mai 1904 in der französischen Kammer: „Frankreich erkenne die Forderungen des Hl. Stuhls ganz und gar nicht an. Es habe endlich mit den Ansprüchen der überlebten weltlichen Herrschaft des Papstes aufräumen wollen[2])!"

---

[1]) . . . „une république chrétienne, héritière des traditions et continuatrice du rôle de la grande nation catholique qu'est la France!"

[2]) . . . „en finir une bonne fois pour toutes avec la fiction surannée d'un pouvoir disparu depuis plus de trente ans!"

Mit welchen Gefühlen muß Kardinal Rampolla diesen Zusammenbruch seiner ureigensten Politik mitangesehen haben? Eine glückliche Fügung des Schicksals, daß das zu erleben Leo XIII. erspart geblieben ist, wenn er auch auf diese äußerste Beleidigung und empfindlichste Mißachtung des Heiligen Stuhls von seiten Frankreichs, wie gesagt, vorbereitet gewesen sein mußte.

Dafür hat der 93jährige noch eine gerade im Gegensatze dazu erhebende Genugtuung von seiten Deutschlands erleben dürfen: die stark persönliche Huldigung seitens Wilhelms II. bei dessen schon äußerlich überaus glänzendem dritten Vatikanbesuch am 3. Mai 1903[1]). Als sich bei der Begrüßung das Haupt des deutschen Monarchen tief über die ihm entgegengestreckten Hände des greisen Pontifex neigte, meinten Fernerstehende, der deutsche Kaiser küsse sie. Wenn dann Leo XIII. in seinen von Anerkennung und Lob geradezu überströmenden Worten an den Kaiser von einer Mission sprach, die er in dieser „Zeit, wo die meisten Souveräne Europas schwach, furchtsam oder religiös gleichgültig seien", dem Kaiser zugedacht habe, nämlich — „den sozialistischen und atheistischen Ideen entgegen — Europa wieder zum Christentum zurückzubringen", so sind diese, jetzt kürzlich durch den I. Band der Fürst-Bülowschen Denkwürdigkeiten[2]) bekanntgewordenen Worte Leos XIII. erst verständlich durch die tiefe Entrüstung und Erbitterung gegen Frankreich, das solange von ihm verhätschelt worden war und nun ihn so gründlich enttäuscht hatte, des Namens einer république chrétienne nicht mehr würdig. Und dahinter läßt sich herausahnen der wieder aus der Asche der Enttäuschungen aufglimmende Hoffnungsfunke bei dem von überirdischem Lebenswillen durchpulsten Greise, der nicht im entferntesten mit der Möglichkeit rechnete, daß er sich bereits in zwei Monaten zum Sterben niederlegen werde, — die aufglimmende Hoffnung, daß die seinen ganzen Pontifikat erfüllende heiße Sehnsucht nach Wiedergewinnung seiner weltlichen Souveränität vielleicht doch noch von dem in Bewunderung und Ehrfurcht vor ihm stehenden Herrscher Deutschlands ermöglicht werden könnte. Von dem dritten und letzten Vatikanbesuch ein leise angedeutetes Zurückgehen auf den ersten Besuch Wilhelms II. vor 15 Jahren, als Leo XIII. alle seine Hoffnungen auf Deutschland, auf Bismarck vergeblich gesetzt

[1]) Der Kaiser war im Vatikan vorgefahren mit einer Eskorte seines Regiments Garde du Corps, deren prächtige Gestalten und Uniformen dem greisen Papste sichtlich imponierten: ‚Questi sono davvero Germani', rief er aus. Als er dann vom Fenster dem abfahrenden kaiserlichen Wagenzuge nachschaute, soll er zu einem deutschen Cavaliere di Cappa e Spada seiner Umgebung wehmütig geäußert haben: „Was nutzen mir seine Kürassiere, solange sie nicht für mich kämpfen"!

[2]) Seite 613.

hatte. Aber Bismarcks Ueberzeugung, daß die Lösung der römischen Frage eine innerpolitische Angelegenheit Italiens sei und für einen nichtitalienischen Staatsmann unmöglich wäre, hat sich bewahrheitet im Lateran-Vertrag Benito Mussolinis!

Und wenn ein Staat mit diesem Ausgange der römischen Frage in mehrfacher Hinsicht wenig zufrieden ist, so ist das wieder Frankreich, das seinen eifersüchtig behüteten Einfluß im Vatikan, auch nach Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen, von neuem bedroht sieht. Frankreich, das — wie wir jetzt sehen — schon gegen das erste Auftreten des Deutschen Kaisers im Vatikan vorher und nachher — das ist der Herbert-Bismarck-Fall — mit den Intrigen und den Propagandamitteln gewühlt hat, die wir dann später im Weltkriege erst richtig zu erkennen und zu beurteilen gelernt haben!

★★★

# Inland und Ausland

## Zeitschriftenschau

### I.

Proteus Shaw hat auch zu seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstag (28. Juni 1931) keine Sekunde an Emeritierung gedacht. Er ist nach Rußland gereist, hat sich in Moskau von den „Sowjetgenossen" feiern lassen und hat zugleich für England und die übrige zivilisierte Welt, die nun einmal an solche bourgeoisen Gepflogenheiten gewöhnt ist, dem Traditionalismus seine Rechte gewahrt. So spiegeln die Geburtstagsgaben, die er der Welt anläßlich dieses Tages schenkte, ein etwas kunterbuntes Bild, aber für sich betrachtet, bleiben sie von eigenem Reiz, der allein darin schon liegt, daß sie uns jedesmal intime Kenntnis sehr verschiedener Schaffenepochen vermitteln. Da ist zunächst der noch ganz westlich orientierte Shaw, der sich endlich hat bestimmen lassen, auch sein Frühwerk ans Licht zu ziehen. Daß der Dramatiker noch vor seiner Journalistenzeit sich als Romancier erfolglos abgemüht hatte, war bereits bekannt: verschiedene seiner Romane lagen seit geraumer Zeit vor, waren aber kaum anders denn eben als Kuriositäten betrachtet worden. Nun soll auch der erste Roman erscheinen, und wenn er gewiß schon darum gelesen werden wird, Gewicht erhält er erst durch die übliche Vorrede, die diesmal nicht mehr und nicht weniger als ein aufschlußreiches, ja unentbehrliches Kapitel seiner Jugendgeschichte ist. Vor fünfzig Jahren geschrieben, wäre sie ein konfliktbeschwertes Stück aussichtsarmen Ringens geworden, jetzt läßt eine ironisch-beschauliche Weisheit alles in den milden Lichtern befreienden Lachens erscheinen. Es ist eine genußreiche Lektüre, die wir den letzten Heften der „Neuen Rundschau" verdanken, von der hier nur die im eigentlichen Sinne literarischen oder nunmehr schon literarhistorischen Partien Berücksichtigung finden können:

„Ich hatte als Romanschriftsteller keinen Erfolg. Ich sandte die fünf Romane allen Verlegern in London und mehreren in Amerika. Keiner wollte es damit wagen. Fünfzig oder sechzig Ablehnungen ohne eine einzige Annahme verstärkten in mir ein leidenschaftliches Selbstvertrauen. Durch nichts ließ ich mich entmutigen, ich erwarb mir eine übermenschliche Unempfindlichkeit gegen Lob und Tadel, die mir seither manchmal sehr nützlich gewesen ist; wenn sie auch manchmal meine geschäftlichen Angelegenheiten verzögerte, da ich der Veröffentlichung und den Aufführungen meiner Werke gleichgültig gegenüberstand, ja sie sogar ungeduldig als unwillkommene Unterbrechung meiner weiteren Arbeit empfand. Anstatt jede Gelegenheit zu ergreifen, um meine Werke vor die Oeffentlichkeit zu bringen, habe ich oft aus scheinbar stichhaltigen, aber in Wahrheit unerheblichen Gründen Vorschläge abgelehnt, auf die ich mich der Publizitätshascherei des normalen Autors zuliebe hätte stürzen sollen.

Nachdem ich fünf Jahre lang Romane geschrieben hatte, erkannte ich also meine Tätigkeit als vollkommenen Fehlschlag. Je mehr ich schrieb und je besser ich schrieb, um so weniger gefiel ich den Verlegern. Dieser, mein erster Roman, rief, obwohl zurückgewiesen,

zum mindesten Aeußerungen der Bereitwilligkeit hervor, künftige Versuche von mir zu prüfen. Blackwood nahm ihn sogar an, widerrief aber dann. Sir George Macmillan, damals jüngerer Partner des Hauses, sandte mir nicht nur einen recht langen und scheinbar wohlüberlegten Bericht des Lektors der Firma, John (später Lord) Morley, sondern schlug diesem sogar vor, in seiner Eigenschaft als Herausgeber der ‚Pall Mall Gazette' meine Arbeitskraft heranzuziehen.

Solche Antworten hörten aber mit meinem zweiten Roman auf; und ich konnte nicht wissen und war zu jung und unerfahren, um zu erraten, daß nicht ein Mangel an literarischer Fähigkeit meinerseits, sondern Widerstand gegen meine Produktion vorlag, der meiner Feindseligkeit gegen die ehrenwerte viktorianische Gedankenwelt und Gesellschaft entsprang. Man ließ mich ohne einen Schimmer von Hoffnung; und doch hörte ich nicht auf, Romane zu schreiben, bis ich, nachdem ich meinen fünften Versuch in riesigem Maßstab entworfen hatte, entdeckte, daß es besser sei, zu warten, bis ich mich innerlich weiter entwickelt haben würde. Und als ich nach einem journalistischen Zwischenspiel die dichterische Produktion wieder aufnahm, tat ich es als Dramatiker und nicht als Romanschriftsteller.

Vier oder fünf Romane aus der Zeit meiner Unmündigkeit, wie ich sie nenne, wurden schließlich unter Umständen, die ich in der bereits früher erwähnten Vorrede beschrieben habe, gedruckt. Aber der erste von ihnen wurde nie veröffentlicht. Während ich das alte Bündel öffne, wie ich es eben tue (es ist, wie wenn man ein Grab öffnete, das zweiundvierzig Jahre lang verschlossen war), finde ich einen Stoß Hefte, jedes zwanzig Seiten stark, und stelle mit einiger Bestürzung fest, daß ich einen Roman vor mir habe, der fast zweihunderttausend Worte enthält. Der Titel ist ‚Junger Wein'. Die Handschrift, leicht nach rückwärts geneigt, ist von so großer Regelmäßigkeit und Leserlichkeit wie die meines alten Kassabuches. Unglücklicherweise haben die Mäuse so viel von zweien der Hefte gefressen, daß das Ende der Zeilen fehlt. Das ist unangenehm, denn ich habe mir eben gesagt, daß ich es unterlassen müsse, die Arbeit des Lehrlings mit der Hand des Meisters zu verbessern; daß sie so bleiben müsse, wie sie ist; daß ich jetzt zu alt bin, um daran zu retuschieren, ohne neue Stilwidrigkeiten hineinzubringen, die peinlicher wirken können als das Mißverhältnis zwischen dem Stil von 1879 und dem Geschmack von 1921. Und doch, wenn die Mäuse zuviel zernagt haben, bin ich genötigt, wie Stevenson den emsigen Affen zu spielen und meine eigene Jugendmanier wie nur irgendein literarischer Fälscher nachzuahmen.

Man wird mich möglicherweise fragen, warum ich das Zeug überhaupt dem Druck übergebe; warum ich die Toten nicht ruhen lasse? Ich bin sehr gerne geneigt, so zu verfahren; aber irgendwie darf man solche Dinge doch nicht tun. Hätte Beethoven sein Septett für Blasinstrumente zerstört, als er bei der Neunten Symphonie und seiner Messe in D-Dur angelangt war, wären viele Leute, die von dem Septett entzückt sind und mit der Symphonie und der Messe nichts anzufangen wissen, auf leichtfertige Weise um einen Genuß gebracht; und obwohl mein Jugendstil heute durch seine Pedanterie meine Heiterkeit erregt, habe ich doch eine

große Achtung vor der umständlichen Gewissenhaftigkeit meiner ersten Versuche. Sie beweisen auch, daß ich ebenso wie Goethe von vornherein auf dem richtigen Wege war und daß eigentlich meine Kunst der Stoffbehandlung mehr gewonnen hat als der Stoff selbst.

Immerhin zweifle ich nicht daran, daß ‚Junger Wein' zum mindesten leichtsinnigen Bücherkäufern willkommen sein wird, die wahllos alles, was einem Roman gleichkommt, verschlingen, wie lächerlich unzeitgemäß er auch sein mag. Ich weiß, daß das Buch manchen Lesern besser gefallen wird als meine späteren Werke. Es muß wohl von einer gewissen Jugendlichkeit erfüllt sein, die zwar oft unsinnig und schwächlich, aber doch auch reizvoll ist, und die ich heute nicht wieder aufbringen könnte. Da ich zum Zwecke der Veröffentlichung und Wiederveröffentlichung zu irgendeiner Zeit die anderen vier Romane öfters gelesen habe, kann ich für die Genauigkeit meines damaligen Stils einstehen. Er war der Gipfel der Korrektheit. Ich habe mich in meinem ganzen Leben nie um einen Stil bemüht; Stil ist eine Art Melodie, die von selbst in meinen Sätzen mitschwingt. Wenn ein Schriftsteller das, was er zu sagen hat, möglichst genau und wirkungsvoll sagt, so wird der Stil schon von selbst kommen, falls er überhaupt einen hat. Aber eine Bedingung stellte ich mir in meiner Jugend: ich beschloß, nichts zu schreiben, was einem Ausländer nicht mittels eines Wörterbuches verständlich sein könnte, wie das Französisch Voltaires; daher vermied ich jeden Dialekt. (Später suchte ich soviel wie möglich Dialekt zu verwenden, als den lebendigsten Ausdruck der Sprache.) Folglich glaube ich nicht, daß man in der Sprache von ‚Junger Wein' Dialekt finden wird. Man wird auch die Sprache des Volksredners nicht darin erkennen, die Sprache, die aus so vielen meiner späteren Werke erklingt. Erst nachdem ‚Junger Wein' fertig geschrieben war, am Ende des Jahres 1879, trat ich zum erstenmal in einem kleinen Diskussionsklub, ‚The Zetetical Society' genannt, vor die Oeffentlichkeit, um im Zustand einer herzzerreißenden Nervosität meinen ersten Angriff auf das Publikum loszulassen."

Auch was er über seine Arbeitsweise mitzuteilen weiß, gehört unbedingt hierher:

„Eines Tages, als ich im Lesesaal des Britischen Museums saß und eben meinen fünften und letzten Roman, ‚An Unsocial Socialist', zu schreiben begann, sah ich eine junge Dame mit anziehendem und fesselndem Gesichtsausdruck, kühn, lebendig und sehr klug, an einem der Pulte arbeiten. Beim ersten Anblick dieses Gesichtes bildete ich mir im Geiste den Charakter dazu, und so entstand die Beschreibung von Agatha Wylie. Ich habe nie ein Wort mit jener Dame gewechselt, nie ihre Bekanntschaft gemacht; ich habe sie zwar unter denselben Umständen wiedergesehen, aber nur wenige Male; und doch, schriebe ich hier ihren Namen, der später in der Literatur einen guten Klang bekam (auch sie arbeitete damals vielleicht an einem Roman, dessen Held vielleicht einer durch mein Profil veranlaßten Eingebung seine Existenz verdankte), so würde sie bis an ihr Lebensende für Agathe Wylie gelten, und weiß Gott was für anstößige Erfindungen würden zur Aufklärung meiner vermeintlichen genauen Kenntnis ihres Charakters noch hinzukommen. Vorher und nachher habe ich lebende

Modelle ebenso unbekümmert, wie ein Maler es tut, und so ziemlich in derselben Weise benützt: das heißt, ich machte manchmal ein recht naturgetreues Porträt auf der Grundlage intimer persönlicher Bekanntschaft, und manchmal, wie bei Agatha, führte ich aus, was ein flüchtiger Blick meiner Phantasie eingegeben hatte. Im letzten Falle kam es manchmal vor, daß die Ereignisse, die ich unter dem Ansporn eines solchen Blickes frei erfunden hatte, der Wahrheit so nahe kamen, daß ich unverzeihlicher Verletzung von Privatgeheimnissen beschuldigt wurde. Ich kann kaum erwarten, daß man mir Glauben schenkt, wenn ich erzähle, daß ich einmal für eines meiner Modelle einen Diener erfand, und es sich nachträglich herausstellte, daß es tatsächlich einen solchen Diener besaß. Innerhalb der zwei Extreme: tatsächliche Porträtähnlichkeit und reines, durch einen Blick oder eine Anekdote angeregtes Phantasiegebilde, habe ich die Natur in den verschiedensten Graden von Wahrhaftigkeit nachgeahmt, habe in ein und demselben Buch oder Theaterstück Studien nach dem Leben mit jenen Typen, Zwischenstufen, herkömmlichen Gestalten aus Romanen und Schauspielen vereinigt, die als reine Phantasiegebilde gelten. Viele der Personen dieses ersten Romans haben Züge von Leuten, die ich kannte, Familienmitglieder nicht ausgenommen (von mir selbst gar nicht zu sprechen); und doch ist keine von ihnen ein Porträt; und mit Ausnahme einer einzigen sind die Modelle dem Publikum unbekannt. Diese Ausnahme war Cecil Lawson, durch dessen frühen Tod uns der einzige Landschaftsmaler entrissen wurde, der mich immer an die groß angelegten und fesselnden Schöpfungen eines Rubens auf diesem Gebiet der Malerei erinnert hat. Als ich in Victoria Grove wohnte, wohnten die Lawsons, Vater, Mutter, Malcolm und zwei Schwestern, in einem der schönen, alten Häuser von Cheney Walk in Chelsea. Cecil und ein anderer verheirateter Bruder lebten nicht im Hause. Malcolm war Musiker, und die Schwestern sangen. Die eine, ein Sopran, dunkelhaarig, lebhaft, drall und heiter, sang voll Freudigkeit. Die andere, ein Kontraalt, sang mit herzerschütternder Inbrunst des Ausdrucks, den sie noch dadurch vertiefte, daß sie sich ‚ästhetisch', wie man es damals nannte, kleidete, das heißt, im Stile Rossettis. Fräulein Lawson gelang diese Wirkung nicht durch unschöne Exzentrizitäten, die der Auffassung der ‚ästhetischen' Mode durch die vornehmen Modistinnen der feinen Welt soviel Lächerliches gaben, sondern durch sehr einfache, graue und braune Gewänder, wie sie jede schottische Frau hätte tragen können (ihre Eltern waren aus Schottland), und die irgendwie zu ihrem gewohnten traurigen, ja schmerzlichen Gesichtsausdruck paßten; so daß, wenn sie sang: ‚O betrüg' mich nicht, o verlaß mich nicht', sie nicht nur ein lebendes Bild darstellte, sondern auch ein Tongemälde. Cecil, der eben durch die wenigen Meisterwerke, die uns erhalten geblieben sind, zu Ansehen gekommen war, spielte eine große Rolle in der alten Grosvenor Gallery, die damals neu war und eine Periode des Glanzes mitmachte, die ihre Krönung in der Entdeckung von Burne Jones und Whistler fand ...

Cecil Lawson war der verwöhnte Liebling der Familie. Er dozierte würdevoll über Kunst in der paradoxen, krittelnden, unlogischen und phantastischen Weise, die ihm eigen war. Als ich

nach meiner kindischen und sehr aufreizenden Gewohnheit, Leuten zu widersprechen, um von ihnen etwas zu lernen, die Behauptung aufstellte, daß Whistler weit davon entfernt sei, zu den größten Künstlern aller Zeiten zu gehören, fand er nicht einmal eine schlagende Widerlegung, die mich vernichtet hätte, sondern stöhnte einen Augenblick lang undeutlich wie eine Uhr, ehe sie zu schlagen anhebt, und stieß dann die Worte hervor: Tizian, Turner, Rembrandt, Velasquez, Whistler. Er war ein hübscher Mensch, nicht groß, aber gut gebaut, mit gerade soweit gelocktem Haar, daß man ihm den Künstler ansah, er aber noch gesellschaftsfähig blieb. Ich hatte seine Arbeiten in öffentlichen Ausstellungen gesehen, nie in Privathäusern; und dank den Streifzügen, die ich als Knabe in der Dubliner National Gallery (denn damals wollte ich Maler werden und nie Schriftsteller) unternommen hatte, kannte ich ihren Wert. Sein früher Tod, der bald nach meinen Besuchen eintrat, mag den Sonntagabenden in Cheyne Walk ein schmerzliches Ende bereitet haben. Ich wagte es nachher nicht, mich dort aufzudrängen.

In ‚Junger Wein' stand er Modell für den Künstler Cyril Scott, ein erfundener Name, der seitdem durch einen englischen Komponisten berühmt geworden ist. Ich wählte ihn, weil Cyril dem Klang nach Cecil sehr ähnlich ist, und weil Lawson Schotte war. Aber ich muß den Leser noch einmal warnen, die Gestalt in meinem Buch für ein wahrheitsgetreues Abbild des großen Malers zu halten oder daraus zu schließen, daß seine Werbung, seine Heirat oder irgendeiner der Umstände, die ich für ihn erfand, Tatsachen aus seinem Leben bedeuten. Ich wußte nichts über ihn, außer was ich im Lauf meiner wenigen Besuche in Cheyne Walk beobachtet hatte; und ich habe auch später nichts erfahren. Er regte meine Phantasie an: das war alles."

„Immaturity" ist der Titel dieses Romanerstlings, und die ausgehenden siebziger Jahre umgrenzen zeitlich seinen Schauplatz. Zwanzig Jahre später ist der damals so erfolglose Autor schon ein namhafter Kritiker, dessen ätzende Formulierungen man längst fürchten gelernt hat, wenn man ihm nicht aus manchem anderen Grunde lieber nicht begegnet. Denn schon weiß man, daß hinter dem freundlich-schüchternen Menschen ein recht arroganter Sonderling im Jägerhemd steht, der Vegetarianer und Sozialist ist und für Richard Wagner und Henrik Ibsen unermüdlich wirbt. Einstweilen ist es nur der einflußreiche Musikkritiker, an den sich die Schauspielerin Ellen Terry mit einem Musikmündel wendet. Natürlich wird er schön die Finger davonlassen, aber die Art, wie er ihr, die sich nicht einmal direkt, sondern auf dem Umweg über seinen Herausgeber an ihn gewandt hatte, antwortet, ist so bezeichnend, daß es auch sogleich verständlich wird, warum dieser Briefwechsel auf ein Vierteljahrhundert nicht mehr abreißen wird:

„Sehr geehrter Herr, ich bat Sie um einen kleinen Gefallen. Dafür haben Sie mich dem Antwortschreiben des niedrigsten aller Menschen ausgesetzt, eines Feindes der Religion und Gesellschaft, eines schamlosen Aufrührers und Schurken, dessen Ansichten über das Frauliche, die Zierde meines Geschlechts, selbst den hartgesottenen Sünder erröten lassen, eines Vorkämpfers des Ungeheuers Ibsen, den, was allem die Krone aufsetzt, Herr Irving bei einem Bankett in Liverpool öffentlich verdammte, weil er

mich einen Ignoranten genannt hatte. Daher sind wir fortan geschiedene Leute" — übt er ironisch Selbstkritik!

Diese „fortan geschiedenen Leute" haben, wie gesagt, bis zum Jahre 1922 in bald lebhafterer, dann wieder ruhigerer Korrespondenz gestanden, die nun einen stattlichen und sogar schon vielberufenen Band ergeben hat (Ellen Terry and Bernard Shaw. A Correspondence. Edited by Christopher St. John. With a Preface by Bernard Shaw. Constable and Co. Ltd. London 1931). Kaum war nämlich die erste Luxusausgabe erschienen — seit wenig Tagen liegt auch die allgemeine Ausgabe (21 sh) vor —, so setzte sich Edward Gordon Craig hin, um in einem besonderen Buche Shaw die schwersten Vorwürfe über sein selbst für ihn unmögliches Verhalten zu machen. Wie er es sich habe einfallen lassen können, Liebesbriefe von solcher Intimität publizieren zu lassen! Wenn Shaw noch Schrittmacher seines Ruhmes benötigte, er und sein Verleger hätten sich keinen propagandistisch Geschickteren wählen können. Nur daß Leser, die von solcher Voraussetzung ausgehend zu dem Buch greifen, einigermaßen enttäuscht wären. Dafür werden sich noch mehr als die sonstigen Shaw-Bewunderer mit ihm zu befassen haben. Denn was auf diesen Blättern über drei Jahrzehnte hin erörtert wird, hat weit mehr als den hohen persönlichen Reiz, der von beiden Briefschreibern in oft verschwenderischem Maße ausgeht, ist zugleich eines der aufschlußreichsten und eigenwilligsten Kapitel englischer Theatergeschichte, wie es sich von berufenerer Seite kaum vorstellen läßt. Dazu geben aber nicht bloß die sorgfältigen Noten Christopher St. Johns verläßlichste Auskunft, Shaw selbst umreißt in der Einleitung, die kein bloßes epitheton ornans im Stil der Vorworte Thomas Manns ist, klar und treffsicher die ganze Situation der damaligen Schauspielerschaft, der Bühne und der Produktion und skizziert noch besonders in wenigen charakteristischen Zügen das Porträt Ellen Terrys als Künstlerin wie als Menschen, die ihm doch im tiefsten Grunde beide so fern bleiben sollten: die Künstlerin spielte als Partnerin Sir Henry Irvings Kitsch und Sensationen und höchstens einen Star-Shakespeare — und Ellen, die Frau, die von so vielen Männern Begehrte, an so viele Vergebene, heiratete, als sie einen Augenblick frei schien und für Shaw möglicherweise in Frage stand, da sie sich eben anschickte, endlich in seinen Stücken aufzutreten, einen ihr bis dahin wildfremden Schauspieler, der erstmalig auf der gemeinsamen Probe erschien, zu der ausgerechnet Shaw selbst ihn bestellt hatte! So huscht wohl auch einmal ein elegisches Gewölk über den sonst blauen Himmel ihres Einvernehmens und „G.B.S." glaubt es dann am besten mit dem schweren Geschütz fatalistischer Argumentation zerteilen zu können, die für ihn bei aller Resignation gewiß richtig ist: „Bedenken Sie, daß ich weder Ihr Liebhaber noch Ihr Freund sein darf; denn ein Tag der Abrechnung kommt für die Liebe wie für die Freundschaft. Sie würden sich bald wie der Ewige Jude vorkommen, der immer weiter muß; gibt es doch mit mir nichts anderes als ein unerbittlich zweckhaftes Zueinandergehören — meine Liebe wie meine Freundschaft sind nichts wert. Ich muß ‚gebraucht' werden: Baustein sein im festen Gebäude Ihres Lebens, bis ich zerbröckele. Nur wenn ich gebraucht werde, komme

ich zu Gefühl und zu Genuß meiner Existenz und meines Lebens. Alle meine Liebessachen enden tragisch, weil es die Frauen nicht verstehen, mich zu gebrauchen. Sie bleiben zu flach und überlassen alles meiner Einbildungskraft, bis beide eine grenzenlose Glücksleere und eine unaussprechliche Müdigkeit überkommt und der Ewige Jude weiter auf die Suche muß, wer das letzte aus ihm herausholen kann. Alles Wirkliche im Leben gründet sich auf wechselseitiger Verwendungsmöglichkeit: nur soweit Sie mich benötigen, halte ich Sie fest im Arm — darüber hinaus bin ich nur ein Luxusgegenstand, wo aber läge dann der Unterschied zwischen Liebe und Haß?" Daran also ist so manche Beziehung gescheitert — soll seiner Verehrung für Ellen Terry eines Tages eine gleiche Wendung drohen? So bittet er: „Kommen Sie mir nicht zu nahe. So schreiben wie ich kann niemand; immer haben meine Briefe ihre Originalität, aber persönlich wirke ich gar nicht originell. Alle Männer benehmen sich gleich einer Frau gegenüber, die sie bewundern. Sie sind so viel und so sehr bewundert worden, daß Sie die Symptome nur zu gut kennen. Und nicht viel anders ist es mir gegangen. Bis zu meinem 29. Jahr, jawohl: neunundzwanzigsten Jahr, war ich zu schäbig, um einer Frau zu gefallen. Ich lief in einem abgetragenen grünen Mantel herum, schnitt mir von Zeit zu Zeit die Manschetten mit der Schere zurecht und trat meine alten Stiefel immer mehr schief — dann fand ich eine Stellung und konnte mir einen neuen Anzug kaufen. Sofort lud mich eine Dame zum Tee ein und hing auch schon anbetend an meinem Hals... Und so erging es mir immer. Darum nehmen Sie sich in acht, denn wenn Sie auch nur einen Augenblick mit mir allein wären, müßte es Ihnen unfehlbar ebenso ergehen, und ich könnte Ihnen dann nicht einmal für meine gewohnte melancholische Zurückhaltung garantieren."

Hier spürt man den psychologischen Grund, warum diese beiden Menschen sich in alle den Jahren nur ganz selten und auch dann nur für kürzeste Zeitmaße gesehen haben. Aber was wäre auch sonst aus all den Meditittationen geworden: sie wären bestenfalls gesprochen worden, aber der Nachwelt verloren geblieben. Nun dürfen wir uns dieser gefühlsreichen Extempores freuen, von denen hier wenigstens noch drei kurze Ausschnitte — das erste von Shaw, die beiden letzten von Ellen Terry — geboten werden mögen: sie sind so sehr con brio ed appassionato, daß sie ohne Kommentar verstanden werden:

„Ich habe nicht oft Zeit ins Theater zu gehen, aber ich gehe doch, wenn ich kann. Eines Tages ging ich in eine Nachmittagsvorstellung und fand eine arme, unbegabte, ungepflegte und reizlose junge Schauspielerin, die sich pathetisch mit Ibsens „Frau vom Meer" abquälte. Sie gab, was sie hatte — ich dankte meinem Gott, daß ich nicht Theaterkritiker war und nicht zu Hause ihr sagen mußte, daß sie trotz allen ihren Bemühungen mehr Schaden als sonstwas angerichtet hätte. Das war der erste Akt meiner kleinen Erfahrung. Akt zwei war noch ein Theaterbesuch in einem anderen Theater. Da fand ich die Frau, die die ‚Frau vom Meer' hätte spielen sollen. Die Frau mit all dem namenlosen Charme, all der Geschicklichkeit und Vitalität — mit einem Wort: mit all dem Genie — und raten Sie, was sie

spielte? Eine Kinderei, deren künstlerische Leere ihrer einfach unwürdig war. Und das alberne Publikum klatschte rasend Beifall. Noch schlimmer aber, daß Verräter, die sich Kritiker zu nennen wagen, sie ermutigten, bloß weil die Schönheit der Darstellerin ihnen ihr bißchen Verstand und Gewissen wegschmeichelte; wie vernarrt waren sie von ihrem Spiel, als wenn sie damit ihr Bestes gegeben hätte. Ich war wütend. Wäre ich ein Gott gewesen und hätte sie mit solchen unvergleichlichen Gaben ausgestattet, ich hätte die Aufführung mit Donner unterbrochen und mit schreckenerregender Stimme gefragt, warum sie das heilige Feuer nutzlos verbrennen ließe, zu dessen Hüterin ich sie bestellt. Aber ich wußte, daß sie ihr ganzes Können sich selbst verdankte und von keinem zur Rechenschaft gezogen werden dürfte für den Gebrauch, den sie damit machte. So saß ich hilflos und ging endlich in ohnmächtiger Wut fort." Und Ellen Terry schreibt:

„Ach, was sind Sie gütig. Aber trotz all Ihrer Freundlichkeit werde ich heut abend nichts leisten. Nicht etwa, weil ich meine Wirkung dem Zufall überlassen hätte; alles, was ich geben will, liegt fest. Aber ich spüre die ganze Erdenschwere, sobald ich in dieser Rolle auf die Bühne komme. Nichts von Inspiration, Weichheit oder Traurigkeit. Alles ist mechanisch, alles wie eingeengt und eingeschnürt. Ich fühle nichts. Ich kenne mich selbst ganz gut; in ein paar Tagen wird alles anders sein. Es kommt wohl von physischer Ermüdung. Mein Kopf ist müde; mir ist alles gleich. Ich kann nicht denken, nicht fühlen — kann nicht. Wenn ich alle Einzelheiten sorgfältig überlegt und durchprobiert habe, steht alles plötzlich genau vor mir — nämlich wenn alles richtig läuft. Mit meinem Willen hat das nichts zu tun —, ich habe ein Gefühl köstlicher Erleichterung und plötzlich erfasse ich die ganze Situation im Stück, und alles ist herrlich. Aber heut abend ist nichts herrlich." Ein ander Mal dann wieder kann sie so von sich berichten:

„Henry hat an jedem auszusetzen und probt immer wieder von neuem; nur wenn unsere Szenen dran sind, meint er, wir könnten sie auslassen, und dann übe ich sie hinter der Bühne ganz allein oder hole mir jemand zur Kontrolle; dann kamen Henrys Szenen dran, und ich passe auf und kritisiere — mir geht dieser große Vorteil verloren. Hätten Sie mich proben sehen, so hätten Sie mich vor meinen Dummheiten bewahrt. Es ist schrecklich, wenn keiner an einem etwas auszusetzen hat. Henry will nicht, hat keine Zeit, und die übrigen sind dumm und halten mich für eine große Künstlerin und würden es nicht wagen... Ich freue mich, daß ich gut aussah. So muß es wohl gewesen sein, da alle es mir sagten. Ich freue mich. Das kommt wohl daher, weil ich mich gar nicht selbst spiele, wie die andern meinen, sondern weil ich mir wie jemand ganz anders vorkomme: so nett, so jung, so glücklich, immer in der Luft, leicht, körperlos."

Und nun endlich der dritte Shaw. Das ist der Fünfundsiebzigjährige, der mit den befreundeten Lord und Lady Astor nach Rußland geht, im Gewerkschaftshaus die Anwesenden mit „Towarischtschi" (Genossen) anredet, da er es aber englisch ausspricht, wohlwollendes Gelächter erntet und nun so fortfährt:

„Zu meinem Bedauern ist es das einzige russische Wort, das ich kann. Aber dieses Wort klingt mir seit dem — leider nur

kurzen — Aufenthalt in diesem schönen Lande besonders freundlich. Ich will die Gelegenheit wahrnehmen, um euch einiges über meine persönlichen Gefühle und über meine Freunde zu sagen, mit denen ich reise — über Lord und Lady Astor und den Marquis Lothian. Dies sind unglaublich reiche Leute: Kapitalisten und Grundbesitzer größten Maßstabes. Ihr dürft sie deshalb nicht verurteilen — sie können diese Tatsache nicht ändern. Nur das britische Proletariat und mit ihm das Proletariat der ganzen Welt können sie aus dieser Lage befreien.

Ihr könnt euch keinen Begriff von dem ‚Mute' machen, den wir aufbringen mußten, als wir es ‚riskierten', in das kommunistische Rußland zu reisen. Unsere schluchzenden Verwandten klammerten sich an uns und baten uns flehentlich, unser Leben nicht dieser gefahrvollen Unternehmung auszusetzen. Als unsere Freunde aber gesehen haben, daß wir entschlossen waren, die Reise anzutreten, haben sie uns mit riesigen Körben und Paketen versehen, die mit Lebensmitteln gefüllt waren — damit wir hier nicht Hungers sterben sollten. Sie haben uns Kissen und Bettwäsche und alle transportfähigen Güter der Zivilisation gebracht. Einige von ihnen brachten uns sogar Zelte, aus Sorge, wir würden hier sonst kein Dach über dem Kopfe haben. Der Eisenbahnkörper von der Grenze bis nach Moskau ist von Gegenständen besät, die wir aus den Wagenfenstern hinausgeworfen haben, als wir sahen, mit welchem Komfort, mit welcher Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit uns das neue Regime in Rußland umgeben hatte.

Es fällt uns schwer, unseren Dank für alles auszudrücken, was die kommunistische Regierung eures Landes für uns getan hat. Wir können nur sagen, daß, sollte es der Sowjetmacht gelingen, für alle Völker der Union die gleichen Bedingungen zu schaffen, die sie uns zur Verfügung gestellt hat — und wir glauben daran, daß es eines der Ziele der Sowjetmacht ist —, so wird Rußland eines der glücklichsten Länder der Welt werden."

War das vielleicht nichts anderes als ein improvisierter Behelf, so wird diese Erklärung für die Radiobotschaft, die Shaw für den Tonfilm „Lenin" in Leningrad gehalten hat, nicht ausreichen. Aber hören auch wir zuerst:

„Eure Majestäten, Mylords, Ladies und Gentlemen, Genossen und Proletarier!

Ich bin ein Revolutionär. Ich glaube, ich bin als Revolutionär zur Welt gekommen. Bis zum Jahre 1917 habe ich, wie wohl die Mehrzahl der Bewohner Englands, wo ich lebe und woher ich gekommen bin, den Namen Lenin nie gehört. Wir wußten wenig über Lenin. Andere Führer erzählten uns von seinen Werken, von seinen Entdeckungen, von seinen Ideen, die die ganze Welt umfaßt haben. Es ist interessant, daß er in anderen Ländern den gleichen Eindruck hervorgerufen hat, wie in Rußland. Ich weiß nicht, woran es lag, vielleicht war es ein geheimnisvoller Magnetismus. Er war nur ein Mensch, aber ein Mensch, der alle anderen überragte, ein Mensch, der nur mit wenigen in eine Reihe gestellt werden kann. Aber auch diese Reihe überragt er um einen ganzen Kopf. Er war nicht nur in Rußland als hervorragende Persönlichkeit anerkannt, sondern auch in Europa, wo man lange Zeit über ihn nichts gewußt hatte.

Daß jeder nach Moskau kommen und diesen Menschen so sehen kann, wie er hier zu Lebzeiten ausgesehen hat, macht einen erschütternden Eindruck. Wenn Ihr nach Paris kommt — ich bin dort mehr als einmal gewesen —, so könnt Ihr Napoleons Grab sehen. Das Mausoleum Lenins ist mit diesem nicht zu vergleichen — der Eindruck ist unvergleichbar, unermeßlich.

Ich weiß nicht, ob je ein anderer Mensch existieren wird, dem die gleiche Bedeutung zugemessen werden wird. Ich weiß nicht, welche Bedeutung man mir, und ob mir überhaupt welche zugemessen werden wird. Dies ist der einzige Tribut, den ich bringen kann. Ich bekenne einfach, daß ich ein Revolutionär bin, und glaube, daß ich kein Recht darauf habe, eure Zeit weiter in Anspruch zu nehmen.

Zum Abschiede möchte ich aber noch erklären, warum ich mich zu Beginn meiner Rede nicht nur an die Genossen, sondern auch an die ‚Majestäten, Mylords, Ladies und Gentlemen' gewandt habe. Ich weiß, daß unter den Personen, die mich hören werden, auch Könige sein werden. Obwohl ihrer nicht mehr viele geblieben sind, haben sie doch alle ihre eigenen Radioempfänger, interessieren sich sehr für den Tonfilm und werden mich hören. Aus diesem Grunde war ich so höflich, mich auch an sie zu wenden.

Ihr dürft nicht glauben, daß die Bedeutung Lenins Sache der Vergangenheit ist, weil Lenin nicht mehr lebt. Wir müssen an die Zukunft denken, an die Bedeutung Lenins für die Zukunft. Seine Bedeutung aber für die Zukunft liegt darin, daß, wenn der Versuch, den Lenin unternommen hat — der Versuch, den Sozialismus zu verwirklichen —, nicht gelingen sollte, die jetzige Zivilisation untergehen wird, wie viele Zivilisationen in der Vergangenheit. Wir wissen aus der Geschichte, daß es sehr viele Zivilisationen gegeben hat und daß sie beim Erreichen einer Entwicklung, wie die des heutigen europäischen Kapitalismus, entartet und untergegangen sind. Wiederholt haben die Vertreter der menschlichen Rasse den Versuch gemacht, dieses Hindernis zu umgehen. Es endete aber immer mit einem Fiasko. Lenin hat eine neue Methode geschaffen und hat das Hindernis überwunden. Wenn die anderen dem Beispiel Lenins folgen werden, wird eine neue Aera eintreten. Es wird uns nicht Zerstörung und Untergang drohen. Es wird für uns eine neue Geschichte beginnen, eine Geschichte, von der wir uns jetzt nicht einmal eine Vorstellung machen können. Wird die Zukunft mit Lenin sein, so können wir uns alle freuen. Wird aber die Welt die alten Pfade gehen, so werde ich mit Betrübnis diese Erde verlassen."

An die Könige und Gentlemen war wohl doch nur die Anrede gerichtet, während der Inhalt mehr den russischen Towarischtschis galt — aber schenken wir uns getrost die Auslegung, die der alte Proteus, nun schon einhalb Jahr über den Besuch bei Stalin hinausgewachsen, doch nur als Meilenstein gelten lassen würde!

## II.

Im zweiten Novemberheft der „Revue des deux mondes" nimmt G. K. Lukowski die im Mai 1931 durch Lepke in Berlin veranstaltete Auktion der Sammlung Stroganow zum Anlaß, der Sowjetregierung ihre Sünden auf diesem Gebiet der Kunst-

verschleuderung vorzuhalten. Man versteht den persönlichen Schmerz. Denn kurz nach der Oktoberrevolution des Jahres 1917 war es der Ueberredungskunst Lukowskis, der damals noch Konservator von Zarskoje Selo war, zusammen mit Lunatscharski gelungen, die Matrosen von Kronstadt, die das kostbare Palais des Grafen Stroganow zu ihrem Quartier erhoben hatten, in das Gebäude der Börse zu verlegen und so die wertvollen Objekte einer durch drei Generationen mit feinstem Verständnis fortgesetzten Sammlung zu retten. Als „Museum des Volkes" schien sie dann weiteren Zugriffen zunächst entzogen, bis die Regierung in ihrer immer drückenderen Geldnot anfänglich einige Stücke und hernach fast den ganzen restlichen Fundus veräußern mußte. Daß der russische Kunsthistoriker von dem verhältnismäßig niedrigen Erlös wenig erbaut ist, erscheint wohl begreiflich; um so auffälliger, daß er, wenn die Sowjetleute diese russischen Kunstschätze schon so zerstreuten, einem Austausch gegen französische Bildwerke der Gegenwart, die wie die Gemälde Chagalls und anderer Künstler der Sowjetauffassung näherständen, das Wort reden möchte! Hat er doch gerade selbst ausgesprochen, daß den Machthabern von Moskau die Kunstwerke nichts anderes bedeuteten als Holz oder Petroleum, Tabak oder Kaviar.

Wird also die Regierung Stalins auch weiterhin bemüht bleiben, sich dafür so hoch wie möglich in Devisen bezahlen zu lassen, so ist auf der anderen Seite die Beobachtung nicht abwegig, daß sie sich um so leichter von diesem Besitztum trennt, als es ihnen für die Arbeitermassen auf ganz andere Dinge als pflegliche Erhaltung einer fürstlichen oder zumindest bourgeoisen Tradition ankommt. Das geht ganz einwandfrei aus einem in dieser Hinsicht außerordentlich instruktiven Aufsatz von Professor K. E. Grialwitsch hervor, der in der „W. O. K. S.", dem Organ der Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande (die seit diesem Jahre, dem zweiten ihres Bestehens, auch in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheint) über den ersten allrussischen Museentag berichtet hat (Heft 4). Im Märzheft 1930 ist der Generaldirektor der Preußischen Kunstsammlungen, Wilhelm Wätzoldt, anläßlich der Centenarfeier unserer Berliner Museen, an dieser Stelle den Wandlungen der Museumsidee geistvoll nachgegangen — man lese es noch einmal nach, um am Abstand von diesen westlichen Ideen die jetzt vorgetragenen östlichen in ihrer ganzen Durchschlagskraft ermessen zu können:

„Vom zaristischen Rußland hat das Sowjetland eine kleine Anzahl von Museen für Kunst und Kulturgeschichte in den Hauptstädten geerbt, die, was die Qualität und die Zusammensetzung der Exponate anbelangt, erstklassig waren. Dazu gesellte sich eine Reihe naturgeschichtlicher Museen und eine geringe Anzahl von Museen in Provinzstädten. Alle diese Museen waren bestenfalls ernst und vollständig zusammengesetzte systematische Sammlungen. Als solche waren sie für die wissenschaftliche Forschungsarbeit sowie für die Lehrzwecke wichtig; es waren also Museen für Gelehrte. Oder aber es waren Kunstkammern, Anhäufungen von allerlei Raritäten, wo meistenfalls keine für Massenbesucher berechnete Exposition zu finden war. Nach der Oktoberrevolution

waren die ersten Jahre (1917—1923) vollständig der Organisierung und der Ansammlung von Exponaten gewidmet. Nachdem diese Arbeit vollendet war, und man einige organisatorische Schlußfolgerungen in bezug auf die Struktur der örtlichen und der zentralen Museen gezogen hatte, begann die zweite Periode (1924—1927), die man als die rekonstruktive bezeichnen kann. Man beschäftigte sich jetzt nicht bloß mit den Fragen der Kontrolle, der Aufbewahrung und der Konservation oder mit den Fragen der Entfaltung des Museennetzes und der Struktur der Museentypen, sondern man wandte sich den Problemen der Museen-Methodologie und -Methodik zu. Diese Probleme, eine Vertiefung und logische Fortsetzung der früher behandelten, haben ihre endgültige Gestalt im Jahre 1928 erlangt, als man zur Ueberzeugung gelangte, daß eine Reform der Museen nötig sei, da der Zwiespalt zwischen dem Leben, seinen Wirtschaftsbedingungen und dem Museenwesen immer krasser wurde.

Eine besondere Bedeutung wird gegenwärtig der Ausnutzung der Museen für die Propaganda aller Formen des sowjetischen Aufbaues beigelegt, sowie der Exposition des Museenmaterials von einem neuen Standpunkte aus, vom Standpunkte des dialektischen Materialismus.

Dieser Standpunkt bestimmte auch die Arbeit des Museentages während seiner 6 Plenarsitzungen.

Auf dem Museentag arbeiteten 10 Sektionen: für Geschichte und Erforschung der Lebensverhältnisse, für Naturwissenschaften, für Technik und Wirtschaft, für revolutionsgeschichtliche Museen, für Kunst, für antireligiöse Propaganda, für Kriegsgeschichte, für der Schutz der Denkmäler der revolutionären Bewegung, der Kunst- und archäologischer Altertümer, für politische Aufklärung, und eine organisatorisch-methodologische Sektion. Außerdem fand eine spezielle Beratung über die Museen für Heimatkunde statt.

Es wurden 3 Grundthemata aufgestellt, die in 11 Referaten behandelt wurden. Diese Themata waren:

1. ‚Die Methoden des dialektischen Materialismus und der Museenaufbau.' Dieses Thema wurde in 7 Referaten behandelt. Professor J. K. Luppol behandelte in einem gründlichen Referat allgemeinen Inhalts das Problem vom philosophischen Standpunkte aus. Professor B. M. Sawadowskij sprach über naturwissenschaftliche Museen, Bobinskij über Museen für Technik und Wirtschaft. J. K. Milonow über kulturgeschichtliche Museen, A. W. Schestakow über revolutionsgeschichtliche, A. A. Federow-Dawydow über kunstgeschichtliche Museen, und N. A. Schneersohn über Museen für Heimatkunde.

2. ‚Politisch-aufklärerische Massenarbeit des Museums', mit 2 Referentinnen: N. K. Krupskaja und R. N. Frumkina.

3. ‚Zweckſetzung bei Museen verschiedener Typen.' Referent — J. K. Milonow.

Der Hauptreferent für das erste Thema, Professor Luppol, stellte eine Reihe wichtiger Thesen über die Anwendung des Marxismus bei der Organisation von Museen auf. Der Hauptgedanke des Referenten ging dahin, daß die Aufgabe eines Museums in der Abspiegelung der sich bewegenden materiellen Wirklichkeit, der Dialektik in der Natur und der Geschichte der

Menschheit, liege. Nach der Ansicht des Referenten müsse ein Museum, mit Hilfe einer richtig organisierten, wissenschaftlich geprüften Exposition, nicht bloß eine Schaustellung, sondern ein Ruf und eine Anleitung zum Handeln sein.

Der Bericht des Direktors des Biologischen Museums, Prof. B. M. Sawadowskij, behandelte ‚Methoden der marxistischen Exposition der naturwissenschaftlichen Museen'. Der Berichterstatter stellte eine Reihe von Thesen für den Aufbau einer marxistischen Exposition auf. Seine Grundthesen waren: a) Einteilung des Materials nach einzelnen Problemen; die einzelnen Exponate dürfen kein isoliertes Dasein führen; b) alle Seiten des behandelten Problems müssen in einem systematischen Komplex umfaßt werden, ohne die Grenzen akademischer Disziplinen zu beobachten; c) dialektisch-historische Anfassung des behandelten Themas; d) maximale Dynamik bei der Schaustellung, durch Einführung lebendiger Objekte (Pflanzen und Tiere — ‚lebendiges Museum'), um das Studium der Natur in ihrer Dynamik, in ihrem Lebensprozesse, zu ermöglichen; e) maximale Biegsamkeit und Beweglichkeit der Ausstattung des Museums für einzelne Probleme; f) unbedingtes Aufzeigen der Methodik und der Technik der wissenschaftlichen Forschung; g) eingehende und leicht verständliche Etikettierung; h) maximale Benutzung der Illustrationen, als komplementären Materials, in Form von Karten, Plänen, Plakaten, Photographien, Maquetten usw.; i) maximale Mannigfaltigkeit der äußeren Ausgestaltung der Exposition; Einführung von Unterproblemen; j) Aufzeigen dialektischer Gesetzmäßigkeiten, die in der Natur vorkommen und nach welchen der Entwicklungsprozeß der Erscheinungen vor sich geht; k) Ueberwindung der Abgeschlossenheit und Lebensfremdheit der Museen (‚Museum in die Massen'); l) eine klare klassenbewußte Einstellung bei der Auswahl der Probleme für die Exposition. Zum Schluß berührte der Referent einige Probleme, die das von ihm projektierte zentralle biologische Museum behandeln muß.

Das Referat von Bobinski ‚Die marxistische Exposition in technischen Museen' weist diesen Museen folgende Ziele zu: die technischen Museen müssen als Werkzeuge der Industrialisierung betrachtet werden und müssen, zusammen mit den Schulen, zu Organen für die technische Umqualifizierung der Erbauer des Sozialismus werden.

Für Museen-Exposition wurden folgende Vorschläge gemacht: 1. das gesamte ausgestellte Material muß in seiner praktischen Anwendung, womöglich auch im Prozesse der Arbeit gezeigt werden; 2. es muß eine ‚kritische Geschichte der Technologie' geboten werden; 3. die Exposition muß nicht bloß die äußere Hülle des Dinges, sondern auch seine inneren und äußeren Gesetzmäßigkeiten aufzeigen; 4. die Exposition muß das technische Material nicht isoliert, nicht als eine Sachensammlung darbieten, sondern als eine soziale Technik, als ‚System der Produktionsorgane des sozialen Menschen'; das verlangt bei der Exposition eine enge Verbindung der Technik mit Naturwissenschaften, Mathematik und Wirtschaft.

Das dritte Korreferat war die Mitteilung des Direktors des Historischen Museums, J. K. Milinow, über die ‚Expositions-

prinzipien in Museum für Gesellschaftskunde'. In dieser Mitteilung wurde ausgeführt, daß die Museenexponate als eine „Kondensation der Arbeit" und Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse betrachtet werden. Daraus ausgehend, muß die Exposition die möglichste Expression bei der ‚Museumserzählung' anstreben, und zwar hauptsächlich nicht durch Etiquetten, sondern durch entsprechende Aufstellung der Exponate und Beobachtung einer richtigen Proportion unter denselben. Zum Schluß gab J. Milonow eine genaue Aufzählung der Fragen, die eine marxistische Exposition beantworten muß.

Das nächste Korreferat war der Frage ‚Marxismus und Leninismus in der Exposition des Revolutions-Museums' gewidmet. Der Referent A. W. Schestakov wies auf die Notwendigkeit eines engen Kontaktes des Museumsarbeiters mit dem Künstler hin, da bei der Exposition eines Revolutions-Museums durch die Werke künstlerischen Schaffens eine bedeutende emotional überzeugende Wirkung erreicht wurde. Deshalb werden Denkmäler der Kunst — Malerei, Skulptur, Graphik, Maquette, Zitate aus literarischen Werken — neben dem Grundmaterial für die Exposition des Revolutions-Museums benutzt. Als die beste Exposition wird die thematische empfohlen, welche die folgenden Themata behandelt: 1. revolutionäre Bauernkriege in der feudalen Gesellschaft, demonstriert durch Beispiele aus der russischen und westeuropäischen Geschichte; 2. die bürgerlichen Revolutionen im Zeitalter des industriellen Kapitalismus, in Rußland und im Westen; 3. die proletarischen Revolutionen im Westen (die Pariser Kommune) und die Oktoberrevolution; 4. die Befestigung der proletarischen Revolution in der USSR., der sozialistische Aufbau, der revolutionäre Kampf im Westen, in Amerika und im Osten in unseren Tagen; der Komintern.

Darauf folgte die Mitteilung von A. A. Fedorow-Dawydow, ‚Die Exposition der Museen für die Kunst', der in der Kunst-Sektion eine lebhafte Diskussion hervorrief.

Der Referent sagte, die Museen müssen, indem sie die Entwicklungsgesetze der Kunst aufdecken, das Proletariat lehren, die Kunst bewußtvoll, als Werkzeug des Klassenkampfes zu benutzen. Die Museen müssen helfen, die der Klassenbildung vorausgehende sowie die feudale und bürgerliche künstlerische Kultur zum Zwecke der Entwicklung einer proletarischen, selbsttätigen und Berufskunst anzueignen. Endlich müssen die Museen unmittelbar, besonders durch die Denkmäler moderner Kunst, auf das Bewußtsein und den Willen der werktätigen Massen einwirken, sie für den Kampf und den sozialistischen Aufbau aktivieren.

Der Referent rät, spezielle, einführende Abteilungen für den Schau der Museen zu organisieren, wo einfach und klar die allgemeinen Fragen der marxistischen Kunstwissenschaft auseinandergesetzt werden müssen, sowie alles, was dem Besucher das Betrachten und das Verständnis der Denkmäler der Kunst erleichtern kann, und wo man über alle Fragen der Kunst, mit Einschluß der Bibliographie, Auskunft erhalten könnte.

Das letzte Korreferat war die Mitteilung des Vorstehers des Museums für historische Heimatkunde, N. A. Schneersohn, ‚Die Prinzipien zum Aufbau eines sowjetischen Museums für Heimat-

Kunde'. Der Referent empfiehlt für naturwissenschaftliche Sammlungen die sogenannte landschaftliche Exposition. Jeder landschaftliche Komplex umfaßt: a) die Charakteristik des Aufbaues einer bestimmten Landschaft; b) das Mikroklimat der Landschaft; c) den geologischen Bau; d) die Zusammensetzung des Bodens; e) die Pflanzenwelt; f) die Tierwelt; g) die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen, insofern sie durch die gegebene Landschaft bei vorhandenen Produktivkräften bedingt wird. Bei der Demonstrierung muß das Zusammenwirken des Menschen und der Natur hervorgehoben werden.

Im Zusammenhang damit muß ein Museum für Heimatkunde nur zwei Abteilungen haben: ‚Natur' und ‚Mensch'.

Die Referate von N. K. Krupskaja und R. N. Frumkina hatten im wesentlichen folgenden Inhalt:

Auf der gegebenen Etappe des Sowjetaufbaues werden an Museen gesteigerte Anforderungen hinsichtlich der politisch-aufklärerischen Massenarbeit gestellt. Wir haben schon gesehen, daß die Haupteinstellung des Museums der Verzicht auf ruhige und objektive akademische Museen und der Kampf um ein die breiten Massen zur Tätigkeit anspornendes Museum ist. Das Museum muß jeden Besucher vor die Grundprobleme der Gegenwart stellen. In dieser Rolle begegnet das Museum vielen anderen Instituten — Klubs, Bibliotheken, Lesehallen, Theatern. Vielleicht wäre es zweckmäßig, die Frage einer Errichtung von Kombinaten für politische Aufklärung zu stellen. Dann würde man die Massen besser umfassen und die Arbeit mit Besuchern und Zuschauern vertiefen können. Man könnte als Grundformen für die Massenarbeit folgendes vorschlagen: 1. Agitation für den Besuch von Museen durch Verbreitung von Führern und Katalogen, durch Veranstaltung von Vorträgen über Museumsfragen auf den Fabriken und Werken, durch Radiovorträge, durch Mitarbeit in den Wandzeitungen auf den Fabriken und Werken, durch Film, durch bewegliche Ausstellungen; 2. Eindringen des Museums in die Massen durch bewegliche Ausstellungen, auf welchen Originale oder Reproduktionen ausgestellt werden; 3. Beteiligung der Arbeiter- und der Kolchose-Oeffentlichkeit an der Arbeit der Museen. Hier ist das Hauptziel das gegenseitige Patronat zur Förderung planmäßiger Arbeit, begründet durch gemeinsames Interesse an der Produktion; 4. die Arbeit des beim Museum zu errichtenden gesellschaftlichen-politischen Rates, der aus Vertretern der Arbeiterorganisationen bestehen muß; dazu gesellt sich die Arbeit von speziellen Brigaden, die für einzelne Themata gebildet werden; 5. Vertiefung der im Museum erworbenen Kenntnisse durch einzelne Vorlesungen und Vorlesungszyklen, sowie durch Arbeitsuniversitäten, welche bei den Museen errichtet werden. Außerdem hat eine große Bedeutung das Filmtheater sowie die Herausgabe von Druckwerken und die Inszenierung der einzelnen Museenexposition. Natürlich muß innerhalb des Museums die Grundform der Massenarbeit die Exkursion sein. Die zufälligen, episodischen Exkursionen müssen allmählich aufhören, und wir müssen auf Exkursionen-Zyklen bestehen, die bestimmten Problemen gewidmet sind. Es müssen gleiche Themata für durchgehende Exkursionen aufgestellt werden, die in einer Reihe von Museen in Moskau

und Leningrad veranstaltet werden. Als sehr wünschenswerte Formen der politisch-aufklärerischen Arbeit innerhalb des Museums sind Konsultationen, die Arbeit in speziellen Arbeitslesezimmern für Museumsbesucher, die Organisierung von Wandzeitungen und die Arbeit in den Laboratorien. Außerdem ist für die Museen die Arbeit spezieller Zirkel und Gesellschaften der Museumsfreunde sehr nutzbringend.

Alle diese Fragen wurden in einer entsprechenden speziellen Sektion des Museentages eingehender behandelt.

Der Berichterstatter für das dritte Thema, ‚Zweckeinstellung für Museen verschiedener Typen', J. K. Milonow, bot in seinem Referat einen interessanten Versuch, die ganze Mannigfaltigkeit der Museen-Typologie in ein einziges System zu bringen und die Zwecksetzung der wichtigsten Typen der Sowjetmuseen vom Standpunkte des dialektischen Materialismus zu charakterisieren.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Referent den Aufgaben der ethnologischen Museen. Das sind Museen geschichtlichen Typus, bei denen aber die Geschichte nicht als Objekt, sondern eher als Forschungs- und Demonstrationsmethode gehandhabt wird. Ein Museum dieser Art muß ein Museum der nationalen Politik der USSR. sein, um den Gegensatz zu der zaristischen Politik gegenüber den ‚fremden Völkern' und zu der Kolonialpolitik der kapitalistischen Länder aufzuzeigen. Die Hauptaufgabe derartiger Museen besteht im Aufzeigen der Abschaffung der Ungleichheit der Nationen, der Industrialisierung der zurückgebliebenen Rayons und des Aufblühens nationaler Kulturen.

Das letzte Referat auf dem Plenum des Museentages — das von A. J. Samoschkin — behandelte die Grundlagen der Organisierung der Planungs- und der methodologischen Arbeit in den Museen. Aus diesem Referat muß eine wichtige Neuerung erwähnt werden, welche in hohem Maße begrüßenswert ist, nämlich die Schaffung eines Museumskomitees, wo verschiedene Ressorts vertreten sind. Durch eine spezielle Bestimmung des Zentralen Exekutivkomitees und des Rates der Volkskommissare der RSFSR. vom 20. August 1928 liegt dem Kommissariat für Volksaufklärung die methodologische Leitung sämtlicher Museen, selbst solcher, die von anderen Volkskommissariaten verwaltet werden, ob. Die Organisierung des erwähnten Museumskomitees wird diese methodologische Leitung in entsprechender Weise verwirklichen. In dem Komitee werden alle Ressorts vertreten sein, die Museen verwalten. Das Komitee nimmt in seiner Tätigkeit Fühlung mit der Kommunistischen Akademie, der Akademie der Wissenschaften der USSR., der Akademie der Geschichte der materiellen Kultur und der Akademie für Kunstwissenschaft. Daneben wurde die Frage von der Schaffung eines wissenschaftlichen Forschungsinstitutes für Methoden der Museumsarbeit aufgestellt. In der Provinz werden bei den örtlichen Volksaufklärungsämtern oder Museen methodologische Büros eingerichtet.

Das sind die neuen organisatorischen Erfolge, die man in weitestem Maße unterstützen muß, da sie die weitere Hebung unseres sowjetischen Museenaufbaues garantieren, sowohl was die Bearbeitung methodologischer Probleme anbelangt, als auch hinsichtlich rein praktische Erfolge auf dem Gebiete der Museentechnik."

# Weihnachtsrundschau

## I.

### Literatur und Kulturgeschichte.

Wer den stolzen Band der „Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes", das in seiner neuesten Ausgabe die geistige Ernte des Jahres 1930 verzeichnet (siebenter Jahrgang 1930. Herausgegeben von der Deutschen Bücherei durch Bibliothekar Dr. Hans Praesant, Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1931), durchmustert, könnte angesichts der rund 29 000 Titel, die hier über 31 Wissensgebiete verteilt sind, um nur über die „wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes" zu berichten, meinen, daß wenigstens die deutsche Wissenschaft und weiter das deutsche Schrifttum von der Not der Zeit noch unangetastet geblieben ist. Natürlich läge da ein bedenklicher Fehlschluß vor. Denn hier handelt es sich einmal um das vergangene Jahr, über das berichtet wird, und zum andern um ein Denkmal entsagungsvollen deutschen Gelehrtenfleißes, dessen Aus- und Aufbau uns hoffentlich auch die nächsten Jahre nicht unterbrochen werden. Weiß doch jeder, der wissenschaftlich zu arbeiten hat, was er diesem geradezu unentbehrlichen Nachschlagewerk verdankt, das wie ein untrüglicher Kompaß sofort den Stand der Forschung ermitteln hilft.

Bedenklicher stimmt schon, daß mit den katastrophenreichen Julitagen auch die Produktion auf dem deutschen Büchermarkt sofort spürbar zurückgegangen ist, und illustrativer als die Aufzählung von Zusammenbrüchen deutscher Verlagshäuser, die seitdem zu verzeichnen waren, dürfte die Tatsache sein, daß infolgedessen einer der meistgelesenen deutschen Autoren seinem Vaterland mit seiner Produktion einstweilen den Rücken gekehrt hat: Emil Ludwig hat sein bisher letztes Buch, eine Biographie Heinrich Schliemanns, vorläufig nur in englischer Sprache erscheinen lassen!

Wie dieser also ganz deutlich zutage tretenden Krise der modernen Ansprüchen dienende deutsche Verleger zu begegnen gedenkt, geht am sichtbarsten aus den Almanachen hervor, die wie alljährlich von den führenden Verlagshäusern vorgelegt wurden. Da ist der „Deutsche Almanach für das Jahr 1932" von Philipp Reclam, der über seine Ziele die klarste Auskunft gibt, wenn sogleich der erste Satz lautet: „Das Jahr 1932 heißt für Deutschland das Goethejahr." Und der Insel-Verlag, dieser verdienstvollste und kultivierteste Wahrer deutscher Goethe-Tradition, beschriftet bereits den Umschlag: „Insel-Almanach auf das Goethejahr 1932". Daß beide so vielseitig und anregend gestaltet sind, daß auch dem Goethe-Kenner noch mancherlei geboten wird, braucht nur anmerkungsweise hinzugefügt zu werden. Ist also hier aus schönster Selbstverständlichkeit Goethe zum Stern erhoben, der die Stunde regiert, so zeigt der Almanach 1932 des Verlages S. Fischer gleichsam die praktischen Tendenzen auf, denen sich die heutige Leserschaft noch am ehesten verpflichten läßt: das politische Buch steht im Vordergrund der Beachtung. So durfte Leo Trotzki mit seiner Autobiographie und der Geschichte der russischen

Revolution als einer ihrer Protagonisten auf rechten Zuspruch rechnen, wie man umgekehrt mit dem Grafen Carlo Sforza, gerade weil es sich bei diesem Verfasser um einen der intelligentesten, erfahrensten Gegenspieler handelt, gern in eine Diskussion über die „Europäischen Diktaturen" eintreten wird. Von André Siegfrieds „Englischer Krise" ist hier schon gesprochen worden; deutscherseits haben in diesem Zusammenhang Julius Hirsch („Die Wirtschaftskrise") und Carl Steuermann („Weltkrise — Weltwende. Kurs auf Staatskapitalismus") beachtenswerte Anregungen zu dem Thema, in dessen Bann uns die Not zwingt, geboten. Auch Alfred Döblins auf die Persönlichkeit bezogenen Variationen über die gleichen Probleme („Wissen und Verändern. Offene Briefe an einen jungen Menschen") gehören hierher. Die zweite mir symptomatisch erscheinende Gruppe führt ins Ausland. Da ist zunächst Frankreich, dessen erfolgreichster Autor Jean Giono („Ernte") jedoch den Vorsprung nicht wettmachen kann, den England augenblicklich auf dem Büchermarkt aufweist. Hier ist es Lytton Strachey, dessen magisch bannende Porträts so der Königin Elisabeth wie der Königin Viktoria den deutschen Verlag sich mit Recht auch nach den kleineren essayistischen Arbeiten des berühmten Historikers umsehen ließen: sie liegen jetzt in einem lesenswerten Bande vor („Geist und Abenteuer"), reichen von Shakespeare, Voltaire und Gibbon über Stendhal bis zum General Gordon, dem in abenteuerlichste Politik verstrikten Exponenten englischen Kolonialwillens, und bestätigen von neuem das Urteil über diesen psychologisch blickschärfsten Geschichtsschreiber der Gegenwart. Daneben treten die Namen einiger englischen Dichter, die in Deutschland bisher unbekannt waren. Ob Elisabeth Mador Roberts („Seit Menschengedenken") oder V. Sackville-West, Harald Nicolsons talentierte Gattin („Schloß Chevron"), freilich stark genug sein werden, um ihre Produktion den Kontinent als Notwendigkeit empfinden zu lassen, bleibt abzuwarten. Als zweifellos dankenswerte Bereicherung aber dürfte J. B. Priestley zu begrüßen sein: ein gar nicht entfernter Artverwandter von Dickens, dem sich Nebel und Nüchternheit der englischen Landschaft zu unvergeßlichen Farben seiner gerade darum so bestrickenden Dichtung wandeln („Engelgasse"); dabei verfügt dieser echte Dichter über eine so bezwingende Fabulierkunst, daß man auch seinem anderen größeren Roman, den „Good Companions", eine deutsche Ausgabe wünschen möchte. —

Zu diesem Arbeitsprogramm deutscher Verleger tritt selbstverständlich das unerschöpfliche Gebiet der Geschichte, das unsere so geschehenshungrige Wirklichkeit immer von neuem aufruft. So wird es begreiflich, wenn gar ein deutscher Schriftsteller, der sich bisher literarisch betätigte, sich gedrungen fühlt, eine „Deutsche Geschichte" zu schreiben (Ullstein Verlag, Berlin 1931). Freilich wird Wolfgang Götz aus seinem Pragmatismus — „wohl aber können wir lernen, was zu meiden ist, daß wir nicht immer die gleichen Narrheiten begehen müssen" — keine allgemeine Nutzanwendung ablesen dürfen, denn er selbst sieht ja nicht nur wie der Maler Corot, auf den er sich bezieht, mehr als die Alltagsmenschen, die von den elfischen Wesen im Walde von Fontaine-

bleau, die sich hernach auf dem Bilde fanden, nichts entdeckt haben wollten; zuweilen lichtet sich ihm auch unter der Wirkung eines modernen Schlagwortes der Hochwald deutscher Geschehnisse allzusehr; aber dessenungeachtet bleibt der Versuch immer spürbar, die Wahrheit des Goethe-Wortes zu bestätigen, daß keine Nation ein Urteil gewinne, als wenn sie über sich selbst urteilen könne, und dieses Bestreben macht sein Buch lesens- und schätzenswert. Soviel man im einzelnen gegen diese oder jene Seite einwenden mag, es ist ein Buch aus einem Guß geworden, das nur einer aufrechten Gesinnung gelingen konnte. Politisch ist, wie angedeutet, vieles fraglos verzeichnet, auch wenn man weiß, daß Rankes Bemühen, zu erkennen, wie es eigentlich gewesen ist, immer nur Ideal bleiben wird oder gar bewußter verzichtend Geschichte als logificatio post festum faßt. Aber wo es allgemeine Zusammenhänge zu erkennen gilt, soll uns der Dichter um so willkommener sein. Also wenn er von dem Tod Heinrichs VI. und den hereinbrechenden Wirren erzählt und in diesen Zusammenhang deutscher Dichtung der Hoch-zeit des Mittelalters den Ehrenplatz einräumt: „In Deutschland begriff keiner, um was es ging. Nur im Volke geht ein Stöhnen um. Sie wollen den Berner gesehen haben. Den erhabensten Ausdruck der dumpfen Verzweiflung aber findet einer, der den Sagenkreis, an dem Jahrhunderte gesponnen haben, mit herrlichem Schwung zusammenfaßt, er, der das Lied sang von der Nibelunge Not. Es ist die trostloseste Mär der Weltliteratur geworden, schwarz, schwarz ziehen die Wolken um den Rhein und die Donau, die edlen Recken müssen fallen um der Treue willen, und um der Treue willen, die ihnen gehalten wird, siegen die Finsteren. In fürchterlichem Takte hämmern die Pauken, Hornruf, geborsten, klingt drüber hin. Nichts ist gewiß auf der Erde, im Heiligsten lauert der Fluch. Ist noch etwas zu hoffen von einem Volke, das sich mit solcher Wut der Verzweiflung in die Arme wirft, sich also den Grabgesang murmelt? Kein Volk hat so in den grauen, nebelquirlenden Abgrund gestarrt, kein Gipfel ist so vom furchtbaren Gewölk umhangen. Der Deutsche gibt sich auf." —

„Wir denken, der größte Deutsche würde der sein, der sein Volk endlich vom ewigen Marsch über die Alpen abdrängt und hin nach dem Boden Attikas wiese", meint Götz, auf Pan-Europa deutend, am Schluß seines Buches. Da gilt es dann, den geschichtlichen Raum wiederholt erst zu durchmessen, und hier bietet sich ein Werk als Führer, das Peter Richard Rhoden mit Georg Ostrogorsky zusammen in 3 Bänden vorgelegt hat. „Menschen, die Geschichte machten" lautet ein Titel (Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien 1931), hinter dem 4000 Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern auferstehen. Von Sesostris bis Stresemann dehnt sich die Galerie der Könige, Kaiser und Sultane, der Mönche, Minister und Generale, die als Statue, Kleinplastik oder selbst als Medaillon mit stets kenntlichen Zügen aus der vielfach sogar recht formsicheren Hand zuverlässiger Fachgelehrten geboten werden. So ist Luckwaldts Porträtskizze Stresemanns eine kleine Meisterleistung geworden, an der die unretuschierte Zusammendrängung alles Wesentlichen in einer diplomatisch eleganten Formulierung besonders in die Augen springt. Aber auch Bayets „Clemenceau" kann

von jedem Deutschen „objektiv" gelesen werden, und Fedor Stepuns „Lenin" ist ein Musterbeispiel, wie schon heute einem so umstrittenen Thema beizukommen ist: „Sein Lebensbild und sein Lebenswerk haben eine Geschlossenheit, wie sie in der Geschichte sich nicht leicht wiederfinden läßt. Das geistige Antlitz des Jünglings und das historische Schicksal des auf dem Herrengut „Gorki" verstorbenen Mannes sehen sich absolut ähnlich. Lenin gehört zu den wenigen Menschen, deren ganzes Leben als eine einzige ununterbrochene Verwirklichung des Traumes ihrer Jugend vor uns steht. Ist man mit Hegel der Meinung: Genialität sei die Verwirklichung eines Jugendgedankens, so steht man auch schon vor der Frage, ob der große russische Revolutionär ein Genie war oder nicht. Wie man diese Frage beantwortet, hängt ganz davon ab, wie man den Ausspruch Hegels interpretiert. Versteht man unter lebenslänglicher Hingebung an den Jugendgedanken eine unentfliehbare Ergriffenheit von einer geistigen Realität und damit eine Verwurzelung in der wahrhaft schöpferischen erzeugenden lebenspendenden Seinsschicht, so wird man die substantielle Genialität Lenins bezweifeln müssen. Daß er in diesem, mir philosophisch-philologisch einzig wahr erscheinenden Sinne des Wortes kein Genie war, bezeugt auch das absolute Fehlen einer wirklich neuen originären Weltschau bei ihm. So gewaltig seine Art war, das Leben zu tätigen, so wenig bedeutend war seine Art, das Leben zu sehen und die Welt zu denken. Hier blieb er, alles in allem, doch nur ein selbständiger Schüler von Karl Marx." Daneben aber wird der typisch russische Mensch, der aus Lenin spricht und handelt, nicht etwa übersehen: „In einem Lande ohne Bourgeoisie und Proletariat wäre eine „fatalistische", gesetzes- und wirtschaftsgläubige Ausdeutung des Marxismus gleichbedeutend mit völligem Verzicht auf baldige Revolution. Bei 80 Prozent Analphabeten konnte eine Massenpartei kaum anders aufgebaut werden als auf dem Prinzip des Gehorsams und der Hierarchie. Der Weg zur Diktatur des Proletariats in Form der Diktatur über das Proletariat war durch die zaristische Autokratie geebnet. Der religiöse Grundton der russischen Kultur und das reiche russische Sektenwesen erklären den Primat der Weltanschauungsfragen im Bolschewismus und den sektiererischen Charakter der bolschewistischen Weltanschauung. Die Tatsache, daß die zaristische Regierung den revolutionären Elementen des russischen Westlertums den Zugang zum praktischen Leben so gut wie unmöglich machte, rächt sich in der bolschewistischen Praxis des Unmöglichen, in dem marxistischen Mut zum Unrussischen. Und doch klingt im Bolschewismus das altrussische Motiv des Messianismus durch. Auch der Bolschewismus meint, daß es Rußland beschieden sei, die Welt zu erlösen. Der Glaube der Slawophilen, Moskau sei das dritte Rom, spiegelt sich im bolschewistischen Glauben an die Dritte Internationale wider." Und dann folgt, das Bild Lenins zu vollenden, ein Blick in den Spiegel seines Werkes, aus dem die Flammen bolschewistischer Zügellosigkeit und Leidenschaft hoch in den Himmel schlagen — aber: „Auf diesem Hintergrunde müssen wir uns bemühen, das Antlitz Lenins zu erblicken, wenn wir die Bedeutung dieses Antlitzes richtig begreifen wollen." — Wie belanglos, gewiß, nimmt sich daneben jeder deutsche Staatsmann der Nachkriegszeit

aus. Auch Luckwaldt vermag Stresemann nur zu rechtfertigen, wenn er als Maßstab staatsmännischer Bedeutung den des (relativen) Erfolges anlegt. Und vielfach liegt hier sogar insgeheim der letzte Grund so rabiater Ablehnung, mit der man den Memoiren des Fürsten Bülow in so merkwürdiger Uebereinstimmung begegnet ist: man erkannte zum eigenen, unverhehlbaren Entsetzen, wie persönlichkeitsleer das ganze wilhelminische und nachwilhelminische Zeitalter gewesen ist. So setzte auch auf kulturellem Gebiet eine Art Kriegsschuldforschung ein, deren Ergebnisse Georg Steinhausens Werk „Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart" am eindringlichsten und sorgfältigsten herausgearbeitet hat (Verlag Max Niemeyer, Halle 1931). Steinhausen geht von der fruchtbaren Erkenntnis aus, daß ja die Katastrophe, wie man daran auch die Schuld verteilen wolle, keinesfalls erst mit der Kriegserklärung von 1914 begonnen habe, die Hintergründe lägen über ein Menschenalter weiter zurück, und so fügt er Vor- und Nachkriegszeit wieder aufs engste zusammen, um auf wirtschaftlichem wie geistigem Gebiet den Anfängen des Abstiegs nachzuspüren. Es handelt sich gewissermaßen um die Revision eines weitschichtigen Geschichtsprozesses, die hier vorgenommen werden muß, und daraus erklärt sich die Aufrufung eines gewaltigen Zeugenapparates, die hier vorgenommen und ohne jede Aussagenbeschränkung durchgeführt werden muß, wenn man zu verläßlichen Erhebungen gelangen will. Von Nietzsche und Lagarde bis zum Kino und dem Spiritismus muß da alles gehört werden; das ist für den Aufnehmenden nicht immer ganz bequem, aber je stärker die Zahl der Protokolle anschwillt, je mehr rundet sich das Bild, je stärker treten die Konturen dieser Zeitenwende ins Bewußtsein. So ergab sich eine kritische Ueberprüfung dieses ungeheuren Materials, das der Zeitgenosse noch einmal staunend nacherlebt, für deren Erforschung aber einst die Nachwelt ganz besonders dankbar sein wird.

Die Gegenwart wird der bündigeren, souveränen Rechtsprechung, wie sie Egon Friedell im nunmehr erschienenen dritten Band seiner „Kulturgeschichte der Menschheit" (Verlag C. H. Beck, München 1931) angewandt hat, augenblicklich den Vorzug geben. Dabei sind die Urteile inhaltlich gar nicht so auseinandergehend. Zwar verteidigt Friedell, wenn er von dem Zeitalter Bismarcks spricht, jene Periode gegen Nietzsches „unzeitgemäße" Feststellung, als sei der Sieg von 1870/71 ohne jene Elemente denkbar gewesen, die eben als kulturhaft zu bezeichnen sind: „Indes darf man doch auch von einem Siege der Idee sprechen: nicht bloß das neue Deutschland der Selbstzucht und Sachkunde, sondern auch das alte des Dichtens und Denkens hat an ihm mitgeholfen. In dem Hirn und Herzen des Mannes, der das Kunstwerk der deutschen Einheit schuf, war alles lebendig versammelt, was jemals den deutschen Namen verehrungswürdig gemacht hat: die Kraft Kirchen zu stiften wie Luther, die Kraft Geistesschlachten zu schlagen wie Lessing, die Kraft, Geschichtssysteme zu bauen wie Hegel. Und auch in Moltke waltete der Geist der klassischen deutschen Philosophie: dieselbe Schärfe der Begriffsbildung, dieselbe souveräne Methodik, dasselbe eindringende Wissen um die Objekte. In seinem enzyklopädischen Kopfe

befand sich eine genaue Topographie nicht nur aller französischen Heerstraßen, sondern überhaupt aller Wege des menschlichen Denkens und Handelns. Und etwas von kantischem Geist: kategorischem Imperativ, empirischem Realismus und transzendentalem Idealismus war auch in der Nation, die diesen Krieg gewann. Dieses Volksheer besaß auch im Weltkrieg noch dieselbe Disziplin und Exaktheit, Intelligenz und Belehrtheit, aber, seither vom Materialismus des Westens infiziert, nicht mehr den Geist; andernfalls wäre es unbesieglich gewesen." Und dann folgt dieselbe Fragestellung, auf die Steinhausen so gründliche und schwerwiegende Antwort gegeben hat: „Aber hat Bismarck nicht auch mitbauen geholfen an jenem Deutschland des Gelddurstes und Geltungshungers, der Selbstherrlichkeit und Selbstsucht, der flachen Fassade und falschen Stukkatur, das aus der Einheit gestoßen wurde?" Friedell erinnert zur Beantwortung der Frage an einen Ausspruch Simmels, der gemeint hatte, noch nie sei etwas in der Welt so gekommen, wie die Propheten es hätten haben wollen, ohne sie aber sei es überhaupt nicht gekommen. Und er selbst paraphrasiert sehr fein: „Bismarck gehört zu ihr wie jedes Lebewesen zu seiner Spezies: ihr seelenanatomischer Aufriß, ihr geistiger Stoffwechsel ist auch der seinige. Die Philosophie des Sokrates, so weise und tugendhaft sie war, ist gleichwohl das Gewächs eines Zeitalters der Sophistik, Shakespeare ist, als unvergängliches Lichtbild der elisabethanischen Aera, ein Barbar. Luther, als Sohn der Reformationswelt, ein großartiger Plebejer, und Nietzsche stand es nicht frei, kein Darwinist und Antichrist zu sein." Friedell, der Wendige, ist im Nebenberuf auch Schauspieler — als Schriftsteller ist er es in einem sicherlich bedeutenderen Maße: als solcher nämlich weiß er die Optik der Bühne auch auf die Kunst der Darstellung zu übertragen —, nimmt man seinen angeborenen Hang zur Ueberspitzung hinzu, so wird die Widmung des Gesamtwerkes an Max Reinhardt aus einer wohlverwandten Anlage, die Dinge zu sehen und in Beziehung zu setzen, nur zu verständlich. Als müsse er es für sich noch eigens unterstreichen, ist dem neuen Band ein Wort aus dem Augustinus vorangestellt: „daß dies alles ebendarum in einer Art wahr ist, weil es in einer Art falsch ist". Aber wie viel Wahres und in blendender, vielleicht dürfte man sagen: bleibender Formulierung findet sich da nicht! Wie wohltuend, in unserer Zeit, die der Infantilbegabung Ruppiner Bilderbogen dramatisiert als Bühnendichtungen bieten darf, Ibsen als letzten Klassiker verewigt zu sehen, wie klug und abrundend die Charakteristik Wilhelms II., dessen Schicksal ihm von Shakespearischer Tragik umwittert scheint, nur daß es noch keinen Shakespeare (die Feststellung werden ihm nicht alle Schriftsteller verzeihen!) gefunden habe; und dann, wie ironisch trefflicher die Verwunderung über die Pietätlosigkeit des deutschen Volkes gegen seinen ehemaligen Kaiser, dem es Anhänglichkeit schon aus Pietät gegen sich selbst hätte beweisen müssen! Friedell liebäugelt geradezu auch in diesem Band wieder mit seiner unwissenschaftlichen Methode. Aber er, der Fortgeschrittene, ist um dieser Eitelkeit willen merkwürdig rückständig; er weiß nicht, daß wir uns, wenn wir noch nicht gänzlich loskamen, so doch auf dem besten Wege dazu sind, uns aus dem Kastenwesen zopfiger Methodik freizumachen. Spinoza schrieb seine Ethik in Paragraphen und Nietzsche in Dithyramben; Herder ordnete seine

Gedanken über Kulturgeschichte in eine Kosmogonie, Keyserling in ein Reisetagebuch; Thomas Mann schrieb zu dem gleichen Zweck seinen Roman „Der Zauberberg" und Egon Friedell bündelt seine Einsichten und Weisheiten zu Aperçüs und Rezepten: ein nur viel umfassenderer, schöpferischer Brillat-Savarin der geistigen Geschmacksrichtungen!

Steht am Anfang der Neuzeit Descartes mit seiner Lehre von den Menschenautomaten, so muß diesen Abschnitt Freud beschließen, nach dessen Auslegung die Seele ein geheimnisvolles Ungreifbares ist; das „Es", das als Gewissen ins Bewußtsein tritt und im Raum und in der Zeit nicht ist, wird von Friedell als das Ding an sich identifiziert. Es ist die einzige Realität, weil es in der Wirklichkeit nie erscheint. „Die Seele ist überwirklich", die Materie ist unterwirklich. Zugleich aber erscheint ein schwacher Lichtschimmer von der anderen Seite. Das nächste Kapitel der europäischen Kulturgeschichte wird die Geschichte dieses Lichtes sein." So schließt Friedell sein Werk. Aber ist es schon an der Zeit, überhaupt an Fortsetzung auf so hoher Ebene zu denken — harren nicht zuvor ganz andere Aufgaben einer unverschiebbaren Zwischenlösung?

Möller van den Bruck, dessen Buch vom „Preußischen Stil" in neuer Fassung vorliegt (3. Aufl. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1931), kommt als ein strenger Mahner zur rechten Zeit. Seine eigenwillig-großartige Interpretation preußischen Wesens, die übereinstimmende Prägung solcher Eigenformung als Ausdruck menschlicher Haltung in Kunst und Politik erweist, sie als Prinzip in der Welt in Anspruch nimmt, schließt mit einem positiven ceterum censeo: „Preußen muß sein". „Preußentum, das ist der Wille zum Staate, und die Erkenntnis des geschichtlichen Lebens als eines politischen Lebens, in dem wir als politische Menschen handeln müssen." Da ist es dann wohl angebracht, sich diese Menschen näher zu betrachten, die handeln sollen. Eugen Diesel, der sich den „Weg durch das Wirrsal" schon früher mit der Schärfe seiner Erkenntniskraft gebahnt hatte, versucht in seinem neuesten Buche die „Deutsche Wandlung" nachzugestalten (Cotta, Stuttgart 1931). Da fehlt auf weiten Strecken noch vieles zu einem Panoramaweg, aber Diesel läßt sich auch die sumpfigen Stellen nicht verdrießen, und es ist nur guter Kartographenbrauch, sie als Warnung einzuzeichnen. In seinem Buch findet sie sich etwa als „Todesanzeige einer altgermanischen Markgenossenschaft" unserer Tage. Da kann man staunend lesen: „Wodan, der weise Walvater, hat uns schwarze Rune geworfen! Der Edeling unserer Markgenossenschaft, Jakob Heilmann, Geheimer Kommerzienrat, ist nach einem der Kunst und dem Germanentum gewidmeten reichen Leben zum großen Ur im Osten heimgegangen. Sein Andenken wird in unserer Mark dankbar fortleben. Der Ewasagenstuol." Den Techniker Diesel kann solch spießiger Anachronismus in seinen Messungen und Wägungen, die immer dem ganzen gelten, nicht beirren. Industriegeist und Sport, soziale Leistung und Landwirtschaft werden auf ihre Druckstärke untersucht und endlich gefunden, daß die neue Artung den Adel der Zukunft in einem kämpferisch-freien Zuge schon ein wenig sichtbar gemacht habe. Wenn nicht auch hier der Schein trügt.

Denn war es nicht bereits 1848 so ähnlich? Ricarda Huch („Alte und neue Götter", Eigenbrödler-Verlag, Berlin 1931) wie Veit Vallentin („Geschichte der deutschen Revolution 1848—1849". Bd. 1. Ullstein, 1931) haben darauf Antwort zu geben gesucht. Indes soll von dieser Auskunft, die wir da erhalten, eingehend im Januarheft die Rede sein gelegentlich einer größeren Briefpublikation, die sich über diesen Zeitraum erstreckt. Schon an dieser Stelle ist es jedoch unerläßlich, Vallentins Werk nach Baedeker Art mit einem Doppelstern herauszuheben: es ist wissenschaftlich wie schriftstellerisch eine unserer gewichtigsten Leistungen geworden, an der kein geschmäcklerischer Leser ahnungs- und achtlos vorüber darf! Desgleichen darf noch einmal an die ausgezeichnete „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" erinnert werden, die ihr Herausgeber Paul Herre, „Museum der Weltgeschichte" getauft hat. Der letzte mir vorliegende Band erschließt dem gebildeten Laien ein so abseitiges wie interessantes Gebiet eigentlich zum erstenmal in solcher Reichhaltigkeit, daß die Darstellung bei der Bebilderung und der Originalität (die gelegentlich auch als Eigenwilligkeit zu deuten wäre) von Franz M. Feldhaus („Die Technik der Antike und des Mittelalters". Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Wildpark-Potsdam) ihre Anziehungskraft gar nicht verfehlen kann. Eine recht unterhaltsame Lebensskizze des Helmstedter Wunderarztes und Professors Veireis, den auch Goethe wegen erneuter „Störungen der goldenen Ader" (sprich Hämorrhoidalbeschwerden!) aufsuchte — durch Alexander Beßmertny im neunten Band der Sammlung Kippenberg, der dem Goethe-Freund wieder dankenswerte Bereicherung bot (Insel-Verlag, 1931) —, erwähnt unter seinen Kuriosen drei staunenerregende Automaten, wie z. B. den Flötenspieler, der, auf einem Felsen sitzend, zwölf Stücke vortragen konnte. Schlägt man nun Feldhaus auf, so überrascht das alles nicht mehr, denn ähnliche Wunderautomaten hatte bereits das Mittelalter, das auch dem Germanisten und Historiker durch technische Auswertung gleichzeitiger Bilderhandschriften, alter Chroniken und Sammlungen auf vielen Gebieten erst erschlossen wird. Wenn er freilich die Rauchpfeife dem Ende der Eisenzeit zuschreiben will, stößt er auf den energischsten Widerstand Egon Cäsar Conte Cortis der in seiner kurzweiligen Monographie des Tabakrauchens (Die Trockene Trunkenheit. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. Insel-Verlag, Leipzig 1930) den Gebrauch des Pfeifenrohrs im heutigen Sinne von der Entdeckung Amerikas datiert und in älteren Mitteilungen darüber nur kultische Zwecke erkennen will. Wie dem sei, auch dieses Buch Cortis ist eine Bereicherung unserer Kulturgeschichte, und wenn man mit Lord Byron den „sublime tobacco" verherrlicht und in seinen Ausruf von Herzen einstimmt: „Give me a cigar", so hätte man sich gegen Goethes ablehnende Haltung besser weniger grob als jene von ihm hinausgeschmissene Köchin, die ihm aus Rache aus ihrer Bauernpfeife dicke Qualmschwaden in sein Arbeitszimmer dampfte, aber nachhaltiger auf Thomas Manns schöne Hymne zurückbezogen, die er seines Helden Castorp geliebter „Maria Mancini" wie der Brasilzigarre des Hofrats Behrens im „Zauberberg" anstimmt. — Als aktuelle Monographie aus dem weiten

Gebiet der Kulturgeschichte wäre hier gleich R. H. Mottrams „Wesen und Geschichte der Finanzspekulation“ anzuschließen (Insel-Verlag, 1931). Mottram ist jener Engländer, dem wir den dichterisch vielleicht bedeutendsten, kompositorisch dichtesten und im Erinnerungsnachbild lebendigsten aller Kriegsromane zu danken haben („Der spanische Pachthof.“ Deutsch im Insel-Verlag.) In seinem neuen Werk gibt er sich ganz als verstandesklarer Brite, der kühl dieses atemraubende Thema abhandelt und es darum ohne Sensation zwingt.

Ferner muß wenigstens im Fluge gesagt werden, daß von Hans Roger Madol, dessen gestaltungsstarke Begabung und historische Witterung mir bereits in seinem „Schattenkönig“ auffiel, zwei weitere Werke vorliegen, die solche ihm gern bezeugten Vorzüge aufs neue bestätigen: sein „Godoy“ (von dem unsere Leser erste Proben in den „Jahrbüchern“ fanden), der dem ersten Diktator unserer Zeit eine farbige und gestaltensichere Biographie schenkt, ist eine einheitliche Leistung von präzisester Strichelung noch des Details geworden und wird unsere Zeit als Symbol ähnlich gelagerter Verhältnisse besonders nachhaltig ansprechen; sein Buch sodann über den „Zaren Ferdinand von Bulgarien“ (beide im Verlag Universitas, Berlin 1931) zeigt, wie doch ernst bemühte Forschung an die unmittelbare Gegenwart herankommt: Takt und Geschick haben ihm wichtige Quellen erschlossen, die vieles in einen ganz neuen Zusammenhang stellen und vor allem das Bild des Bulgarenzars von Uebermalungen befreien, durch die höfische Legende und feindliche Verleumdung es teilweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatten. — Wieviel auf diesem weiten Felde zeitgenössischer Geschichtsschreibung noch zu tun bleibt, das läßt jetzt erfreulicherweise „Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte“, die mit einem zweiten umfänglichen Band von 900 Seiten die großzügige Neubearbeitung erfolgreich zum Abschluß bringt, bequem nachprüfen (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1931). Unter Robert Holtzmanns sichtscharfer Leitung ist hier in zahlreichen Abteilungen und Unterabteilungen in alle Winkel historischen Geschehens hineingeleuchtet, vom Zeitalter Friedrichs des Großen bis in die allerneueste Zeit auch für den Kenner ein Vademecum im besten Sinne des Wortes entstanden. Gerade für die Zeitgeschichte tut sich ein Brunnen nie versiegender Information auf, da neben dem Politisch-Geschichtlichen Wirtschaft, Finanz und Gesetzgebung, Parteiwesen und Wahlstatistik genauestens berücksichtigt sind, und es wird mit ein Hauptverdienst ihres Bearbeiters, der nie versagenden Verläßlichkeit des Geh. Archivrats Georg Schuster sein, wenn ins künftige dieses zuvor in Philologenkreisen beheimatete Werk weit darüber hinaus bis zu den Journalisten und Abgeordneten vorstoßen kann.

Damit wären wir bei der Literaturgeschichte angelangt, von der wenigstens aus der Vogelperspektive ein Bild aufgefangen werden soll. Daß politisch verdunkelte Tage unserm Lande einst die stolzeste Sammlung nationalen Geistesguts beschert haben, wissen wir von den Monumenta Germaniae historica her; aber fast erstaunlicher noch scheint mir die Leistung, wenn es gelingt, das gewaltige Beginnen, das in der „Sammlung literarischer Kunst-

und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen" unter dem Titel „Deutsche Literatur" so zuversichtlich und erfolgreich eröffnet ward, durch die Wirtschaftsstrudel unserer Zeit bis zum letzten, 250. Band hindurchzusteuern. Acht neue Bände bedeuten dafür gewiß ein günstiges Horoskop, und wenn man hinzufügen darf, daß diese neue Serie zeitlich eröffnet wird durch eine der originellsten Verspottungen höfischer Liebesromane, den seit Bechsteins längst unauffindbar gewordener Ausgabe von jedem Freund schöpferischer Komik (auch wenn sie nicht für das ohrenzart Frauenzimmer bestimmt sein sollte) schmerzlich vermißten „Ring" des Heinrich Wittenweiler. Der liegt nun wieder vor und dank der Unermüdlichkeit Edmund Wießners, die Textkritik und Literatur zu berücksichtigen, aber auch zu vervollständigen weiß, in einer Ausgabe, die in jeder Weise Bereicherung bedeutet (sämtlich Bände der Sammlung, die Heinz Kindermann verdienstlich betreut, im Verlag Reclam, Leipzig 1931). Daran schließt sich dann ein Band der Reihe „Reformation" (Flugschriften der Jahre 1520—1525: „Sturmtruppen der Reformation"), einer „Deutscher Selbstzeugnisse" (Humanismus und Reformation), wieder ein anderes aus der Reihe „Barock" (mit einem so noch nicht vertreten gewesenen Band „Das Schauspiel der Wanderbühne"), dann Johann Gottfried Schnabels aus dem Ozean der Vergessenheit immer wieder auftauchende „Insel Felsenburg" (Reihe Aufklärung) und Hallers einst berühmtes „Alpen"-Epos. Die Reihe „Romantik" legt zwei für ihre theoretischen Ausschöpfung beachtliche Bände über Kunstanschauung der Frühromantik und Lebenskunst vor, und endlich führt die Reihe „Politische Dichtung" den „österreichischen Vormärz" bis 1847. Das Unternehmen ist damit vorläufig auf zwanzig Bände gekommen, denen man ungefähr gleichmäßig sicherste Stoffbeherrschung und auffälliges Akzentuationsgeschick nachrühmen kann; wollen wir wünschen und hoffen, daß solche Art unaufdringlicher, aber sich stets selbst bestätigender Propaganda imstande ist, in Idealkonkurrenz den Kampf mit den nackten Lebensnotwendigkeiten aufzunehmen! Walter Heynen.

## II.

### Historische Porträts

Seltsamer Widerspruch!? Im Zeitalter des „Kollektivs", der Armut an persönlichen Werten, gehört die Biographie zu den bevorzugten literarischen Stilformen. Immer wieder sucht der moderne Mensch sich selbst im Lebensbilde früherer Individuen zu erkennen. Jenes Wort Guizots, die Geschichte sei interessanter als jeder Roman, gilt vor allem für die historische Porträtkunst. Wie eine kostbare Gemäldegalerie uns in menschlichen Gesichtern das Wesen vergangener Epochen offenbart, so formt Personenschilderung die Bilder der Geschichte, nur noch tausendmal reicher und feiner mit ihren abstrakten Mitteln, als es der Pinsel des größten Künstlers vermag. Beginnen wir unsere Wanderung an Hand letztjähriger Neuerscheinungen.

Halbdunkel liegt in und über dem ältesten der hier zu betrachtenden Porträts. Eines der berühmten Liebespaare der Welt-

geschichte: Die von ihrem Gemahl, dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover, späterem englischem Könige, vernachlässigte Sophie Dorothea von Celle und ihr leidenschaftlicher Liebhaber, der schwedische Graf Philipp Christoph von Königsmarck. Das ehebrecherische Verhältnis endet tragisch: Der Graf wird, als er die Gemächer der Prinzessin verlassen hat, ermordet, Sophie Dorothea auf Lebenszeit Staatsgefangene im Schloß Ahlden an der Aller („Gräfin Ahlden"). Wir besitzen einen großen Teil des Liebesbriefwechsels, aber um seine Echtheit ging seit 70 Jahren der Streit. Nachdem unlängst von graphologischer Seite wenigstens die Briefe der Prinzessin (mit einer Ausnahme) für Fälschungen erklärt worden waren, hat sich jetzt der hannoversche Staatsarchivar Georg Schnath mit dem Gegenstande beschäftigt. (Der Königsmarck-Briefwechsel — eine Fälschung? S. A. a. d. „Niedersächsischen Jahrbuch" VII, Hildesheim, A. Lax, Verlagsbuchhandlung, 1930, mit 19 Abbildungen.) Seine Untersuchung zeigt zunächst, daß man trotz vielfacher Bemühungen bislang noch nicht einmal das Quellenmaterial lückenlos beisammen hatte. Der Spürsinn des Verfassers hat das nachgeholt und seiner Arbeit ein neues Fundament gegeben durch „Anfertigung einer philologisch peinlich genauen Abschrift des ganzen Briefwechsels" (frühere Editoren ließen unbequeme, weil schwer deutbare Angaben einfach fort), durch die „unsagbar mühselige Wiederherstellung der den Originalen verlorengegangenen zeitlichen Reihenfolge" und die „systematische Zusammenstellung aller in den Briefen enthaltenen Tatsachen". Auf dieser Basis setzt nun die Kritik ein, welche Schnath einmal der Ueberlieferung, sodann den Briefen selbst nach ihren inneren und äußeren Merkmalen zuteil werden läßt. Unmöglich, ihrem feinen und vorsichtigen Aufbau hier im einzelnen zu folgen, es genügt das überraschende, aber völlig überzeugende Ergebnis: der Königsmarck-Briefwechsel ist echt, daran wird keine graphologische Charakterzeichnung von nun an etwas zu ändern vermögen. Das bedeutet allerdings den endgültigen Abschied von Schillers Idealgestalt der „Prinzessin von Celle". „Nicht in erster Linie eine als unmöglich empfundene Stellung zu ihrem Gatten und ihrer Umwelt", so faßt Schnath die Schuldfrage zusammen, „führte sie auf die abschüssige Bahn und in die Arme Königsmarcks, sondern Eigenschaften, wenn man will: Notwendigkeiten ihres Charakters". So sind wir um eine historische Legende ärmer geworden, aber reicher um historische Dokumente von gerade in ihrer Derbheit für die höfischen Sitten des ausgehenden 17. Jahrhunderts bezeichnender Art, reicher nicht zuletzt auch um eine Quellenstudie, die beweist, was Lesekunst, Vertrautheit mit dem Stoff und sichere kritische Methode aus sprödem Material herauszuholen vermögen. Wir freuen uns, daß dem Verfasser die vollständige kritische Veröffentlichung des „klassischen" Briefwechsels übertragen worden ist.

Fast gleichzeitig mit dieser hannoverschen „Ehetragödie" spielt eine solche am kursächsischen Hofe. Nur, daß hier die Rollen anders verteilt waren. Auch, wer wie C. Gurlitt, das Liebesleben Augusts des Starken mit dem Hinweis auf „zweierlei Sittlichkeit für beide Geschlechter" zu entlasten versucht, um die „Größe" des Helden zu retten, wird zugeben müssen, daß einer

legitimen Frau an der Seite jenes Fürsten kein heiteres Los beschieden war. Wie ihr Leben in Wirklichkeit ausgesehen hat, schildert uns auf Grund neuer archivalischer Forschungen der Berliner Historiker Paul Haake, dessen Feder wir bereits wertvolle Darstellungen der Persönlichkeit des sächsischen „Sonnenkönigs" verdanken. (Christiane Eberhardine und August der Starke. C. Heinrich, Dresden 1930.) — Am 20. Januar 1693 folgt die Bayreuther Prinzessin aus Hohenzollernstamm dem Wettiner zum Altar, im Herbst 1694 beginnen Friedrich Augusts Beziehungen zu der berühmtesten Frau zweier Jahrhunderte, wie Voltaire sie nennt, Aurora von Königsmarck — der Schwester des hannoverschen Liebhabers! Aber kein Mord setzt diesem ehebrecherischen Verhältnis und der ihm folgenden Mätressenreihe ein Ende (entsprechend der „doppelten Moral" der Geschlechter), wohl aber wird auch hier eine Christiane Eberhardine wie dort Sophie Dorothea schließlich in der Einsamkeit des Schlosses Pretzsch an der Elbe „ihr Ahlden" finden. Man lese bei Haake, wie sich ihr Schicksal vollzog: „Fremd gingen beide nebeneinander her, der von Genuß zu Genuß Taumelnde und die wohl etwas philiströse, schwerblütige junge Frau, der dem Religiösen mehr und mehr Absterbende und die in Gott und Jesus Christus ganz lebende Protestantin, der Falsche, um eine Lüge nie Verlegene und die von allem Sündhaften zurückschreckende Verkörperung edelster Frauentugend." — Haakes Biographie Christiane Eberhardines, in der die Stimmen der Zeit reichlich zu Wort kommen — der Autor paßt sich gelegentlich mit volkstümlich-derberen Wendungen diesem Milieu an — ist über das Persönliche hinaus, ja den Rahmen des Biographischen mitunter sprengend, ein fesselnder Beitrag zur Regierungsgeschichte Augusts. Hauptakzente außer dem Ewigweiblichen: das polnische Abenteuer, der durch den Glaubensabfall des Albertiners heraufbeschworene konfessionelle Gegensatz in der königlichen Familie, das höfische Leben vornehmlich der Jahre 1700 bis 1706, für das Haake in Kalendern des Oberhofmarschallamts eine nicht unwichtige Quelle erschließt.

Unter Augusts unbedeutendem Nachfolger war (wie auch anderswo aus gleicher Ursache) die Bahn frei für einen Premierminister. In Sachsen wurde das 1738 (formell erst 1746) Graf Heinrich Brühl, als Preußens gefährlicher Widersacher der Beust des 18. Jahrhunderts. Auch er stand, wie fast alle aus dem „Lager der Besiegten", bis zum Weltkriege im Schatten, den das strahlende Licht des Erfolges der preußischen Vormacht und ihrer Träger notwendigerweise geworfen hat. Das sehr scharfe Urteil Friedrichs im ersten Kapitel seiner „Histoire de mon temps" blieb an der Persönlichkeit haften, so daß noch die Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow Brühl „einen der frechsten und zugleich schädlichsten Günstlinge seines an Favoriten reichen Jahrhunderts" nennen. Der ebenfalls ex eventu entstandene geschichtliche Revisionismus unserer Tage hat sich nun auch dieser Figur bemächtigt. Im Amalthea-Verlag erschien das Werk eines ungarischen Diplomaten, dessen fast auf jeder seiner über 500 Textseiten erkennbarer Zweck die Rettung und Rechtfertigung des sächsischen Staatsmannes ist. (Aladár von Boroviczény, Graf von Brühl. Mit 103 Abbildungen, 1930.) Verfasser ist mit

Liebe und Fleiß der Quellenüberlieferung seines Helden nachgegangen und hat vor allem aus dem Dresdener Hauptstaatsarchiv (wenn auch notgedrungen nicht erschöpfend) und dem Familienarchiv in Schloß Pförten umfangreiches, bisher unbekanntes Material zutage gefördert. Auf dieser Grundlage ist eine Biographie des Grafen Brühl entstanden, welche nicht nur den Minister selbst, sondern die ganze Regierungsperiode Friedrich Augusts II. (1733—1763) in neuem Lichte zeigt. Wir glauben dem geschickten, auch sprachlich gewandten Plaidoyer Boroviczénys, daß auch im Falle seines Schützlings die Weltgeschichte als Weltgericht in der bisherigen Zusammensetzung (dieser Gerichtshof wechselt ja dauernd das Gesicht) wieder mal ein anfechtbares Urteil gesprochen hat, daß Graf Brühl ein treuer Diener seines Herrn, ein geschickter Diplomat (das berühmte „renversement des alliances" von 1756 wird er allerdings Kaunitz kaum streitig machen können!), ein flotter Geschäftsmann im Sinne des Merkantilismus, mindestens auch der Mehrer des Ruhmes Sachsens als „erster Kulturstätte" gewesen ist, und man möchte es dem Leser überlassen, im Werk selbst die aktenmäßig belegten Korrekturen an der bisherigen Auffassung um der historischen Wahrheit willen zu studieren, wie überhaupt, unterstützt von dem prächtigen Bildmaterial, in den Geist der behandelten Zeit einzudringen. Leider macht uns der Autor einen Strich durch diese glatte Rechnung und nötigt zu kritischer Stellungnahme. Er ist nämlich der Gefahr aller Apologien nicht entgangen, die darin besteht, daß im Eifer des Gefechts über das Ziel weit hinaus geschossen wird, das Pendel von einem Extrem zum andern durchschwingt! „Als Ungar steht mir der Standpunkt Maria Theresias näher als jener, den Friedrich II. vertrat. Auch Brühl stand auf seiten Maria Theresias. Wir werden ihn und seine Politik besser begreifen, wenn wir sie von diesem Standpunkt aus betrachten." Hiergegen ist nichts einzuwenden. Aber Boroviczény sagt: „Die Sache Maria Theresias war Deutschlands Sache", und „Brühl trieb deutsche Politik", durch sein Buch zieht sich wie ein roter Faden der Leitgedanke: Wenn die Theresianische und die Brühlsche Politik gesiegt hätten, dann wäre nicht nur „Deutschlands Sache", sondern auch das Schicksal des Erdteils ein anderes, ein besseres geworden, und gegen diese These muß man sich allerdings sehr deutlich zur Wehr setzen. Es ist die heute beliebte Methode des, wie ich ihn nennen möchte, illoyalen Revisionismus, durch theoretisches Verschieben der Prämissen einen anderen Ablauf der Geschichte nicht nur zu konstruieren, sondern als praktische Realität zu behandeln. Der deutsche Schicksalsweg hat über das Preußen Friedrichs des Großen, den Kampf um die Vorherrschaft zwischen Habsburg und Hohenzollern, die Bismarcksche Reichslösung zur Katastrophe von 1918 geführt, also (!) war er falsch und jedes andere Wegzeichen, heiße es sacrum imperium Romanum Großdeutschland oder Paulskirche, „richtiger". Es ist das unbeweisbare Spiel mit dem großen „Wenn", dem vor kurzem von englischer Seite ein ganzes Buch gewidmet wurde, und dessen heikle Grundlage sich am drastischsten kennzeichnet durch die Frage jenes Sultans auf der Pariser Weltausstellung, was wohl geworden wäre, wenn Napoleon die Jungfrau von Orleans geheiratet hätte. Immerhin,

Gedanken und Ueberzeugungen sind auch hier zollfrei; es bleibt jedem unbenommen, sich unter Zuhilfenahme des Irrealis Plusquamperfekti ein angenehmeres Bild der deutschen Geschichte auszumalen. Eines aber wird stets verlangt werden müssen, zumal von einem Ausländer, der nach eigener Aussage „den politischen Tagesfragen des heutigen Deutschland fern" steht: jene Wunschbilder dürfen nicht durch Verdecken bzw. Verfärben historischer Realitäten gewonnen sein. In unserem Falle: es geht nicht an, die Gestalt des Grafen Brühl mit Hilfe der dunkelsten Folie seines Ueberwinders, des Preußenkönigs, strahlend zu machen. Wer ein dickes Buch mit Polemik gegen „die preußischen Geschichtsschreiber" (die er übrigens völlig ungenügend heranzieht!) füllt, die unter dem Banne der „Histoire de mon temps" Sachsens Staatsmann ungerecht beurteilten, wer dieser Literatur „subjektive Antipathie" vorwirft, der sollte über weltgeschichtliche Persönlichkeiten, die ihm „ferner" stehen, besonders vorsichtig schreiben, um nicht in den Fehler der von ihm Kritisierten zu verfallen. Bei B. tritt dem Grafen Brühl als Inbegriff fast aller Tugenden — er ist nicht nur „der Medici, Richelieu und Rothschild seiner Zeit", also ein künstlerisches, staatsmännisches und finanztechnisches Genie, sondern z. B. auch tief religiös, sittenstreng und von einer wahrhaft anachronistischen „sozialen" Gesinnung — ein preußischer König gegenüber, der nicht nur auf das Prädikat „groß" keinen Anspruch hat (dieses wird der ungarischen Königin und dem sächsischen Premier reserviert), sondern als brutaler Despot und teuflische „Eroberungsbestie" (darauf läuft die Aeußerung auf S. 473 hinaus), „außerhalb der Moral des gesitteten Europa steht", und dessen „Haß" gegen Brühl (man vergleiche über diesen angeblichen „Haß" die „Histoire de mon temps"!) als Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem diplomatisch stets (!) überlegenen Sachsen erklärt wird. Solche Schwarzweißmalerei ist, um eine Wendung des Autors zu gebrauchen, „einfach lächerlich".

Doppelte Moral, die B. doch so sehr verabscheut, aber ist es, ein und dieselbe Sache auf sächsischer Seite als „notwendige Verwaltungsmaßregel", auf preußischer dagegen als „Spionage" zu bezeichnen, dort nur von „Vorsicht", hier aber von „Intrige" und „Lügengewebe" zu sprechen, das Desertieren, den Krebsschaden aller Söldnerheere, als für Friedrichs Armee bezeichnend anzuführen usw. usw. Man kann auch nicht Brühls riesige Ausgaben mit dem „kulturellen" Endzweck entschuldigen und in gleichem Atem den Militäretat des Preußenkönigs geißeln, wenn man sich nicht dem Vorwurf der Unkenntnis preußischer Verwaltungsgeschichte aussetzen will, da der „miles perpetuus" geradezu ein Schwungrad der Volkswirtschaft gewesen ist. Für das Bestreben des Verfassers, seinen Helden in allem und jedem herauszupauken, noch ein kleines, aber bezeichnendes Beispiel: Seite 138 heißt es, Brühl habe das diplomatische Mittel, den preußischen Soldatenkönig durch Uebersendung von „langen Kerls" günstig zu stimmen, nicht anwenden wollen, weil er den „abscheulichen Menschenhandel" verabscheute; Verfasser vergißt, daß sein edler Held jenes Mittel wenige Seiten zuvor (127) „zu rechter Zeit angewandt" hat, und daß er auf Seite 153 abermals

in den „abscheulichen Menschenhandel“ willigt! — Wir sind ausführlicher geworden, weil die von B. befolgte Methode charakteristisch für eine gewisse Geschichtsbetrachtung unserer Tage ist. Sie will „Ungerechtigkeiten“ beseitigen und häuft neue auf. Es ist sehr freundlich vom Verfasser, festzustellen, daß jenes Opfer, welches Sachsen für das ungeschriebene Recht aller Völker brachte, ewig ein Ruhmesblatt in der tragischen Geschichte dieses Volkes bleiben werde. Uns interessiert aber heute doch mehr die „tragische Geschichte“ des deutschen Volkes und, um dieser eine bessere Fortsetzung zu geben, wird man, statt mit B. neben die bisherige These grell und scharf eine Antithese zu setzen, auf Versöhnung und Verbindung der verschiedenen Betrachtungsweisen sinnen müssen, etwa wie es Heinrich von Srbik in seinem Berliner Vortrage vom 3. März 1931 über gesamtdeutsche Geschichtsauffassung getan hat. Erfreulicherweise gehen wir hierin mit vorurteilslosen sächsischen Historikern einig, die Boroviczénys Darstellung in noch weiterem Umfange, als es oben geschah, weil „zu sehr durch die habsburgisch-katholische Brille gesehen“, ablehnen. (Vgl. Kretzschmar, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 43, S. 175 ff.)

Boroviczény zitiert einmal Werner Hegemanns „Fridericus oder das Königsopfer“, in welchem „das schier unentwirrbare Lügengespinst der preußischen Geschichtsschreibung mit scharfer und unwiderlegbarer (?) Logik nachgewiesen“ sei. In der Tat ist die Argumentation gegen den Preußenkönig und sein Land bei beiden Autoren in den Hauptpunken die gleiche. Das erwähnte Buch Hegemanns wurde von der unparteiischen Fachpresse, soweit ich sehe, ohne Ausnahme mehr oder weniger scharf abgelehnt; über die Gründe dieser Ablehnung unterrichtet am besten die Rezension eines „guten Demokraten“, Professor Veit Vallentins, und die daraus entstandene Polemik zwischen ihm und H. in der „Frankfurter Zeitung“[1]). „Der Kampf um Friedrich den Großen“, so schreibt Valentin in seiner Kritik, „hat bei W. H. eine Art Höhepunkt erreicht — denn es bleibt von dem König hier nun nichts mehr übrig: Poetaster und Kriegspfuscher, Schwätzer und Faulpelz, Dichterling und Fresser, pervertierter Schmutzian, pathologischer Ausbeuter, Sadist, Verräter am deutschen Kaiser, Verräter an der deutschen Kultur, eitler, törichter Lügner...“ Dieser Katalog von Nichtswürdigkeiten, welchen uns der neue Friedrich-Biograph (er selber nennt sich so) vorlegt, muß auch einen gläubig-schlichten Leser stutzig machen, denn „Verbissenheit, Fanatismus, Maßlosigkeit setzen ins Unrecht“. Das Buch hat auch Anklang nur dort gefunden, wo man aus parteipolitischer Verblendung jedes Mittel der Verunglimpfung des „Gegners“ für recht hält oder (wie die vom Verlage herausgehobenen „Urteile“ zeigen) in Literatenkreisen, wo man sich an pikantem Formenspiel und dialektischem Feuerwerk berauscht, unfähig, in das Wesen der Sache einzudringen, weil ohne Kenntnis historischer Methode. (Was würde wohl der Verfasser, ein Städtebaufachmann, dazu sagen, wenn Mediziner oder Theologen seine eigentliche Berufsarbeit begutachten!?) Gleichwohl schien es

[1]) 27. April 1927, 1. und 2. Morgenblatt, 1. Juni (1. Morgenblatt), 29. Juni (1. Morgenblatt), 30. Juli (1. Morgenblatt), 24. August (Abendblatt).

Herrn Hegemann noch nicht genug des grausamen Spiels. Da man ihm eine zu geringe Beachtung des jungen Friedrich vorgeworfen hat, so holt er diese Lücke mit einem neuen Werke nach. (Das Jugendbuch vom großen König oder Kronprinz Friederichs Kampf um die Freiheit. Jakob Hegner, Hellerau, 1930.) Der Titel ist natürlich bittere Ironie, insbesondere soll die auch im Text beharrlich durchgeführte Namensform Friederich[1]) den Träger von vornherein ridikülisieren.

Wenn man zu diesem ohne Zweifel wiederum routiniert geschriebenen Pamphlet Stellung nehmen will, so sind das Entscheidende nicht die zahllosen tatsächlichen Irrtümer bzw. Unrichtigkeiten (durch Verschweigen oder Verdrehen), die sich der Verfasser zuschulden kommen läßt. Auch über den Geschmack, mit ihm zu streiten, verzichten wir gern; schließlich muß jeder Autor wissen, was er seinen Lesern in dieser Hinsicht bieten kann. Entscheidend ist vielmehr wiederum die Methode geschichtlicher Darstellung. Wir könnten uns denken, daß ein überzeugter Monarchomache sehr entrüstet darüber ist, wenn die Gegenseite den großen Schatten Friedrichs heraufbeschwört, um mit ihm, etwa durch das moderne Mittel des Films, politische Wirkungen zu erzielen. Der republikanische Wahrheitsfreund ärgert sich über die populäre Legendendarstellung, er will dem Theaterkönige die Maske vom Gesicht reißen und ihn dem Publikum (ganz nach Rankeschem Grundsatz) zeigen, so wie er wirklich gewesen. In dieser Absicht würde er mit der Geschichtsschreibung von heute (soweit sie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben darf) völlig übereinstimmen. Die moderne Geschichtswissenschaft, frei geworden im Urteil über monarchische Persönlichkeiten durch die Aenderung der Staatsform, wird ihre Ansichten revidieren müssen und hat das bereits getan! Aber während sie dabei den Gesetzen der Historik folgt, deren wichtigstes mit die Vermeidung jedes Urteils ex eventu, die Darstellung von Menschen und Zuständen aus den Bedingungen ihrer Zeit heraus sein muß, befolgt die „neue historische Schule" (gleichviel ob ihr Vertreter Hegemann, Emil Ludwig oder Borovicźény heißt) eine andere „Methode": sie leuchtet mit den Erkenntnissen einer späteren Zeit die Wegstrecken der Vergangenheit ab und findet so natürlich genug brüchig gewordene Stellen. Sodann vergißt sie, daß Geschichte die relativste aller Wissenschaften ist. Sie betrachtet frühere Epochen ganz unkonditionell, trennt das einzelne von seinem Milieu und bringt es statt dessen in Beziehung zu modernen Begriffen und Werten, ohne zu beachten, daß die Geschichte als ein Stück der Natur gleich dieser „keine Sprünge macht". Die „neue Schule" geht aber noch weiter. Sie ist viel stärker als die Geschichtsschreibung früherer Jahrhunderte politisch-aktuell, im Banne einer Parteitendenz, also republikanisch-antimonarchistisch, pazifistisch-antimilitärstaatlich, „kulturell"-antimachtstaatlich, „großdeutsch"-antipreußisch. Von diesen Tendenzen gedrängt, hält sie sich nun für berechtigt, die Vergangenheit zu revidieren, aber immer nur die deutsche bzw. preußische, da ihre innenpolitische Anti-

[1]) An sich in der Prinzenzeit üblich gewesen. — Wenn Verfasser auf die von ihm ironisierte „historische" und „urkundliche" Wichtigkeit Wert legte, hätte er „Friderich" (ohne das erste e) schreiben müssen.

these ja durchaus national oder noch enger gebunden erscheint. So ergibt sich, von jenen Schriftstellern gar nicht erkannt oder absichtlich übersehen, die merkwürdige Erscheinung, daß ein- und dieselbe Sache getadelt wird, wenn es sich um den besonderen Gegner handelt, dagegen verschwiegen oder sogar gebilligt, wenn sie außerhalb einer bestimmten geographischen Grenzlinie wiederkehrt. Auf den Gedanken, das Streitobjekt in seiner Totalität zu erfassen, es durch Vergleich zu relativieren, kommt man in diesem Lager gar nicht, will man nicht kommen. Beispiele für ein derart widerspruchsvolles Verfahren bot schon das Werk von Boroviczény, zahlreicher und markanter sind sie noch bei Hegemann. Prussia est delenda, bleibt dieser Staat doch eine Schöpfung seiner Fürsten, so daß alle Streiche, die ihr gelten, jene mittreffen. Also: Korruption war eine spezifische Erscheinung des preußischen Absolutismus, hier bis 1918 gerechnet. (Der Leser wird den pikant servierten Text schon schlucken, da er nicht erfährt, daß etwa der berüchtigte Aemterkauf jenseits des Rheins noch einen ganz anderen Umfang besaß.) Die preußische Volksschulbildung des 18. Jahrhunderts lag völlig im argen. (Wer denkt da sogleich an Englands grauenvolle Zustände auf diesem Gebiet?) Der Unterricht eines „Königlich preußischen Gymnasiums" ist „anspruchsvoll" gewesen. (Beileibe nicht außerhalb des Hohenzollernstaats!) Im militaristischen Preußen haben Invaliden den Vorrang zu Schulmeisterstellen. (Daß noch im Oesterreich Metternichs die Unteroffiziere für ganz andere Aemter vorgezogen wurden, braucht man ja nicht zu wissen.) Die Ränke des preußischen Hofes werden mit „krausen Geschichten" illustriert. (Versailles oder Wien kannten keine Kabalen.) Und natürlich ist, um noch ein persönliches Beispiel dieser einseitigen Charakteristik zu nennen, das zerrüttete Eheleben Friedrichs die „Fortsetzung einer ungebrochenen Kgl. preußischen Ueberlieferung". (Ganz ausgeschlossen, etwa bei den benachbarten Albertinern dergleichen Probleme zu finden.) Noch krasser wird die Ungerechtigkeit bei dieser Geschichtsbetrachtung, wenn sie nicht nur wie in den genannten Beispielen „abblendet", sondern geradezu mit zweierlei Maß mißt. Welcher Hagel von Vorwürfen und Anklagen gegen den Militaristen Friedrich! Aber beim Prinzen Eugen verdichten sich gleiche Eigenschaften und Handlungen zur Gloriole „eines der größten Staatsmänner aller Zeiten". Umgekehrt wird das Hohelied der „religiösen Duldsamkeit, die im Deutschen Kaiserreich des 18. Jahrhunderts selbstverständlich war", gesungen, als wenn es nie eine Salzburger Emigration gegeben hätte.

Angesichts dieser völlig unhistorischen Methode, die zu falschen Ergebnissen führen muß, ist es beinahe überflüssig, ihre Ergebnisse hier noch näher zu betrachten. Wie nicht anders zu erwarten, sind sie nur eine Verlängerung, vielfach auch eine bloße Wiederholung des Fridericus-Buches. (Da der Stoff beim Verfasser trotz reichlichster Zitate aus der gedruckten Literatur für die Jugendgeschichte nicht recht ausreicht, greift er fortwährend über sein Thema hinaus, um das „Königsopfer" noch einmal abzuschlachten.) Der junge Fritz erscheint als „der geistige Erbe eines tollen Vaters" — von der Persönlichkeit Friedrich

Wilhelms I. erhält der Leser nur ein blutiges Zerrbild —, aber seine Jugend sei gar nicht so schlimm gewesen, wie er selbst und die preußischen Historiker es darstellen; dafür hat er den Oedipuskomplex, führt ein ausschweifendes, liederliches Leben und wird zum Verderber seines Freundes Katte. (Die Katte-Tragödie bei H. wetteifert mit einem Kriminalroman!) Daß er als Ehemann keine Mätressen gehabt hat, sei sehr bedauerlich gewesen, auf diese Weise mußte der preußische Staat jener Segnungen verlustig gehen, mit welchen eine Pompadour das kulturell so unendlich viel höher stehende Frankreich beglückte. Aber, wie gesagt, der Schmähstoff fließt trotz Oeffnung aller Dreckschleusen etwas dünn, man muß ihn durch Einbeziehung der Königsjahre erweitern. Auf diesem Gebiete hat H. unter Aufrechterhaltung der oben zitierten Bilanz Valentins noch folgende Entdeckungen gemacht: Schuld an dem heute in Deutschland üblichen unsauberen Melken der Kühe und der daraus entspringenden Tuberkulosegefahr ist Friedrich II., denn seine Bauernpolitik hatte jene „Interesselosigkeit des kaum der Knechtschaft entronnenen" Landbewohners zur Folge, aus der die schmutzigen Finger und die ansteckenden Euterentzündungen sich „fast selbstverständlich" erklären. Derselbe Despot hat es auf dem Gewissen, wenn „unser Vaterland heute gezwungen" ist, „einen großen Teil der teuersten landwirtschaftlichen Erzeugnisse im Ausland zu kaufen", weil er die Entwicklung eines freien Kleinbauernstandes hemmte; die jährliche Mehrausgabe von über einer Milliarde ist eine Folge der friderizianischen Bauern- und Adelspolitik. Das Kapitel der königlichen Perversitäten wird jetzt noch durch den Inzest mit der „Lieblings"-Schwester Wilhelmine bereichert, und die Verantwortung für sodomitische Exzesse, wie sie das Politische Testament von 1768 aus Ostpreußen berichtet, „dem großen Volkserzieher" in die Schuhe geschoben. (Also ist in der so fortgeschrittenen Volkserziehung unserer Tage das Scheusal Haarmann dem preußischen Kultusminister aufs Debetkonto zu schreiben.)

Wir müssen leider von der Forscherarbeit des Friedrich-„Biographen" Abschied nehmen, der Leser weiß ohnehin Bescheid, daß dieser legendarische große König künftig als interessantes Studienobjekt in Magnus Hirschfelds „Institut für Sexualwissenschaft" gehört. Nur eines sei noch mit Dank notiert: Der Städtebaufachmann hat eine Wut auf die Geschichtsprofessoren und auf die Archive, wahrscheinlich deswegen, weil ihm sowohl die Methode jener wie der Inhalt dieser stets fremd geblieben sind. Wenn jemand eine Wut hat, dann muß er schimpfen. Herr Hegemann tut das aus Leibeskräften. Man lese über die „Urkunden, welche zur Beschäftigung der noch vorhandenen Archivräte und Universitätsprofessoren noch (so!) ausgegraben werden müssen", insbesondere über die Nachrichten betreffend Friedrichs Nabelschnur: „Man kann das Benagen derartiger rattenköniglicher Ur- und Schnurkunden den dafür bezahlten Archivräten und Universitätsprofessoren überlassen." Der „Historiker" der „neuen Schule" braucht höchstens „aus dem ungeheuren friderizianischen Aktenstaub einige Tatsachen herauszufischen", denn „wie ein Gastgeber auf die Mitarbeit seiner Köche und Küchenjungen, so muß sich ein neuer Geschichtsschreiber (d. h. ich, Werner Hegemann)

auf die Mitarbeit seiner Ranke- (so!) und sonstigen Archivräte verlassen können". — Kommentar überflüssig.

Summa summarum: Hegemanns Friedrich-„Biographie" ist kein Porträt des großen Königs, sondern eine Karikatur oder vielmehr (denn Karikatur ist immer noch humorvolle Lebensnähe) eine Fratze, eine mit unverkennbarem Talent für so etwas gezeichnete Teufelsfratze. Die von ihm gleichzeitig begeiferte historische Wissenschaft aber hält es mit dem Weisen von Sanssouci: sie hängt auch dieses Pasquill niedriger.

Ohne Herrn Hegemann, der Ranke nur als seinen „Küchenjungen" ansieht, weil er selbst in der affekt- und ressentimentfernen Atmosphäre dieses Historikers nicht zu atmen vermag, stellen wir die Frage: Wann kommt für uns Deutsche der Tag, an welchem wir imstande sind, über Menschen und Dinge unserer Vergangenheit zu reden ohne Weihrauch oder Gasangriff, mit der ruhigen Distanz, welche andere Völker im Geschichtlichen besitzen? Wann wird man aufhören, denjenigen einen verkappten „Monarchisten" zu schimpfen, der Leistung und Größe auch bei Hohenzollern für möglich hält und anerkennt? Unsere Zeit lebt sehr schnell. Können wir, d. h. die intellektuelle, bürgerliche Oberschicht, uns überhaupt noch den Streit über Konfessionen und Kulturunterschiede in der deutschen Geschichte, über monarchische oder republikanische Lieblingsvorstellungen leisten, wo längst die gemeinsame große Front geschlossen sein müßte gegen den neuen wirklichen Feind, für den wir alle: „Reaktionäre" und „gute Demokraten", Gläubige und Aufklärer reif sind zum Blutgerüst der „Weltrevolution"!?

* * *

Gibt es eine geschichtliche Persönlichkeit, in deren Zeichen die Hadernden sich finden könnten? Ist dieses Zeichen der Freiherr vom Stein, dessen 100. Todestag am 29. Juni gewesen, und ist er es darum, weil ihm (wie weit krasser noch einem Kaiser Friedrich) der Erfolg versagt blieb? Ist es die Tragik des Siegers, daß sich sofort die geschlagenen Kräfte sammeln und sein Werk mehr und mehr problematisch machen, wie Friedrich der Große und Bismarck beweisen?

Man streitet sich bei uns nicht über, sondern um Stein, nicht für oder wider ihn, sondern für oder gegen welche Kräfte unserer Zeit sein Geist zum Zeugen angerufen werden kann. Der die deutsche Einheit schlechthin (ohne das Medium von Stämmen und Dynastien) schon rein standesmäßig verkörpernde und aus der Vergangenheit des imperium romanum sinngemäß in eine bessere Zukunft transponierende „Reichsfreiherr" wird heute zum Vorkämpfer überall da, wo der nationale Gedanke noch nicht „in der Verfinsterung begriffen" erscheint. Aber auch der nach dem Kriege propagierte Gedanke berufsständischer Vertretungen (Korporativismus) findet in Steins Ansicht von der historischen Gliederung der Gesellschaft gegen die atomistische Gleichmacherei des Parteienstaats ein bedeutendes Vorbild. Andererseits nehmen die Anhänger parlamentarischer Regierungsweise den Herold der „Nationalrepräsentation" für sich in Anspruch und den Schöpfer kommunaler Selbstverwaltung, den Anwalt

des Laientums in der Exekutive überhaupt, verehrt die aus den Fesseln des „Obrigkeitsstaats“ sich erlöst dünkende Demokratie. Wieweit solche Berufungen berechtigt sind, ist eine andere Frage; jedenfalls klingt Steins Name gegenwärtig von den Lippen fast aller nichtmarxistischer Parteien. Folge und Ursache dieser politischen Stimmung zugleich ist die gewaltig angeschwollene Stein-Literatur unserer Tage.

Zunächst hat man damit begonnen, das quellenmäßige Fundament des heutigen Stein-Bildes neu zu legen. Die sechsbändige „Biographie“ von Pertz, in Wirklichkeit eine in Darstellungsform gebrachte Dokumentensammlung, genügt nach Auswahl und Anlage unseren Bedürfnissen nicht mehr, sie wird künftig ersetzt durch die große Ausgabe der Briefe, Denkschriften und Aufzeichnungen Steins, deren ersten Band im Auftrage der Reichsregierung, der preußischen Staatsregierung, des Deutschen und Preußischen Städtetages Erich Botzenhart zum Jubiläumstermin fertiggestellt hat. Die vom Verlage Carl Heymann, Berlin, vorzüglich ausgestattete Edition umfaßt den Zeitraum von 1773 bis Ende 1804, beginnend mit den Briefen des Göttinger Studenten an seine Mutter und schließend mit einem Dienstschreiben des soeben Minister Gewordenen. Dazwischen liegt die Zeit des Werdens und (seit 1780) des Wirkens in den Sielen der preußischen Bürokratie, über die der Reformer noch weit schärfere Urteile gefällt hat als Bismarck, von der er doch aber auch unendlich viel gelernt hat, zumal es die Kammerverwaltung gewesen ist, in welcher Stein aufrückte, neben der Armee das schärfstgeschliffene Instrument des auf Ordnung und Pflichterfüllung basierten Hohenzollernstaates. Da die persönliche Korrespondenz Steins vor 1809 nur lückenhaft erhalten ist, hat der Herausgeber für die ältere Zeit, also gerade den vorliegenden Band, weitgehend auch den dienstlichen Schriftwechsel herangezogen. Indem wir so den Leiter der westfälischen Bergämter, dann den klevemärkischen Kammerdirektor und schließlich den „Oberpräsidenten“ der preußischen Westprovinzen mitten in seiner dienstlichen Arbeit, im Verkehr mit Untergebenen und Vorgesetzten, kennenlernen, wird uns das Wesen des Mannes in seiner eigentümlichen Verbindung liberal-fortschrittlicher und konservativ-traditionalistischer Züge, besonders — in diesem westfälischen Milieu — die Entwicklung seiner Kardinalpostulate: Selbstverwaltung und Volksrepräsentation, an einer Fülle interessantester Aeußerungen vertraut, darüber hinaus auch ein Stück preußischer Verwaltungsgeschichte vor der Reform, was um so wichtiger ist, als auf eine Fortführung der berühmten „Acta Borussica“ bis in diese nachfriderizianische Periode nicht zu rechnen ist. Unmöglich, auf das reiche, von Botzenhart ausgebreitete Material, das nunmehr auch die bei Pertz schon gedruckten Stücke in editorisch einwandfreier Weise wiedergibt, hier näher einzugehen: man muß in dieser trefflichen Dokumentensammlung genau so wie in der Friedrichsruher Ausgabe der Politischen Schriften Bismarcks, der sie auf dem Fuße folgt, lesen, sich in den Geist der Zeit vertiefen, um zu erkennen, wie im Bunde mit Freunden, im Kampf mit Gegnern Stein zum genialen Verwaltungsmanne reift, in wie starkem Maße dabei schon reformerische Gedanken vor der Re-

form sich unter der sterbenden Hülle des rein absolutistischen Staates geregt haben. — Wir wünschen dem schönen Anfang dieser Publikation eine rasche und glückliche Vollendung.

Schon für ihren nächsten Band wird sie eine wesentliche Ergänzung und Entlastung finden in der von der preußischen Archivverwaltung zusammen mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft geplanten großen Aktenpublikation über die Reorganisation des preußischen Staates nach 1806, von der zunächst die Stein-Hardenbergsche Zeit und hier wiederum „die allgemeine Verwaltungs- und Behördenreform" in Angriff genommen wurde. Bearbeiter dieser Abteilung ist der Berliner Staatsarchivar Georg Winter; der erste Band seiner Edition enthält das dokumentarische Material „vom Beginn des Kampfes gegen die Kabinettsregierung bis zum Wiedereintritt des Ministers vom Stein", d. h. vom April 1806 bis zum Herbst 1807. (Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 93, S. Hirzel, Leipzig.) Eine schmerzlich gefühlte Lücke beginnt sich zu schließen. Was bisher in den verschiedenen meist biographischen Werken über die Reformzeit verstreut und versteckt, in oft mangelhafter Form, sich einem Gesamtüberblick entzog, soll jetzt, chronologisch geordnet, mit allen Erläuterungen einer modernen Editionstechnik versehen, dem Geschichtsschreiber und dem Geschichtsfreunde zur Verfügung stehen — beiden, handelt es sich doch um die interessantesten Zeugnisse einer der wichtigsten Perioden preußischer Staatsgeschichte, wo dieser Staat seine „Revolution von oben" gleichzeitig mit dem Lebenskampfe gegen einen unversöhnlichen äußeren Feind vollzog. Die Parallelen zu unserer Gegenwart sind schlagend, und wenn man überhaupt aus der Geschichte lernen kann, so hier an den Gedanken der besten administrativen Köpfe, die der Hohenzollernstaat damals besaß. Denn das ist die Signatur dieses Buches, nicht der Führer „einsame Häupter glänzen erhellt", sondern auch ihre „Mitarbeiter" kommen zu Wort, ohne die jene nicht fertig geworden wären. Ein historisches Gesamtporträt also der Reformbürokratie von damals, die ja nicht eine neue, konjunkturmäßig an die Oberfläche gelangte Beamtenschicht darstellt, sondern fast ohne Ausnahme dem Gemeinwesen schon lange vor seinem Zusammenbruch gedient hat, woraus sich eben die wunderbare Erneuerung aus eigener Kraft erklärt. In diesem ersten Abschnitt der Reform geht es um die Beseitigung der entarteten Kabinettsregierung Friedrich Wilhelms III., bei welcher sich eine unverantwortliche intermediäre Exekutivbehörde von wenigstens teilweise auch persönlicher Anfechtbarkeit zwischen den Monarchen und seine ordentlichen Ratgeber, die Minister, geschoben hatte. Die leidenschaftliche Diskussion eröffnet Stein im Frühjahr 1806 mit seiner bekannten „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts"; länger als ein Jahr, durch die alsbald hereinbrechende Katastrophe nur noch verstärkt, ist das Leitmotiv aller Patrioten die Aenderung jenes Systems, welche dann schließlich durch Hardenbergs Sieg über Beyme, den letzten Kabinettsrat alten Stils, erfolgt. Erst nachdem dieser Krebsschaden an der Spitze des Staates beseitigt worden war, hatte die moderne Ministerialverfassung freie Bahn, und an sie wieder schloß sich die Reform der übrigen Behörden-

organisation. Hier sind es vor allem Steins „Nassauer Denkschrift" vom Juni 1807 sowie die in Riga niedergeschriebenen, vom September datierten Reformvorschläge Hardenbergs und die (zum erstenmal veröffentlichten) seines getreuen Helfers Altenstein, welche für den gesamten Staatsaufbau zukunftsweisend wurden. Die in wenigen Wochen entstandenen Rigaer Denkschriften umfassen fast die ganze zweite Hälfte der Winterschen Publikation (264 Seiten!), schon rein äußerlich ein erstaunliches Denkmal für die Arbeitskraft ihrer Verfasser. Von Hardenbergs unermüdlicher Hand bringt der Anhang noch eine bisher unbekannte „Darstellung der Regierung Friedrich Wilhelms III." mit fesselnden Charakteristiken des Königspaares. — Man kann nur hoffen, daß dem in so reicher und bequemer Weise erschlossenen Gedankengut hervorragender Staatsmänner aus einer der kritischsten Perioden preußischer und deutscher Geschichte von seiten des gebildeten Publikums, besonders aber des Verwaltungsbeamtentums, die Aufmerksamkeit zuteil wird, die es verdient!

Gleichzeitig mit den neuen Quellenpublikationen bringt uns das Stein-Gedenkjahr eine ganze Reihe neuer Darstellungen. An ihrer Spitze sind zu nennen das zweibändige Standardwerk des Freiburger Historikers Gerhard Ritter, Stein, Eine politische Biographie (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und die knappere Würdigung seines Karlsruher Kollegen Franz Schnabel, Freiherr vom Stein (Teubner, Leipzig). Auch die Herausgeber der oben besprochenen Sammlungen haben sich (in Aufsatzform) zum Thema geäußert: Erich Botzenhart, Freiherr vom Stein (Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster) und Georg Winter, Stein und die Verwaltungsreform 1806 bis 1808 (in der Zeitschrift: Westfalen). Ferner liegen uns vor: Georg Koch, Der Freiherr vom Stein. Von Staat, Volk, Bildung (Neuwerk-Verlag, Kassel), die Heidelberger Gedächtnisrede von Willy Andreas, Steins Vermächtnis an Staat und Nation (Carl Winters Universitätsbuchhandlung), das Text und Belegstücke vereinigende Stein-Bändchen des preußischen Oberverwaltungsgerichtspräsidenten Drews (aus der Sammlung: Meister des Rechts, Verlag Carl Heymann, Berlin 1930), und schließlich die anonyme, auf Massenvertrieb berechnete Schrift: Stein. Ein Führer zum neuen Reich (Verlag Gutenberghaus, Berlin), wie schon der Titel andeutet, eine politische Aktuellisierung des „größten inneren Staatsmannes".

Die Frage nach den Vorbildern des Reformers, um die in der älteren Literatur ein erbitterter Kampf ging, hat heute stark an Interesse verloren; sie ist übrigens jetzt im Sinne der englisch-altdeutschen Entwicklungslinie (Montesquieu-Burke, Reichsverfassung, westfälische Selbstverwaltung) entschieden worden, neben welcher die „Ideen von 1789" stark in den Hintergrund treten. Um so mehr spricht man jetzt von der historischen Wirkung Steins. Hier wird die Antwort wesentlich anders lauten als vor dem Kriege. Was wir Deutsche an staatspolitischer Erbweisheit besitzen, schwingt zwischen den Polen: Stein und Bismarck. Nicht, daß es sich dabei um absolute Gegensätze handelte, es wäre vielmehr eine reizvolle Aufgabe, zu zeigen, wieviel Gemeinsames doch trotz aller Zeit- und Individualitäts-

unterschiede den rheinischen Reichsfreiherrn mit dem ostelbischen Junker verbindet. Wohl aber enthüllt eine Betrachtung beider Persönlichkeiten den Zwiespalt deutschen Wesens, die Unmöglichkeit, sich in einem Beispiele — und wäre es das größte — ganz zu offenbaren, Fausts Schicksal ewigen Strebens, nie Vollendens. Handelt es sich doch um den von Deutschen am tiefsten erlittenen Dualismus zwischen Ethos und Kratos, Gefühls- und Realpolitik, „Weimar" und „Potsdam". Je nachdem man bei dieser Antithese den Akzent legt, wird das Urteil über Stein verschieden ausfallen müssen. Franz Schnabel sieht in seiner nach Form und Gehalt ausgezeichneten Biographie vor allem die sittliche Forderung an den Staat, alle seine Bürger ohne Unterschied des Standes und der Geburt für die öffentlichen Angelegenheiten heranzuziehen; nur so könne patriotische Hingabe des einzelnen erreicht werden. Der Ton liegt dabei stark auf der Befreiung des Individuums, seinen Rechten gegenüber obrigkeitlichem Zwange. Daß Steins Werk ein Torso blieb, ist nach dieser Auffassung vor allem Schuld der Epigonen. „In der preußischen Geschichte ist sein Nachleben eine Kette unerfüllter Erwartungen, verpaßter Gelegenheiten geworden. Und dies besonders, solange es eine preußische Monarchie gegeben hat". Unausgesprochen hier, aber deutlich genug anderenorts, kommen diese „verpaßten Gelegenheiten" auf das Schuldkonto dessen, dem die preußische Monarchie ihre exzeptionelle Machtverlängerung dankt: Bismarck. Hier eben tritt jene Antithese zutage; wer sich für den Moralisten in Stein einsetzt, dem schnellt die Schale des Realpolitikers allzu leicht empor. (Vgl. Schnabel, S. 39: „Einem Manne wie Stein war nicht wie dem Schöpfer des Reichs die persönliche Macht das Element seines Lebens, der Ehrgeiz war nur in geringem Maße in ihm entwickelt, all sein Handeln bezog sich durchaus auf die Sache.")

Anders Ritter. Daß die leidenschaftliche Natur des Reichsfreiherrn diplomatische Erfolge sehr erschwerte, wird nirgends geleugnet. Es fehlten ihm aber auch manche politisch-staatsmännische Führereigenschaften. Altenstein hat einmal von ihm gesagt, Gefühl und Grundsätze stritten sich zu sehr, er sei nicht kalt, nicht konsequent genug, habe zu wenig Ausdauer. Deswegen steht Ritter der „preußischen Nationalpolitik" des Ministers vom Stein kritisch gegenüber. Er betont, „daß uns, den Erben Bismarcks, nationales Pathos nur noch in der Form des bismarckischen Staatsethos wirklich fruchtbar, jene unklare Vermischung religiöser, moralischer und politischer Motive, wie sie das Erhebungszeitalter kennzeichnet, in der Sphäre staatsmännischen Handelns bedenklich, ja gefährlich erscheint". Weil Steins Leidenschaft, so formuliert Andreas a. a. O. in charakteristischer Abweichung von Schnabel unser Problem, nie der eigenen Person diente, war ihm jener hemmungsloser Drang zum Besitz der Macht, zur unbedingten Behauptung der eigenen Herrschaft fremd, von dem gerade die größten Staatsmänner besessen sind. Er hatte „zu wenig Ehrgeiz", es „fehlte diesem Manne der Tat die letzte Dämonie des Machtmenschentums". So gesehen, braucht man nicht bei der bloßen Konstatierung einer Epigonenschuld gegenüber dem Erbe Steins stehenzubleiben, man erkennt vielmehr, warum diese

Hypothek entstanden ist, und man wird unter Bejahung des „Dualismus“ die Wagschalen Steins und Bismarcks ins Gleichgewicht bringen dürfen!

Auch sonst bietet Steins, wie wir sahen, aus „liberalen“ und „konservativen“ Zügen seltsam gemischte Persönlichkeit Gelegenheit, ihn, der stärker als andere Führer „zwischen den Welten“ wandelte, unter verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Es wurde zu Anfang bemerkt, wer alles heutzutage sich auf ihn beruft, und begreiflicherweise erscheint der Reformer zunächst als Befreier von Lasten, als Spender von Rechten. Demgegenüber darf nicht vergessen werden, daß Steins Staat seinen Bürgern nicht eigentlich neue Rechte verleihen, sondern sie zu neuen Pflichten erziehen sollte, „der Pflicht, ihre Kraft und Zeit, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, ihr Sein und Denken in seine Dienste zu stellen“ (Botzenhart). Indem man diese Seite seines Vermächtnisses hervorkehrt, verändert sich plötzlich das Bild der geschichtlichen Entwicklung: die Linie wird sichtbar, welche vom preußischen ancien régime über das Zeitalter der Erhebung zum Bismarckreich führt; der Freiherr vom Stein tritt als Brücke zwischen Friedrich und den Reichsgründer. Wir heute Lebenden aber, vor deren Augen sich der Vorgang wiederholt, daß städtischer Mißwirtschaft durch Staatskommissare gesteuert werden muß (wie zu Zeiten des Soldatenkönigs), wir, denen Korruptionsskandale von unheimlichem Ausmaß die Wahrheit des Dichterwortes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ aufs neue bestätigen, können nichts Besseres tun, als die wurzelhafte Verbundenheit jener Führergestalten anzuerkennen und (statt trennender Unterscheidungen) dem Erbe aller drei nachzuleben.

Heinrich Otto Meisner.

## III.

### Neue kunsthistorische Literatur von Otto Grautoff.

Die Hochflut kunsthistorischer Neuerscheinungen, die vom ersten Deflationsjahr an sank, ist jetzt von einer Ebbe abgelöst, die sich nicht allein aus wirtschaftlichen Ursachen ergibt. Schon in der letzten Inflationszeit wandte sich das Interesse des Publikums über die bildenden Künste hinaus der Philosophie zu. Einzelgebiete des Kulturlebens versanken vor allgemeinen weltanschaulichen Betrachtungen. Das Bild, die Plastik, die Radierung erschienen zu klein, um von ihnen aus den Lebenssinn des Einzelnen und der Nation zu erfassen und zu deuten. Um in dem schnellen Tempo der Krise das Allgemeine zu erkennen, mußte man über das Besondere hinweg den Blick auf das Große und Ganze richten. Das Publikum ließ die Nachzügler der Kunstliteratur liegen und wandte sich der Literatur zu, in der Lebensweisheit, Kunst der Lebensführung und Kulturkunde geboten wurden. Dieser Zug der Zeit war so allgemein, daß selbst die kunstgeschichtliche Literatur von ihr durchtränkt wurde. Während in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren neue kunstwissenschaftliche Darstellungen rasch mehrere Auflagen erlebten, haben von 1926 an nur solche Kunstschriften Erfolge erzielt, in denen das Sonderthema ethisch,

religiös oder philosophisch ins Allgemeine gehoben wurde. In dieser Zeit wurde Langbehns schon einmal berühmt gewordenes Buch „Rembrandt als Erzieher" wieder aufgelegt und erlebte von neuem 85 Auflagen. Weitere Werke des Rembrandt-Deutschen wurden aus seinem Nachlaß herausgegeben und brachten es ebenfalls zu zeitgemäßen Erfolgen. Im vergangenen Jahr hat sein Gehilfe und Nachfolger, Momme Nissen, der wie Langbehn aus dem protestantischen Nordschleswig stammt und in späteren Jahren zum Katholizismus übertrat, unter dem Titel „Vom Geist des Ganzen vom Rembrandt-Deutschen" (Herder & Co., Freiburg) ein Buch herausgegeben, in dem sich das künstlerische Erlebnis ganz verflüchtigt hat. Nur die schönen Bilderbeilagen erinnern noch daran, daß Langbehn und Nissen von der bildenden Kunst ausgingen. Diese, von seinem „Gehilfen" bearbeitete Nachlaßschrift, ist in lyrisch-rhetorischer Form ein religiöses Bekenntnis, das die Rückbildung zur ursprünglichen Ganzheit predigt. Die literarische Form ist letzthin von Nissen gegeben worden. In ihr erweist sich der Verfasser, der sich bescheiden als „Gehilfe" bezeichnet, als starker, musikalischer Sprachkünstler. Der tiefe, religiöse Gehalt des Werkes macht diese Schrift zu einem Andachts- und Erleuchtungsbuch für alle suchenden Seelen unserer Zeit. Langbehn ist ein Typus in seiner Kunstauffassung und Deutung. Sein neuester Erfolg ist charakteristisch für die Zeitstimmung. Er steht nicht allein. Irgendein junger Kunsthistoriker veröffentlicht eine fachwissenschaftliche Untersuchung über den „jüngeren Rembrandt" (Rascher & Cie., Zürich) und beruft sich dabei in erster Linie nicht, wie das bisher üblich war, auf seine ihm vorangegangenen Kollegen, sondern auf den „Seelenforscher" Rudolf Maria Holzapfel, will also ebenso wie Langbehn und Nissen nicht einen Beitrag zur Fachforschung, sondern eine philosophische Interpretation der Jugendjahre Rembrandts geben. Da Hugo Debrunner trotz alledem Fachwissenschaftler ist, so ist ein wunderlicher Brei aus philosophischen Untersuchungen mit dünkelhafter Ablehnung der offiziellen Philosophie und Phrasen einer eigenen Lebensweisheit entstanden, der nicht gerade erfreulich wirkt. Etwas weniger Holzapfel und etwas mehr Bode oder Friedländer hätte das Buch lesbarer gemacht.

In die gleiche Kategorie kunsthistorischer Schriften gehört der „Preußische Stil" von Moeller van den Bruck (Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau). Der Verfasser war kein Fachgelehrter und ist zum Teil, weil er ohne Doktorhut außerhalb der Zunft stand, zum Teil, weil auch er über die kunsthistorische Darstellung hinausgriff, in den Kreisen der Fachwissenschaft so gut wie unbekannt geblieben. Nach seinem frühen Tod hat Heinrich von Gleichens Kreis mit der konservativen Wochenschrift „Der Ring" Moeller van den Bruck als Deuter preußischer Vergangenheit und Künder preußischer Zukunft herausgestellt und seine Werke propagiert. „Der preußische Stil" ist das Hauptwerk des Verfassers und wie kein anderes geeignet, den Sinn und geistigen Gehalt des Preußentums breiteren Schichten klarzumachen. Es ist in hohem Maße erfreulich, daß eine bedeutende politische Gruppe des neueren Deutschlands sich nicht nur mit politischen und wirtschaftlichen Problemen beschäftigt, sondern dem Konser-

vatismus einen seelischen Inhalt gibt. Und es ist noch erfreulicher, daß diese konservative Gruppe sich das Lebenswerk eines schöpferischen Geistes zu eigen gemacht hat, und auf der Basis seiner Ideen weiterbaut. Nicht nur jeder Preuße, jeder Deutsche sollte dieses Buch lesen. Unsere Landsleute sollen darüber hinaus dahin wirken, daß diese Darstellung des so vielfach geschmähten Preußentums auch in unseren Nachbarländern bekannt wird, denn in diesem Buch sind zum ersten und bisher einzigen Male die positiven Werte des Preußentums durch den Lauf der Jahrhunderte herausgestellt, und zwar in einem wunderbaren Stil, der schmucklos und bildhaft, schlicht, scharf geschnitten, klangvoll rhythmisiert und im besten Sinne des Wortes als preußisch bezeichnet werden kann. Einige glückliche Formulierungen bleiben unvergeßlich wie: „Der niederdeutsche Backsteinbau fand seine ritterliche Vollendung in den strengen und edlen Bauten des preußischen Ordenslandes...", „der große Kurfürst — dieser innerlich-mächtige Mann". — „Doch blieb Potsdam trotz allen Insignien einer wissenden und wollenden, einer gewollten Königlichkeit, die Friedrich der Große ihr gab, auch jetzt noch die offene Landstadt, die sie war." — „Die Klassizität von Berlin stand in reiner und klarer Ebenbürtigkeit neben der Idealität von Weimar." Moeller van den Bruck ging von der preußischen Kunst aus und wertete sie zu einem Weltbild des gesamten Preußentums aus.

Ein anderer Outsider, Hans Heinrich Naumann, ging von dem neuentdeckten Grünewaldbildnis aus, lehnt sich wie Langbehn, Nissen und Moeller van den Bruck gegen die „abspaltende Philologie" und „lebensfremde Kunsttheorie" auf und versucht nach zwanzigjährigen Vorstudien die Gestalt des größten deutschen Malers zu identifizieren. Im vorigen Jahr hat Naumann in Gröbenzell bei München ein Schongauer-Nithart-Archiv gegründet, als dessen erste Schrift bei Eugen Diederichs in Jena sein Buch „Das Grünewald-Problem und das neuentdeckte Selbstbildnis des zwanzigjährigen Mathis Nithart aus dem Jahre 1475" erschien. Hoffentlich hat die böse Zeit das mühsam aufgebaute Werk dieses gelehrten Idealisten nicht wie so manches andere auch hinweggeschwemmt; denn es wäre bedauerlich, wenn seine Sammlungen nicht erhalten und ausgebaut werden könnten, und wenn seine Forschungen eingestellt werden müßten. Es kommt zuweilen vor, daß Outsider die wissenschaftliche Methodik pedantischer und förmlicher handhaben als jene Fachgelehrte, die durch ein offizielles Amt ihre Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Forschung nicht mehr zu erweisen brauchen. Das trifft auch auf Hans Heinrich Naumann zu, dem man vielleicht vorwerfen kann, daß sein Buch allzusehr die wissenschaftliche Kleinarbeit durchscheinen läßt, und methodischer Fanatismus gelegentlich Selbstzweck zu werden droht. Seine Messungen und Konstruktionsschemen, die er graphischen Blättern und Gemälden altdeutscher Meister unterlegte, gehen zum Teil über das Sinngemäße hinaus bis ins Absurde und geben auch gegensätzlichen Schlußfolgerungen Raum. Wenn aber der Verfasser seine Darstellung von diesen spintisierenden Rekonstruktionen eine hypothetische Methode des Konstruktionsaufbaues in Bildern und Zeichnungen gereinigt und nur die Ergebnisse seiner Forschungs-

arbeit gegeben hätte, so würde er mehr und Ueberzeugenderes geboten haben. Naumann hat das hohe Verdienst, ein altdeutsches Bildnis entdeckt zu haben, dessen Gegenüberstellung mit dem bekannten Selbstbildnis Grünewalds aus dem Sebastian des Isenheimer Altars überrascht. Gerade ohne seine Deckblätter mit den Bildkonstruktionen gewinnt man den Eindruck, daß dieses Bildnis eines Zwanzigjährigen das jugendliche Selbstporträt Grünewalds ist. Auch seine auf Quellentheorien gestützte Thesenführung der Identität zwischen Nithart und Grünewald hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, so daß seine Arbeit als bedeutender Beitrag zur Grünewald-Forschung angesehen werden kann. Dadurch verschieben sich die Lebensdaten des größten deutschen Malers, und es wird erwiesen, daß der Isenheimer Altar nicht das Werk eines genialen Jünglings, sondern das Werk eines langsam, in Jahrzehnten gereiften Meisters ist — eine Klarstellung, die eine psychologisch starke Beweiskraft in sich trägt.

In dem von Fritz Burger begründeten und von A. E. Brinckmann fortgeführten Handbuch für Kunstwissenschaft (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark) ist jetzt endlich auch der Band über die gotische Baukunst erschienen, den der Königsberger Privatdozent Karl Heinz Klasen verfaßte. Der junge Gelehrte beweist eine erfreuliche Nüchternheit und Sachlichkeit im Vortrag und schreibt ein klares und reines Deutsch, so daß seine Arbeit sich schon in der Einleitung vortrefflich als Handbuch einführt, in dem das Thema deutlich umgrenzt, und die Gestaltungsgesetze der Gotik schlicht und verständig dargestellt sind. Der Weg der Forschung wird kurz und übersichtlich nachgezeichnet. Wenn Klasen dann ansetzt, den Leser durch die Gotik der einzelnen Länder zu führen, so erweist er sich als ein Gelehrter mit sicherem Blick für das Wesentliche, der den unübersehbar großen Stoff vortrefflich zu gliedern versteht, das Bedeutende hervorhebt und in einleuchtender Weise erläutert.

Auch der gleichzeitig erschienene Band dieses Handbuches von Graf Vitzthum und W. T. Volbach: „Die Malerei und Plastik des Mittelalters in Italien", ist ein schönes Dokument exakter deutscher Wissenschaft; allerdings besonders das zweite und letzte Drittel des Werkes, das Volbach fast zwanzig Jahre später zu Ende führte, nachdem Vitzthum 1914 die ersten Teile als Fragment krankheitshalber hatte liegen lassen. In seiner Einleitung findet man (sogar in Sperrdruck) die bedenkliche These, die in der Vorkriegszeit verschiedene Wortführer gefunden hatte, daß die ganze mittelalterliche Kunst in ihrem Kerne Gotik sei. Solche Behauptungen richten in einem Handbuch nur Verwirrungen an, vor allem, wenn sie noch gestützt werden durch Erklärungen, daß Romanik und Gotik keine Gegensätze seien. Mit dem gleichen Recht könnte man dann auch behaupten, daß die gesamte Kunst nach der Renaissance impressionistisch sei, wie überhaupt alle zeitlich begrenzten Stilbezeichnungen. Volbach setzte Vitzthums Arbeit in einer Zeit fort, in der diese romantischen Verallgemeinerungen der Stilgeschichtsschreibung bereits überwunden waren. Seine Darstellung zeichnet sich durch Sachlichkeit und Nüchternheit aus, die sich streng an das Objekt und an die Künstlerpersönlichkeit hält.

Die gleiche Rückkehr zu philologischer Exaktheit gibt dem Werk von Albert Boeckler Charakter: „Abendländische Miniaturen bis zum Ausgang der romanischen Zeit", eine solide, gründliche Arbeit, in der die verschiedenen Schulen der frühmittelalterlichen Buchmalerei örtlich und zeitlich abgegrenzt und ihre Werke beschrieben wurden. Mit überlegenem Blick hat der Verfasser die zahlreichen Vorarbeiten zusammengefaßt und eine Gesamtdarstellung geboten, die für lange Zeit für weitere Forschungen maßgebend bleiben werden.

Der Verlag B. G. Teubner in Leipzig bietet für den kulturkundlichen Schulunterricht in vier zusammengebundenen Folioheften einen Illustrationsband „Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte", der nur Abbildungen mit kurzem, erläuterndem Text enthält, den A. Rumpf, G. Schoenberger und R. Graul bearbeiteten. Solche Bücher können im Elementarunterricht gute Dienste leisten, obwohl die Bilderauswahl jedem einzelnen Lehrer Schwierigkeiten bereiten wird.

Auch in Frankreich besteht neuerdings das Bedürfnis, neben den großen, vielbändigen Kunstgeschichten kleinere, zusammengedrängte Handbücher zu schaffen. Infolgedessen verwertete der Pariser Verlag Armand Colin sein mannigfaltiges Illustrationsmaterial für André Michels Kunstgeschichte zu einem vierbändigen Werk, das Louis Réau herausgibt: „Historie universelle des arts des temps primitifs jusqu'à nos jours", dessen erster, kürzlich erschienene Band die antike Kunst behandelt, eine übersichtliche, kompilatorische Arbeit, die ihre Dienste tun wird. Derselbe Verfasser, der in Deutschland nicht unbekannt ist und zu den wenigen Franzosen gehört, die alle europäischen Länder mehrfach bereist haben und viele Sprachen beherrschen, gab im Verlag von Larousse einen „Dictionnaire d'art et d'archéologie" in einem Band von 500 Seiten heraus, wie ihn deutsche Verleger heute nicht mehr unternehmen können. Da hinter allen Begriffsdeutungen auch die deutsche und englische Bezeichnung steht, und dieses Handbuch mit 700 Zeichnungen und Tafeln ausgestattet ist, so hat es internationalen Wert.

In der Kunstgeschichte der Gegenwart beherrscht die Architektur das Feld. In dem für deutsch-französische Zusammenarbeit ausgebauten Henri-Jonquières-Verlag, der sich in E. A. Recht einen deutschen Mitarbeiter sicherte, erschien in deutscher Sprache von Maurice Casteels ein reich illustriertes Werk: „Die Sachlichkeit in der modernen Kunst." Aus der Gegenüberstellung deutscher und französischer Bauten der Neuzeit, zu denen sich noch holländische, belgische, italienische und finnische Architekturen gesellen, ergibt sich, daß Europa in allen Ländern gleichzeitig einen einheitlichen Baustil erstrebt. In diesem Buch, das Henry van der Velde programmatisch einleitete, wird das sinnfällig. Die nationalen Unterschiede zwischen Erich Mendelssohn und Le Corbusier, Haeseler und Sauvage, treten hinter dem einheitlichen Willen zur Sachlichkeit zurück. Die weltanschaulich und bautechnisch gleichmäßig bedeutende Einleitung von Maurice Casteels wirkt zu pessimistisch. Der Morgen der neuen Architektur ist bereits angebrochen. Man braucht nur die Stadterweiterungspläne in Frankfurt und Berlin, in Paris und Turin, Brüssel und Amster-

dam zu betrachten. In ganz Europa zeichnet sich bereits ein gemeinsamer Formwille ab. Dieses Buch wird dazu beitragen, ihn weiter durchzuführen. Für die Achtung deutscher Architektur in Frankreich ist das Doppelheft der Zeitschrift „L'Architecture d'aujourd'hui", das im August des Jahres erschien, ein schönes Zeugnis. In der kostbar ausgestatteten Monatsschrift legte Hans Poelzig sein architektonisches Glaubensbekenntnis ab; während Julius Posener gleichzeitig an Hand vieler Abbildungen seine Entwicklung darstellte. In einem reich illustrierten Aufsatz führte Professor Dorner den Franzosen das bisherige Lebenswerk von Walter Gropius vor, außerdem berichtete Posener noch über die Berliner Bauausstellung und beschrieb das neue Gebäude der Reichsknappschaft.

Ueber den Berliner Bildhauer Kurt Kluge veröffentlichte Martin Wackernagel bei Walter de Gruyter ein schönes Tafelwerk. Kluge ist neben Kolbe einer unserer bedeutendsten Plastiker, vor allem als Plakettenschneider. Die zahlreichen Abbildungen sind berufen, ihn auch in weiteren Kreisen bekanntzumachen. In bescheidenerem Umfang widmet Ludwig Justi Kolbe als sechzigsten Band der Klinckhardt & Biermannschen Sammlung „Junge Kunst" ein Bändchen. In ihm ist in der deutschen Plastik seit Schlüter und Rauch endlich wieder einmal ein Künstler von ganz großem Format erstanden, — so abgeklärt und vollendet, daß er auch über unsere Grenzen hinaus Ruhm geerntet hat. Er ist in vielen amerikanischen Museen vertreten und demnächst wird von ihm in Paris eine Monographie erscheinen. Das gleiche läßt sich von Renée Sintenis sagen, von der mehrere Werke in englischen, amerikanischen und französischen Besitz übergegangen sind. In der „jungen Kunst" würdigte sie der Franzose René Crevel und der Deutsche Georg Biermann, ein schönes Dokument deutsch-französischer Zusammenarbeit. Ihr besonderes Gebiet ist die Tier- und Kleinplastik. Darin hat sie nicht nur den Deutschen, sondern der Welt ihrer Zeit bewiesen, daß Deutsche auch im Zarten Formgefühl, und im Einfachen und Kleinen Grazie ausdrücken können.

Eine wertvolle Ergänzung dieser französischen Publikation ist das reich illustrierte Heft „Deutsches Sporthaus", das Oberbaurat Richard Konwiarz und Dr. Karl Brandt für den deutschen „Reichsausschuß für Leibesübungen" zusammengestellt haben. Die großartigen, sportlichen Anlagen in Aachen, Berlin, Breslau, Hamburg, Köln, Mannheim, Regensburg und Stuttgart sind herrliche Leistungen und stehen in der Welt einzigartig da.

Otto Grautoff.

## IV.

### Literatur

Franz Maske, „Schicksale rasen". Mit einem Geleitwort von Rudolf Presber und Generalfeldmarschall von Mackensen. (Rob. Lutz, Nachfolger O. Schramm, Stuttgart).

Ein preußischer Major erzählt seine Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft, vor allem die Geschichte seiner drei Fluchtversuche aus Sibirien, von denen der letzte gelingt. Märsche, Ritte und Fahrten über rund 38 000 Kilometer führen ihn und seinen Schicksalsgenossen tief nach Persien hinein, wo sie knapp vor dem Ziel geschnappt werden, um nun monatelang als vermeintliche Spione von Kerker zu Kerker, von Verhör zu Verhör geschleppt zu werden, sodann quer durch ganz Ostasien bis vor die japanische Küste; von hier glückt später der Ausbruch und die Fahrt bis zur noch unerschütterten deutschen Front. Der echt soldatische und menschliche Geist dieses Offiziers, seine Charakteristik von Land und Leuten — russisches „Nitschewo" und türkisches „Inschallah"! — die philosophische Ruhe, mit der er seine „Odyssee" durchlebt, machen das vom Grafen Luckner mit Federzeichnungen geschmückte Buch zu einem wertvollen Zuwachs unserer Kriegsliteratur und der reichhaltigen Lutzschen Memoirenbibliothek im besonderen.

Karl Jakob Hirsch, „Kaiserwetter" (S. Fischer, Berlin).

Eines von den Büchern, die einem dazu helfen, Adolf Bartels' antisemitomanische Literaturgeschichte der „Jüngsten", aller Lächerlichkeit entkleidet, plötzlich wieder tief zu begreifen. Denn dieser Roman zeichnet mit der landläufigen journalistischen Technik im Rahmen hannöverschen Lokalmilieus ein Vorkriegsdeutschland übelster Sorte. Eine in jeder Hinsicht verkommene Briefträgerfamilie, Abbild schmutzigster Sittenlosigkeit, deren Oberhaupt durch seine Beamtenuniform Ehrenhaftigkeit vortäuscht, steht im Mittelpunkt eines Kreises von weiteren dunklen Spießerexistenzen, deren haltlose Erbärmlichkeit nur eben durch das ewige „Kaiserwetter" verdeckt wird, durch den verlogenen Firnis der „Wilhelminischen Epoche", von dem bekanntlich desto eifriger geredet wird, je tiefer sich der Sumpf der Gegenwart entwickelt. Ein Sedanfest im Lokal „Zur schwulen Guste", wo die jungen Damen nur verkleidete Männer sind und dementsprechende Szenen sich abspielen, soll etwa den wahren Geist des einstigen Patriotismus bloßlegen. Und so weiter durch alle trüben Kapitel dieses Machwerks. Natürlich gibt es in der allgemeinen Gottverlassenheit auch ein paar anständige Menschen. Das sind — wer zweifelt daran? — die Juden in dem Roman. Sie leiden zwar an einer gewissen Zerrissenheit, an allzu zarter Seelenkonstitution inmitten der rohen Gemeinheit dieser deutschen Welt, sie finden, daß der Massenmörder, dessen bekannte Nachkriegsgestalt kurzerhand in den schwefligen Sonnenschein des „Kaiserwetters" verpflanzt wird, nur das unschuldige Opfer der verlogenen Moral der höheren Stände sei, und der jüdische Rechtsanwalt, der diese Fanfare in den Gerichtssaal schmettert, stirbt für seine Person an gebrochenem Herzen, als die kaiserwetterlich robuste Justiz den Mörder dennoch hinrichtet. Daß Olaf Gulbranssson seine karikaturistische Kunst für

eine entsprechend lockende Umschlagszeichnung hergibt, ist ganz angemessen; das volksschändende Spiel des „Simplizissimus", das schon vor dem Krieg alle Grundlagen deutscher Weltgeltung mit verheerenderem Erfolg untergraben hat als nachher Tausende von feindlichen Kanonen, geht in diesem Buche lustig weiter. Aber die nationalsozialistische Welle steigt.

Paul Fechter, „Das wartende Land" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Hier ist, was man so schaudernd in Werken wie dem vorhergehenden vermißt, in reinster Gestalt: innerste Verbundenheit, Dankbarkeit, Verantwortungsgefühl. Paul Fechter, vielen lange bekannt als warmer Anwalt deutscher Wesenswahrung, erzählt in romanhafter Verdichtung und Vertiefung sein Jugendleben. Die Ostmark wird lebendig — Elbing, Danzig, Königsberg — und die Menschen dieses hart geprüften Landes, vorwiegend aus handwerklichem Stande: der Vater ist Zimmermeister. Es ist die Zeit, wo die Industrialisierung Deutschlands ihr Tempo verdoppelt, das Handwerk durch schwere Krisen hindurch muß: ein hartes Ringen um Einfügung in neue Wirtschaftsform, schwerer Kampf auch mit den Wasserfluten der Niederung. Die Jugend dieses Knaben Ludwig Drews ist eingebettet in ein wohlgeordnetes, entbehrungsbereites, ohne Bigotterie Gott vertrauendes, bei allem sauren Schweiß innerlich offenes, keimreiches Kleinbürgerwesen. Die schrittweise Eroberung der sinnlichen und geistigen Umwelt durch eine aufblühende Kinderseele ist an sich immer etwas wunderbar Ergreifendes; mit welcher Fülle aufleuchtender Erinnerungen Fechter dies zu gestalten weiß, wie er seine Jugendwelt aus tiefem Herzensborn wieder heraufholt und ins Licht hebt, das ist seine besondere Kunst. Nach dem Abitur zieht auch diesen Jüngling wie alle Wissens- und Bildungshungrigen in der Aufgangszeit des Reiches die große Saugpumpe Berlin an sich — heute trägt er der „wartenden" Heimat den schönsten Dank ab durch sein Buch, das mit dazu beiträgt, die von Schwund bedrohte Substanz besten deutschen Volksgeistes als höchstes Erbgut zu erkennen und festzuhalten.

Hermann Oeser, „Ingenuina" (Eugen Salzer, Heilbronn).

Auch in diesem Büchlein liegt ein Stück deutschen Menschentums verborgen, das wie ein Juwel gehütet zu werden verdient. Wer weiß heute noch, wer Dr. Hermann Oeser war? Seminardirektor in Karlsruhe, persönlicher und schriftstellerischer Seelsorger für viele Irrende und Suchende, denen er als „Herr Archemoros" und als Verfasser des feinsinnigen „Ehezuchtbüchleins" aus der Fülle seiner anima candida gab, was sie brauchten. Ein echt religiöser und zugleich hochgebildeter Mensch, ein ernster Denker, ein froh Glaubender. „Hilfe, das Leben zu bewältigen, das ist die große Leistung, die Gott uns für den Dienst unter unseren Nächsten auferlegt hat." Das vorliegende schmale Bändchen umfaßt die zur zweiten Verlobung des Witwers führenden Briefe samt einigen Tagebuchblättern und Gedichten aus dem Jahre 1895, herausgegeben von der Empfängerin, Frau Emmy Oeser. Ein Mann von höherer Zartheit und Lauterkeit der Gesinnung ist schwer vorzustellen,

mutet heute schon fast wie ein Märchen an, und doch bekannte sich derselbe, stille und fromme Mann schon damals zu dem „demokratischen Zug in meinem Fühlen gegenüber aller Anmaßung, die auf Geburt oder Stand beruht, auch gegen alles Dogmatische in Glaubenssachen".

Cosmus Flam, „Das letzte Kleinod" (Bergstadtverlag, Breslau).

Flam setzt die kraftvolle Kritik des entseelten Zeitgeistes, die schon seinem vorhergehenden Werk, „Athanasius kommt in die Großstadt", ein starkes Echo verschaffte, mit warmem Herzen, wachem Verstand und schmiegsamer Erfindungsgabe fort. Dem großzügigen Phantasiegemälde vom Untergang der am Ende alles Menschenwitzes angelangten Bevölkerung einer europäischen Zukunftsgroßstadt in jenem Werk folgt hier, mehr von innen und der unmittelbaren Gegenwart her gesehen, der Weg eines einzelnen, des Kunsthändlers Vinzenz Josua Born, durch alle Lüste und Lockungen, die Berlins heutige Gesellschaft einem verfeinerten Menschen zu bieten vermag: raffinierte Kunst, flimmernde Geistigkeit, wechselreiche Erotik, anregende Freundschaft. Aber Josua Born ist nicht nur Aesthet und Kulturmensch, sondern zugleich ein Gottsucher. Die Sirenentöne des Berliner Lebens verlieren allmählich ihren falschen Zauber, dem er, frisch angekommen, zuerst erliegt; Lieb und Lust zerrinnen Schlag auf Schlag vor dem prüfenden Gewissen, vernichtende Erlebnisse, grimmige Enttäuschungen entleeren seine Seele, ein vermeintes „Kleinod" nach dem andern enthüllt seine Vergänglichkeit, bis dem Kunsthändler nur noch „das letzte" übrigbleibt, das einzige, das Dauer hat, Gott. „Nun besitze ich die ewige Schönheit und bin in der Tat ein beneidenswerter Kunsthändler. Jeder soll seinen Weg gehen, wenn er ihn nur zum Ziele führt. Ich bin den meinen gegangen, und ich stehe am Ziele. Gott ist das Ziel. Es gibt Wege ohne Zahl, aber am Ende werden nur die gezählt, die zu ihm führen" — so lautet die letzte Aufzeichnung dieses lebendigen, durch das farbigste Weltleben in die Innerlichkeit hinabführenden Tagebuchromans, geschrieben im letzten Refugium, dem Kloster, worin sich übrigens keine im besonderen katholisierende Tendenz verbirgt; es ist der laute Ruf nach Gott schlechthin, der auch hier erhoben wird.

Gerhard Menzel, „Wieviel Liebe braucht der Mensch" (Verl. Wilh. Gottl. Korn, Breslau).

Der Titel mag leicht verkehrte Vorstellungen erwecken. In Wirklichkeit macht auch dieses Buch Front gegen die Zeit. Gegen eine engere Signatur dieser Zeit, gegen die Herrschaft des Sexus. Die Liebe, nach der hier eine Frau schreit, ist die echte selbstlose Herzensliebe, die im Bezirk kaltschnäuzig versachlichter Geschlechtsbeziehungen ein Gegenstand mitleidigen Lächelns geworden ist. Zwischen Mord und Selbstmord im Verlauf von zwei grauen Tagen und schwarzen Nächten schreibt diese Frau ihre warnende und fordernde Lebensbeichte nieder; im Nebenzimmer liegt ihr letzter Liebhaber, von ihr selbst erschossen, und der Schlußpunkt ihres erschütternden Berichtes wird der Schuß in die eigene Schläfe sein. Das klingt nach Schauergeschichte und ist doch mehr. Es ist eine von wahrer Empfindung getragene, schneidend feine Analyse

der unermeßlichen Unsittlichkeit modernen Liebeslebens, wie es sich in der Wirklichkeit und in der Literatur mit dem Anspruch auf Fortschrittlichkeit peinlich ausbreitet. Ein Opfer dieser Anschauungen enthüllt in Form einer seelischen Vivisektion seine Leiden und klagt an: „Keine Frau kann es ruhig hinnehmen, nur als Gegenstand der Befriedigung gewisser Gelüste betrachtet zu werden. Und die, die es hinnehmen und so tun, als sähen sie die Sache von ihrer Seite auch so an, die darum hin und wieder sogar den Mann wechseln, damit nur keiner auf die Idee verfalle, sie wäre das Opfer eines albernen Liebesgefühles, die sind unehrlich und leiden darunter. Sie schämen sich, den Mund aufzutun und laut hinauszuschreien, daß ihnen mit der Erotik nicht gedient ist, daß sie Liebe brauchen, daß sie hungrig und durstig sind nach einem ganzen Herzen: ja, sie schämen sich und leiden lieber heimlich und zeigen der Welt ein falsches Gesicht ... und das alles tun die Frauen, um sich selber zu imponieren! Es würde ihnen ja auch nicht viel helfen, wenn sie sich gegen das „Neue" sträubten; denn für die Männer ist's ja so herrlich bequem, für die Herren der Schöpfung, die sich im Paradies eines unerschöpflichen Harems belustigen dürfen, ohne moralische Verpflichtungen einzugehen. Daß sie dabei nicht nur die Frauen, sondern auch sich selbst, die ganze Welt in den Schmutz ziehen, das ist ihnen gleichgültig, ganz und gar gleichgültig. Man reagiert sozusagen gegenseitig gewisse Komplexe ab, und diese Komplexe nimmt man sogar sehr wichtig. Dafür gibt man uns die Freiheit, die sogenannte Gleichberechtigung, auf die wir so stolz sind! Was für ein Betrug! Und wir machen das mit und blasen uns auf, ahmen die Männer nach..." Die Einkleidung, in der die Lebensbeichte dieser verzweifelten Frau erfolgt, ist, wenngleich novellistisch geschickt und wirkungsvoll, doch Literatur. Aber das ist ja wohl der einzige Weg, auf dem zu denen gesprochen werden kann, die es am meisten angeht.

Karl Heinrich Waggerl, „Schweres Blut" (Inselverlag, Leipzig).

Waggerl kommt, gleich den beiden folgenden Schriftstellern, gegenständlich und stilistisch von Hamsun her und wird doch schnell ein Eigener. Wie in seinem Roman „Brot" finden wir auch in dem neuen Werk den harten, schwerblütigen, verschlossenen Menschenschlag der bayerischen Berge, deren Wollen über tausend Hemmungen des zähen, verstockten Wesens hinweg nur langsam zum Ziele kommt, auch das verschlungene, halbtragische Schicksal einer Gruppe städtischer Menschen findet mitten unter diesen Bergbauern seinen letzten Austrag. Sie sind alle mehr oder weniger blind, diese Menschen und bedürfen eines heimlichen, zarten Wegweisers durch die Wirrungen, die ihr schweres Blut anrichtet. Und dazu berufen ist niemand anders als der alte abgetakelte Landstreicher Christian, der, losgelöst von allen Erkenntnishemmenden Wünschen, mitten unter ihnen lebt, eins mit Gott und Natur, innerlich frei, hineinblickend in Menschen und Dinge. „Christian hat viele Menschen gesehen, Leute in den Städten und andere hoch im Gebirge. Solche, die in ihren Häusern festgewachsen saßen und wieder Menschen, die nur so unterwegs

waren und keine Heimat hatten, ein wenig Arbeit, Mühe oder Freude da und dort, nichts Bleibendes. Viele Menschen, ja, es ist seltsam genug, daß es ihrer so viele gibt, daß alle die gleichen Geheimnisse haben und doch Geheimnisse. Dieselbe Erde trägt sie, daran liegt es vielleicht, derselbe Himmel wölbt sich über allen." Dieser Christian, der alle fremden Geheimnisse wittert, taucht durch die ganze Geschichte auf und ab, bringt die Gewebe in Ordnung, wo sie reißen oder sich verwirren wollen, immer im richtigen Augenblick. „Christian ist ein Kind. Ein Riese mit wehenden grauen Haaren, aber dennoch ein Kind. Er sieht die Menschen kommen und wieder auslöschen, Tiere und Kräuter, als ein ruheloser Wanderer zwischen den beiden Toren der Ewigkeit. Gott aber sitzt in den Wolken und treibt die Welt gewaltig vor sich her." Seine Gestalt gibt dem Roman eine dunkle Tiefe, eine seltsame Durchsichtigkeit durch das wirkliche Geschehen hindurch, und das schwingt sich aus in gehobenem Klang und Rhythmus der Sprache.

Jean Giono, „Ernte" (S. Fischer, Berlin).

Das Thema, das Hamsun mit seinem „Segen der Erde" angeschlagen hat, das hohe Loblied erdbezwingender Pflügerkraft, hineingesungen in die Welt einer schollenfern gewordenen Zivilisation, ertönt hier aus Frankreich. Schauplatz: Gebirgsöde in den französischen Alpen. Daß ein französischer, ein englischer und ein amerikanischer Literaturpreis diesem Werk zuteil geworden sind, hat anscheinend mehr zu sagen, als wenn Zuckmeyer in Deutschland Kleistpreise vergeudet. Denn das Buch ist in der Tat trotz Hamsun von zwingender Kraft, aus einem Guß, von Ferdinand Hardekopf vorzüglich übertragen. Originaltitel: „Regain".

Liam O'Flaherty, „Verdammtes Gold" (S. Fischer. Berlin).

Auch der Held dieses irischen Buches erinnert an Hamsunsche Gestalten: ein kraftgeladener Schieber und Wucherer, der mit seinem Gold die Bevölkerung einer ganzen Landschaft im Bann hält, aber in aufregenden Verwicklungen, die in einem kunstvollen Aufbau auf einen Ablauf von 24 Stunden zusammengedrängt sind, das Opfer seiner „gold"haarigen Frau wird. Auch hier das „verdammte Gold". Uebrigens geht auch die Frau selbst und der Dritte in der schauerlichen Schlußkatastrophe zugrunde. Messerscharf zugespitzte Situationen und Dialoge, wie z. B. die unheimliche Aussprache zwischen Ramon und dem Pater Considine befriedigen hohe literarische Ansprüche, und trotz des unheimlichen Tempos kommen soziale, politische und kirchliche Zustände Irlands, die den Untergrund der Romanhandlung bilden, zu klarer Anschauung. Liam O'Flaherty ist gewiß ein Schriftsteller von Rang.

Siegfried van Praag, „Judith" (Dom-Verlag, Berlin).

Ein holländischer Roman, der in freier Anlehnung etwa an den Lebensgang einer Sarah Bernhardt den Aufstieg einer jüdischen Künstlerin aus dem Zirkusleben zur herrschenden Prominenten des Théâtre Français und zur Weltberühmtheit gestaltet; das eigengesetzliche Artistenmilieu ebenso wie die Pariser Theaterverhältnisse in ihrer Verquickung mit Geschäft, Politik und

Liebe werden sehr lebendig, Judith selbst eine interessante Mischung aus Klugheit, Ehrgeiz, rücksichtsloser Zähigkeit und starker Sinnlichkeit. Vorzügliche Uebersetzung von Franz Dülberg.

Isolde Kurz, „Vanadis" (Verl. Wunderlich, Tübingen).

Isolde Kurz beschert ein Buch, dem auf dem Weihnachtsmarkt ein großer Erfolg sicher ist. Denn es erfüllt viele Wünsche zugleich. Es ist prall voll von Inhalt: von Personen, Geschehnissen, Landschaften — da fehlt nichts, was lebhaft zu unterhalten, selbst „atemraubend" zu spannen imstande wäre; alles, was man von einem guten, wirklichkeitsgesättigten Zeitroman — so etwa 1860 bis 1910 — billigerweise erwarten kann, quillt hier in goldenem Ueberfluß, quillt, fließt, strömt. Der ganze Farbenreichtum des bürgerlichen realistischen Romanes erblüht in heller Pracht. Aus den überraschungsreichen Schicksalen vieler Gestalten hebt sich aber eines richtunggebend und sammelnd heraus, das Werden, Sein und Sterben des Mädchens Vanadis — der Vanengöttin, wie sie der in seine mythologische Wissenschaft eingesponnene Vater eigenwillig getauft hat —, und die tiefe Geistigkeit, mit welcher der Werdegang dieser Frau gestaltet wird, macht das Werk zugleich zum gehaltvollen Entwicklungsroman. Ein ungewöhnlich seelenhaftes, phantasie-, geist- und gemütbegabtes Frauenwesen sucht sich zu erfüllen, als Künstlerin, als Weib, unter hartem Widerstand merkwürdiger äußerer Geschicke, von vielen verzehrend geliebt, keinem bestimmt, den meisten zu bitterem Verhängnis, selbst in Entsagung mündend: „Jedes Leben, das Erkenntnis gereift hat, endigt in Schweigen." Was für ein hoher Schimmer der Innerlichkeit bricht doch in jedem Falle aus diesem Werk ins Dunkel gegenwärtiger Frauentypen! Und wiederum könnte man das vielseitige Werk mühelos als Künstlerroman ansprechen. Weniger, weil Vanadis selbst die Malerin und Dichterin in sich sucht, als wegen der großen Rolle, die andere Künstler und Kunstfreunde in ihrem Leben spielen: die tragisch endende Malerin Corinna, der geniale Pflegebruder Roderich, der talentierte Giulio Goffredi, der geistvolle Aesthet und Mäzen Egon von Solmar, dem sie schließlich die Hand zu platonischem Bunde reicht; Böcklin taucht auf, Liszt spielt in Florenz, wo Vanadis Jahre höchsten äußeren Glanzes und künstlerischen Genusses erleben darf. Wir fühlen: „Wilhelm Meister" und der „grüne Heinrich", Heyse und D'Annunzio wirken weiter im Gold- und Geistbrokat dieser Kunstepisoden, Künstlergestalten, Kunstgespräche.

Aber auch hierin erschöpft sich das Wesen des Werkes noch nicht. Es ist im tiefsten Kern doch ein romantisches Werk. Der Drang nach umfassendem Weltbegreifen lebt im Ganzen. Gefühl, Ahnung und Gedanken arbeiten in allen Hauptgestalten des Romans unablässig, von Erlebnissen bedrängt, bohrend an der Erschließung der Geheimnisse. Auch die Methoden fernöstlicher Philosophie ziehen ihre Kreise: „ein ungeheurer Inhalt, weit über Menschenwissen, sollte sich ihr offenbaren: sie sah, sah greifbar, sinnlich, was keine Form und keine Grenze hat". Vanadis folgt dem Rufe nicht; sie läßt in Schicksalsfrömmigkeit „die irdischen Bezüge sich ausleben", ehe sie gelassen aus dem Leben scheidet, überzeugt, in eine andere Form des Seins hinüberzuwechseln.

Die Mystik greift tief hinein auch in das phantastisch verschlungene Erleben. Tote, fern Sterbende melden sich der Nahverbundenen, eine „tragische Zweimaligkeit der Fälle" macht sich bemerkbar, es kommt den Feinfühligen zum Bewußtsein, daß das Leben, weit entfernt, von unserem Willen sich meistern zu lassen, „ganz und gar unheimlich und dämonisch ist".

Als unbegreiflich grenzenlose Macht durchflutet die Liebe diese endzündbaren Geister und schafft Verhängnis ohne Maß, aber auch heroische Ueberwindung der Sinne. Der Vater Folkwang liebt, dem Irrwahn verfallend, in Vanadis die früh verstorbene Gattin; Egon von Solmar fühlt sich liebend hingezogen zu Großmutter, Mutter und Tochter im Wandel seines Lebens, um sich der letzten zu verbinden, als er sie nicht mehr als Mann besitzen kann; der ergrauten Vanadis letzter erglühter Liebhaber ist der kaum dem Knabenalter entwachsene Sohn des Arztes, den einst widriges Geschick an der nahen Vereinigung mit Vanadis vorbeigetrieben hat. Dieser Arzt kürzt, immer noch liebend, durch tödliche Spritze das ihr drohende hoffnungslose Leiden, und sein Sohn nimmt in sich auf die schwindende Geistesflamme zu ewiger Zeugung.

Wer Isolde Kurzens Leben und Familie aus ihren eigenen biographischen Schriften kennt, weiß, wie viel daraus in die dichterische Welt dieses Romans verschleiert eingegangen ist; hinter dem romantischen Entwicklungs- und Weltanschauungsroman erscheint das eigene Leben in Wirklichkeit und Sehnsucht: wunderbar durchzufühlen in Vanadis' Jugendgeschichte, in der Gestalt des Vaters, des Arztes, des Künstlers, noch freier ausphantasiert in dem zweiten Teil, dessen Mittelpunkt das künstlerische Florenz ist.

Alles in allem: der achtundsiebzigjährigen Dichterin, die so unerschöpften Herzens und Geistes noch zu spenden vermag, Dank und Verehrung. Die Summe ihres Lebenswerkes rundet sich damit weiter um einen stattlichen Aktivposten, aber diese Gesamtleistung bleibt die einer Frau, die mit ihrem ganzen Wesen den Stimmungen und Strebungen einer abgelaufenen Epoche verhaftet ist. Gebildete Leser, die mit ihr noch stark dorthin wurzeln, und deren sind gewiß viele, werden „Vanadis" mit einer gewissen Berauschung verschlingen. Wer stärker der Gegenwart verpflichtet und einer erahnten, ersehnten Zukunft zugewandt ist, dem hat dieses umfangreiche Werk mit all seinem blitzenden Reichtum weniger zu geben. Einen „weiblichen Wilhelm Meister" nennt O. E. Hesse das Werk empfehlend — das ist eine Hyperbel, mit der man Isolde Kurz nicht zunahe treten sollte; mindestens hätte er hinzufügen sollen, daß das Jahrhundert der Wilhelm-Meister-Romane endgültig vorbei ist, ohne daß wir darüber zu trauern hätten.

Hans Carossa, „Der Arzt Gion" (Insel-Verlag, Leipzig).

Hier ist der große Dichter, der gibt, wonach wir lechzen. Der mit seiner Gänze durch alle Höhen und Tiefen des Krieges gegangen ist und von dorther — nicht als Reklametrommler eines Parteiparadieses — sein Verhältnis zu heut und morgen ernst und streng bestimmt. Der Naturalismus und Aesthetizismus und snobistischen Symbolismus gleichermaßen überwunden und vom Expressionismus das Wesenhafte in sich aufgenommen hat, ohne der Gräue seiner literarischen Theorien zu verfallen. Und der

trotz allem Morgenrötlichen das Unvergängliche des Vergangenen in treuer Seele wahrt. „Der Arzt Gion“ ist für mich das ergreifendste Buch dieses Jahres, vielleicht vieler Jahre zuvor und hernach. Denn es „greift“ mit der zarten Hand eines frommen Gärtners an alle Keimstellen gegenwärtiger Buße und Hoffnung. Der schlichte tote Soldat in Münchens Weltkriegsgedächtnismal, dem schönsten, würdigsten von ganz Deutschland, und eine ihm so rätselhaft gleichende riesige Bauernmagd Emerenz, die gegen den Rat des besorgten Arztes und die leichtere Meinung aller Zeitgenossen ihr Kind zur Welt bringen will, obwohl es sie ihr Leben kosten wird, sind die großen Symbole, von denen alle Sinnhaftigkeit dieser Dichtung ausstrahlt, von deren Gotteskraft die beiden feinen Kulturmenschen, der Doktor Gion und die Künstlerin Cynthia, Arzt und Patientin, Liebender und Liebende zugleich, in verantwortungsschwerem Wechselspiel die Lösung ihres eigenen Lebensproblems bestimmen lassen. Die Lösung heißt, indem der Dichter die leersten Phrasen unseres Tages mit blutvollster Wirklichkeit erfüllt: Würde der Person in Gemeinschaft des Volkes, Volksgemeinschaft in Gott, der das Herrliche aller Völker schuf.

Mit welcher gesammelten Kraft sparsam heiligen, schließlich zu hohem Rhythmus emporbrandenden Wortes diese Dichtung dorthin führt, wo die letzten Quellen alles Lebens rauschen, was für Urbilder unseres zerschmetterten und eines neu empordrängenden Seins sie zum Kranze um die Mitte windet, grausam gespenstisch jene, warmer Erde voll diese, welcher hauchzarte Humor gelassen wie die göttliche Versöhnung die unsagbarsten Erschütterungen durchspielt, das lese selbst, wer in den magischen Strom einer begnadeten Dichtung eingeschlossen und im ästhetischen das höchste sittliche Erlebnis davontragen will.

Franz Werfel, „Die Geschwister von Neapel“ (Paul Zsolnay, Wien).

Auch Werfel dürfen wir zu denen rechnen, die mitten im geistigen Kampf der Gegenwart stehen und dem Teufel ins Gesicht sehen. Er hat es jüngst in einem Wiener Vortrag ausgesprochen, wer für ihn der ewige Widersacher alles Geistes ist: die „Polypragmasie“, die geschäftig raffende Betriebsamkeit, der „radikale Realismus“. Der aus dieser Erkenntnis gewordene Glaubenssatz: „Nur der musische Mensch vermag die durch den Sachglauben zerstörte Innerlichkeit wieder aufzubauen“, meint zwar mit dem musischen Menschen nicht sowohl den schaffenden Künstler, als vielmehr schlechthin den „seelisch-geistig bewegten, erschütterlichen, rauschfähigen, phantasievollen, weltoffenen, sympathiedurchströmten, charismatischen, im weitesten Sinn musikalischen Menschen“, den er den „Schlüsselbewahrer des Himmelreiches, das in uns liegt“, nennt. Aber Werfel wird wohl nichts dagegen haben, wenn wir dem schaffenden Künstler, also auch dem Dichter, in erster Linie die Aufgabe zuweisen, der Erzeugung, Erhaltung und Steigerung dieser für ein neues Zeitalter entscheidenden musischen Menschen zu dienen. Und seine eigene Dichtung steht hell unter diesem Stern.

Der Held seines Romanes „Barbara oder die Frömmigkeit“ wendet der zusammengebrochenen Welt der „Tatsachenmenschen, der Tatmenschen, der Tuer, der Macher, der vom Machtwillen Ausgebrannten“ den Rücken und steigt in sein

Inneres, wo allein wahres Leben und Gottesnähe bleibt. „Die Geschwister von Neapel“ — man erwarte nur in keiner Weise genußreiches Schwelgen in dem unsterblichen Landschaftshintergrund — schildern das Zusammenleben einer durch den starren Willen eines tyrannischen Vaters von aller gefährlichen Berührung mit der feindlichen Gegenwartswelt luftdicht abgeschlossenen Familie, Don Domenico Pascarella mit drei Söhnen und drei Töchtern. Ehrfürchtige Kindesliebe und bebende Furcht auf der einen, tief verschlossene Vaterliebe und lauerndes Mißtrauen auf der anderen Seite halten den Kreis, in dem die Zeit — der Krieg ist schon vorüber — stillzustehen scheint, fest zusammen. Bis eine so harmlose wie folgenschwere Palastrevolte die Bande sprengt, den Kreis öffnet, während zugleich der Vater infolge seiner rührenden Weltfremdheit, wenn auch schuldlos, Vermögen und Ehre verliert und damit die Grundlagen seiner moralischen Existenz und seiner Herrscherstellung wanken sieht. Aber diese äußerste Niederlage des schroffen Trägers patriarchalischer Zucht und Ordnung entfesselt nichts weniger als wilde Freiheitsgier der Langgeknechteten, sondern aus den Tiefen strömt jetzt erst recht die Liebe zurück, die Don Domenico unter der Hülle seiner Despotie in heißem Herzen genährt hat. Ein wahrer Wettlauf liebesinnigen Opferwillens aller Kinder rettet die Lage, richtet die teuren Ruinen des Familienlebens noch einmal auf. Doch über dem letzten Zusammensein der nach solchen Stürmen Wiedervereinigten schwebt der nahe Tod des Alten und die Frage an das Schicksal: „Das Zeitalter des Gesanges und Gesetzes ist nun zu Ende. Welches Zeitalter aber hat begonnen?“

Werfel beantwortet die Frage nicht; in banger Offenheit schließt sie das Werk ab. Was diese sechs Geschwister, wunderbar individualisiert und untereinander zu köstlichen Zweiheiten enger zusammengeschlossen, an unbestechlichen inneren Werten darbieten, eben jene musischen Werte, von denen oben die Rede war, das ist doch ganz aus dem Schoß dieser veralteten Familienform geflossen. Domenico Pascarella ist ein komischer Kauz, ein verbohrter Reaktionär und büßt seine Gegenwartsfeindschaft furchtbar, es wird ihm wahrlich nichts erspart bis zur Haft im faszistischen Kerker. Aber — „welches Zeitalter hat nun begonnen?“

Walter von Molo, „Ein Deutscher ohne Deutschland“. Ein Friedrich-List-Roman (Paul Zsolnay, Wien).

Wir teilen die in seinen Bucherfolgen sich aussprechende Begeisterung für Walter von Molo sehr wenig. Seine Worte und Taten an der Spitze der lebensunfähigen preußischen Dichterakademie waren nicht geeignet, dieses geringe Maß von Schätzung zu erhöhen. Sein Friedrich-List-Roman zeigt seine Arbeitskraft, seine Begabung und seine künstlerischen Grenzen gleichermaßen. Sehen wir ab von einigen Zügen allzu billiger Augenblickstendenz — das ist Molos Fluch — so steht hier die Persönlichkeit Lists und ihre Zeit in einem außerordentlich szenenreichen und in jeder Einzelszene feingestrichelten Bildgewirke, das freilich in seiner eigenen, wenig gegliederten Masse wieder zu ersticken droht, überzeugend vor uns; auch eine echte innere Wärme für seinen Helden und seine geniale Zeitüberlegenheit ist sehr wohl zu spüren. Wer ein lebendiges, breites, wenn auch in manchem einzelnen

schiefes Bild von Lists tragischem Kampf um sein hohes Ziel auf einem hoffnungslosen politischen Boden gewinnen will, dem mag Molos aus sehr gründlichen Studien erwachsene Leistung wohl empfohlen werden. Möge List auf diesem Wege bekannter werden, als er es bisher leider ist!

Mia Munier-Wroblewska, „Osterwinde" (Eug. Salzer, Heilbronn).

Das sechsbändige familiengeschichtliche Romanwerk „Unter dem wechselnden Mond", das hier wiederholt gewürdigt wurde, findet hiermit seinen Abschluß. Die jüngsten Glieder der im 17. Jahrhundert nach Kurland eingewanderten Familie Stahl, in deren Schicksalen sich Glanz und Untergang des baltischen Deutschtums bis in die russische Umwälzung hinein spiegelten, verpflanzen ihren sturmerprobten Kolonistengeist hinüber nach Amerika. „Osterwinde", neue Hoffnung nach der bolschewistischen „Winternot"! Die zähe Kraft, mit der dieses Geschlecht seine körperliche und geistige Erbmasse festhält und für eine dunkle Zukunft bereitstellt, in diesem ungewöhnlich stattlichen Werk dargestellt zu haben, ist eine Leistung, die hohe Anerkennung verdient, auch wenn das Interesse über das Geschling von 24 Erzählungen hinweg nicht gleich stark bleiben kann.

Hermann Stehr, „Meister Cajetan" (Horen-Verlag: Leipzig).

„Sie sind anders wie die anderen Männer — sehen Sie, und das andere brauche ich", erklärt die Marianne dieser Novelle dem körperschwachen, aber gemütsreichen Geigenbauer Cajetan Zeisberg, der erst in seliger Verzückung für dieses seltsam schöne Zweiseelenwesen seine bisher noch eingeklemmte Genialität entbindet und die „tote Mittelschicht" in sich und im Klang seiner Instrumente los wird. Mit dieser Marianne ist das Göttliche in sein Dasein getreten und hat den quälenden Zwiespalt zwischen dunkler Lebensentwürdigung und traumhafter Sehnsuchtshelle geschlossen. Er begehrt sie nicht, ist innerlich voll Verzicht. Aber an ihrem Anblick steigt er in den Himmel seiner Geigenspiel- und Geigenbaukunst. Als die Triebergriffene ihn schließlich doch irdisch entbrennend in die Arme reißt, zerbricht diese eine Nacht entfesselten Sinnenglücks des Meisters ganze Harmonie und die ihr entströmende Kunst; sein Lebensrest verrinnt in Leere. Die Novelle ist nach ihrem Motiv und dessen Durchführung ein echter Stehr; sie darf zu seinen reinsten, rundesten Erzählungen gerechnet werden.

Otto Gmelin, „Das Mädchen von Zacatlan" (Eug. Diederichs, Jena).

Zunächst eine Ueberraschung. Man hat sich daran gewöhnt, in Gmelin den Schöpfer einer neuen Form des historischen Romans zu sehen; Temudschin, Alarich, Kaiser Friedrich II. tauchte er nacheinander aus den Pergamenten der Geschichte in den schillernden Strom seiner Phantasie — und nun erscheint in Novellenformat die ganz private Liebesgeschichte eines deutschen Mexikoarchäologen mit einem Indiomädchen. Gmelin ist auch diesem Stoff gewachsen. Die Seele des Naturkindes in ihrer rätselhaften Schönheit, ihrem unberechenbaren Wechsel von scheuer Verschlossenheit und leidenschaftlichem Ausbruch, beschränktem Kinderstn und eindringendem Ahnungsvermögen und schließlich ihr Verwachsen-

sein mit der mexikanischen Heimat, deren fremde Farben lockend aufglühen — dies alles samt dem zwingend tragischen Ausgang des innigsten Verhältnisses bildet eine wohlgelungene Ganzheit. Die Verwandtschaft dieser Erzählung mit jenen großen Geschichtsromanen ist doch unverkennbar: hier wie dort bewährt sich Gmelins besondere Fähigkeit, sich in fremde Welten einzufühlen: zeitlich oder stofflich fremd, außerhalb des Heute oder außerhalb des Europäisch-Bürgerlichen.

Otto Flake, „Christa" (S. Fischer, Berlin).

Ein erstaunlich ähnlicher Fall! Flake, der beliebte Verfasser von Romanen, in denen internationale Gesellschaftsmenschen hochkultivierte Gespräche führen und verwickelte Lebensprobleme möglichst unbürgerlich zu lösen versuchen, schreibt einen — „Kinderroman". Und um diese Geschichte der sechs ersten Lebensjahre der kleinen Christa, vor allem ihrer Erlebnisse in den Tiroler Bergen unfern Bozen, mag mancher seiner Verehrer alle bisherigen Romane hingeben. „Tiere sehen dich an", „Kinder sehen dich an", das „Mädchen von Zacatlan" sieht dich aus Tier- und Kinderaugen an, und diese kleine Christa gehört in die gleiche Reihe. Geradeaus, leuchtend, frisch gewaschen und unwiderstehlich wie Christa selbst ist Flakes reizende, märchendurchsetzte Erzählung.

Alice Berend, „Das Gastspiel" (S. Fischer, Berlin).

Frau Reichmann-Böhlke, einstmals — aber schon vor sehr geraumen Jahren! — namhafte Sängerin der Elsa von Brabant, jetzt längst Mutter eines erwachsenen Sohnes, erhält in aller Form ein Gastspielangebot nach Amerika. Diese Aufregung! — Wie wird das werden? — Sie ahnt es nicht, die Gute, daß das Ganze ein kaum in seinen sämtlichen Folgen erwogenes Attentat des liebenden Gatten Böhlke ist, der alle Mittel aufbietet, ihr so spät noch einen längst begrabenen Künstlertraum zu erfüllen. Wer etwas ungemein Vergnügliches, Weltkrisenproblementrücktes, und doch ganz von munterer Gegenwart Getragenes lesen will, der sehe selbst, was für eine Kette von drollig verzweifelten Ereignissen die treffliche Alice Berend aus diesem Vorwurf entwickelt und noch rechtzeitig in Wohlgefallen auflöst. Er wird es nicht bereuen.

Ilse Faber, „Herr Poehlmann reist" (Br. Cassirer, Berlin).

Wohin reist Herr Poehlmann? Nach Helsingfors, um in Finnland pharmazeutische Artikel an den Mann zu bringen, mit einem überall Anstoß erregenden wunderlichen Musterköfferchen. Er macht nicht das geringste Geschäft und sieht sich statt dessen das Land an. Gerät unter Spritschmuggler. Lernt die Welt in jeder Hinsicht von einer anderen Seite kennen, als sie sonst einem so harmlosen deutschen Geschäftsreisenden geläufig ist. Für Ilse Faber ist dieser von einem unbegreiflichen Erlebnis zum andern geschubste Poehlmann nur der Anlaß, ihre glänzende, ausgesprochen impressionistische Schilderungskunst triumphieren zu lassen. Sie fängt Menschen, Dinge, Geräusche, Gerüche und Gesichte mit einer solchen Griffsicherheit auf, daß es eine Lust ist; diesmal, anders als in ihrer „Silbernen Kugel", auch mit einem überlegenen, unaufdringlich sachlichen Humor durchsetzt. Die Atmosphäre Finnlands, des Meeres, der Schären und der Felsenstadt flimmert bestrickend durch ihr Buch. G. Stecher.

# Besprechungen

Ernst Kantorowicz: „Kaiser Friedrich II.", 2. Bd. Verlag Georg Bondi, Berlin 1931.

Mit dem vorliegenden Band bietet Kantorowicz den ganzen wissenschaftlichen Apparat seiner das staufische Jahrhundert umfassenden universellen Geschichtskenntnis. Die amtlichen Verwalter der historischen Wissenschaft[1]), welche zu früh das geniale Schauen und Bilden dieses Forschers mit den Mitteln ihrer philologisch-kritischen Kombinatorik zu messen begannen und zu verwerfen bereit waren, werden erstaunen ob der gebändigten Fülle dieses Materiales und der durchdrungenen Weite solchen Stoffes. Was an Quellen und Forschungen das Zeitalter der Hohenstaufen hervorgebracht hat, ist diesem Gelehrten fast lückenlos gegenwärtig, und wenige werden gleich ihm eine solche Gelehrsamkeit mit soviel ordnender und gestaltender Kraft verbinden. Der Ruhm seiner Darstellung, die einen neuen Morgen der Geschichtsschreibung eröffnet hat, ist längst in alle Weiten gedrungen. Wir haben heute nur auszusprechen, daß auch sein Quellenbuch den maßgeblichen Führer für alle Forschungen zu bilden hat, welche die römisch-deutsche Geschichte zwischen 1200 und 1250 behandeln.

Aus der Fülle des vorgelegten Materials greifen wir einen Abschnitt heraus, der die Arbeitsweise des Verfassers an einem wichtigen Gegenstande beleuchtet und „Staatsmetaphysik" überschrieben ist. Dieser liefert die Belege für das vom Kaiser in seinem Liber augustalis entworfene Bild des Justitiakaisers, des idealen Monarchen, wie es schon Aegidius Romanus in ähnlicher Weise aufgestellt hatte. Im Liber augustalis heißt es: Opportet igitur Caesarem fore iustitie patrem et filium, dominum et ministrum. Als der „mittlere Teil" bezeichnet sich der Kaiser selbst, die media pars, zugleich über und unter den Gesetzen stehend, Vater und Sohn, Herr und Knecht der Justitia. Dies ist der „Angelpunkt des ganzen Denkens und Wesens sowohl des kaiserlichen Hofes wie des Kaisers selbst". Sein Gesetzgeberrecht kommt ihm unmittelbar von Gott: der herrscherlichen Haltung Antrieb, welche wir nach himmlischem Ratschluß empfangen haben.

„Die Justitia primär als eine durch den Staat strömende Kraft, d. h. sie dynamisch zu begreifen, ist das wesentliche Neue im Staat Friedrich II." Der Kaiser wird als das Herz des Staatskörpers betrachtet, dessen Blut die Glieder durchpulst. Er ist das „Oberste Bewegende", das Summum Movens: und solchermaßen sind die Fürsten der Völker erschaffen durch die zwingende

[1]) Der Besorgnis der historischen Wissenschaft vor dem Eindringen der „imagination créatrice" in die Bereiche der positivistischen Gelehrsamkeit hat Albert Brackmann in seinen Bemerkungen zum 1. Bande des vorliegenden Werkes Ausdruck verliehen. (Hist. Ztschr. B. 140/141.) Seine Befürchtungen, daß das schöpferische Bild Kaiser Friedrichs II. von seinem Biographen auf falschem methodischen Wege gewonnen sei, wurden freilich durch den Hinweis beseitigt, daß auch die österreichischen Generale „nach Montenotte, Lodi, Arcoleund Riva gleichfalls argumentierten, die Schlachten seien zwar gewonnen, jedoch auf methodisch falschem Wege."

Notwendigkeit der Dinge selbst nicht weniger als durch den Geist göttlicher Voraussicht. Dies ist der Ursprung jeder echten Herrschaft; sie ist gottgewollt, gottunmittelbar und notwendig in sich selbst. Hiermit sind der Staat und die Einherrschaft auf sich selbst gestellt, längst vor dem Wiedererwachen der aristotelischen Weisheit, daß der Mensch von Natur ein animal sociale sei. Diesem monarchischen Staat wird „die Errettung der Menschheit, ja der ganzen Schöpfung zugesprochen"; denn „durch den Sündenfall sind überhaupt Herrscher und Staat zur Notwendigkeit geworden, während im Stande der Unschuld Adam sein eigener König war".

Im Zentrum dieser Lehre steht der Satz, daß die representata per hominem celestis imago sich erfülle im Dienst des die Justitia verkörpernden Herrschers. Dieser ist das menschliche Abbild der Gottheit und „als Mensch über die Menschen gesetzt". Auch bei Thomas von Aquino heißt es: der Sinn der Gerechtigkeit erheischt, daß die geringer sind, ihren Oberen folgen. Dessen Voraussetzung aber ist die Annahme, daß der Herrscher der rex justus ist, in welchem Pax und Justitia, arma et leges verbunden sind. Diese imperiale Heilslehre empfängt ihre höchste fast frevelhafte Form in einer Schilderung, welche des Kaisers Kanzler Petrus von Vinea als denjenigen preist: auf dessen Fels gegründet werde die kaiserliche Kirche, da der herrscherliche Geist erstarkt beim Mahle mit den Jüngern.

Wie sehr die kultliche Erhöhung des Justitiakaisers von päpstlicher Seite als Hybris empfunden wurde, zeigt ein Wort vom Tode Friedrichs II. „Friedrich, der Finsternisse Sohn, einstmals Kaiser, ward vom Herrn mit eiserner Rute und mächtigem Arm geschlagen. Es jubeln die Himmel und die mütterliche Kirche, von härtester Fron des Pharao befreit." Dagegen stehe die Feier dieses Unterganges aus dem Munde des königlichen Manfred: Es sank aber der Welt Leuchte, die strahlte ob den Völkern, es sank die Sonne der Gerechtigkeit, des Friedens Mehrer starb. —

Von den beigegebenen zehn Exkursen mag derjenige über die kaiserlichen Augustalen (vgl. auch die Tafeln des Buches) am ehesten das gewonnene Bild erweitern. Es wird der Nachweis erbracht, daß tatsächlich die Pariser Augustus-Münze der kaiserlichen Augustale am meisten entspricht, „zumal auch hier der Adler mit dem ganz zur Seite herumgerissenen Kopf" und den eingerollten Schwingen sichtbar wird." Auch die Porträtähnlichkeit dieser Münze wird eingehend erörtert, und Pasquale Papas Behauptung abgetan, die Augustalen seien nur sklawische Nachbildungen eines Cäsarenporträts. Die Münzen von Como und Bergamo zeigen unverkennbar das Brustbild des Kaisers — la faccia sua grande colorita — und wörtlich heißt es bei Tholomeus von Lucca: Moneta wird sie genannt, weil sie den Geist ermahnt (monet), daß kein Trug unter Menschen geschehe, auf daß des Cäsars Bild im Menschen wohne wie Gottes Bild. Diese neue Münze war geschaffen, das Gedächtnis des kaiserlichen Namens und das Bild seiner Herrlichkeit zu bewahren, wie es im Münzprivileg von Tortona zu lesen ist. —

Aus der Fülle des Gespendeten konnten wir nur einige Seiten lösen, nicht ohne Erstaunen, in welchem Maße selbst Quellen-

kritik und Literaturbericht das geistige Bild stützen und erhöhen, wenn von einem gemeistert, der mit dem Blick in das Herz der Dinge, nicht totes Wissen häuft, sondern das Falsche verwirft und richtet, das Echte aber in den lebendigen Umlauf des von ihm gestalteten Geschehens reißt. Dr. Fritz Cronheim.

## Theater

### Berliner Theater

Man darf nicht glauben, daß die Krisen- und Katastrophenerscheinungen, unter denen das Berliner Theaterleben wie nie vorher zu leiden hat, nur die Privatbühnen träfen. Natürlich muß auch das Staats-Theater seinen Etat innehalten und möglichst viel herauswirtschaften. Im Sinne der Publikumswerbung ist deshalb das Wiederauftreten von Werner Krauß (den wir ruhig den größten Schauspieler der Gegenwart nennen dürfen) im Staatlichen Schauspielhaus von größter Bedeutung. Lange mit den Aufnahmen zum York-Film beschäftigt, konnte Krauß wohl nicht gleich mit einer großen neuen Aufgabe belastet werden; also wird die Jeßnersche Wallenstein-Inszenierung erneuert. Wiederum steht das „geräumte“ Lager ohne Menschen in merkwürdigem Gegensatz zu den arabeskenhaften Betonungen im eigentlichen Drama: ganze Scharen von Knaben als Pagen, Auftrittszeremoniell mit Standarte und Begleitpersonal, und wiederum sind viele Striche nicht nur konzentrierend, sondern auch erschwerend. Aber es interessiert heute weit mehr die Leistung von Krauß als Wallenstein: er legt, schon in den Piccolomini, die Rolle auf die Haltung fest, die ihn beinahe der Welt schon entrückt erscheinen läßt, als lange er wirklich in die Sterne, weit über diese Welt hinaus; und wenn Krauß-Wallenstein den Abfall des Oktavio erfährt, dann sinkt wirklich sein Körper zusammen; wenn er vom Versuch, die Truppen zu halten, zurückkommt, ist es, als ginge der Gebeugte dem Tod entgegen. Gegenüber der früheren Inszenierung Jeßners, in der Ebert, nun Intendant der Städtischen Oper, den Oktavio spielte, blieb Walter Franck in dieser Rolle stiller, nur beobachtender, während Ebert damals den hohen Lagewert dieses Vertreters der Loyalität betonter gab. Der Max war mit Hans Otto besetzt; das ist gewiß ein Schauspieler von wohltuendem Temperament; was aber nützt dieses Temperament für die künstlerische Gestaltung, wenn das Sprechen so vernachlässigt und in ein so gleichmäßiges Schreien ausgeartet ist, daß dieser Schauspieler am Schluß statt Steigerung nur noch Ueberschreien bieten konnte. Hört das nicht der Regisseur? Wie herrlich hob sich gegen diese unkünstlerische Kraftprobe der ausgezeichnet gesprochene, gegliederte, aufgebaute Bericht ab, den Heinrich Schnitzler als schwedischer Hauptmann vor Thekla zu erstatten hatte. Buttler, in den Händen Heinrich Georges, in der Maske mehr pommerscher Gymnasialdirektor i. R. als Oberst, war in einem Ausmaß akzentuiert, wie es das Drama kaum noch verträgt; und stellenweise spielte George sogar Krauß in den Hintergrund. Krauß ist dem Ensembel des Staats-Theaters eingeordnet, er bekommt in Kürze eine Rolle in Billingers „Rauhnacht“, es wird niemand geben, der dem Staats-Theater nicht

einen günstigen Aufstieg aus dieser neuen Verpflichtung wünschen würde.

Aber wie soll er kommen, wenn an anderer Stelle mit plumper Hand alles zerschlagen wird? Im Staatlichen Schiller-Theater gab es einen nicht eben anmutigen Theaterskandal bei der Uraufführung eines Stückes von Fred Neumeyer: „Die Herde sucht". Das Publikum wartete nicht erst bis zum Schluß, sondern begleitete bereits im Verlauf des Abends die besonders mißglückten Szenen mit energischem Pfeifen und lauten Rufen der Unzufriedenheit. Ein Sektiererstück aus dem Proletarierviertel Berlins. Der Besessene, der Epileptiker heilt Kranke und stiftet eine Religion. Er kommt ins Gefängnis. Dann wird die Sache „aufgezogen". Eine Frau nimmt die Angelegenheit in die Hand; mit Versammlungen, Chören, Sitzungen, Zeitung und so. Der — plötzlich sogenannte — „Vater" wird kaltgestellt, sein Wort, seine „Lehre" verdreht man ihm ins Gegenteil, und wenn am Ende die Massen, mit roten Fahnen, zum Preise ihres „Vaters" aufmarschieren, da wendet sich nicht nur der „Vater" enttäuscht ab, sondern auch das Publikum. Frau Kohle und Otto Grünhut — — das sind die beiden führenden Personen, mit denen Betrieb und Besessenheit, Geschäft und Idee gegeneinanderstehen. Das sind auch die großen schauspielerischen Leistungen des sonst so schlimmen Abends: Maria Koppenhöfer zeichnete die verkniffene, zielbewußte Proletarierfrau scharf und überzeugend. Bernhard Minetti hat man endlich eine tragende Rolle gegeben, und er führte sie mit wahrer Besessenheit durch, gegen Ende nicht mehr so stark wie im Anfang, offenbar beeinträchtigt durch die Verstimmung im Publikum. Sehr wesentlich mitschuldig an dem Durchfall dieses freilich ganz ungekonnten, ganz undramatischen, nicht einmal begabten Stückes ist Jürgen Fehlings Regie; er hat das dünne Stück ins Breite ausgewalzt, und Episodisches, wie die Blumenszene, bewies, daß kein Augenmaß für Ausbalancierung bestand. Da das Staats-Theater zur Zeit keinen Dramaturgen hat, muß man wohl annehmen, daß das Stück von einem Bühnenarbeiter beurteilt worden ist. Erträgt der Etat der Staats-Theater einen so kostspieligen Mißerfolg? Der Bühnenvolksbund hat es abgelehnt, für seine Mitglieder diese Aufführung abzunehmen. Man kann, wie dieser Autor, ein guter Kunsthistoriker, vielleicht auch ein begabter Lyriker sein, aber als Dramatiker hat dieser Neumeyer vorerst jedenfalls völlig versagt.

Es hat in den letzten Wochen in Berlin nicht an Uraufführungen gefehlt. Aber keine von ihnen ist ein Erfolg gewesen. Merkwürdigerweise kam das Sektiererproblem noch einmal auf die Bühne. In Reinhardts Kurfürstendamm-Theater wird Ilse Langners Historie: „Die Heilige aus USA." durch eine raffinierte theatralische Wiedergabe gerettet. Ein schwaches Stück, das eigentlich überhaupt nur eine bilderbogenhafte biographische Skizze ist um jene Mary Baker-Eddy, die Stifterin der „Christian Science". Ilse Langner, in Berlin früher schon mit einem dürftigen Stück zu Wort gekommen, bemüht sich, den Aufstieg dieser Frau zu zeigen, die Religion und Dollar, Geist und Gold, Predigt und Schwindel zusammenkuppelte. Nichts ist gestaltet, alles ist Aneinanderreihung, das Ganze ein Monolog

der Agnes Straub; und mit ihrem ungewöhnlichen Können, mit ihrer hellen Geistigkeit, mit der sicheren Ausnutzung ihrer großen Mittel gestaltet diese Frau in einer bewunderungswürdigen Leistung das, was die Verfasserin eben nur angedeutet hat. Weil das Stück leer ist, baut der Regisseur Ludwig Berger von außen her Arabesken an: große Aufzüge, Chöre im Zuschauerraum, Film, Projektionen — — alles Füllsel, die, mit einer harten Geräuschmusik von Ernst Toch, den Zuschauer überrennen sollen. Eine erregte Erörterung entspann sich um das Stück, weil die christliche Wissenschaft glaubte, wegen „Gotteslästerung" den Staatsanwalt rufen zu sollen. Bestimmt hätte er sich diesem Ruf versagt, versagen müssen, da ja diese Sekte nicht durch die Gesetze als „Religion" geschützt ist. Man hat dann auch klugerweise von Klage oder Anzeige abgesehen.

Fast noch größeren Aufwand hat man im Deutschen Theater mit einem ausgesprochen schlechten Stück getrieben: „Geschichten aus dem Wiener Wald." Verfasser ist Oedön Horvath, dem Zuckmayer kürzlich den Kleist-Preis gegeben hat. Man kann von der Inflation dieses Kleist-Preises ebenso sprechen wie von einer Zuckmayer-Inflation. Wenn man den Namen Kleists nun schon mißbräuchlich benutzt, um kleine Halbtalente zu „krönen" — — indes: darüber müßte man ausführlich ein ernstes Wort sprechen. Zu dem besonderen Fall Horvath ist zu sagen, daß dieser an den Rockschößen Zuckmayers emporgekletterte Autor uns schon einige schwache Stücke beschert hat. „Volksstück" nennt sich der Bilderbogen. Es wird der „Fröhliche Weinberg" nach Wien verlegt. Wien, das in Walzer und Tonfilm sich in aller Süße und Weichheit anbietet, soll entglorifiziert und seines Nimbus entkleidet werden. Ein Mädchen wird verlobt, verliebt sich dann auf den ersten Blick mit einem Luder von Kerl, einem Schieber und Nichtstuer; das Kind dieser wilden Ehe wird von der Großmutter beseitigt, und nachdem der Liebhaber auf das Mädchen auch verzichtet hat, kann der ehemalige Bräutigam, ein in Goethe bewanderter Fleischer, sich wieder einstellen; auch ihr Vater, der sie verstoßen hatte, wird versöhnt. Zwei Beispiele für Begabung und Takt des Autors: in einem richtigen Stück von heute darf das Klosett nicht fehlen. Hier wird es so verwandt, daß eine blinde Baronin von ihrer Schwester verwiesen wird, weil sie das Klosett verstopft habe, sie soll es in Ordnung bringen. Und: das Stück lebt streckenweise von einem nach Wien verschlagenen preußischen Studenten, den man mit „Heil" und all den Dingen lächerlich zu machen sucht, die sich der kleine Moritz als „national" vorstellt. Auch sonst fallen über Preußen ein paar liebliche Sachen! Trostlos in der geistigen Armut und Genügsamkeit ist dieses Stück. Aber unter Hilperts Regie wurde eine wahre Verschwendung mit schauspielerischen Kräften getrieben: Lucie Höflich herrlich als anreißerische ältere Dame mit lebhaften Frühlingsgefühlen, herrlich Frida Richard als harte Engelmacherin, herrlich Paul Hörbiger als Rittmeister, sehr wienerisch und anmaßend-charmant, herrlich Hans Mosers Vater, der nachhalf, wo der Verfasser nichts zu sagen hatte. Sehr scharf zeichnete Carola Neher die Braut, Peter Lorre brachte für den weich-gemeinen Alfred nicht allzuviel

mit. Kein Wunder, wenn man mit solchen schmierigen Stücken die Theaterkrise nicht überwindet, sondern sie nur vergrößert.

Die dritte Uraufführung bei Reinhardt: in der Komödie ein neues Stück von Molnar: „Jemand". Damals, in „Eins, zwei, drei", hatte Molnar aus einem Chauffeur einen Kavalier machen lassen. In seinem neuen „Spiel" wird aus Niemand: Jemand; d. h. Molnar setzt einen Grafen in die Welt, der gar nicht wirklich da ist, der nur in seinen Attributen lebt: Kinderschuhe, Fotos, Boxhandschuhe, Briefe usw. machen ihn dann sogar so lebendig, daß dieser Graf, der niemals lebte, verspätete Alimente zahlen muß. Die ganze „Schöpfung" unternimmt ein Großgauner für seine Tochter und läßt in dem Augenblick den Grafen in Argentinien sterben, als seine Tochter für ihre große Liebe die Freiheit wieder braucht. Den eleganten Hochstapler — wer kann ihn sicherer treffen als Albert Bassermann, dem man die Freude am Erfinden, an Einfällen anmerkt. Berlin kann diesen großen Schauspieler merkwürdigerweise immer wieder für längere Zeit entbehren, und man hätte ihm schon eine bedeutendere Aufgabe gewünscht, als diese in einem mageren, im Dialog freilich sehr witzigen Stück.

Der große Coup Reinhardts soll noch in nächster Zeit kommen: seine Inszenierung von „Hoffmanns Erzählungen" im Großen Schauspielhaus; davon wird später zu sprechen sein.

Es ist symptomatisch für den immer schlimmer werdenden Zustand der Berliner Privattheater, daß man „auf Teilung" spielt. Meinhard und Bernauer haben sehr schnell wieder mit dem Theaterspielen aufgehört und ihr Theater in der Stresemannstraße an ein „Kollektiv" überlassen, eine „Gruppe alter Schauspieler", die unter des erfahrenen A. E. Licho Regie ein sehr spannendes, knappes, unterhaltendes Stück geben: „Kopf in der Schlinge", von J. Bradley; ein Stück, das, mit happy end, einem Staatsanwalt klarmacht, was es heißt, durch Indizien in Mordverdacht zu kommen. Bravo! darf man sagen zu Stück und Aufführung, die von Käte Haack, Ernst Deutsch, Paul Otto getragen wird.

Dr. Klein ist mit seiner umbesetzten „Jungen Liebe" in die Tribüne übergesiedelt, und das hier mit so gutem Erfolg gegebene Stück „Die Waterloobrücke" von Rob. E. Sherwood zieht ins Lessing-Theater. Ein Kriegsstück, und man bekommt eine leise Angst. Aber dann entwickelt sich ein Stück Liebesgeschichte und Liebesschmerz zwischen einem naiven Soldaten und einer hellen, ehrlichen Straßendirne, die sich nicht an den Mann mit dem reinen Herzen hängen will. Das bekommt durch Matthias Wiemanns klare, männlich-kindhafte Art und Grete Mosheims kecke, verdeckende Sicherheit ungemein viel Lebensnähe. Barnowsky hatte für Klöpfer eine schöne Rolle gehabt in dem „Kapitalist" von Jules Romains. Dieses im Deutschen Künstler-Theater gegebene Stück konnte nur von einem Franzosen sein, weil nur in Frankreich jemand mit dem Geld so herumwerfen darf, wie es hier geschieht, wo ein Professor einen Scheck zurückgibt, weil er glaubt, zu hoch honoriert zu sein; wer könnte es sich sonst leisten, ein Loblied der Armut zu singen! Klöpfer gibt hier den Kapitalisten, den überraschend

reich gewordenen Mann, der sich aber für Geld kein Glück kaufen kann, und dem also nichts übrigbleibt, als — — weiter Kapital zu erwerben. Klöpfer war so breit, so phantasiegeladen, so gierig, so gezügelt und doch so ausladend, daß ihm zu folgen ein Vergnügen bot. Entzückend neben ihm Dagny Servaes, die ein provinzielles dummes Eheweib mit wundervoller Blödheit schuf. Aber gewiß hat Barnowsky tief aufgeatmet, als der große Erfolg mit „Nina" kam; oder genauer: mit der Massary. Das Stück ihres Schwiegersohnes Bruno Frank behandelt eine sehr einfache Angelegenheit: ein Filmstar, der durch ein Double, eine im Aeußeren der Künstlerin ähnliche Statistin, für Steh- und Wehaufnahmen entlastet wird, zieht sich vom Beruf ganz zurück, um das Los stillen Familienglücks mit dem Mann zu teilen. Fritzi Massary spielt nun diese Doppelrolle: den Star und die Vertreterin. Sie steigert sich den Erfolg (ihrer zweiten Sprechrolle) dadurch, daß sie die lebhafte, ordinäre, unbedeutende Statistin möglichst weit von der Diva distanziert, und jene gelingt ihr um vieles besser als diese; denn sie hat Gelegenheit, ihr Können, ihre artistische Kraft hier in vollem Umfang zu entfalten, am gelungensten in der Schlußszene, als das Double aus Hollywood zurückkehrt und sich die schönsten Bildungs- und Taktblößen gibt. Das wird denn wohl eine Weile vorhalten.

Das angekündigte „Deutsche Nationaltheater" ist inzwischen eröffnet worden; mit der Uraufführung von Hans Kysers Schauspiel „Es brennt an der Grenze". Zugegeben: das Stück ist dichtungsfern und keine Gestaltung, ist Material-Ausbreitung, wo man Form fordern müßte; zugegeben: die Aufführung ist — trotz Hans Mierendorff, trotz der guten Begabung Bibertis, trotz Ernst Behmers ausgezeichneter, vielleicht bester Leistung — im Niveau nicht das, was man in Berlin bieten muß, um sich, auf solchem Posten, genügend Respekt zu schaffen, so bleibt das eine ein großes Verdienst: von einer Berliner Bühne herab gezeigt zu haben, was der Unsinn des polnischen Korridors an katastrophalen Wirkungen herbeiführt; und davon weiß man leider in Berlin allzu wenig. Das Stück hetzt nicht und läßt auch die zu Worte kommen, die zur Ruhe mahnen, die da sagen: wir müssen uns fügen. Als der Schulmeister der Erregung entgegenhält, die Regierung habe gewiß viel nach Genf berichtet, und der Bauer erwidert, er wisse nicht, wo Genf liege, aber es müsse jedenfalls sehr weit weg von der Weichsel sein — — da hatte das Stück in der Tat ins Schwarze getroffen. Jedoch: nur wenn die Aufführungen ein solches Niveau erreichen, daß sie auch den Kreisen in Berlin interessant genug erscheinen, die dem Gedanken dieses „Deutschen Nationaltheaters" fernstehen, nur dann wird diese Gründung in Berlin Bedeutung erlangen. Und — nicht wahr? — das nächste Mal werden wir mit einer „ungefähren Anwesenheitsliste" doch wohl verschont werden; welche niederländischen und sonstigen Prinzen oder Verlagsdirektoren der Vorstellung beiwohnen, das wollen wir nämlich gar nicht wissen.

Der Tod Arthur Schnitzlers hat die deutschen Bühnen, die sich zur Feier seines 70. Geburtstags rüsteten, aufgerufen, ihm die Totenfeier zu bereiten. Die Volksbühne begann.

Die Wahl war gut; denn der „Grüne Kakadu“ ist ein ausgezeichnetes Stück, das noch lange lebendig bleiben wird. Leider war es dem Regisseur Dr. Stark nicht gelungen, die Atmosphäre einzufangen und jenen bezaubernden, unheimlichen Zweifel: ob Spiel, ob Wirklichkeit aufkommen zu lassen. Das Stück ist eine sehr schwere Regieaufgabe, ein Werk für einen Könner. Stark aber holte auch aus Rud. Forster, den er für den Henri zur Verfügung hatte, gar nichts heraus. In dem stimmungsmäßig völlig anders gelagerten „Kammersänger“ Wedekinds, den man folgen ließ, war Forster herrlich am Platz: resigniert in der Haltung, ein wenig fahrig in den Bewegungen, aber in der Künstlernervosität nicht schwach, im Probieren des Tons nachdenklich-versonnen. Franz Werfel sprach ein Gedenkwort für Schnitzler und machte aus seiner (begreiflichen) Abneigung gegen das „Zeittheater“ keinen Hehl, das ja gerade in der Volksbühne einen großen Verschleiß gefunden hat.

Wie richtig solch Protest ist, konnte man im Kleinen Theater feststellen, wo ein Herr Siegfried Neumann ein Stück „Scheidung“ zur Uraufführung bringen ließ; durch die „Spielgemeinschaft Berliner Schauspieler“, die schon mancherlei Böses hinter sich und auf dem Kerbholz hat. Herr Neumann entdeckt, daß wir eine Reform des Eherechts nötig haben. Wem sagen Sie das, Herr Zeitgenosse? Die Langeweile, die sich ausbreitete, erklärt sich daraus, daß der Autor über Nacht im Wachtraum zu dem Stück gekommen ist; er muß in der Tat halb geschlafen haben. Warum muß er, unkünstlerisch, diese alten Geschichten ausgerechnet von der Bühne her sagen lassen? Aber: eine Lösung finden, guter Herr, darauf kommt es an! Nur mit dem Hinweis auf Rußland verschonen Sie uns.

Böse, bitter böse, sieht es im Berliner Theater aus.

Hans Knudsen.

# Politische Korrespondenz

## Die Etappe von Basel.

Als im Jahre 1807 Prinz Wilhelm von Preußen in Paris weilte und dem Kaiser der Franzosen auseinanderzusetzen versuchte, daß Preußen die geforderte Kriegsentschädigung nicht aufbringen könne, unterbrach ihn Napoleon mit den Worten: „Die Kriegsentschädigung ist keine finanzielle, sondern eine politische Frage!“ Den gleichen Gedanken betätigt länger als ein Jahrhundert nach der Regierung Napoleons die dritte Republik gegenüber dem besiegten Deutschland. Seit dem sogenannten Frieden hört die französische Regierung nicht auf, von uns finanziell Unerfüllbares zu verlangen und nach Maßgabe des irgendwie Erreichbaren rücksichtslos beizutreiben. Zweck dieser Staatskunst der Ausraubung ist erst in zweiter Reihe das so gewonnene Geld; in erster Reihe kommt es den Franzosen darauf an, auf dem Umwege über den Ruin der deutschen Finanzen und der deutschen Wirtschaft das Reich politisch zu schwächen und womöglich zu sprengen.

Wir brauchen die früheren Stadien dieser Politik dem Leser nicht zu vergegenwärtigen; da alle darunter gelitten haben, sind sie auch von niemandem vergessen worden. Nur an folgendes sei kurz erinnert: Frankreich legte uns im Friedensvertrag sofortige Sachlieferungen auf, die weit über unsere Kraft gingen und ihrer Folgewirkungen wegen nicht verschmerzt werden konnten; es zwang dann den Minister Rathenau, durch Inflation eine Goldmilliarde Mark Kriegsentschädigung aufzubringen. Die Ermordung des Ministers, zu der die so verursachte Preisrevolution führte, kam den Franzosen erwünscht, weil sie das Reich moralisch erschütterte. Bereitete man in Paris doch schon die Besetzung des Ruhrgebiets vor. Reparationen, die dort angeblich dem böswilligen deutschen Schuldner abgezwungen werden sollten, konnten in Wirklichkeit aus dem Ruhrgebiet unmöglich herausgequetscht werden, aber weitere furchtbare Preisrevolutionen in dem wehrlosen Deutschland herbeizuführen, das gelang dem Quai d'Orsay dadurch. Er zeigte sich in der Wahl seiner Mittel ebenso beweglich, wie er in seinen Zielen starr ist. Das Reich durch Errichtung eines Rheinstaates unter separatistischer Regierung zu sprengen, war der französischen Diplomatie mißlungen, auch ließ sich die Zerstörung der deutschen Valuta nicht länger ausnutzen, da die Mark ihrer vollständigen Wertlosigkeit entgegenging und ein Umschwung kommen mußte. Aber wie aus der Vernichtung, so verstanden die französischen Staatsmänner auch aus dem Wiederaufbau unserer Finanzen politisches Kapital zu schlagen. Die Inflation, die durch die französische Politik unheilbar gemacht worden war, hatte das Betriebskapital der deutschen Wirtschaft vernichtet. Neues mußte von fremden Nationen geborgt werden. Die Franzosen hüteten sich, an diesen Geschäften nennenswerten Anteil zu nehmen; sie wollten wohl politische, aber nicht private Gläubiger Deutschlands sein.

Die französische Politik zog, wie gesagt, aus dem Wiederaufbau der Reichsfinanzen noch größeren Nutzen als vorher aus ihrer Zerschlagung. Das begrifflich sich Ausschließende wurde zur praktischen Wirklichkeit: Frankreich empfing aus Deutschland Summen, die dieses nicht aufbringen konnte. Die Lösung dieses Widerspruchs liegt darin, daß die von deutschen Privaten im Ausland aufgenommenen Gelder

der Reichsbank die Devisen einbrachten, vermittelst deren die Reichsregierung die ihr durch den Dawes- und Young-Vertrag auferlegten Zahlungen leistete. Die für die Wirtschaft schlechthin zerstörende Härte der deutschen Steuerverfassung, die die Reichsregierung in den Stand setzte, die Devisen für die Ablieferung an Frankreich zu erfassen, ist gleichfalls mittelbar auf den alles vergiftenden Einfluß unserer westlichen Besieger zurückzuführen. Denn nichts hat zur Übersteigerung unserer Steuern mehr beigetragen als der Ruhrkrieg.

Die Kriegsentschädigung sei keine finanzielle, sondern eine politische Frage, hatte Napoleon gesagt. Er erblickte also zwischen dem finanziellen und dem politischen Interesse Frankreichs einen Gegensatz und sah das politische als das Höhere an. Heute versteht man es an der Seine, jenen Gegensatz aufzuheben und aus den einströmenden Geldtributen politische Waffen von der allergrößten Tragweite zu schmieden. Ob einmal in einem französisch-englischen Kriege französische Küsten-Artillerie englische Städte wirksam wird mit Feuer belegen können, ob London sich im schweren Ernst vor dem Abwurf von gallischen Bomben zu fürchten haben wird, steht dahin, erlebt jedoch haben wir, daß die Ballistik französischer Kreditkündigungen das Gold in den Kellern der Bank von England zum Schmelzen gebracht hat. Ein Kreislauf hat sich vollzogen, so merkwürdig, wie ihn die Geschichte noch nie gesehen hat: Die englischen Bankiers haben den Deutschen Geld geliehen, das auf dem Umwege über unsere Finanzämter in französische Hände gekommen ist. Die Franzosen legten die Schätze, mit denen sie im eigenen Land nichts anzufangen vermochten, zinstragend in der City an und riefen sie dann wieder ab. Sie haben durch dieses Spiel die englische Währung ruiniert, wie vorher durch die Rathenau-Milliarde und den Zugriff an der Ruhr die deutsche, wenn auch selbstverständlich jenseits des Kanals die Verwüstung nicht so entsetzliche Bilder zeigt wie in unserem unglücklichen Vaterland.

Wie in der Geschichte immer, so liegt auch hier nicht alle Schuld auf der einen Seite. Die wucherische Verstrickung der deutschen Wirtschaft in die Bande skrupelloser ausländischer Gläubiger hätte trotz der Machtsprüche von der Seine her vielleicht nicht einen ganz so großen Umfang angenommen, daß die Juli-Krise unser gesamtes Bankwesen und mehr über den Haufen geworfen hat, wenn uns nicht die Diktatur der Gewerkschaften gezwungen hätte, über unsere Verhältnisse zu leben. Ganz ebenso haben die Trade-unions eine Sozial- und Finanzpolitik ertrotzt, die durch Überkonsumtion der Massen den Notenumlauf um ein Fünftel, ja ein Viertel aufgebläht, die Kapitalvermehrung aber ins Stocken gebracht hat, so daß die City zur Aufrechterhaltung ihrer weltumspannenden Geschäfte wohl oder übel in Paris Anleihen machen mußte. Wie der nationale Hochmut der Franzosen, so gehört auch die soziale Selbstsucht der Gewerkschaften zu den reaktionären Gewalten, die der Fortschrittsgedanke wird in ihre Schranken verweisen müssen, wenn er sich in der Welt, in der wir leben, realisieren will. Nicht nur in der alten Welt verhält es sich so, sondern auch jenseits des Ozeans, wo die von Arbeiterführern und Unternehmern wetteifernd gepredigte Irrlehre, daß man durch ständige Erhöhung der Löhne die Kaufkraft immer stärker reizen müsse, viel zum Ausbruch der ökonomischen Krise beigetragen hat. Dank der aufgeblähten Prosperity und dem uferlosen Wohlleben breitester Volksschichten hat sich der durch den Krieg geschaffene Goldreichtum der Vereinigten

Staaten als noch immer nicht ausreichend für das Wirtschaftsvolumen gezeigt, und Gods own country hat genau wie die nicht auserwählten Völker in Paris borgen müssen. Pessimisten rechnen mit der Möglichkeit, daß die Machthaber an der Seine, wenn sie wollen, wie andere Valuten so den Dollar gleichfalls ins Gleiten bringen können.

Die mit so vielen öffentlichen Glücksgütern gesegneten Franzosen wohnen auch sozialpolitisch auf den Inseln der Seligen. Die französischen Sozialisten geberden sich unter der Führung von Leon Blum allerdings revolutionärer als die deutschen. Ebenso wie die Kommunisten drohen sie, den Parlamentarismus abzuschaffen und durch eine Diktatur des Proletariats zu ersetzen. Sie bringen diesen Überzeugungen insofern persönliche Opfer, als sie konsequent die ihnen von bürgerlicher Seite angetragenen Ministerposten ablehnen. Aber die sozialistischen Ideen haben auf die französische Gesetzgebung nur um so geringeren Einfluß. Ebenso wie die sozialistische Partei waren auch die Gewerkvereine in Frankreich von jeher minder mächtig, und so vermag sich dieses Land zu schützen gegen die sozialen Verirrungen, die fast überall im Bereich der Hochkultur soviel zur Verschärfung der Wirtschaftskrise beigetragen haben. Metternich hat vor einem Jahrhundert ganz richtig gesehen, als er äußerte, das Großbürgertum, an das nach der Vernichtung des Adels durch die Revolution die Herrschaft übergegangen sei, bilde eine Art neuer Aristokratie und sei fähig, Frankreich zu regieren. Diese Bourgeoisie wird noch heute von den Massen des französischen Volks als ihre mit ihnen verwachsene natürliche Führerin betrachtet. Diese soziale Einheitlichkeit des französischen Volks wirkt sich nicht bloß in der Innenpolitik mäßigend aus, sondern fördert auch die Kontinuität, die die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten der Republik auszeichnet. Die Debatte in der wieder zusammengetretenen Volksvertretung über die auswärtige Lage hat gezeigt, daß das Ministerium Laval oder jede andere Regierung, die das Spiel der parlamentarischen Intrige an ihre Stelle setzen mag, an den überlieferten Grundgedanken der nationalen Staatskunst festzuhalten imstande sein wird, ohne auf eine gefährliche parlamentarische Opposition zu stoßen.

Welches sind nun jene Grundgedanken, auf die aktuellen diplomatischen Fragen bezogen? Jeder, der von Finanzwissenschaft und Nationalökonomie etwas versteht, weiß, daß selbst das reiche Vorkriegs-Deutschland die rund zwei Milliarden jährlich nicht hätte aufbringen können, die uns der Young-Plan abverlangt, während der Dawes-Plan noch eine halbe Milliarde mehr erforderte. Diese Summen waren, als deutsche Rimessen angesprochen, genau so phantastisch wie die astronomischen Zahlen der Inflationsmünze. Nur waren es gar keine deutschen Rimessen, sondern solche aus aller Herren Länder, die bei uns bloß durchliefen. Allerdings nicht so wie die Ladung der Silberflotten durch Spanien, das trotz des massenhaft eingeführten Silbers und Goldes wirtschaftlich stagnierte, während dieses Edelmetall wie ein befruchtender Regen wirkte, nachdem die Spanier es an Franzosen, Engländer, Holländer und an unsere schlesischen Leinweber weitergegeben hatten: „Die Ketzerei beflügelt den Handelsgeist", sagte damals ein spanischer Jesuit grimmig. Ebenso haben die zahlreichen Milliarden, die nach der Stabilisierung der Mark in das Reich geflossen sind, nicht lediglich bei uns übernachtet, um sodann: „nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen vom Raub der Länder

groß", sondern ein Teil davon hat daneben dem nur durch fremdes Geld zu befriedigenden Bedürfnis gedient, die durch die Inflation von Betriebskapital entblößte Wirtschaft wieder anzukurbeln. Daß aber der deutsche Staat die ihm von den zinslüsternen Amerikanern Dawes und Young aufgebürdeten Tribute nicht würde erschwingen können, nicht einmal nach allerstärkster Ermäßigung, stand für jeden sachlich Urteilenden von vornherein fest. Frankreich hat nach dem Krieg von 1870 vier Milliarden Mark bezahlt und war durch die Invasion der Deutschen so wenig verarmt, daß ein großer Teil jener Summe im eigenen Lande aufgebracht werden konnte. Die Zinsen, die die vom Staat verkauften Rententitel trugen, gingen mithin vielfach an Franzosen, so daß Frankreich gewissermaßen das Geld nur von der einen in die andere Tasche steckte. Soweit Ausländer die Staatspapiere erwarben, konnten diese von den Franzosen, deren Wohlstand trotz des verlorenen Krieges stetig wuchs, zurückgekauft werden. Man brauchte jedoch in Paris die Hilfe fremder Kapitalisten sehr wenig, weil Frankreich an den Börsen des Auslandes reichliche Guthaben unterhielt, die zur Befriedigung der Sieger verwendet werden konnten.

Auch wir hatten beim Ausbruch des Weltkrieges gewaltige Forderungen an das Ausland. Was ist aus ihnen geworden? Praktisch gesprochen sind sie annulliert worden. Ueberhaupt haben wir bis zum Anfang der Zahlungen nach dem Dawes-Plan einer äußerst vorsichtigen Schätzung zufolge schon 20 Milliarden Goldmark den Siegern übermittelt. Daß das deutsche Volk nach diesem Ausbluten außerordentlich bedeutende fremdländische Kredite hereinnehmen mußte, um wieder zu Kräften zu kommen, versteht sich von selber. Es war ja auch deshalb unvermeidlich, weil weitere Tribute von uns gefordert wurden. Als nun die internationale Wirtschaftskrise eintrat, immer größeren Umfang annahm und auch auf unsere Wirtschaft schädlich zurückwirkte, wurden die ausländischen Gläubiger Deutschlands selber geldbedürftig und verloren daneben mehr oder weniger das Vertrauen zur Sicherheit ihrer deutschen Außenstände. Die Folge war, daß den deutschen Banken mit einem Male alle nicht langfristig gebundenen Kredite des Auslands gekündigt wurden. Keine Nation hätte unter solchen Verhältnissen ihre Schulden bezahlen können, aber wie faßt die französische Presse diese Naturkatastrophe auf? Die gar nicht zu widerlegende Behauptung, daß die deutsche Privatwirtschaft im Ausland borgen mußte, damit der deutsche Staat die Tribute abtragen konnte, wird durch eine Flut von Redensarten und Invektiven hinwegzuspülen versucht. Die Zeitungen sind der genaue Ausdruck der Tendenzen der französischen Regierung. Ganz Frankreich stellt sich auf den Standpunkt, die Verschuldung deutscher Privatleute an das Ausland gehe die Mächte, denen die Reichsregierung für die Reparationen aufzukommen habe, gar nichts an. Deutschland habe dem Ausland Milliarden über Milliarden abgeborgt, um über seine Verhältnisse zu leben, und die ausländischen Bankiers, die diese ungeregelten Triebe befriedigt hätten, hätten sich für ihr hohes Risiko durch Wucherzinsen schadlos gehalten. Nachdem nunmehr der Verschwender insolvent geworden sei, möchten die Blutsauger selber zusehen, wie sie zu ihrem Gelde kämen; Frankreich bestehe auf dem vertragsmäßig festgelegten Neuen Plan; die Verpflichtungen des Reichs gegen andere Staaten müßten zunächst beglichen werden;

dann erst kämen die Kreditoren der deutschen Banken in England, Amerika und anderen Ländern.

Die Frage, ob ein Deutschland, das nicht Devisen genug habe, um Privatgläubiger und Reparationsstaaten zusammen zu befriedigen, erst diese oder erst jene bezahlen müsse, ist bereits bei den Verhandlungen über den Young-Plan erörtert worden. Damals herrschte allgemeine Uebereinstimmung über den Vorrang privater Verpflichtungen vor den politischen; heute erklären die Franzosen diesen Standpunkt für eine iniquité. Sie sprechen von „sogenannten politischen Schulden"; in Wahrheit seien die Verpflichtungen der Reichsregierung, die diese für den Wiederaufbau der verwüsteten Departements zu tragen habe, nachdem die französische Regierung zunächst die Unkosten vorgestreckt habe, geradezu heilig. Dieser heilige Tribut ist nach dem Neuen Plan ungeschützt, d. h. er muß ebenso wie die Zinsen für die Young- und Dawes-Anleihen, die an Privatleute aus aller Herren Länder verkauft worden sind, unter allen Umständen transferiert werden. Der geschützte Teil des Tributs braucht nicht transferiert zu werden, wenn die deutsche Regierung sich zahlungsunfähig erklärt und die Gläubigerstaaten nach Anhörung eines internationalen Ausschusses von Sachverständigen die Unfähigkeit des Reichs zur Anschaffung der nötigen Devisen als dargetan annehmen.

Jener Sachverständigenausschuß von Bankiers ist nun in Basel, als dem Sitz der B.J.Z., zusammengetreten. Ministerpräsident Laval hat gegen den Wunsch des Kabinetts von Berlin darauf bestanden, weil er betonen wollte, daß den Bestimmungen des Hoover-Feierjahres über sein zeitliches Ende im nächsten Hochsommer hinaus keine moralische Geltung zukomme. Das Hoover-Feierjahr sei ein bloßes Intermezzo; der auf Verträgen beruhende Neue Plan sei trotz der Intervention des amerikanischen Präsidenten nie hinfällig geworden, wenn auch Frankreich in seiner Großmut dem Deutschen Reich gewisse Erleichterungen seiner Last bewilligt habe. Wolle Deutschland eine Anerkennung seiner Zahlungsunfähigkeit erwirken, die über das Schulden-Feierjahr hinausreiche, so müsse es sich des im Neuen Plan enthaltenen Instanzenzuges bedienen.

Daß diese Gedankengänge, die durch den allgemeinen Vertrauensschwund in den Grundlagen ihres wirtschaftlichen Daseins erschütterte Menschheit auf neue Irrwege führen, ist klar. Schon im vorigen Sommer ist die entschlossene Initiative des Oberhaupts der Union ihrer seelenentspannenden Auswirkungen zum guten Teil dadurch beraubt worden, daß Frankreich den ungeschützten Teil der Annuitäten nicht nachlassen wollte und sich nach endlosem Feilschen schließlich bloß dazu verstanden hat, ihn gegen Zinsen zu stunden. Der Layton-Bericht hat damals in lapidaren Sätzen festgestellt, daß Deutschland nicht bloß geholfen, sondern daß ihm im wohlverstandenen Interesse seiner Gläubiger auch schnell geholfen werden müsse. „Bis dat qui cito dat!" war der Sinn jenes schwerwiegenden Dokuments. Da aber alle Kreditoren Deutschlands ihre Schritte nach denen des allmächtigen Frankreich abmaßen, kam aus dem Bericht Laytons praktisch doch nichts heraus als das fragwürdige Basler Stillhalteabkommen, das die in der deutschen Wirtschaft eingefrorenen höchst anständig zu verzinsenden Kredite am 29. Februar 1932 fällig werden läßt. Wenn wir auch durch das Schaltjahr einen Tag gewonnen haben mögen — ziemlich die einzige Kulanz, mit der man unseren Banken entgegen-

gekommen ist —, bezahlen können wir die Milliarden doch nicht. Zwar haben wir trotz des Rückgangs der Ausfuhr einen Ueberschuß der Handelsbilanz. Das hat eine ganze Reihe von Gründen. Der Verfall der nationalen Konsumtionskraft treibt unsere Fabrikate über die Grenze. Ferner: Die Schrumpfung der Industrie zieht eine Mindereinfuhr von Rohstoffen nach sich. Diese sind auf, vielfach unter den Vorkriegspreis gesunken, so daß sie die Debetseite der Handelsbilanz erheblich weniger als vorher belasten. Schließlich hat sich der englische Markt durch vermehrten Ankauf deutscher Erzeugnisse auf die bevorstehende Tarifreform eingerichtet. So steht es mit unserer Handelsbilanz, der aber die Zahlungsbilanz nicht entspricht. Denn wir müssen die unentbehrlichen Rohstoffe und Genußmittel, die wir fremden Ländern entnehmen, bar bezahlen, weil man den verrufenen Deutschen nur noch selten Kredit gibt. Dagegen bezahlen uns unsere Kunden schleppend — man denke an die langsichtigen Russenwechsel, die mit 25 Prozent Diskont gehandelt werden. So ist es um den Devisenvorrat der Reichsbank trotz gewisser Anzeichen der Gesundung nach wie vor nicht gut bestellt. Eine durchschlagende Besserung darf in absehbarer Zeit kaum erwartet werden, denn in England, Frankreich, überall werden neue Zollmauern gebaut oder alte erhöht. Soeben hat sich die britische Regierung Vollmacht geben lassen, bis zur parlamentarischen Verabschiedung des neuen schutzzöllnerischen Tarifs die bestehenden Zölle, die teilweise der heimischen Industrie schon hohen Schutz gewähren, enorm zu erhöhen. Wenige Stunden nach der Vollziehung dieses Antidumping-Gesetzes erließ der Handelsminister Runciman, ein Liberaler, eine Verordnung, gemäß der gewisse Halb- und Fertigfabrikate mit einer Abgabe von 50 Prozent ad valorem belegt werden. Der durchschnittliche Einfuhr-Wert jener Artikel war im Jahr 400 Millionen Mark; darauf kommen von nun an 200 Millionen Mark neuen Zolls! Viele dieser Waren wurden bisher in erheblichen Mengen von Deutschland nach Großbritannien ausgeführt, und der Rest unseres Exports nach diesem Königreich ist von protektionistischen Maßregeln bedroht, die vielleicht noch einschneidender sein werden.

Gewiß können wir, wie das die Union prompt getan hat, Retorsionen über die britische Ausfuhr verhängen, aber dieses ganze Drängen der Nationen nach geschlossenen Handelsstaaten ist für das kapitalarme Deutschland verhängnisvoll[1]). Wir brauchen ausländisches Geld zum Ersatz für das geraubte nationale Betriebskapital und können es nur durch steigende Warenausfuhr verzinsen und amortisieren, aber schon unser sinkender Export erscheint den anderen Ländern unter dem Druck der Wirtschaftskrise als zu groß. Die Franzosen freilich erkennen das Dasein einer Wirtschaftskrise nicht an, wenn es sich um die deutschen Reparationen handelt. In dem Laval-Hooverschen Kommuniqué durfte nicht von Krise, sondern nur von Depression gesprochen werden. Für die Dauer der sogenannten Depression, unter der Deutschland leidet, will die französische Regierung gewisse, noch im Unbestimmten schwebende Modifikationen des Neuen Plans zulassen, aber mit der Maßgabe, daß die Reparationen des Reichs die Priorität vor den Schulden der deutschen Privatleute haben sollen. Erst nach zähem Widerstand hat die französische Regierung der deut-

[1]) Vgl. den Aufsatz von Walter Treuherz: „Greater Britain" in dieser Nummer.

schen das Zugeständnis gemacht, daß der Antrag des Reichs auf Nachprüfung seiner Zahlungsfähigkeit den Bankherren in Basel das Recht nicht verschränken soll, neben den Reparationen die privaten Auslandsschulden in Betracht zu ziehen. Da Frankreich sich hierauf nur unter Vorbehalt seiner Rechte eingelassen hat und im übrigen dem Basler Ausschuß lediglich beratende Befugnisse zustehen, hat Frankreich wiederum wie im Sommer nach dem Vorgehen Hoovers die Schuld einer künstlichen Verlängerung der Vertrauenskrise auf sich geladen. Früher pflegte man zu sagen, gegen den Willen dieser oder jener Macht könne in Europa kein Kanonenschuß abgefeuert werden; die Franzosen sind heute anspruchsvoller; weder finanziell noch wirtschaftlich, noch politisch, erklärt der „Temps", könne heute auf dem Erdenrund irgend etwas, was den Absichten Frankreichs zuwiderlaufe, geschehen.

Das ist leider nur zu wahr; doch bleibt die Frage offen, ob nicht Frankreich, wenn es seine erpresserische Reparationspolitik zu weit treibt, den eigenen Absichten entgegenarbeitet. Abgesehen davon, daß die weitere geldliche Bereicherung Frankreichs erstrebt wird, will man an der Seine Deutschland schwach erhalten und die moralischen Bande, die seine Stämme umschlingen, immer weiter lockern. Im 17. und 18. Jahrhundert verfochten die französischen Staatsmänner die These, daß die Sicherheit Frankreichs auf „dem System des Westfälischen Friedens" beruhe; in der Gegenwart sind die Vorortverträge für sie das System, das dem gleichen Zweck dient. Aber System und Umsturz sind Begriffe, die sich keineswegs gut miteinander vertragen, und Baldwin hat im Hause der Gemeinen die Franzosen mit Recht daran erinnert, daß sie Gefahr liefen, in Deutschland das Chaos heraufzubeschwören, wenn sie sich auf die Priorität der Reparationen vor den Privatschulden versteiften und dadurch der deutschen Wirtschaft jeden Kredit abschnitten. Nach den Sitzungen des Basler Komitees mit seiner bloß beratenden Zuständigkeit wird irgendwo die Reparationskonferenz zusammentreten, die das Recht des Beschließens hat. Auf ihr wird Frankreich mit seinem Anspruch auf Fortdauer der Reparationen hoffentlich isoliert sein. Wir dürfen erwarten, daß die Basler Experten unsere Unfähigkeit, noch weitere Tribute zu leisten, bezeugen werden. Sie werden sich auch, ob es den Franzosen nun innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Neuen Plans zu liegen scheint, ohne über diese Zwirnsfäden zu stolpern, mit der Frage beschäftigen, wie Deutschland seine privaten Auslandsschulden bezahlen kann, zumal es absurd wäre, an Reparationen überhaupt nur zu denken, wenn zusammen mit dem deutschen Kredit die deutsche Steuerkraft aufhörte.

Die Vernunft, die in den Dingen liegt, streitet für uns und auch der consensus omnium scheint sich auf Deutschlands Seite zu neigen, nichtsdestoweniger stellen die Abschüttelung der würgenden Lasten und der Wiederaufbau des Kredits uns nach wie vor die schwersten diplomatischen Aufgaben. Die französische Diplomatie weiß sehr wohl, warum sie den Young-Plan nicht fahren läßt, obwohl er unanwendbar geworden ist. Deutschland wird unter allen Umständen — daran waltet nirgendwo ein Zweifel ob — den Zinsendienst der Dawes- und Young-Anleihen versehen, aber es kann weder die geschützten, noch die ungeschützten Annuitäten länger bestreiten, auch nicht nach dem — übrigens unabsehbaren — Ende der sogenannten Depression. Nun ist jedoch, wenn sich das Reich als zahlungsunfähig erweist, an dem Schicksal der geschützten Annuitäten letzten Endes Amerika interessiert,

und die Franzosen beobachten mit Genugtuung, wie Hoovers Stern sinkt. In beiden Häusern des Kongresses hat er die Mehrheit verloren, und daß seine Partei ihn bei der bevorstehenden Präsidentenwahl wieder aufstellt, ist kaum zu erwarten. Die Franzosen freuen sich schon auf die wilden Kämpfe, die unter der Einwirkung der ökonomischen Krise jener Wahlfeldzug den Vereinigten Staaten bringen wird. Wenn sie die amerikanischen Dinge in dieser erfreulichen Perspektive sehen, herrscht für sie Krise, nicht bloß Depression. Ob also von Washington her ein zweiter Vorstoß gegen den Young-Plan kommen wird, und ob er, wenn er wirklich geführt werden sollte, sich nicht als Schlag ins Wasser erweisen wird, das sind Fragen, die der Deutsche nicht ohne Beklemmung an das Schicksal stellt. In Paris ist man um so optimistischer, als man hier zu wissen glaubt, daß der Besuch des Außenministers Grandi in der Union keineswegs dazu beigetragen habe, eine antifranzösische Einheitsfront erstehen zu lassen. Die leitenden Männer in Washington — so behauptet man an der Seine — hätten Grandi zu verstehen gegeben, daß nach ihrem Urteil Italien kein für den Gang der Dinge in Europa irgendwie bestimmender Faktor sei; auch müsse es die Zweifel an der Ehrlichkeit seines Friedens- und Abrüstungswillens ausräumen. Wie es sich mit den Gesprächen, die der Außenminister der Faschisten mit den Republikanern am Potomak geführt hat, auch verhalten mag, jedenfalls scheint es, daß Grandi auf dem gewaltigen Geldmarkt am Hudson die dringend gewünschte Anleihe nicht bekommen hat. Das ist für die Franzosen der entscheidende Punkt, denn ihre Diplomatie gegenüber Italien ist im Einklang mit der oben zitierten Äußerung des „Temps" über die politische, wirtschaftliche und namentlich finanzielle Vorherrschaft Frankreichs auf die Überzeugung eingestellt, daß die lateinische Schwester wie schon so oft in der Vergangenheit so auch in Zukunft wieder in Paris werde borgen müssen, daß die geldliche Abhängigkeit von Frankreich als unentrinnbares Schicksal über dem Faschismus und seiner Außenpolitik schwebe. Emil Daniels.

---

**Eine große Auswahl neuer Bücher und Geschenkliteratur finden unsere Leser in den diesem Heft beiliegenden Prospekten folgender Firmen:**

**Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Engel & Loeche — Berlin-Friedenau**
**Carl Reißner, Verlag — Dresden**
**Verlag Ullstein — Berlin SW 68**
**Verlag für Literatur und Politik — Wien-Berlin**

**Wir bitten um besondere Beachtung dieser Prospekte.**

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43